GEISTLICHE POETEN DER DEUTSCHEN KAISERZEIT

Wilhelm Scherer





QUELLEN UND FORSCHUNGEN

ZUR

SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE

DER

GERMANISCHEN VÖLKER.

HERAUSGEGEBEN

VON

BERNHARD TEN BRINK UND WILHELM SCHERER.

I.

GEISTLICHE POETEN DER DEUTSCHEN KAISERZEIT.

ERSTES HEFT.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1874

GEISTLICHE POETEN

DER

DEUTSCHEN KAISERZEIT.

STUDIEN

VON

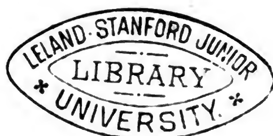
WILHELM SCHERER.

ERSTES HEFT.

ZU GENESIS UND EXODUS

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER

LONDON
TRÜBNER & COMP
1874.



Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt.

RICHARD HEINZEL

IN ALTER FREUNDSCHAFT

ZUGEEIGNET.

VORWORT.

Die vorliegenden Studien sind eine Gelegenheitsschrift und machen keine höheren Ansprüche. Ich wollte die Sammlung der Quellen und Forschungen, zu deren Herausgabe ich mich mit ten Brink verbunden habe, nicht ohne einen eigenen Beitrag beginnen lassen und wählte dazu ein Thema, das mich seit lange beschäftigt und auf dessen abschliessende Erörterung ich wohl leider verzichten muss.

Ich habe mich im Sommersemester 1865 auf Anlass eines in Wien gehaltenen Collegs eingehend mit der Litteratur des elften und zwölften Jahrhunderts beschäftigt. Die Resultate dieser Beschäftigung begann ich in der Abhandlung über Williram vorzulegen: im Sommer 1866 wollte ich die Untersuchung über die Genesis zu Ende führen, und S. 3—14 des vorliegenden Heftes konnten meiner damaligen Aufzeichnung entnommen werden. Immer aber schob sich anderes dazwischen, und ich musste mich endlich entschliessen, einfach herzugeben, was ich habe und wie ich es habe, fertiges und unfertiges: mag es wenigstens andere zu tiefer dringender Forschung anregen. Meiner ganzen Betrachtung der Litteratur des zwölften Jahrhunderts fehlt noch die umfassende Untersuchung der Reime, die man freilich nicht blos auf Reinheit oder Unreinheit hin führen darf, sondern in steter Rücksicht auf den innigen Zusammenhang mit der gesammten poetischen Technik. Ich verweise auf das vorliegende Heft S. 35—37 und auf meine in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie erscheinenden Deutschen Studien II.

Ein weiteres Heft der Geistlichen Poeten wird hoffentlich im October erscheinen können, und eine zusammenfassende Skizze der deutschen Dichtung im elften und zwölften Jahrhundert ist so gut wie abgeschlossen. Der zweite Theil der Quellen und Forschungen bringt, damit von vornherein auch neuere deutsche Litteratur vertreten sei, eine Publication über Johann Georg Jacobi von meinem Freunde Ernst Martin, dessen willkommene Theilnahme uns dauernd an die frohe Zeit nachbarlichen Verkehrs und collegialen Zusammenwirkens am Oberrhein erinnern soll.

Eine Anzahl der nächstfolgenden Hefte wird Strassburger Dissertationen enthalten. Auf diese ist es bei unserem Unternehmen eigentlich abgesehen, wenn auch die lose Form desselben, der weite Plan und die Selbständigkeit der einzelnen Theile das Hinzutreten anderer Arbeiten möglich und wünschenswerth macht. Dass es zweckmässig ist, wenn Dissertationen in den regulären buchhändlerischen Betrieb aufgenommen werden und dass dies leichter geschieht, wenn sie nicht vereinzelt, sondern in zusammenhängender Reihe auftreten, das bedarf wohl keines näheren Beweises. Wir aber glauben ausserdem in dem Interesse der Universität zu handeln, der wir angehören, wenn wir uns bemühen, für unser Fach und die zunächst angrenzenden Gebiete ein Gesammtbild dessen aufzustellen, was hier versucht und geleistet wurde. Wenn nicht alles gelingt, wie man es erstrebte, wer darf darüber klagen?

Strassburg, 2. Juli 1874.

WILHELM SCHERER.

ZU GENESIS UND EXODUS.

VERHÆLTNIS DER HANDSCHRIFTEN UND BEARBEITUNGEN.

Die Wiener Handschrift 2721 enthält nach Hoffmanns Verzeichnis S. 3:

I. (1^a—129^b) die poetische Bearbeitung der Genesis.

II. (129^b—158^a) einen prosaischen Physiologus.

III. (159^a—183^a) die poetische Bearbeitung der Exodus, am Schlusse unvollständig, zu ergänzen aus der Millstätter Handschrift.

Im Jahre 1829 erschien in Graffs Diutisca 3, 22—39 der Physiologus; S. 40—112 ein Theil der Genesis.

1830 in Hoffmanns Fundgruben 1, 22—37 wieder der Physiologus.

1837 in Hoffmanns Fundgruben 2, 9—101 Genesis und Exodus. Vergl. J. Grimm Kl. Schr. 5, 280.

1837 in Massmanns Deutschen Gedichten des zwölften Jahrhunderts S. 235—342 nach der Reihe Genesis Physiologus Exodus. Vergl. J. Grimm Kl. Schr. 5, 283.

Der älteste Theil ist die Genesis. Ueber ihr Verhältnis zum Original vergl. vorläufig Diemer Genesis und Exodus Bd. I S. XVIII.

Der Physiologus ist eine Bearbeitung des Pseudo-Chrysostomus, treuer als die alte, Denkm. Nr. 82. Vergl. Victor Carus Geschichte der Zoologie (München 1872) S. 113. 137.

Genesis und Physiologus wurden in eine Handschrift vereinigt. Die christliche Deutung der Thiere, begin-

1*

nend mit dem Löwen, schien sich gut an das Ende der Genesis anzuschliessen, wo im Segen Jacobs Judas mit dem Löwen verglichen und dieser auf Christus gedeutet wird. Die Thierbilder des Physiologus waren vermuthlich aus dem lateinischen Original herüber genommen. Illustrationen der Genesis wurden hinzugefügt.

Diese Bilderhandschrift erhielt eine, von Bildern entblösste, Vermehrung in dem jüngeren Gedichte der Exodus. Vergl. unten den Abschnitt über die Herkunft der Handschrift.

Das Ganze wurde einer Bearbeitung unterzogen. die Reime der Genesis reiner gemacht, der Physiologus aus Prosa in Verse gebracht, die Exodus wesentlich nur wiederholt.

Diese Bearbeitung eröffnet die Millstätter Sammelhandschrift, jetzt im Besitz des Kärntnischen Geschichtsvereins zu Klagenfurt. Der Physiologus ist 1846 in Karajans Sprachdenkmalen des zwölften Jahrhunderts S. 71—106; Genesis und Exodus von Diemer 1862 herausgegeben. Vergl. Germania 8, 247—252. 466—482. 482—489. 9. 213—217.

Auch die Vorauer Sammelhandschrift altdeutscher Gedichte enthält eine Behandlung der Genesis, auf Bl. 74ᵃ—87ᵈ. Dieselbe ist herausgegeben von Diemer Deutsche Gedichte des XI und XII Jahrhunderts (1849) S. 1—69 mit Ausnahme des letzten Stückes, der Geschichte Josephs in Aegypten, die er 1865 in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie 47, 636 ff. 48, 339 ff. (als fünften Theil der Beiträge zur älteren deutschen Sprache und Litteratur) nachlieferte.

Die Vorauer Genesis ist eine totale Umarbeitung der Wiener Genesis, nur der Joseph in Aegypten (I Mos. c. 37—50) blieb im wesentlichen dasselbe Gedicht.

Was sich daran in der Vorauer Hs. anschliesst, hat mit der alten Exodus nichts oder wenig zu thun. Es ist ein besonderes am Schlusse verstümmeltes Gedicht, das ich den Vorauer ‚Moses' nenne.

Der soeben ausgesprochenen Meinung steht die Ansicht von Wackernagel entgegen.

Wackernagel (Litteraturgeschichte S. 158) vermuthet

Priorität der Vorauer. Bearbeitung. Drei Verfasser hätten nach ihm, der erste Genes. c. 1—36, der zweite die Geschichte Josephs, der dritte was darauf folgt, wie wir es in der Vorauer Handschrift kennen, in Reime gebracht. Der Dichter des mittleren Stückes habe dann seinen Antheil nach vor- und rückwärts erweiternd auch die früheren Capitel der Genesis und den Anfang der Exodus umgedichtet, und sein Werk liege uns in den Wiener Büchern Moses vor.

Zu Wackernagels Meinung stimmt es ganz genau, wenn Diemer in seiner Ausgabe des Joseph gefunden zu haben glaubt, der Text desselben gehe in der Vorauer Handschrift dem der Wiener rücksichtlich des Alters und der Originalität offenbar voran.

Aber gleich die erste Zeile bei Diemer flösst Bedenken gegen die Richtigkeit dieser Behauptung ein. In der Wiener Hs. lautet sie: *Jâcob begunde bûwen in deme lante Chanaan*, in der Vorauer: *Jâcob pûwen began in deme lande ze Chanân*. Es scheint doch nicht zweifelhaft, dass in der letzteren Lesart der Reim *bûwan: Chanaan* vermieden werden sollte. Wenn umgekehrt Diemer in der Wiener Hs. als Motiv der Aenderung mitunter die Herstellung reinerer Reime geltend macht, so scheinen nur Zufälligkeiten ihn zu teuschen. Die Wiener Hs. leistet vielleicht das Höchste an unreinen Reimen, was in irgend einem altdeutschen Gedichte beobachtet werden kann: wie soll man sich nun plötzlich vorstellen, dass sie an dem Reime *gewante: bestanten* Anstoss genommen hätte (Diemer zu 831)? oder an *chunne: minne* (1129) oder *bruodere: muodir* (470) oder *unlange: ennen* (306)? an Reimen also die selbst in Denkmälern, welche sich bei weitem weniger Freiheit gestatten, durchaus keinem Anstande unterliegen würden?

Ebenso wenig haben die übrigen von mir sorgfältig nachgeprüften Argumente Diemers mich irgend überzeugen können. Ohne sie alle einzeln vorzuführen und mich mit ihnen aus einander zu setzen, will ich nur beispielsweise auf die Anmerkung zu Z. 775 hinweisen. Da liest die Vorauer Hs. *michele wunne si heim prâhten*, die Wiener: *michele wunne hine heim prungen*. Diemer selbst führt den Nachweis, dass

die ablautende Form des Perfectums von *bringen* in dieser Zeit und im Ahd. überhaupt äusserst selten sei. Anstatt aber daraus zu schliessen, dass der Vorauer Schreiber oder ein Vorgänger von ihm die gewöhnlichere Form an die Stelle der selteneren gesetzt habe, soll umgekehrt der Urheber der Wiener Hs. oder ihrer Quelle um des Reimes willen das seltenere *prungen* eingeschwärzt haben. Die Stelle beweist vielmehr für das Gegentheil von Diemers Ansicht, wie mir scheint.

Das gleiche ist Z. 852 der Fall. ‚Der Reim *chôme: schiere* scheint *W*. (der Wiener Handschrift) nicht genügt zu haben, bemerkt Diemer, weshalb der Bearbeiter *chôme: sliume* setzt.' Aber wer die Millstätter Umarbeitung der Genesis mit ihrem Originale verglichen hat, dem muss aufgefallen sein, dass wiederholt das in *W* häufige Adverbium *sliumo sliume* durch ein anderes ersetzt und überhaupt gemieden wird. Die Vorauer Hs. hält es hierin wie die Millstätter: Z. 281 zerstört sie den Reim *troume: sliume,* indem sie unbekümmert *sliume* durch *palde* ersetzt. Und selbst Diemer hat nicht umhin gekonnt, die höhere Ursprünglichkeit von *W* an dieser Stelle anzuerkennen, indem er *sliume* in den Text aufnahm. Er hätte sich zu demselben Verfahren in Z. 852 entschliessen müssen. Er hätte dann auch erkannt, dass in Z. 724 die nähere Uebereinstimmung mit dem Grundtexte auf Seite von *W* ist und dass hierin ebenso dessen Ursprünglichkeit sich bewährt wie z. B. in dem Zusammentreffen des Reimes von Z. 302 *W* mit Diem. 28, 11.

Aus dem Gesagten ergibt sich, dass Wackernagels Bestimmung des Verhältnisses der beiden Bearbeitungen nicht stichhält. Ueber die Exodus s. unten, über die Vorauer Genesis im zweiten Hefte näheres.

SECHS VERFASSER DER WIENER GENESIS.

Die von Wackernagel angenommene Sonderstellung der Geschichte Josephs wird sich uns doch hier auf abweichendem Wege bestätigen.

Den Uebergang zu demjenigen Theile der Erzählung, worin das Hauptinteresse sich um Joseph dreht, machen in *W* die wunderlichen Reimpaare:

> **Daz an dem buoche stât geschriben,**
> **daz muozzen wir sumelîchez uberheven:**
> **chunde wir jouch wol scopphen*,**
> **sô scolte wir doch ettewaz uberhupphen.**

Wunderlich nenne ich diese Aeusserung, weil sie so wie wir sie an ihrer Stelle lesen, auf den ersten Blick unverständlich scheint. *Daz buoch* ist der Bibeltext der Genesis. Was jenen Worten vorhergeht, beruht auf c. 35 der Genesis, es endet wie dieses mit dem Tode Isaaks. Was jenen Worten folgt, zunächst dass Esau und Jacob sehr befreundet wurden und wie es Esau weiter ergangen, ist geschöpft aus c. 36. Unmittelbar daran schliesst sich vollständig und ausführlich c. 37. Nur allerdings die Geschlechtstafel derer die von Esau abstammen, ist in der That übergangen. Aber dergleichen wird stets und durch die ganze Arbeit hin grundsätzlich weggelassen. Und viel bedeutendere Gegenstände

---

* Vergl. Jacob Grimm Kl. Schriften 5, 280. Die unzweifelhaft richtige Erklärung ‚dichten' gibt auch das Mhd. Wb. 2, 2, 75. Aber seltsamer Weise wird noch immer langes ô geschrieben, als ob ein ô im Ahd. und Mhd. ô bleiben könnte und nicht zu uo werden müsste. Das richtige sagt schon Wackernagel Litteraturgesch. S. 41.

wie die Zerstörung Sodoms und Gomorrhas finden sich mit keiner Silbe berührt. So in der Geschichte Abrahams noch manches andere. So desgleichen im unmittelbar vorausgehenden die Geschichte wie Esau eine Frau nimmt, Genes. c. 28, 6 bis 8. Wie kommt also der Dichter dazu, eine solche Bemerkung einzuschalten an einem Orte, wo sie keinen besonderen Sinn hatte? Und wenn sie im allgemeinen ausdrücken sollte, dass Auslassungen bei der ganzen Arbeit vorgekommen, weshalb steht sie nicht an solcher Stelle, dass ihr jeder Leser diese allgemeine Beziehung wirklich geben konnte?

Den letzteren Sinn wird sie doch wohl haben. Und herrühren wird sie von einem Pedanten, der womöglich jedes Wort des Textes in seine Verse mit aufnehmen wollte und sich nur zu den nothwendigsten Concessionen an die Einheit des Stoffes, die die Poesie verlangt, verstehen mochte; der aber — und das ist das wichtigste — an dieser Stelle erst zu dichten anfing. Nur so werden jene Worte verständlich, nur als eine Art Programm eines Fortsetzers bieten sie der Auffassung keine Schwierigkeit.

Noch an zwei Stellen hält es derselbe Autor für nothwendig, uns darauf aufmerksam zu machen, dass er etwas auslassen oder nicht auslassen wolle (Massm. Z. 5749. 5827) und an der einen derselben verweist er wie hier bescheiden auf eine vollkommenere Kunst als die seinige.

Vielleicht charakterisirt auch die Bemerkung (Hoffm. 52, 25; Massm. 3432)

Esâû was ein rîche man
in vihe jouch in hîwan,
daz er in aller hêrscefte
ne hête gebresten,

den Fortsetzer oder vielmehr den neubeginnenden Dichter: sie gründet sich an dieser Stelle nicht auf die Schrift und würde von demselben Dichter, der die paar hundert unmittelbar vorhergehenden Verse verfasst hatte, als bekannt vorausgesetzt worden sein.

Hat ein aufmerksamer Leser die Wiener Genesis bis an die eben besprochenen Stellen durchgelesen, indem er den Vulgatatext als die Quelle gelegentlich zu Rathe zog und

verglich. und theilt er die vorgetragenen Ansichten über den Eingang des Abschnittes von Joseph: so werden sich von diesem Puncte aus im Rückwärtsblicken manche Ungleichmässigkeiten der Behandlung und Bearbeitung, die er nothwendig wahrgenommen haben muss, sehr bald aus der Sphäre der blossen Wahrnehmung in die eines wissenschaftlichen Problems erheben. Und wie alle Probleme zunächst sich zwischen ihren möglichen Lösungen unschlüssig hin und her bewegen, so wird es sich in diesem Falle darum handeln, ob die empfundenen Schwankungen des Styls und der Methode der Bearbeitung auf die wechselnde Laune eines einzelnen Dichters zurückgeführt werden können, oder ob nicht wie für den Joseph, so noch für andere Partien des verhältnissmässig doch ziemlich umfangreichen Werkes besondere Verfasser nothwendig oder mit überwiegender Wahrscheinlichkeit angenommen werden müssen.

Beschränkten sich die Verschiedenheiten der Darstellung auf Gradunterschiede der Trefflichkeit, so könnte dem mittelmässigeren Talente eines Dichters in mancherlei Abstufungen bald dieses gelungen, bald jenes mislungen sein. Fielen die Ungleichmässigkeiten des Stils mit Verschiedenheit der Gegenstände zusammen, so hätte die eingeschränkte Begabung eines und desselben Verfassers hier das ihr entsprechende Feld gefunden, dort es verfehlt. Zeigten sich rasch hinter einander in kleineren Partien die Veränderungen der Erzählungsweise, so dürfte die blosse Laune eines mit ungleicher Lust und intermittirender Begeisterung seinem Gegenstande nur halb hingegebenen Bearbeiters Vieles, wo nicht Alles verschuldet haben. Wäre ein allmäliches Umschlagen der Schreibart, sei es zum Besseren, sei es zum Schlechteren, sei es überhaupt nur zu einem Anderen zu beobachten, so könnte auf- oder absteigende Entwicklung, wachsende Kunstvollendung oder abnehmende Fähigkeit die Leistungen unseres Schriftstellers bald in entgegengesetztem Sinne zu beeinflussen scheinen. Und selbst wenn grosse Massen durch die Individualität ihrer Form sich von einander sonderten, so wäre es erlaubt, falls sie nur in einheitlichem Sinne als Stufen einer und derselben Entwickelung sich auffassen liessen, an Unterbrechungen und

Rückkehr, an zeitliche Verschiedenheit der Abfassung zu denken und an der Einheit der schaffenden Persönlichkeit festzuhalten.

Aber nichts von alledem erweist sich bei vorurtheilsloser und unbefangener Prüfung als möglich. Mehrere der hypothetisch hingestellten Gesichtspuncte vermengen sich und durchkreuzen sich unter einander. Ein und derselbe Dichter müsste von einer ausführlichen und belebten, dabei im Verlaufe sichtlich schwächer und ärmer werdenden, ja sich selbst wiederholenden Manier zu einer äusserst kurzen und gedrungenen, von dieser wieder zu einer ausführlichen, aber meist trockenen und leblosen Manier übergegangen sein. Er müsste zuerst ein begeisterter Prediger, dann ein Nachahmer des kurzangebundenen aphoristischen Volksgesanges, dann Schüler eines breiteren, gleichfalls volksthümlichen epischen Styles gewesen sein. Er müsste den Text zuerst erweitert, dann verkürzt, dann wieder erweitert haben. Er müsste theologischen Interessen zuerst hingegeben, dann entfremdet, dann wieder hingegeben sein.

Ich weiss nicht, ob es vielleicht jemand gelingen könnte, eine derartige Dichterpersönlichkeit, welche ihre wechselnden Eigenthümlichkeiten sämmtlich nach der Reihe in dem Rahmen eines poetischen Productes von kaum vierthalbtausend Versen zur Geltung brächte, unter den manigfaltigen wunderbaren und scheinbar oft widerspruchsvollen Ausgeburten unserer späten durchgebildeten und hochcultivirten Zeiten nachzuweisen. Und das thatsächliche Vorkommen von Charakteren, welche aus verlornen Lappen anderer in sich vollendeter, nur gleichsam bunt zusammengenäht und gestückt zu sein scheinen, kann nicht in Abrede gestellt werden. Das aber leugne ich bestimmt, dass es erlaubt sei, solche Schriftstellercharaktere ohne weiteres Bedenken in die Zeit einer eben erst aus unscheinbaren Anfängen und tastenden Versuchen sich neu bildenden Litteratur, wie wir sie im elften Jahrhundert vor uns sehen, zurückzuversetzen. Auf den beinahe oder gänzlich erklommenen Gipfeln der Cultur erheben sich Persönlichkeiten, welche jede für sich eine eigene Gattung darstellen, auf dem unvermeidlichen Wege nach abwärts wollen nur kaleidoskopisch die Elemente dieser Gattungen zu Combinationsgestalten sich zusammenfinden: aber am Fusse, im Be-

ginne des Emporsteigens, scheinen alle Individuen blos die Incarnationen ihrer betreffenden Gattung, und die Gattungen selbst treten wie die einfachsten Begrenzungen der einfachsten mathematischen Figuren auf die Bühne der Geschichte. Darum ist die Anonymität der Autoren in diesen ersten Zeiten allgemein.

Aus solchen und ähnlichen Erwägungen sehe ich mich gezwungen auf die Gefahr hin, dass der Vorwurf gedankenloser und vorschneller Anwendung Lachmann'scher Anschauungen und Lehren mir als einziges und für viele genügendes Argument entgegengehalten werde, das Resultat meiner Untersuchungen dahin zu formuliren, dass — den Dichter des Joseph mit eingeschlossen — sechs verschiedene Verfasser an der Wiener Genesis ihren theils grösseren, theils geringeren Antheil gehabt haben.

Ich will, ohne auf Erschöpfung aller überhaupt möglichen Gründe auszugehen, ohne den gleichen Grad von Sicherheit für alles Einzelne zu beanspruchen, und ohne auf allem mit gleicher Ausführlichkeit zu verweilen, in der Kürze jene sechs Poeten, soweit mir ihre Art klar geworden, etwas näher vorführen.

I.

Das erste Gedicht handelt von Schöpfung und Sündenfall (Genes. c. 1—3) und erstreckt sich vom Anfang bis S. 23 Z. 17 in Hoffmanns Fundgruben, Z. 1—1060 bei Massmann.

Wie fast alle mittelalterlichen Darstellungen der Ursprünge, beginnt es mit der Schöpfung der Engel, Lucifers Fall und dem Rathschluss, den Menschen zum Ersatz des zehnten Engelchores zu schaffen. Der Dichter verbreitet sich sehr behaglich über alle Einzelheiten und ist ein Mann von wirklich poetischer Kraft. Noch ganz episch, ohne jede Regung der Subjectivität, steht er seinem Stoffe gegenüber. Gemüthsbewegungen und Seelenvorgänge benennt er zwar, aber schildert sie nicht ausdrücklich als solche. Das äusserlich sichtbare dabei jedoch beobachtet er sehr vollkommen. Wie versteht er es z. B. uns die Zweifel Evas lebendig zu

machen, mit denen sie vor dem Baume steht und endlich nach der Frucht langt!

Der Teufel hat seine Verführungsrede gesprochen, der Dichter versichert, dass sie ihr Ziel in der That erreichte: denn Eva glaubte ihm, und das Unglück kam über sie.

Si begunde scouwen
ûf bi deme boume:
daz obez was êrlîch,
an ze sehen zierlîch —

nach Genes. 3, 6. Aber für das folgende gibt der Text nichts als: *et tulit de fructu illius* (*ligni*) *et comedit deditque viro suo qui comedit.* Während unser Verfasser schildert: „Wiederholt blickte sie die Frucht an, indem sie schnell das Auge wieder senkte; schwerer Zweifel ergriff sie, was sie thun solle, die Frucht pflücken oder auf dem Baume lassen. Da bezwingt sie die Lust, und sie nimmt einen Apfel in die Hand. Bald führt sie ihn zum Munde, bald zieht sie ihn wieder zurück. Endlich fasst sie sich ein Herz, und lächelt dem bösen Feinde zu, der Neugier unterliegend, thut sie einen Biss darein.“ (19, 5 ff. Z. 696 ff.)

Ich bin sehr weit entfernt, das Alles für grosse Poesie auszugeben. Aber man weise mir in den übrigen Theilen dieser Dichtung eine einzige Stelle auf, welche an lebendiger Aneignung des Stoffes der vorliegenden gleich käme: ich kenne keine.

Doch sehe ich, wie bei demselben Verfasser noch andre Stellen des Textes nicht minder reichlichen Zuwachs an Poesie erhalten. So wenn er den Kampf Michaels gegen Lucifer und seinen Anhang einem Wetter mit Regen vergleicht, das drei Tage und drei Nächte währt (11, 38 f. Z. 75 f.). So wenn Gott *der hêre werchman* (13, 25. Z. 220) bei der Schöpfung des Menschen *einen leim* nimmt: *alsô der tuot der ûz wahse ein pilede machet, alsô prouchet er den leim.* So wenn 21, 4 (Z. 870) von der Reue gesagt wird, es sei mit ihr, wie wenn man ein zerrissenes Tuch wieder zusammen nähe: „so lange es ganz war, sah es doch besser aus, wie trefflich es auch ausgebessert werde, man sieht doch immer die Naht.“

Und eine geschäftige Phantasie beweist sicherlich wem,

wie unserem Dichter, anstatt der Gesammtbegriffe die Fülle der Einzelanschauungen sich vor dem inneren Sinne darstellen. Man sehe z. B. was er aus dem kurzen Satze Genes. 1, 26 *et praesit piscibus maris et volatilibus caeli et bestiis universaeque terrae omnique reptili quod movetur in terra* 13, 5 ff. gemacht hat. Die ganze belebte und unbelebte Natur wird in ihren stärksten und gewaltigsten Repräsentanten, jeder einzeln der Macht des Menschen durch Gottes Wort unterworfen. Für den Teufel steht ihm eine ganze Reihe von Synonymen zu Gebote: *der ferwâzen, der ubil âtem, der ubile hunt, der wurm ungehiure.* Er ist überall reich.

Leider widersteht er bei dem Streben nach Detaillirung und ausführlicher Veranschaulichung nicht ganz der Eitelkeit, auch einige Gelehrsamkeit zur Schau zu tragen. Bei der Vegetation des Paradieses ergeht er sich in einer Masse von Baum- und Pflanzennamen, für die er irgend ein naheliegendes Compendium, etwa Isidor origg. 17, 8—10 ausgezogen haben muss. Die Notiz über die Lage des Paradieses 16, 38 kenne ich sonst nur aus dem Genesiscommentare des Remigius von Auxerre (Pez Thesaur. anecd. 4, 1, 13; vergl. Heinzels Heinrich von Melk S. 134).

Höchst merkwürdig ist der Einschnitt in der Mitte* des ganzen Gedichtes. Nachdem die Beschreibung des Paradieses mit den beiden Bäumen zum Abschluss gelangt, beginnt die Erzählung von neuem, und das im ersten Abschnitte vorgetragene wird, wenn auch kurz, so doch vollständig recapitulirt. Es schliesst sich daran erst das Verbot Gottes, von den Früchten des einen Baumes zu essen, womit dann die Erzählung des Sündenfalles eingeleitet ist.

Ich weiss mir die Zweitheilung nicht anders zu erklären, als dass die normale Dauer einer Predigt durch das ganze

* Hoffmann 17, 6. Nach Massmanns Zählung hätte das ganze erste Gedicht 1060, die erste Abtheilung fast genau die Hälfte, 531 Zeilen. Die Zählung aber ist nicht zuverlässig, gleich bei Z. 110 sind fünf Verse übersprungen. Dass ich gleichwol in der Regel nach Massmann citire und Hoffmanns Zählung nur gelegentlich beifüge, das gebe ich gerne dem Tadel preis: aber diese Langzeilen und doppelten Zahlen sind gar zu unübersichtlich und unbequem.

ohne Unterbrechung vorgelesene Gedicht zu weit überschritten worden wäre, und bei der Behandlung in zwei Vorträgen zu Anfang des zweiten an den wesentlichen Inhalt des ersten erinnert werden sollte. Wir werden ähnliches in der Vorauer Hs. II und XIV (II) kennen lernen.

Der Standpunct des Redners, der sich an eine grössere Menge wendet, ist durchweg festgehalten. In der ersten Zeile: *Nu fernemet, mîne liebon;* 12, 25 (138) *nu vernemet, lieben mîn;* 18, 45 (690) *nu sehet ze dem verwâzen.* Man erkennt die gewöhnliche Anrede *karissimi.*

Dem Charakter der Predigt entsprechend finden wir Ermahnungen und Betrachtungen eingeschaltet, dort natürlich am meisten, wo der Gegenstand den meisten Anlass bot. Bei der Schöpfungsgeschichte beschränkt sich das Element der Betrachtung auf formelhaft eingestreute Ausrufe der Bewunderung göttlicher Allmacht: *vil michel ist diu gotes chraft! vil gewaltich ist unser trechtîn! gote enist nieht unmaht!*

Bei der Geschichte des Sündenfalles dagegen galt es zu erklären, zu belehren, zu warnen. Dabei ist die Ansicht durchgeführt, dass auch nach der Uebertretung des Gebotes noch Verzeihung möglich war. Die Predigt steht hier im Dienste des Busssacramentes wie so oft. Der Sünder soll aufgefordert werden zur Reue und Bekehrung, er soll nicht verzweifeln als sei es zu spät.

Der Verfasser scheint den Commentar des Angelomus zur Genesis (Pez thes. anecd. 1, 1, 90 ff.) benutzt zu haben, der sich hier durchweg näher verwandt zeigt als z. B. der des Isidor, den Angelom an anderen Stellen oft wörtlich wiederholt.

Er motivirt, weshalb Gott den Adam rief, da er doch wusste, wo er war: *newan er frâgete umbe daz daz er hete missetân, uber is wolte in sîne gnâde gân.* Hätte er so gethan, so wäre er in dem Paradiese geblieben: 19, 36 ff. (764 ff.)

Angelomus: *Numquidnam divina potentia nesciebat, post culpam servus ad quae latibula fugerat? . . . Per hoc quod vocat signum dat quod ad poenitentiam revocat . . . Sed sciendum est quia ‚vocavit' et non statim eiecit. Hic itaque figuraliter ostenditur, quia quicumque a fide vel bonis operibus ad men-*

dacia sua et desideria labitur, non debet desperare, licet immensitate criminum sit oppressus.

20, 4 (785) *Adam sprach dô vil unsâlechlîcho.* Angelom p. 91 *miserrimo genere respondit.*

Und so sind auch zu 20, 10—13 (796—801) Stellen Angeloms vergleichbar (p. 91), der noch schliesslich p. 92 sagt: *Sic ergo . . . dum defendere peccatum suum moliuntur, vir per mulierem, mulier per serpentem auferunt quod humilitatis confessione delere poterant.*

20, 27 (830) ist zu lesen: *Ich wâne aller sunten* (nicht *dinge*) *daz houbet sî anegenge.* Auch diese Deutung des Hauptes der Schlange auf den Anfang der Sünde ist aus Angelom p. 94. Desgleichen die Deutung der Ferse des Weibes auf das Ende des Lebens. *Caput itaque serpentis est cogitatio inlicitae suggestionis, quam nos omni intentione atque manu sollicitae considerationis a cordis auditu funditus extirpare et ad petram, qui est Christus, allidere debemus. Calcaneum vero mulieris extremum est vitae nostrae tempus, quo diabolus nos acrius impugnare satagit, qui, cum ab initio deprehenditur, percutere calcaneum molitur.* Angelom erwähnt selbst zwei andere Deutungen und verweist auf Augustinus und Isidorus.

Auch die nähere Ausführung, welche der Dichter über die Versuchungen des Teufels gibt, entnimmt ihre Motive aus Angelomus p. 92. Aber die einheitliche wohlgelungene Schilderung des Menschen, der seine Unschuld verliert, ist sein Eigenthum. Er deutet damit gleichsam seine treffliche Erzählung von Evas Sünde ins allgemeine um, und diese Symbolik ist tiefer und wahrer als der gewöhnliche allegorische Kram der Bibelerklärer. Dieser Dichter dringt bis auf den Grund der menschlichen Seele vor.

Im weiteren erzählt er: Gott habe nach dem Fluche über die Schlange noch eine Weile gewartet, ob Mann und Weib nicht reuig ihre Sünde bekennen wollten. *Leider sine wolten, wante sine solten: in ir alten rede si stuonten . . .* Als Gott lange genug gewartet hatte, da erst fluchte er der Eva.

Diese wirkungsvolle Pause in dem göttlichen Strafgerichte hat der Dichter auf eigene Hand gewagt. Aber sie

ist nur eine Consequenz der starken Betonung der Reue, welche er beim Angelomus fand, und sie lehnt sich sogar im Ausdruck an diesen an.

Angelomus erwähnt p. 99 die Meinung: Gott habe den Adam vor das Paradies gesetzt *propter spem poenitentiae. ut aspiciens semper beatitudinis locum fortassis poeniteret et per veram emendationem rediret ad beatam vitam, quam spiritaliter paradisum nominavit. Sed heu pro dolor! noluit, sed in sua miseria peccator remansit.*

Eigenthümlich schliesst die Rede Gottes, nachdem er die Sünder gekleidet hat, mit den Worten (22, 30. Z. 1003):

Pezzer ist daz er sterbe
unt sîn sculde sô gerochen werde,
denn er werde untôtlîch
unt iemer uber in gê der grich.

Angelomus p. 98: *noluit sua pietate, ut iterum sumeret de ligno vitae: quia si inde comederet, inmortalis cum suo peccato tanquam diabolus, ut aliqui volunt, permaneret et non rediret per poenitentiam.*

Hierauf endlich, nachdem die Vertreibung aus dem Paradiese vollzogen ist, bricht der persönliche Schmerz des betheiligten Dichters aus, und er hat gewiss alle seine Zuhörer mit in die Empfindung hineingezogen (22, 35. Z. 1011):

Wer mach sîn so herte
daz in nîne steche an daz herze
daz durch sô bôsen strît
den Adâm hête unt sîn wîb
al manchunne
sol darben solehere wunne.

Die Seligkeit des gesammten Menschengeschlechtes durch jenen einen unglückseligen Augenblick verscherzt: der Dichter weiss daraufhin seine ganze Erzählung zuzuspitzen. Es folgt eine Nutzanwendung in drei Absätzen; dann ein Rest von Erzählung, wie der Engel als Wächter vor dem Paradiese aufgestellt wird; dann ein Hinblick auf die bessere Zeit, wo Gott Mensch werden wollte und an dem Marterbaum das gut machte, was Adam an einem Baum gesündigt:

des choden wir al se samine:
‚laus tibi domine'.

Ein deutlicher Schluss, wenn je irgend einer: der Prediger fordert die Gemeinde auf, mit ihm einzustimmen in die Worte *Laus tibi domine!* die einzigen lateinischen, die in dem Gedichte vorkommen.

Der Standpunct des Dichters ist gleichsam der umgekehrte des Ezzo und des Verfassers der Summa theologiae. Er verweilt auf Schöpfung und Sündenfall und blickt in die Zukunft aus. Jene beginnen auch mit Schöpfung und Sündenfall, verweilen aber auf der Erlösung und künftigen Seligkeit.

Unser Poet hat sich nicht blos durch Lectüre der Bibelcommentare auf seine Arbeit vorbereitet. Er ist auch in die Schule der altchristlichen Dichter gegangen. Diemer wies (Beiträge 6, S. LXV ff.) nach, dass die Schöpfung des Menschen aus dem Werke *de origine mundi* von dem gallischen Bischof Avitus (gestorben 523) entlehnt ist. Das oben S. 12 angeführte Bild vom *werchman* (13, 25) stammt daher. Auch die Aufzählung der einzelnen Körpertheile, die uns fast wie eine anatomische Lection anmuthet, hat in der Quelle ihren Grund, die ich leider bis jetzt nicht selbst lesen konnte. Ich erinnere mich einer sehr hübschen und lobenden Charakteristik von Guizot: es muss ein ausgezeichnetes Gedicht sein: vielleicht dass es dem deutschen Poeten noch mehr geliefert hat.

Aber jedenfalls ist dieser Prediger-Dichter ein Mann von weiterem Horizont. Die Ereignisse des Gemüthes ziehen ihn ebenso an, wie die Erscheinungen der sichtbaren Welt. Dieser letztere Zug hat sich in seinen Nachfolgern bis zu ganz prosaischen Reimereien verstärkt: es genügt, auf den Priester Arnold zu verweisen.

Syntax, Technik und was sonst seine Individualität bezeichnen kann, näher zu erforschen, sei künftigen Untersuchungen vorbehalten. Hier will ich anführen, dass die epischen Formeln *ich wâne* und *sôs ich wâne* von ihm und nur von ihm allein gebraucht werden. Der zweite Dichter, sein Schüler, schaltet dafür *wân* ein. Statt

Hirs unte ruobe
wân er ouch uopte

(24, 35 Z. 1181) würde der Autor des ersten Theiles setzen (vergl. 18, 30 Z. 660): *Ich wâne er ouch uopte hirs unte ruobe.*

Nur der erste Dichter hat sein Werk ganz auf lebendigen Vortrag berechnet. Alle Nachfolger haben das Buch vor sich in das sie schreiben. Jener versetzt sogar in der Mitte, wo er neu anhebt, die Zuhörer von neuem in den Zusammenhang.

II.

Kain und Abel 23, 18—27, 5; Z. 1061—1379. Der erste und zweite Verfasser scheinen auch in den Feinheiten der Reimkunst von einander abzuweichen. Aber die Untersuchung hierüber bleibt besser verschoben, bis kritisch festgestellt ist, wie weit man in der Herstellung älterer Formen gehen darf und welche Reime dadurch genau werden.

Wenn ich das Gefühl habe, dass I unmöglich so fortfahren konnte, wie hier geschieht, so traue ich diesem Gefühle nicht, so lange ich nicht weiss, worauf es beruht. Gewiss aber ist die Art psychologischer oder anthropologischer Bemerkungen, wie soll ich es nennen, womit hier gleich angefangen wird und welche in Z. 1194 wiederkehren — eine Manier, die bei Otfrid ganz gewöhnlich ist: das erzählte Factum wird als ein einzelner Fall allgemeiner menschlicher Gewohnheiten hingestellt oder das Ferne Einzelne an Alltägliches und Gegenwärtiges vergleichend angeknüpft — diese Manier ist dem Dichter der Schöpfung völlig fremd.

Gleichwohl hat der zweite von ihm zu lernen gesucht, und die Aehnlichkeit des Styls ist unverkennbar. Die Schilderung der Schwangerschaft würde der grössere Vorgänger wohl in ähnlicher Weise versucht haben.

Aber die nachfolgenden sieben Absätze Reflexionen hätte er nicht eingeschaltet, denn er hätte sich nicht selbst ausgeschrieben, und ist auch nicht so plump und grob. Die Wirkung seines Gedichtes hätte er nicht selbst zerstört durch eine Wiederholung, die nichts neues gibt und zum Theil die gleichen Worte gebraucht. Aber die paränetische Episode als dichterisches Mittel stammt freilich von ihm. Und jenen Effect auf das Publicum, den ich zu schildern versuchte, den hat er wirklich hervorgebracht. Er hat sich dadurch einen Nachfolger erweckt, der nach Art unselbständiger Naturen das eben Empfangene sogleich wieder auszugeben sucht.

Auch die Wendungen, welche II bei Erwähnung des Teufels gebraucht 26, 34 ff. (1344 ff.) sind sämmtlich aus I entlehnt, wie man auf den ersten Blick sieht.

Das ethnographische Interesse des zweiten Dichters geht dem naturhistorischen des ersten parallel. Das classische Beispiel für die ethnographischen Interessen jener Zeit ist Adam von Bremen. Dort finden wir auch die Fabelvölker wieder, welche hier von Kain abgeleitet werden: die Zauberer (4, 16. 31), die Hundsköpfe, die den Kopf an der Brust haben (19) und die, die auf einem Fusse hüpfen (25). Dazu die Ganzohren der Pytheas und noch anderes ähnliches Gelichter.

Die ethnographische Idylle des Hirtenlebens, ähnlich wie Adam von Bremen die Norweger und Isländer schildert, entlehnt ihre Züge wohl zum Theil aus der Umgebung des Dichters. Das Gegenbild von Kain und Abel ist hübsch ausgeführt.

Aber die Ethnographie trägt es hier über die Psychologie davon, und das wäre bei dem ersten Dichter nimmermehr der Fall gewesen. Abel, der eigentliche Held jener friedlichen Idylle, wird zweimal charakterisirt: *er ne spulgte untriuwen, an nehein ubel er ne dâhtè;* Kain gar nicht. Und doch liegt auf Kain das psychologische Hauptinteresse. Die Motivirung seiner That, seinen Gemütszustand nach der That würde sich jener Dichter nicht haben entgehen lassen, der den Augenblick der Sünde in Eva so wohl zu erfassen wusste. Und er, dem das Busssacrament so sehr am Herzen lag, hätte gewiss an den Text 1 Mos. 4, 13 *Dixitque Cain ad Dominum ‚maior est iniquitas mea, quam ut veniam merear‘* einige kräftige Reflexionen geknüpft.

Der Nachahmer hat auch keinen Bibelcommentar benutzt oder wenigstens nicht den Angelomus. Denn die Vorstellung von der Jungfräulichkeit der Erde, die durch Abels Blut zerstört wird (Z. 1282, vergl. Reinhold Köhler in der Germania 7, 476) findet sich nicht bei Angelom.

Ausserdem aber kommt überhaupt nichts vor, was aus ernsten Bibelcommentaren geschöpft wäre. Die Abstammung der Zauber- und Fabelvölker von Kain deutet auf trübere

2*

Quellen. Und ebenso unbiblisch werden Kains Nachkommen Teufelskinder (1 Mos. 6, 2. 4 *filias hominum*) genannt.

Die Reue Gottes über die Schöpfung des Menschen gibt einen guten Schluss. Mit Noe fängt sodann der kurz angebundene und kürzende Styl an.

Diese Grenze hatte ich längst bestimmt, als ich in der Millstätter Hs. bei Diemer Genesis und Exodus 1, 28 gerade vor den Worten *Nôê was ein guot man,* mit denen ich den dritten Theil beginnen lasse, die Bemerkung fand: *Hie heuet sich daz andir buoch* (wornach etwas zu fehlen scheint). Sie ist um so beachtenswerther, als die vorangehenden Bilder schon dem Noe gelten. Sie ist also wol älter als diese Bilder. Und dass hier eine neue Arbeit beginnt, muss bekannt gewesen sein, die Handschriften der beiden Bücher existirten vielleicht getrennt und ganz selbständig. Doch kann man nicht allzu viel darauf geben: wenn in der Wiener Handschrift 27, 7 (1382) das Pronomen richtig ist, wofür die Millstätter den Namen *Nôê* einsetzt, so war das Stück von vornherein als Fortsetzung von II gedacht.

In I wird die Rede regelmässig durch manchmal gar zweimal gesetztes *er sprach* eingeleitet: Z. 41. 42. 55. 90. 91. 102. 117. 140. 160. 178. 431. 588. 603. 651. 652. 666. 676. 682. 779. 784. 809. 812. 946. 947. 954. 956. Daneben (abgesehen von *wir choden* 1030. *choden wir* 1059) ein einziges *chod* Z. 568 im Uebergang von indirecter zu directer Rede.

II bietet nicht viele Reden überhaupt, es steht aber dreimal *chod* oder *chot* 1157. 1273. 1277 und dreimal *sprach* 1243. 1260. 1269.

III dagegen hat wieder ausschliesslich *sprach* 1386. 1436. 1448.

In II fehlt die Formel *ich weiz* (Haupt Zs. 3, 187 f.) Dicht davor in I steht sie (Z. 126. 992. 1008) und in III kommt sie gleich wieder (1406. 1443. 1490. 1518).

III.

Noe 27, 6—29, 36; Z. 1380—1585. Während der zweite Dichter das geringe Material 1 Mos. 4, 1—16. 6, 1 bis 7 beträchtlich anschwellt, sich aus der ganzen Partie des

Textes nichts poetisch verwerthbares entgehen lässt und nur eben von den Geschlechtsregistern absieht: so treten hier die Kürzungen gleich sehr bestimmt und unverkennbar auf.

Der Anfang ganz nach 1 Mos. 6, 9. 10. *Noe vir iustus atque perfectus fuit . . . et genuit tres filios . . .*

Nôê was ein guot man
drî sune er gewan.

Dass er dann die Beschreibung der Arche vereinfacht, begriffe sich auch bei einem anderen. Aber dass er sich die Sündflut so ganz entgehen lässt, dass er das gegebene Material nicht einmal ausnutzt, geschweige vermehrt, dass er den Tod nicht schildert nach 1 Mos. 7, 21—23, wie er seine Macht ausbreitet über alles Lebende, das ihm rettungslos verfällt — es wäre unbegreiflich bei dem ersten Autor wie bei dem zweiten. Dieser hat noch immer das Bedürfnis, Zustände anschaulich auszumalen und jener hätte die schöne Welt, deren Bild er uns entrollte, nicht wort- und klaglos der Vernichtung preisgegeben gesehen. Er wäre nicht achtlos an der Detaillirung des Lebenden vorübergegangen, welche hier sogar der Text selbst gewährt und die er, fehlte sie, hinzugefügt haben würde. Er hätte endlich gewiss die Vorstellung des erbarmungsreichen Gottes aus 1 Mos. 8, 1 entnommen, der über die Erde hinbläst und die Wasser verringert.

Der dritte macht innerhalb des Styles, dessen er sich bedient, seine Sache ganz gut. Namentlich der Ausdruck

ûf tâten sich des himels holer
dar engagen switzten diu teler

ist recht glücklich und muss auf einer Redensart der Gebirgsbewohner beruhen, welche die anschwellenden Giessbäche als Schweiss der Thäler bezeichnete. Aber der Styl hat eben keinen Raum für breite Schilderung. Er gebraucht Formeln wie bequeme Banknoten wo die anderen uns Thaler für Thaler einzeln vorzählen.

Und schon führt die Manier auch zu Verwirrungen. Die Worte Gottes 1 Mos. 9, 1 *Crescite et multiplicamini et replete terram* werden Noe in den Mund gelegt. Darauf folgt das Opfer, 1 Mos. 8, 20. 21, und die Reden Gottes werden so zusammengedrängt, dass man das Gebot, Mord soll durch

Tod gestraft werden, unmittelbar nach dem Segen über Noe (Z. 1447) gar nicht begreift. Im Grundtext c. 9, 6 ist der Uebergang klar. Der Dichter hätte besser gethan, die Stelle ganz wegzulassen, die bei ihm nur stört und unterbricht. Vermuthlich aber steht er einer rauflustigen Bevölkerung gegenüber, bei der Mord und Todtschlag häufig sind, und da mochte er die wohlanwendbare biblische Strafdrohung nicht fahren lassen.

Für die Behauptung, der Regenbogen höre dreissig Jahre vor dem jüngsten Gerichte zu erscheinen auf, beruft er sich auf mündliche Tradition: *ouch hôrte ich sagen* 28, 12 (1465).

Gleich darnach aber benutzt er einen Commentar zur Genesis, worin Grün und Roth auf das Wasser und Blut gedeutet wurden, das aus Christi Seite rann, und weiter auf das entsprechende Wasser und Wein des Messopfers. Der Commentator war aber weder Angelomus noch Remigius, welche beide (p. 122 und p. 41) die Farben ‚Grün' (*caeruleus,* vergl. die Glossen *gruoni glaucus cyaneus iacinctinus* bei Graff 4, 299; und Lazarus Geiger Zur Entwickelungsgeschichte der Menschheit S. 50 ff. 54; auch Wackernagel Kl. Schriften 1, 147) und Roth auf das Wasser der Sündflut und das Feuer des Weltendes beziehen. Isidor hat gar nichts darüber.

Die Aeusserung 28, 18 (1472) *vone diu sculen wir miskan zuo dem wazzere den wîn, suenne man die misse singet* kann wohl nicht den übrigens sonst wahrscheinlichen geistlichen Stand des Verfassers beweisen: denn *wir* steht allgemein wie das folgende *man,* in beiden Fällen könnte man das Passivum setzen.

Wie anders würde der zweite Dichter als Gegenstück zu dem Ackerbauer Kain und zu dem Hirten Abel den Weinbauer Noe geschildert haben! Dieser Autor übersetzt wörtlich aus dem Lateinischen *Coepitque Noe vir agriola exercere terram et plantavit vineam: ‚Nôê begunde dô bûwen, sînen wîngarten phlanzen.'*

Die Theorie der Ableitung der Stände von den Söhnen Noes geht bei ihm wenig über den Bibeltext hinaus; nur dass die drei eben als Vorbilder genommen werden: aber Sem und Japhet repräsentiren die Freien, Cham die Sklaven:

innerhalb der Freien wird nicht weiter geschieden. In der Vorauer Genesis dagegen treten die drei Stände der Edlen, der Freien und der Dienstbaren deutlich aus einander. Vergl. Honorius Imago mundi p. 166 Migne: *huius (Noe) tempore divisum est genus humanum in tria: in liberos, milites, servos. Libri de Sem, milites de Japhet, servi de Cham.* Charakteristisch bezeichnet er die Edlen geradezu als Ritter. Ueber ähnliche Theorien von dem Ursprung der Stände vergl. Pott Wurzelwörterbuch, Bd. 1, S. 1179 f.

Die Erklärung, welche Bedeutung der Segen des Vaters *bi den zîten* hatte, der kleine Ausfall gegen den *nîtspottâre*, sind fernere Zuthaten des Dichters. Der Turmbau zu Babel bildet dann den Schluss. Die Sprachverwirrung macht er doch aus Eigenem anschaulich durch die Bemerkung: ‚wenn einer den Stein wollte, so glaubte der andere, er sollte den Kalk bringen.‘ Für Babel findet er in seinem Commentar die Erklärung *confusio*, übersetzt das aber mit *scante*, wie Notker (Graff 6, 520).

Das ganze Gedicht von etwa 200 Versen umfasst 1 Mos. 6, 9—11, 9. Der Verfasser hat tüchtig zusammengezogen. Dass er aber einen Commentar nicht blos kennt, sondern auch stärker benutzt, das unterscheidet ihn von dem Autor des Abraham; und er berücksichtigt sogar das Vorbildliche des Alten Testamentes, was ausser ihm blos der Verfasser des Joseph thut. Das Streben, auf die moralische Seite der Zuhörer einzuwirken, theilt er noch mit I und II, doch fehlt ihm die energische Betonung.

Der Verfasser des Noe gibt nur einmal directe Rede und auch da nur zwei Zeilen (Z. 1436 f.). Sein Styl ist nur kurz und gedrängt, aber — abgesehen von dem üblichen *ich weiz* — wol nirgend formelhaft.

IV.

Abraham 29, 36—36, 14; Z. 1586—2122. Hier ist nicht blos Kürze, hier ist auch formelhafte Rede. Die Trockenheit des Tones schwindet, es geht rasch und frisch vorwärts. Das was Gott und die Menschen und die Menschen unter einander verbindet und in ihren Handlungen leitet, wird kurz aber sicher dargelegt.

Die gewöhnlichen Commentare des Textes wird der Verfasser gekannt haben. Wenn Gott den Abraham anweist, dass sich seine Nachkommen ebenso wie er *besniten, allez unreht vermiten:* so wird er an Erklärungen gedacht haben, wie die des Angelomus p. 149: die Beschneidung war *indicium castigandi eos, qui ad hoc semen et hanc fidem pertinerent, ab omni inquinamento carnis et spiritus;* wie die des Remigius von Auxerre p. 57, die Beschneidung bedeute *ut hanc eo membro suscipientes, in quo dominari libido solet, discerent castitatem sibi servandam et omnem impudicitiam recidendam.* Und wenn er Z. 1795 sagt *Isaac sol er heizzen, al die werlt scol er gevrouwen,* so hat er ohne Zweifel die Namensdeutung *Isaac froude* im Sinne, die der Verf. des Joseph Z. 5959 und Angelom p. 152 *(Isaac id est risus,* dieses aber gleich als *gaudium* verstanden) gibt.

Aber einen anderen als solchen leisen Gebrauch macht er nicht von den Commentaren. Die gewöhnlichsten Deutungen wie die der Sara und Hagar auf Kirche und Synagoge oder auf Seele und Leib (s. zu Denkm. 34, 27 S. 412) verschmäht er.

Die Notiz, dass die Ismaheliten die *chaltsmide* seien (Z. 1724) und alle Kaufleute wurden (Z. 1843), lehnt sich allerdings an die Commentatoren an. Angelomus p. 147 über Ismahel: *Significabat autem: semen eius habitaturum in eremo, id est: Saracenos vagos incertisque sedibus, qui universas gentes, quibus desertum ex latere iungitur, incursant et impugnantur ab omnibus.* Remigius p. 55: *significans autem Sarracenos, qui de Ismael ducunt originem, qui per latam solitudinem incertis sedibus vagantes impugnant omnes eremi vicinos et ab omnibus impugnantur.* Die populäre Vorstellung aber hat sich näher liegende Vagabunden ausgesucht, um sie an Ismahel zu knüpfen. Zur Illustration dieser interessanten Menschengattung findet man alles nöthige bei Hildebrand im deutschen Wörterbuche unter ,Kaltschmidt' und ,Kesselflicker'*.

* Warum die Kaltschmide ehrlos seien? fragt Wackernagel Kl. Schriften 1, 52. Jedenfalls nur ,wegen ihres heimatlos umherschweifenden Lebens'. Dass sie ,anfangs ein unheimlich fremdes Volk, Zigeuner vor den Zigeunern' gewesen, folgt mindestens nicht aus unserer Stelle.

In Niederösterreich nennt man sie ‚Rastelbinder' (Rastel Deminutiv von Rost) oder ‚Pfannenflicker' und scheidet davon die ebenfalls vagirenden ‚Krawaden' (Kroaten) oder ‚Slowaken', die mit Glaswaaren handeln. Aber unsere *chaltsmide* sind ‚Hausirer', die mit ‚Schnittwaaren' und ‚Kurzwaaren' handeln, wie sich aus Z. 3616 (vergl. 5001) ergibt: *si fuorten mislich gwant;* gegenüber dem Text 1 Mos. 37, 25 *viderunt Ismaelitas viatores venire de Galaad, et camelos eorum portantes aromata et resinam et stacten in Aegyptum**. Es entspricht der geringeren Arbeitstheilung einer früheren Zeit, dass das ambulante Gewerbe und der ambulante Handel in einer Hand vereinigt sind, das Gewerbe wird durch den Namen bezeugt, vom Handel aber redet ausschliesslich die Beschreibung dieser Volksclasse. Wenn aber der Begriff der Kaufleute so ganz aufgeht in dem der Kaltschmide, dass bald das eine, bald das andere Wort gebraucht wird, so sehen wir uns in eine Gegend versetzt, in welcher es andere Kaufleute überhaupt nicht gibt, als solche Kesselschmide, die zugleich vagirende Krämer sind. Und dem Mistrauen einer Landbevölkerung entspricht auch der Ton, in welchem von ihnen geredet wird. Einsiedler Honorius fragt im Elucidarium p. 1148 Migne: *Quam spem habent mercatores?* und antwortet: *Parvam, nam fraudibus periuriis lucris omne pene quod habent acquirunt.* Aber auch er ist parteiisch für das Landvolk. Nachdem er allen übrigen Ständen wenig Aussicht auf Seligkeit gelassen, sagt er von den Bauern: *Ex magna parte salvantur, quia simpliciter vivunt et populum dei suo sudore pascunt.* Und unwillkürlich stellt sich uns das Bild eines einsamen Klosters mitten unter Bauern dar, wenn der Prediger im Speculum ecclesiae

* Das Wort *gewant* steht in unserer Genesis, der Theil fürs Ganze, oft geradezu für Hausrat: 1614 *mit wîbe jouch mit gewande* zieht Abraham nach Aegypten; 2868 entspricht es 1 Mos. 31, 18 *omnem substantiam suam*; 5060 *fihe jouch gewant;* 5091 vergl. 1 Mos. 46, 32 *omnia quae habere potuerunt*; 5204 *in scazze noh gewante* Ebenso ganz deutlich *gewâte*: 1 Mos. 45, 20 *nec dimittatis quidquam de supellectili vestra*; 5947 *daz hinter in niewoht bestuonte deheiner ir gewâte.* Vergl. in der Exodus (die Stellen unten) Vorauer Genesis 21, 5 und Vorauer Moses 43, 10 das Wort *vant.* Daneben in der Exodus Millst. 158, 37 auch *gewant.*

(p. 866) von allen Ständen nur die Landleute als *fratres et socii mei* anredet und unmittelbar vorher die Kaufleute ermahnt, *ne in tantum terrenis lucris inhietis ut animam vestram venalem faciatis et eam fraudibus periuriis mendaciis perdatis.* Er hat aber Kaufleute im Auge, die das Geschäft im Grossen betreiben, das Meer befahren, den Völkerverkehr vermitteln. Das ist das traditionelle Bild des Kaufmanns im Mittelalter. Um so charakteristischer die Anschauung unseres Gedichtes, die sich aber — wie man sieht — ziemlich weit von dem entfernt, was in Bibelcommentaren zu finden war.

Auch moralisirende Stellen trifft man bei dem Verfasser des Abraham nicht. Nur der sehr scharf ausgeprägte Schluss des Gedichtes entnimmt seinen Stoff aus dem geläufigsten Predigtthema: er gibt eine Beschreibung des Himmels und knüpft daran die Aufforderung, zu bereuen und sich zu bessern und Gottes Gnade zu suchen.

Eine psychologische Bemerkung von der Art wie ich sie im Kain und Abel hervorhob findet sich einmal, aber nur einmal (Z. 19'1): *sô tuot unser iegelich, sô ime gescihet samelich.*

Der Dichter will aber weder commentiren, noch moralisiren, noch psychologisiren: er will vor allem erzählen.

Sein Gegenstand ist die Familiengeschichte Abrahams. Unter diesem Gesichtspuncte wählt er sich den Stoff aus 1 Mos. 11, 1—25, 20. Alle Kriegsereignisse lässt er bei Seite. Die Zerstörung Sodomas und Gomorrhas übergeht er. Abimelech kommt nicht vor. Aber Abrahams Ehe, ihre Anfechtung in Aegypten, die lange vergebliche Sehnsucht nach einem Sohne, Hagar und Ismael, die Ankündigung der Geburt Isaaks, die Vertreibung Ismaels, die Opferung Isaaks der Tod Saras, die Werbung um Rebecca, endlich Abrahams Tod und Aufnahme in die himmlische Wonne — das ungefähr ist der Verlauf seiner Geschichte.

Das Verfahren im einzelnen mag eine nähere Betrachtung der ersten 110 Verse darlegen.

Das Gedicht beginnt mit einer Charakteristik Abrahams, wovon die Bibel nichts enthält:

After Nôês lîbe
in dem zehenten geslahte,

dô wart geborn ein man,
geheizen Abram,
der daz chunne uberguldete
mit guote jouch mit gedulte.
ich sage iz iu zewâre,
sîn wîb hiez Sâra.
dei zwei hîwen
begunden gote lîchen.
er was ime gehôrsam
al des er in hiez tuon.

Die Formel *ich sage iz iu zewâre* muthet gleich wie aus Spielmannsgedichten bekannt an, obgleich ähnliche schon der Verfasser von ‚Schöpfung und Sündenfall‘ gebraucht (Z. 15. 31). Dem Manne wird sofort die Frau an die Seite gestellt, ihre gemeinschaftlichen Schicksale sollen uns gleich beschäftigen. An die letzte Zeile schliesst sich eng das folgende *Got hiez in sîn lant rûmen:* und der Gehorsam Abrahams gegen Gott bildet den immer wieder angeschlagenen Grundaccord bis zu Isaaks Brautwerbung hin.

Z. 1598—1603 Gottes Befehl zum Auszug und Versprechen in der Fremde für Abraham zu sorgen, nach 1 Mos. c. 12, 1. 2.

Er gloupte im daz vil gerne
unde vuor von den sînen vile verre
zeinem anderen lande
dâ in nieman erchande.
got in dâ beruohte,
wande er iz verre an in suohte.

Dafür c. 12, 4 blos *Egressus est itaque Abram.* Dann Hungersnoth, Aegypten, der König und Sara nach c. 12, 10—20, aber in allem Thatsächlichen sehr gekürzt. Zum Ersatz ein charakterisirendes Wort über Abraham *(der man listiger* Z. 1618) und aus den Abschiedsworten *Nunc igitur ecce coniux tua, accipe eam et vade* ist eine charakterisirende Rede des Königs geworden.

nu nim dîn wîb
unde, selftir dîn lîp,
nim mînes scazzes
jouch anderes nutzes
sô vil sô dir gevalle,
unde var heim mit alle,
daz ich dîn mêre
habe dehein ungevuore.‘

Der später so beliebte Reim *lîp: wîp* wird durch Einschaltung einer Formel herbeigeführt und kehrt Z. 2077 wieder. Das nächste Reimpaar kehrt in der Form

> fihis unde scatzes
> manichvaltes nutzes

Z. 2001 wieder. Das dritte Reimpaar gleich darauf Z. 2013:

> suie sciere dir gevalle,
> var heim mit alle.

So flüchtig der Erzähler die Thatsachen im einzelnen berührt, so orientirt er uns doch sorgfältig im Ganzen: dass die Hungersnoth vorüber war, als Abraham heimkehrte, versäumt er nicht anzugeben, obgleich es seine Vorlage vermissen liess.

Die Trennung von Loth nach 13, 6. 11 mit einer blossen leisen Andeutung über Streit der Hirten: die Trennung geschah *mit minnen*, denn wir wissen ja aus der Einleitung, dass Abraham gütig und geduldig ist.

Und im weiteren gleich wieder charakterisirend: *Dô der guote Abram gote was alsô undertân, dô sprach got der guote mit frôlîchem muote* — die Motivirung wie die Fröhlichkeit Gottes ist vom Dichter, nur der Inhalt der Rede, dass er ihn schützen und ihm lohnen wolle nach c. 15, 1 *ego protector tuus sum, et merces tua magna nimis.* Und sofort nun ganz formelhaft:

> Dô sprach Abram,
> gote was er gehôrsam
> ,ich nehân erben . . .

wobei der parenthetische Satz vollkommen einem stehenden Epitheton gleichkommt, wie ähnliches in der alten Judith, vergl. zu Denkm. 37, 5, 2 S. 428 und auch ein Beispiel im ersten Theil der Genesis Z. 160 f., das sich auf den Vorauer Moses Diem. 55, 11 vererbte.

Die Klage über Kinderlosigkeit, die Abraham ausspricht nach 15, 2. 3. Gottes tröstende Antwort nach 13, 14. Hierauf verfehlt der Dichter nicht, die Wirkung des Trostes auf Abraham anzuführen

> Abram wart vile vrô in sînem muote,
> des geheizzes er ne zuîvelôte.

Gott verspricht ihm auch das Land, so weit er sehe (nach 13, 15). *Abram wunder genam wie daz mohte werdan* (15, 8). Gott ertheilt Auskunft im Traume (nach 15, 12. 13, 16) mit unvermitteltem Uebergange aus indirecter in directe Rede.

Man beachte wie die verschiedenen Stellen in einander geschoben sind, wie vieles ausgelassen ist und wie das ganze vortrefflich wirkt: was nun folgt, dreht sich um Abrahams Kinder.

Ich gehe rasch darüber hin. Die Charakteristik Ismahels Z. 1717 ff. ist aus 16, 12, aber sehr gut und kräftig wiedergegeben: zu den Reimen *grimmich: unsâlich: ungnâdich* vergl. (ebenfalls in der Charakteristik böser Menschen) *nîdic: nîminni gnâdich* Judith 1, 5 f. — Z. 1738 wieder eine vom Dichter hinzugefügte Motivirung, die zugleich für Abraham eine Charakterisirung ist, etwas seltsam allerdings: *dô Abram die gotes tougen sô vlîzziclîche hete vor ougen*, so lehrte ihn Gott die Beschneidung.

Das singuläre *mînes trehtînes* Z. 1759 (Müllenhoff zu Denkm. 31, 27, 4 S. 381) neben sonstigem *unser trehtîn* will ich nur im Vorbeigehen notiren.

Die Fochenzen von Z. 1761 kennt man noch heute in Kärnten als Festgebäck, Lexer Kärntn. Wb. S. 100. Aber das ist für die alte Zeit kein Grund, sie auf Kärnten zu beschränken.

Z. 1778 lässt der Dichter nur errathen, dass Sara horcht. Die Scene wird seinen Zuhörern nicht so deutlich geworden sein, wie sie uns aus der Bibel ist. Besonders da die Vorstellung eines Zeltes als Wohnung hier und anderwärts diesen Bauern nicht eben geläufig sein konnte. Auch dass einer der drei Männer, die zu dem *gote werden* (Z. 1754) kamen, plötzlich als Engel das Wort ergreift (Z. 1774), wird die guten Leute sehr erstaunt haben.

Dem Sohne, den der Engel prophezeit, legt er gleich ein Epitheton und einen Namen zu: beides gegen die Schrift. Das Epitheton ist *vrambâre,* nach den Anführungen des Mhd. Wb. ausser hier nur im Physiologus derselben Handschrift, das Abstractum im Salomo, Denkm. 35, 12, 8, an den wir uns gleich nochmals erinnert finden werden. Die Mill-

stätter Bearbeitung behält das Wort im Physiologus bei, in der Genesis ersetzt sie es durch *lobebare.*

Die Schrift erzählt 21, 8 *fecitque Abraham grande convivium in die ablactationis eius (Isaac).* Der Dichter verlegt das Gastmal auf einen andern Zeitpunct (Z. 1800): *dô si in besniten, michel wirtscaft si habeton.* Er denkt an einen Taufschmaus. Vergl. die Commentatoren Angelomus p. 164, Remigius p. 65.

Die unglückliche Hagar in ihrer Bedrängnis will Ismahel nicht sterben sehen, sie setzt sich fern von ihm, *quantum potest arcus iacere,* und weint (21, 16). Im deutschen:

ein pogestal si von ime saz
weinente an das cras,
daz si gesâhe
wie ir chint den ente nâme.

Seltsam und fast unbegreiflich, dass sie hier das Kind gerade sterben sehen will. Empfanden die Deutschen des elften Jahrhunderts so viel anders als die alten Hebräer? Erschien es ihnen herzlos, dass eine Mutter ihr Kind nicht sterben sehen wollte? Wunderlich nur, dass sie der Dichter dann überhaupt sich entfernen lässt. Emendiren kann man wohl nicht. Die Millstätter Bearbeitung setzt dieselbe Lesart voraus.

‚An das Gras' setzt sich Hagar, wie man im Anno und in der Judith ‚an das Gras fällt', wenn man niederkniet. (Denkm. S. 429 zu 37, 11, 3. 4).

Die lange Geschichte, wie Abraham für Sara ein Grab kauft, hat der Dichter natürlich unterdrückt. Dafür das Begräbnis und die Trauer näher ausgeführt:

und bevalech si scône
mit stanch aller bîmentône.
vil harte er si chlagète,
ze lezzist er gedagite.
do begunde er sich trôsten,
waz mahte er dô bezzeres tuon?
sô tuot unser iegelich,
sô ime gescihet samelich.

Die Quelle gewährte nichts als: *venitque Abraham, ut plangeret et fleret eam* (23, 2). Zu der Frage vergl. aus dem ersten Theil Z. 625 *wes mahten si sich dô scamen?*

Die Brautwerbung ist wol das bekannteste Stück aus dem ganzen Werke. Hier liegt der rasche volkstümliche Ton ziemlich klar zu Tage. Das Reimpaar *die scônen Rebeccam* (sie heisst immer die schöne) *Ysaac ze gebetten* 1927 f. kehrt 1997 f. mit geringer Variation wieder und der Reim *Rebecca: bette* auch 2075 f. Der Dichter hat sich denselben zubereitet wie ein anderer alter Poet (Denkm. Nr. 37) gleichfalls durch einen biblischen Namen bewogen, den Reim *Juditi: digiti.* — Z. 1967 ff. *Er gab ir ze minnen* (vergl. 1937 f. *mit mislîchen dingen der magide ze minnen*; 1955 f. *mîneme hêrren ze minnen jouch ze êren*) *zuêne ôringe und zuêne armpouge ûz al rôteme golde:* die Wendungen klingen nicht, als ob sie hier zum ersten Male angewendet wären. — Desgleichen Z. 2017:

silberîne napphe,
guldîne chopphe,
vile guot gewâte
ze chemenâten er brâhte.

Vergl. Salomo Denkm. 35, 9, 3 ff. *dî scuzzilin und dî nepphi, dî woli gisteinitin chophi, daz was alliz guldîn.* Bei Müllenhoff zu der Stelle S. 422 noch mehr Parallelen. Uebrigens ist der Dichter hier ganz treu in Wiedergabe des Originales 24, 53 *prolatis vasis argenteis et aureis ac vestibus.*

Vollends aber beim Gastmal befinden wir uns ganz in lustiger Spielmannsgesellschaft, nur dass leider der Spielmann selber fehlt *der z'enti saz ûf der banc,* der eigentlich nicht fehlen dürfte, den aber der geistliche Dichter natürlich nicht in die geheiligte Gesellschaft seiner Patriarchen zulässt:

Guot wâren die gebe,
wol geviel sîn rede.
si sâzen ze muose
mit vrôlîcheme gechôse.
dâ was spil unt wunne
under wîbe unt manne
vone benche ze benche
hiez man allûteren wîn scenchen.
si spilten unde trunchon
unz in iz der slâf binam.

Das sittsame *gechôse* ist an die Stelle des fröhlichen Lärmes gesetzt. Aber sonst kann man gleich die Hochzeit

von Kana aus dem Heljand daneben halten: die Häufung der Synonyma ist freilich verschwunden. Der Text enthält nur die Worte (24, 54): *Inito convivio, vescentes pariter et bibentes manserunt ibi.*

Dann wird dem Boten Isaaks zugeredet noch länger zu verziehen, er aber besteht auf der Entlassung. Hierauf fragen sie das Mädchen: der Dichter motivirt es in seiner Weise:

Dô si sînen ernist gesâhen
die maged si frâgeten

,Vis ire cum homine isto?' Quae ait ,Vadam'. Auch das klingt im Deutschen formelhaft fest ausgeprägt.

obe si ime wolte volgen
zuo eiginen seliden.
si sprach, gerne vuore
suâ ire ieht guotes gescâhe.

Dass sie ihm Rebecca *mit scônen mageden* geben, stimmt zu den *puellae illius* der Schrift 24, 61. Aber eigentümlich ist dem Dichter die Angabe:

si gâben ir mit ir ammen,
daz si der daneverte
deste min mahte erlangen.

Dass dann zu Rosse gestiegen wird, anstatt zu Kamele, (*ascensis camelis* 24, 61) obgleich früher (Z. 1936) zwei Olbenden erwähnt waren (statt der *decem cameli* der Bibel 24, 10), nimmt nicht Wunder in dieser ganz deutschen Schilderung. (Vergl. den fünften Theil Z. 2869, wo zu den überlieferten Kamelen Saumthiere hinzukommen.) Deutsch ist auch die Rührung beim Abschied von Vater, Mutter und Brüdern, wovon die Schrift nichts weiss. Und während sich im Text die Wünsche der Zurückbleibenden nur auf tausendfältige und mächtige Nachkommenschaft beziehen, so beten sie hier zu Gott *daz si sâlich muose sîn ze tûsent tûsent jâren,* nur das nachhinkende *und alle die von ire chômen* schenkt der Ueberlieferung die nöthige Rücksicht.

Der biblische Isaak ist ausgegangen *ad meditandum in agro,* der deutsche *daz er ouch sâhe waz tâten sîne snitâre.* Es ist Abend: *inclinata iam die; alsô iz zuo dem âbande seig*

(vergl. 1941 *dô der âbant zuo seich).* Da kommt der Knecht mit der Jungfrau. Das Ceremoniell des Textes v. 64—66 fällt weg. Der biblische Isaak führt die Braut in Saras Zelt. Der deutsche geht ihr entgegen, nimmt sie bei der Hand, geht mit ihr in freundlicher und freudiger Unterhaltung (*spilende)* über das schöne Feld und leitet sie in sein Gezelt. Sie wird ihm so lieb wie das eigene Leben, *alsô liep sam sîn eigen lîp (: wîp)* vergl. Z. 2912. Text 24, 67: *et in tantum dilexit eam, ut dolorem qui ex morte matris eius acciderat, temperaret.* Deutsch Z. 2079 ff.:

si ergatzte in zewâre
der manigen sêre
und benam ime die chlage
die er tagelîches
hete ze sîner muoter grabe.

Es folgt der Tod Abrahams und der schon berührte homiletische Schluss in vierzig Zeilen. Mit Z. 2117 *des magen wir wol vrô sîn* vergl. den Vers *des sul wir alle vrô sîn* in dem Osterliede *Krist ist erstanden.*

Der Dichter bemüht sich, möglichst wenig biblische Namen anzuführen, die seinen Zuhörern nicht geläufig sind. Die Umwandlung des Namens Abram in Abraham nimmt er stillschweigend vor, und Sarai-Sara erscheint von Anfang an als Sara.

Der Verfasser des Abraham theilt manches mit seinen Nachfolgern und Fortsetzern, und einiges davon haben sie gewiss ihm zu verdanken.

Der Schluss z. B. ist auch von dem fünften Dichter als Schluss benutzt 3404 ff. Wie hier der Tod Jacobs, so tritt dort der Tod Isaaks an das Ende, und in der Beschreibung des Himmels kehren gewisse formelhafte Reime und Reimwörter wieder *arm: barm, suozze: scôzze, wunne.* Und diesem ist im sechsten Theil der Tod Jacobs nachgebildet Z. 5940 ff. — Die Formel mit dem Reime *scatzes: nutzes* findet sich in beiden folgenden Theilen wieder. Die Formel *werigot* tritt hier zuerst auf (Z. 1786) und bleibt dann. Die Ismaheliten nennt der sechste Autor ohne weiteres bald Kaufleute, bald Kaltschmide.

Die Rede wird im Abraham etwa zwanzigmal durch

sprach, etwa achtmal durch *chod* eingeleitet. In V und VI scheint sich hierin kein charakteristischer Unterschied zu ergeben.

Das vierte Stück ist mit seinen etwa 537 Zeilen ungefähr gerade so lang wie eine der Hälften des ersten Gedichtes (von circa 530 Zeilen). Hinter diesem Maasse waren II mit 319, III mit 206 Zeilen zurückgeblieben. Der fünfte Theil dagegen mit 1301 Z. (immer nach Massmanns Zählung) ist mehr als doppelt so gross. Und der sechste mit 2640 Z. scheint wieder den fünften zu verdoppeln.

Diese Zahlen geben einen Vorgeschmack von der Breite der Behandlung. 1 Mos. c. 1—24 ist in 2122, c. 25—50 in 3941 Versen bearbeitet.

V.

Isaak und seine Söhne. 36, 15—52, 18; Z. 2123 bis 3423. Der Fortsetzer beginnt seine Arbeit mit 1 Mos. 25, 21, indem er den Schmerz Isaaks über die Unfruchtbarkeit seiner Frau als Motiv des Gebetes hinzufügt. Er folgt dann getreu der Schrift, nur prosaische Thatsachen, wie das Alter Isaaks bei der Geburt seiner Söhne, übergeht er. Z. 2145 ff. hat er aus den Commentaren gelernt, dass Jacob *supplantator* bedeutet. Wie breit führt er das aus und wie wenig populär doch! Ganz anders hat der Verfasser des Abraham aus der Wortbedeutung von Isaak einfach ein poetisches Motiv entnommen. Auch dass Jacob geistlichen Dingen zugewandt war, stammt aus den Commentaren: dass seine Mutter ihn dazu anhielt, habe ich wenigstens bei Isidorus, Angelomus und Remigius nicht gefunden.

Die ausführliche Charakteristik der beiden Brüder in dreissig Zeilen ist dann ganz des Dichters Eigenthum. Die Schilderung der Jagd erinnert an die Detailsucht des Autors der Schöpfung. In dem vielen Pfeffer, womit Esau das Wild bereitet, verräth sich die mittelalterliche Küche.

Die Zeilen 2177—2180 geben Reflexionen des Dichters in einer Art, wie wir sie noch nicht gehabt haben.

Bei der Erzählung vom Linsengericht Z. 2187—2196 fehlt der Abschluss des Handels 1 Mos. 25, 32—34, der

eigentlich nicht zu entbehren ist. Dergleichen wird sonst dem Dichter kaum begegnet sein.

Die Verwickelung mit König Abimelech Z. 2197—2238 scheint wie geschaffen, um uns, verglichen mit Abrahams Erlebnissen in Aegypten, Z. 1610 bis 1643, eine deutliche Ansicht der Verschiedenheit beider Verfasser zu gewähren.

Der Dichter bearbeitet 1 Mos. 26, 1—11. Den Rest des Kapitels 12—35, der ziemlich uninteressante Dinge enthält, lässt er weg und schliesst in Z. 2239 ff. gleich c. 27, 1 an: *Senuit autem Isaac, et caligaverunt oculi eius; dô Isaac eraltôte, daz gesûne ime tunchlôte.*

Die Geschichte zählt in beiden Fällen elf Verse der Bibel. Und der Umfang im Deutschen ist nicht so sehr verschieden, im Abraham 36, hier 42 Zeilen. Die Sache ist hier eine Episode, die man gern entbehrte und die den Dichter offenbar nicht sonderlich interessirte, denn er hat gar nichts dazu gethan. Die Erzählung ist trocken und unbelebt, nicht einmal die Motive der Bibel sind benutzt, von einer Charakteristik der handelnden Personen keine Spur. Aber das mag alles an einer gewissen Gleichgiltigkeit gegen den Stoff liegen. Der Dichter des Abraham würde ihn vermuthlich überhaupt nicht zum zweiten Male bearbeitet haben.

Mehr Gewicht lege ich auf die Breite, die durch gewisse bequeme Reime in die Behandlung kommt: *wolten: solten; mir: dir;* im zweitfolgenden Paare gleich wieder *mir: dir; tumplichen: wislichen.* Nur einer dieser Reime kommt einmal Z. 1708 f. auch im Abraham vor, obgleich sie sich alle jedem leicht darbieten, der sie gebrauchen mag.

Es lassen sich noch mehrere solche Beobachtungen anstellen, die nur, wie ich gleich bemerken will, im einzelnen noch der Controle bedürfen.

So über die Reime auf *âre.* Abraham bietet deren 18 auf 268 Reimpaare, Isaak 22 auf 650 Reimpaare. In IV erscheinen also verhältnismässig doppelt so viele: das liegt hauptsächlich an dem Namen *Sâra,* der sechsmal im Reime steht. Das Bedürfnis nach bequemen Reimen musste daher in IV besonders stark sein. Dazu bietet sich am nächsten *zewâre* und der Conjunctiv *wâre* dar, letzterer namentlich in

indirecter Rede, die in IV häufiger ist als in V. Und gleichwohl, wie stellt sich das Verhältnis? Von den 22 hergehörigen Reimen des fünften Abschnittes bieten 18 *wâre* als das eine Reimwort: zweimal reimt darauf *zewâre*, und dieses steht dann noch in zwei weiteren Reimen, so dass überhaupt nur zwei Fälle bleiben, in denen weder *wâre* noch *zewâre* vorkommt, dafür *mâre* (2237, vergl. *ze mâre* 3127. 3262) und *sâre* (2623) die auch nahe genug liegen. Unter den 18 Reimen des vierten Abschnittes hingegen trifft man nur 8 *wâre* und 3 *zewâre*, und niemals reimt rührend *wâre* auf *zewâre*: doch über den rührenden Reim vergl. unten VI.

Andre höchst bequeme Reime sind *dô* und *zuo*, sehr oft *dô: zuo*. Besonders im Eingang der Rede sehr beliebt: *Jâcob sprach dô sîner lieben muoter zuo* (2267 f.) *Isaac sprach dô sîneme sune Jâcobe zuo* (2301 f.). Oder *dô* auf ein Adverbium reimend: *Isaac sprach dô vil jâmerlîcho* (statt des überlieferten *jamerlichen* 2408 f.) *Jâcob sprach dô vil diemuoteclîcho* (statt-*lichen* 3129 f.) *Esâû sprach dô, er wâre Jâcob geheizen rehto* (2414 f.). Oder *dô* auf einen Instrumentalis oder instrumental gebrauchten Genitiv reimend: *Esâû sprach dô mit zornigem muoto* (statt *muote* 2446 f.) *Jâcob antwurt ime dô durnahtere worto* (2907 f.) u. s. w. Ich habe im ganzen 18 Reime mit *dô* gezählt, wovon 7 zugleich mit *zuo* in der obigen Formel; ausserdem noch viermal *zuo*.

Dagegen nun IV. Einmal *dô* mit dem Adverbium: *Der engel sprach dô Abrahâme sô liebo* (statt *liebe* 1775). Einmal *dô* auf *brunno* (überliefert *brunne* 1832). Einmal *zuo* auf *vrouwa* 1961 f. Kann das derselbe Dichter sein?

Ich will gleich sagen, wie es die übrigen damit halten. In II und III weder *dô* noch *zuo* im Reim. In I zweimal *dô: zuo* mit *sprach*, aber lange nicht so formelhaft wie in V: *Got der sprach dô eineme sîneme holden zuo* (55 f.) *Sine zuo Adâme chêrt er sich duo, er sprach ime zuo* (955 f.). Einmal ohne *sprach* in ganz anderem Zusammenhange 694 f. Und einmal mit dem Adverbium *Adâm sprach duo vil unsâlechlîcho* (statt-*lichen* 785).

In VI fünf *zuo* ohne *dô* und neun *dô*, wovon viermal (3499. 3525. 3887. 4460) *dô: -lîcho*, einmal (4734) *dô: mit riuwigem muote*, zweimal *dô: zuo*. Letzteres aber niemals in der obigen Formel, sondern 4318 *der eine sprach duo, die andern*

hinzen zuo; 4578 *er fernam in duo, si sprâchen ime zuo*. Statt der obigen eine andere, in V nur einmal Z. 2496 (*zuo : suozze*) und auch hier nur zweimal angewendete Formel: *zuo* mit dem Adverbium gebunden: *doch sprach er ime zuo etewaz rafslicho* (überliefert -liche 3538) *Judas sprach ime zuo vile frôlicho* (*-lichen* 4985.)

Ich bin in der That gespannt, durch welche Beschönigungen man die Einheit des Verfassers festzuhalten suchen wird.

Der Autor des Isaak verwendet also verhältnismässig mehr Formeln als irgend ein anderer dieser Dichter. Auch trê ist eines seiner Lieblingsreimwörter wie Z. 2209. 2251. 2333. 2455. Er gebraucht mehrfach reimende Synonyma und Parallelsätze wie gleich zu Anfang 2131 f. 2146 f. u. ö. Auch der Reim *herze*: *smerze* taucht bei ihm auf 2436 f. (Der Verfasser des ersten Theils verschmäht ihn in derselben Redensart 1012.) Und überall hängt damit eine gewisse Bequemlichkeit der Technik zusammen. In den unbekümmerten Wiederholungen gleicht er ganz dem Verfasser der älteren Judith. Aber er ist weit entfernt von dem raschen Ton und der flüchtigen Erzählungsweise dieses Gedichtes.

Die wenig ergibige weitere Vergleichung mit der Schrift nehme ich nicht vor. Der Dichter folgt ihr ziemlich sclavisch und verbreitert sie, ohne sie zu beleben.

In dem Segen, den Isaak 2341 ff. über Jacob ausspricht, finden sich wenig Anklänge an die sonst bekannten Segen, Denkm. Nr. 47. Er hat ihn wohl selbständig gemacht mit jenem Sinne für Häufung des Details, der uns bei Esaus Jagd schon entgegen trat. Dagegen 2482 f. *nu wis gesunde, got sente dich gesunt* (? Millst. besser *heim*) *ze lande* erinnert an den Weingartner Reisesegen Denkm. Nr. 4, 8.

Isaaks Schlaf und wie ihn Esau erweckt, rührt wesentlich vom Dichter her und ist vortrefflich. Er sucht den Schrecken Isaaks möglichst anschaulich zu machen und schärfer heraus zu arbeiten. Empfindungen etwas zu steigern, ist auch sonst seine Art. Aus dem biblischen *motus Isaac* 1 Mos. 27, 39 ist Z. 2434 ff. geworden:

> Den vater âmerôte
> daz er in sô gar verteilet hête,
> sîner chlage smerze
> stach in an daz herze.

Bei der ersten Begegnung von Jacob und Rachel erzählt der Grundtext: *osculatus est eam* (29, 11). Das deutsche Gedicht:

> Do er si gesach sô scône,
> dô wart ime vil liebe:
> si dwungen sich ze den brusten.
> ich weiz, er si vil minnechliche chuste.

Das darauf folgende Weinen ist schriftgemäss. — Der Hochzeitsschmaus Z. 2600 wird hier nicht ausgeführt, wie im vierten Abschnitt bei Rebekka. Das eigentlich Volksthümliche fehlt fast überall.

Der Aufenthalt bei Laban ist trocken übersetzt, in der Regel so wörtlich, wie es der Reim nur zulässt, blos die Geschichte mit den bunten und einfarbigen Schafen und der schliessliche Friedensvertrag wird etwas gekürzt. Dem Vorwurf, er habe ihm den Abschied von seinen Töchtern entzogen, setzt Laban (Z. 2902) hinzu, *er ne wisse ube si in iemmer gesâhen.* Dagegen die Absicht, den Jacob *cum gaudio et canticis et tympanis et cytharis* zu geleiten, ist verschwiegen: in der Widergabe einer solchen Stelle würde z. B. der Verfasser der drei Jünglinge im Feuerofen geschwelgt haben, vergl. Denkm. 36, 3.

Hinzugekommen ist die Bemerkung, dass von Dan der Antichrist abstamme und daher Rachel keine Ursache hatte, sich über seine Geburt zu freuen, Z. 2677 ff. und die Charakteristik Josephs (Z. 2733 ff.)

> den guoten Jôsêph
> dem er (got) michel sâlde verlêch.
> er wart vile scône,
> so er chunige ze sune zâme.

So wie sich Jacob der Heimat nähert, gewinnt die Erzählung. Z. 2973 ff. wird seine Angst vor Esau geschildert. Die Specialisirung seines Besitzthumes in der Botschaft an den Bruder ist im Text vorbereitet (32. 5), entspricht aber auch den uns schon bekannten Neigungen des Poeten. Und die Bewirtung und huldvolle Entlassung der Boten (Z. 2993 ff.) gehört ihm ganz. Seltsam genug, Jacobs Hochzeit hat er keines näheren Berichtes gewürdigt; hier aber klingt die Volksdichtung an:

Wole inphieng er die boten,
gab in gnuoch gebrâten jouch gesoten.
er tete in luste vile
mit wîne jouch mit spile.
er erloupte in minneklîchen,
hiez si widere ze sînem bruodere strichen,
er chôm ime sciere
und inphieng in mit ziere.

Jacob schickt Geschenke voraus und gibt seine Aufträge denen — dies setzt der Dichter hinzu — *die wol redinen chunden* (Z. 3040). Der Kampf mit dem Engel hierauf bietet wieder gar nichts: nur dass am Schluss (Z. 3099 ff.) der Dichter merkwürdig Bescheid weiss mit jüdischer Sitte, mehr als ihn 1 Mos. 32, 32 lehren konnte, und die Anschauung eines von Geiern zerhackten Fleisches zur Verdeutlichung herbeizieht.

Das Wiedersehen mit Esau ist wesentlich so, wie er es schildert, im Original gegeben, etwa hinzugesetzt: *er was ime vil lieb, er begunde ime erbarmen* (3122 f.). Aber Esau tritt wie ein vornehmer Mann um das Jahr 1100 auf. Er kommt geritten (3110) *mit sînen heliden gemeiten* (3158) mit seinen ‚Mannen' (3174 vergl. 1 Mos. 33, 15).

Recht gut ist auch die Geschichte der Dina erzählt und der Dichter hat einiges gethan, um sie zu vergegenwärtigen. Wie wir uns bei dem Bilde Esaus unwillkürlich jener Vasallenmassen erinnern, die der deutsche Grosse gegen Ende des elften Jahrhunderts um sich scharte: so werden wir hier an die Adelsgeschlechter gemahnt, auf deren grösseren Gütercomplexen sich um dieselbe Zeit Burgen erhoben, nach denen sie sich nannten. ‚Eines reichen Mannes Sohn hiess Sichem (3188):

der hête ein chastel wol getân,
daz weiz ich er nâh ime nante,
daz man in deste baz irchante.'

Der Name Sichem ist hier in der Bibel nämlich zugleich Personen- und Ortsname (vergl. Remigius p. 91). — Dina wird dann mit einem vom Dichter selbst gefundenen, freilich nicht sehr schmeichelhaften Vergleiche ausgestattet. Und das schlichte *adamavit eam*, das die Schrift vom Sichem berichtet, gewinnt volleres Ansehen:



Si was vile lussam.
dô gesach sie Sichem.
ich weiz, sô michel geluste
ime chômen unter sîne bruste,
daz er fore minnen
aller begunde prinnen.

Diu liebe in genôte daz er sie inzuchte (34, 2 *et rapuit*), *den magtuom er ire nam (et dormivit cum illa, vi opprimens virginem): des inkalt vile manich man* — eine Vorausdeutung, wie wir sie aus dem mhd. Epos zur Genüge kennen — : *si ward ime lieber denne der lîp, er wânte si wâre iemer sîn wîb*; vergl. oben S. 33. Dagegen lässt der Deutsche unübersetzt die Worte (34, 3) *Et conglutinata est anima eius cum ea tristemque delinivit blanditiis.* Er liegt dem Vater *naht unte tach* an, dass er um das Mädchen für ihn werbe (34, 4).

Am Schluss der Geschichte heisst es 35, 4 *Dederunt ergo ei omnes deos alienos quos habebant et inaures quae erant in auribus eorum; at ille infodit ea subter terebinthum, quae est post urbem Sichem.* Deutsch (Z. 3333):

Duo iz allez für in chom,
duo hiez er ein eich untergraben,
dâ parg er unter
dei heideniskin wunter,
scaz den mârin.
er ne wolte sîn nicht dane fuoren
noch niemanne statote
daz er sîne giri dar ane satote.

Dass es sich um Götzenbilder handelt, wird im Deutschen nirgends gesagt. Es ist ein Schatz, wie sie in der Sage und im Leben des Mittelalters vorkamen, vergraben, gesucht und gelegentlich gefunden wurden.

Daran schliesst sich die Geburt Benjamins und der Tod Rachels mit jener bekannten und öfters gerühmten Klage des Dichters, worin er Jacob persönlich anredet und ihm gleichsam seine Theilnahme bezeigt. Es ist die gefühlvollste Stelle in der ganzen Genesis: und wie wir den Dichter kennen, nimmt es uns nicht Wunder, ihr gerade in seiner Partie zu begegnen. Zur Schilderung des Frohsinns neigt er nicht. Er ist überzeugt, dass der Jammer grösser war als die Liebe (er gebraucht nicht den Gegensatz Freude und Leid). Die

melancholische Weichheit des Gemüthes ist bei ihm wie bei Otfrid mit Zerflossenheit des Styles und ungleicher launenhafter Behandlung des Stoffes gepaart, je nachdem er sich angezogen oder gleichgiltig berührt findet.

Höher als die gemüthliche Affection, die übrigens nicht ohne Absicht hier zum Schlusse breit hervorbricht, schlage ich die Stelle an, mit der er wieder in die Erzählung einlenkt:

Dô der geleidigôte man
von deme grabe hine heim chom,
er nam an sînen arm
daz sîn vil luzzele barn,
den weisen Benomin (l. Benoni):
den hiez er Benjamin.
ê hiez er sêres sun,
dô hiez er zesewen sun.

Er muss leider die prosaische Erklärung hinzufügen, ‚dass man den lieberen Sohn zur Rechten setzt, damit man daran erkenne, dass er sei der liebere‘. Aber der Gedanke ist doch poetisch. Der Vater überträgt seine Liebe zur Mutter auf den Neugebornen. Und das ist nicht einmal die Hauptsache hier, sondern das blos Angeschaute, dem Leben Abgelauschte: der vom Grabe der Mutter heimkehrende nimmt das kleinste verwaiste Kind auf den Arm. — Die Bibel steuert dazu nichts anderes bei als die Notiz 35, 18, dass die Mutter den Kleinen *filius doloris mei,* der Vater *filius dextrae* nannte.

Ueber den Tod Isaaks (nach 35, 27—29) womit die Arbeit des fünften Autors endigt, ist schon oben gesprochen und die Aufnahme in den Himmel als Nachbildung bezeichnet.

VI.

Joseph in Aegypten 52, 19—84, 21; Z. 3424—6063. In welcher sonderbaren Weise der hier neu eintretende Dichter sich für Auslassungen entschuldigt, welche sein Vorgänger stillschweigend vornimmt, das wurde schon oben S. 7 bemerkt.

Während der fünfte Dichter am Schlusse seiner Arbeit nur Jacob und seine Söhne an Isaaks Grabe weinen lässt, entgegen dem Wortlaute der Schrift 35, 29 *et sepelierunt eum*

Esau et Jacob filii sui: so beeilt sich der sechste, Esau wieder ausdrücklich hervorzuheben und von seinem Reichthum zu reden, als ob aus Z. 3143 und aus dem Gesammteindruck seines Auftretens die angesehene Stellung eines wohlhabenden Mannes nicht ohnedies bekannt wäre. Auch dass dieser Reichthum ausdrücklich auf den Segen Isaaks zurückgeführt wird (Z. 3444), ist ein Zusatz zum Original. Und dass nach Isaaks Tode seine beiden Söhne *wurden vile gelieb* (Z. 3429) ist nirgends gesagt und nimmt sich seltsam aus, da schon nach ihrem Wiedersehen kein Leser zweifelt, dass sie fortan im besten Verhältnis mit einander stehen.

Alle diese Zusätze sind darauf berechnet, eine Exposition zu gewinnen, welche der Bibeltext hier nicht an die Hand gab. Dem Dichter schwebte wohl der Eingang des fünften Abschnittes vor, wo nach wenigen berichteten Thatsachen die Charaktere der Brüder sich von einander abheben. Besser war der Anfang des vierten Stückes, das gleich mit einer Charakteristik Abrahams einsetzt.

Merkwürdig ist auch die Erwähnung des Antichristes (Z. 5717 ff.) *der giborn wirt vone Dan, sôs ich gilesin hân.* Würde sich derjenige wohl so ausdrücken, der Z. 2681 bei der Geburt Dans einfach gesagt hat *von deme scol der Antechrist werdan*?

Die rührenden Reime (vergl. Wilhelm Grimm Zur Geschichte des Reims S. 35 f.) ergeben nicht gerade schlagende aber doch beachtenswerthe Resultate.

In I Z. 7 *minnechlîch: niwet clîch,* 212 *gelîch: forhtlich,* 658 *êrlîch: zierlîch,* 1047 *mannegelîch: untôtlîch;* 204 *freissam: gehôrsam;* 228 *drî: drî; engele: hôchengele.*

II 1320 *egelîch: gelîch.*

IV 1911 *iegelîch: samelîch;* 2105 *wunne: wunne,* wofür Wackernagel das eine Mal *chunne* setzen will.

V. Abgesehen von dem kurzen Abschnitt III gehen die rührenden Reime auf *-lîch* bis hierher durch. Im fünften Stück verschwinden sie, dafür treten die Adverbien derselben Bildung ein: 2227 *wîslîchen: tumplîchen,* 3125 *minnechlîche: âmerlîche.* Dazu 2309 *dich: dich,* 2335 *chint mîn: munt mîn;*

2321. 2568 *zewâre: wâre,* 2195 *erbereht: gereht;* 2681 *werdan: werdan,* 2720 *gespilite: gespilite,* 3392 *sêres sun: zesewen sun.*

VI. Die Reime auf *-lîch* kehren wieder 3771 *zuhtlîch: umpillîch,* 6008 *grôzlîch: êrlîch.* Dazu neu das Verbum substantivum 3511 *sîn: sîn,* 3924. 4344 *sî: sî.* Ferner 5569 *got-heit: menniskheit,* 5962 *untersliufâre: piscouwâre;* 4214 *gnôte: nôte,* 4810 *ferholen: cholen:* 4724 *ime: ime,* 4756 *des: des,* 5043 *dir: dir;* 4866 *iu nieht: iuch nieht;* 3855 *worten: worten,* 5189 *riche: rîche,* beide letztere gute rührende Reime, Substantiv auf Particip, Substantiv auf Adjectiv, ebenso 3585 *troumâre: niumâre:* etwas ähnliches wie V 2681. 2720 kommt hier nicht vor.

Die Erörterung der Metrik, die sich vielleicht auch für die Unterscheidung der Verfasser fruchtbar erweist, verspare ich auf eine andere Gelegenheit.

Eine Vergleichung mit dem Grundtext habe ich vorgenommen, aber es lohnt nicht, sie hier im einzelnen darzulegen. Die Geschichte von Judas und Thamar c. 38 hat der Dichter weggelassen, sonst ziemlich genau übersetzt, selten kürzend, mehrfach erweiternd. Wenn man die Verse genau verzeichnet, zu denen das Original keinen unmittelbaren Anlass bot, so erscheint der Umfang dessen, was der Dichter zugesetzt, als ziemlich bedeutend. Verändert hat er wenig: dass Potiphars Weib ihrem heimkehrenden Gemal nicht noch einmal die ganze Geschichte erzählt wie 1 Mos. 39, 16—18 kann man nur billigen, besonders da ihr hier mit vollem Rechte eine leidenschaftliche Rede zu den zuerst herbeigerufenen Dienstleuten in den Mund gelegt war Z. 3821 ff. Auch ist es eine glückliche Veränderung, dass Pharao seinen Traum nur einmal und zwar dem Joseph erzählt Z. 4050 ff. nicht zweimal, wie 1 Mos. 41, 1—7 und 17—24.

Dass der Dichter gerne zu bereit liegenden Phrasen und bequemen Reimen greift, haben wir schon zu V, oben S. 36 f. gesehen. Auch die Wendung *(si) buten sich suozze zuo mînen fuozzen* 3533 f. und fast gleichlautend 4610 f. ist uns schon aus V bekannt, Z. 2345. 3133. Aus IV 1610 f. wiederholt er ferner wörtlich 4232 f. *duo bisaz diu erde, dane wolte nieht ane werden;* aus V 3121 f. die Wendung 5069 f. *sînen vater*

er ane lief (dort *sîn bruoder in ane lief*) *er was ime vil lieb.* Sich selbst wiederholt er 5071 f. (4914 f.) *an den hals erme viel, manigen zaher ob ime lie.* Die Formel *dô nestuont iz porlang* 4069 ist wie das häufige *ih weiz* (vergl. oben S. 20) aus dem Ludwigsliede 44 zu belegen: *thô ni uuas iz burolang.* Vergl. die von Müllenhoff Denkm. 300 angeführten Stellen aus Otfrid, König Rother, Herzog Ernst und in unserem Gedichte Z. 3487 *porlang iz dô ne stuont.* — Die Wendung *Do begunde iz got erbarmen* Z. 3843 ist zwar durch 1 Mos. 39, 21 *fuit autem dominus cum Joseph, et misertus illius* . . . veranlasst, aber sie erinnert doch zugleich an Ludwigsl. 21 *Thoh erbarmêdes got;* Judith 11ᵇ, 1 *Dô irbarmôtiz doch den alwaltintin got.*

Ich habe nicht gesucht, solche Beobachtungen zu häufen; auch Diemer hat dies und jenes gesammelt; es genügt, um die Tradition eines ausgeprägten Styles zu erkennen, der nicht wesentlich abweicht von dem des fünften Abschnittes, nur dass ihn eben ein anderes Individuum gebraucht.

Die Breite der Behandlung und das theologische Interesse zeichnet den Dichter aus. Die Breite der Behandlung geht durch den ganzen Abschnitt: die Erzählung ist retardirt, das rasche Tempo des ‚Abraham' gemässigt, der eilende Gang verlangsamt; überall werden Dinge und Personen, Zustände, Situationen, Empfindungen ausgemalt, ohne besondere Wärme und ohne besonderes Talent. Der Dichter ist keineswegs sentimental. Wenn uns sein Vorgänger an Otfrid erinnerte, so könnte man dasselbe auch von ihm behaupten, aber in anderem Sinne: man würde hier vorzugsweise an die otfridischen Capitel denken, welche *Mystice* überschrieben sind. Der Theolog macht sich erst bei dem Segen Jacobs geltend. Auch da fehlt ihm die Wärme und der Eifer, welche z. B. der Verfasser von Schöpfung und Sündenfall entwickelt. Er hat eine zuhörende Volksmenge im Auge wie dieser: man sieht es aus der Aufforderung *des chodet alle Amen* Z. 5747. Er lässt es auch an Hindeutungen auf die Tugendlehre und das Busssacrament nicht fehlen. Aber er ist doch nicht vorzugsweise praktischer Theolog. Er bleibt betrachtend, theoretisch und stets ohne die Concentration einer starken Natur.

Die seltenen Reflexionen, in denen er selbst hervortritt, tragen nie den Charakter leidenschaftlichen Antheils wie beim ersten Dichter. Keine Exclamationen, höchstens eine Frage, und eine Frage ganz allgemeiner Art, wie Z. 3726 *dâ got selbe was pûman, waz mahte dâ ubele wuocheren?* Oder er spricht nur aus, was jeder Zuhörer ohnedies aus der Erzählung entnimmt, wie Z. 3841 *âne sine sculde hete er verlorn sîne hulde:* es ist von Joseph die Rede, den Potiphar in den Kerker werfen lässt. Oder er fügt einen Gesichtspunct für die Auffassung der Thatsachen hinzu: so stellt er die Anfechtung durch Potiphars Weib als eine göttliche Versuchung hin Z. 3751 ff. Gott ist gnädig gegen Joseph, *ne wâre daz er ime doch teta sô ie was sîn site, daz er in besuohte, ub er an ime icht zuîvelôte.*

Wir dürfen mit einiger Sicherheit das Wesen einer Individualität bezeichnen, die wir in Ausführungen eines gegebenen Textes genau zu verfolgen im Stande sind.

Das Bedürfnis des Ausmalens wird gleich 3456 f. offenbar. Der Dichter kann an dem Begriff Kanaan, an der Anschauung eines Landes nicht vorübergehen, ohne hinzuzufügen: *daz lant was guot, par wuochere gnuoch.* Und so zu Sichem 3571 *wande dâ was der weide gnuog unde was diu selbe guot.*

Sein Held ist Joseph. Dass dieser schön war, erfahren wir aus 1 Mos. 39, 6 *erat autem Joseph pulchra facie et decorus aspectu* (vergl. V oben S. 38). Aber der Dichter bringt es gleich zu Anfang. Und die Liebe Jacobs zu ihm, in der Bibel dadurch begründet *quod in senectute genuisset eum*, motivirt er Z. 3471 so:

Jôsêph was vile scône,
ern uopte neheine hônde:
durch daz minnôte er in
fure alle bruodere sîn.

Auch dass Potiphar ihn als Dienstmann annimmt, wird *durch sîne lussame* erklärt 3686, in der Schrift c. 39, 1. 2 nichts davon. Die obige Bemerkung 39, 6 aber an ihrem Orte ausgeführt unter Anknüpfung an die einfache Art, wie er sich von Brot und Wasser nährte (der Grundtext sagt blos: Brot) Z. 3734:

unde was er doch sô scône
same diu wunnesame pluome,
daz si alle wunter nam,
wannen er wâre sô wol getân.

Alles wichtige was Joseph erlebt und thut, wird näher geschildert. So der Anfall der Brüder 3603—8, sein Schmerz da er mit den Kaufleuten in die Fremde muss 3635—44, sein Benehmen bei Potiphar, zugleich eine allgemeinere Charakteristik 3692—95. 3738—48, seine volksfreundliche Thätigkeit als Amtmann Potiphars 3706—3721 und als Statthalter Aegyptens 4190—4201. 4244—53. 5217—30 — das Benehmen von Potiphars Frau gegen ihn 3755—3770 (wovon nur Z. 3760. 3770 in der Bibel überliefert sind c. 39, 7) — sein Verhältniss zum Kerkermeister 3846—49, seine milde Behandlung des Mundschenks und Bäckers 3865—70 (in der Schrift 40, 4 blos: *qui et ministrabat eis)*, die Aufforderung an den Mundschenk, sich seiner im wiederkehrenden Glücke zu erinnern 3932—37, der Schmerz dem Bäcker trauriges künden zu müssen 3951—54, die Vergesslichkeit des Schenken 3980—87, dessen Erzählung zum Lobe Josephs 4006 f. 4009 bis 11. 4018—25.

Als die Brüder vor Joseph knien, da malt er sich in der Erinnerung den nun erfüllten Jugendtraum aus 4292—95 (vergl. übrigens Remigius von Auxerre p. 104). *Duo maht er in lônen* — fährt der Dichter 4296 ff. fort — *des si ime tâten: do begunde er si besuochen, ub iz si iht wolte riuwen.* Die Frage beschäftigt auch die Commentatoren: *Quid sibi vult, quod Joseph fratres suos toties ludificavit et tanta exspectatione suspendit, antequam manifestare se voluisset?* Angelomus p. 218 antwortet: *Tribulabat eos, non ut se vindicaret in eis; sed ut illos purgaret a crimine transacti sceleris in eum. Vel magis ut hac dilatione accumularetur gaudium eorum, dum ostenderetur et tantam gloriam eius vidissent, quem a se extinctum esse arbitrabantur.* Nicht übereinstimmend mit dem Deutschen, wie man sieht. Etwas näher kommt Remigius p. 104: Joseph wollte erfahren, *utrum a malitia cessassent, qua eum vendiderant.*

Im Folgenden dreht sich nun das Interesse mehr um

Benjamin und Jacob: nur die Macht Josephs wird 4950—55 noch einmal ins Licht gestellt; der schon erwähnte Passus über seine Amtsthätigkeit vollendet Z. 5217 ff. das Idealbild des guten und gerechten Regenten; und im Segen Jakobs 5846 ff. kehrt noch einmal ausführlich das Lob seiner Schönheit wieder.

Das Verhältnis des Vaters zum jüngsten Sohne wird kurz in die Worte gefasst 4278 f. *zuo zime ern* (Jacob den Benjamin) *sazte, daz ern Jôsêbes ergazte.* Jacob, da er Benjamin entlassen soll, bricht in die Klage aus 4466 ff. *nu sol ich senten mînen weisen ze des ellentes freisen. jâ wênch got der guote, du bedenche dise mîn nôte.* Und wie schwer wird ihm der Abschied 4552—58. Die Brüder fühlen, dass ihnen der Vater sein Liebstes anvertraut hat 4558 f.

Benjâmîn si dienôten,
mit zart inen fuorten.

Sie machen das geltend vor Joseph 4621—23. Selbst Josephs Amtmann, der ihn als Dieb ergreift, behandelt ihn mit Achtung: *er fien bî der hant, ie doch ern niene bant* 4704 bis 7. Die Brüder wünschen alle erschlagen zu sein, wenn nur der Vater den jüngsten zurück hätte 4710—17. Und dieser selbst?

Daz chint stuont, weinôte,
want for leide die hente.
iz wânte niemer mêre
gesâhe sînen lieben vater.

Die Hauptrede des Judas, welche zur Folge hat, dass Joseph sich zu erkennen gibt, gilt wesentlich Benjamin. Der Dichter hat offenbar das Bedürfnis gefühlt, die Wirkung begreiflich zu machen: aber er weiss nur zu verbreitern, nicht zu verstärken: 4774—77. 4782 f. 4792 f. 4813 ff.

Von der Rückreise heisst es im Original 45, 25 ganz trocken: *Qui ascendentes ex Aegypto, venerunt in terram Chanaan ad patrem suum Jacob;* in der Bearbeitung 4978 ff. (vergl. 4558 f.)

Frôlîchen si fuoren
heten Benjâmîn sam ire herren,
michele wunne
hine heim prungen,
mit mandungen
fur den vater giengen.

Jacobs Gefühle bei der freudigen Botschaft erhalten natürlich einige Zusatzworte 5017—19. 5026 f. Ebenso Jacobs Audienz bei Pharao 5135 f. 5163 f. 5173—75, die übrigens insofern von dem Texte abweicht, als der Vater dort später eingeführt wird, hier gleich mit den Brüdern vor den König tritt.

Den Brüdern selbst wird sonst in der Erzählung wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Das Wiedersehen mit Simeon erhält zwei Zeilen 4602 f. Ruben, der die leere Cisterne entdeckt, spricht Z. 3649—52 nicht zu den Brüdern wie 1 Mos. 37, 30 *puer non comparet, et ego quo ibo?* sondern zu sich selbst: *wê bruoder mîn, wâ scolt dû sîn? waz mag ich wêniger man disses leides tuon?* Aber dies gilt eben Joseph. Auch das ausführliche Schuldbekenntnis gegenüber Jacob Z. 5000—5013 wiederholt die Schicksale Josephs im Umriss und soll wohl ausserdem die nöthige Beichte herstellen, worin sich die Reue manifestiren muss.

Der doppelte Empfang bei Pharao 4927—33 und 5125 bis 46 soll einmal dazu dienen, das Ansehen der Verwandten Josephs am ägyptischen Hofe gehörig ins Licht zu setzen; dann aber haben diese Zusätze ihren Grund in des Dichters Sinn für Ceremoniell, und schöpfen daraus ihre eigenthümliche Beschaffenheit.

Das erstemal bringt er eine Gesammtcharakteristik an. Der Text hat nur 45, 16 *et gavisus est Pharao.* Der Bearbeiter motivirt 4926 ff.:

Duo Jôsêph mit in ze hove gie,
der chunich si vile wol inphie.
er wart vile vrô
solchere helido.
si wâren lussame chnehte,
si wâren guotere slahte.
vile wole er si hantilôte,
irgazte si aller nôte.

Das zweite Mal läuft die Sache mehr ins Breite. Joseph kommt nach c. 47, 1 zu Pharao, um seinen Vater anzukündigen. Nun verlangt dieser gleich nach ihm, er wolle ihn sehen und sprechen, er sei ihm sehr lieb um Josephs

willen (5125—28). Und gleich wird nach Jacob geschickt, *einer nâch ime rante, pat in daz er chôme deme chunige sliume* (5129—32). Jacob und seine Söhne kommen sogleich, und nun ein wenig Charakteristik des Alten:

der selbe altiskche
was ein êrlîch recche.
er hiez die sune mit im gên,
er gie fur den chunich stên.

Auf jeder Seite stellen sich sechs (vergl. 1 Mos. 47, 2), *si wâren alle êrlich, in ne was dâ nieht gelîch, als ime si got het irchorn, want er wolte von in werden geborn. Der chunich hiez in sîn willechomen, sam tet er die sune . . .* Dies alles ist des Dichters Eigenthum.

Mehrfach sind Erweiterungen angebracht, wo es gilt, die Ursache oder den Erfolg oder die äusseren Umstände einer Rede näher zu bezeichnen: 3465—70. 3517—26. 3551—56. 4314—18. 4576—79. 4756—59. 5398—5421. Zu der epischen Eingangsformel kommen dann noch fernere conventionelle Elemente. *Aliud quoque vidit somnium* — heisst es z. B. 1 Mos. 37, 9 — *quod narrans fratribus ait.* Die vier letzten Worte lauten im Deutschen:

Den troum ne wolte er verswîgen,
wand er ne chund iz vermîden,
er muose zellen
daz ime got ruohte offenen.
Dô si ze samine chômen,
er bat si ime hôren.
ich weiz si ime geswîgton
unze si den troum gehôrten.
Jôsêph sprach dô
vile gezogenlîcho.

Was braucht das lange bis Joseph seine Erzählung wirklich vorbringt! Aehnlich, aber kürzer, 1 Mos. 43, 19: die Brüder Josephs sprechen zum Hausverwalter. Das wird hier:

Si bâten den chamerâre
daz er in fernâme.
er fernam in duo,
sî sprâchen ime zuo.

Ich denke, ich bin berechtigt, dem Verfasser einen besonderen Sinn für das Ceremoniell der Rede zuzuschreiben.

Und wenn wir zusammenfassen, wie das Unmittelbare und Gegenwärtige in seine Darstellung hereinspielt, so wird uns bald klar, dass er zwar als Geistlicher im Volke steht, aber dass ihm das aristokratische Leben mit ausgebildeterer ‚höfischer‘ Sitte, sei es unmittelbar, sei es mittelbar, bekannt ist und bei allem Zuständlichen vorschwebt. Was denn freilich nirgend in ausgeführter Schilderung, meist nur in Andeutungen zu Tage tritt. Die massvollen Formen höflicher Rede bleiben dafür immer der Hauptbeleg. Jacob sagt zu Nephthalim 5840 ff.

Durch dîne rede spâhe
die du tuost vile wâhe,
sô minnet dich daz liut.
du wirdest in vil liup.
du redest suozze unde scône
sô iz ze hove zâme.

1 Mos. 49, 21 *et dans eloquia pulchritudinis:* mehr bietet der Text nicht. Man sieht: auf die Kunst wohlgesetzter zierlicher Rede gründet sich die gesellige Beliebtheit. Und diese Kunst wird ‚bei Hofe‘ verlangt. Dazu gehört aber auch, dass man nicht mit der Thür ins Haus fällt, sondern bescheiden bittet man erst um Gehör, die Bitte wird gewährt, der Zuhörer schweigt, dann spricht man *gezogenlicho.*

Z. 5252 *ze des chuniges hoven,* das sind die *curtes regiae,* zu welchen gezinst wird. Die Schrift hat blos *regi* 47, 24. Aber die Brüder, die nach Aegypten ziehen und Joseph aufsuchen, kommen *ze hove* 4280. Joseph geleitet sie zum König, er geht mit ihnen *ze hove* 4926.

Joseph kommt nicht zu Wagen seinem Vater entgegen, wie im Original 46, 29, sondern er reitet. Mit ihm kommt *manich rîter gemeit* 5067 f. Auch beim ersten Empfang der Brüder ist er nicht allein, sondern *Jôsêph unte herren* sitzen und erwarten sie 4282.

Allgemeiner als der *rîter gemeit* ist die Bezeichnung *helt balt.* So heisst Joseph schon als Knabe 3478. Und als Amtmann Potiphars ‚gebahrt‘ er unter der Menge *gelîch einemo helde* 3739. Josephs Amtmann, der den Brüdern nachreitet, redet sie *ir helede* an 4674. Und bei dem ersten Empfang

durch Pharao heissen sie wiederum *helide* und *lussame chnehte* 4929 f. Und Pharao will ihnen Aemter geben, um ihrer *wâtlîche* willen 5149*. Jacob ist ein *êrlîch (honorabilis* im Latein der Zeit) *recke* 5136. Ich irre mich wohl nicht, wenn ich sage: das alles ist der Abglanz des in höfischen Kreisen wieder auflebenden deutschen Heldenepos.

Nicht blos die Personen erhalten gesteigerte Würde, sondern auch die Dinge, die zur Erhöhung des Glanzes im äusseren Auftreten dienen, finden Beachtung. Die *tunica polymita,* welche Jacob dem Lieblingssohne machen lässt, ist ein Rock *mit phellole bestalt, der gieng ime an den fuoz* 3476 f. Joseph schenkt jedem seiner Brüder *binas stolas;* deutsch: *Jôsêph sînen bruoderen gebete mit sabenînere wâte, iegilîcheme zuei padgwant* 4956 ff. Nachher Z. 5529 zieht der Verfasser doch vor, das fremde *stôle* beizubehalten und als *ein giwâte frône* zu erklären. — Joseph trifft seine Anordnungen für das Gastmahl, das er den Brüdern bereiten will. *Introduc viros domum,* befiehlt er im Texte seinem Amtmann. Deutsch: *Leite mir dise in den sal.* Aber er fügt den festlichen Schmuck, die Decoration des Gemaches hinzu: *pehâch mir die chemenâten al* 4565.

Wie weit den Dichter etwa Rücksicht auf sein Publikum leitet, wenn er 5093—5118 in ziemlich breiter Weise den Rath Josephs an seine Brüder wiedergibt, sie sollten vor Pharao ihren Hirtenstand betonen: das erhellt nicht. Dass ein socialer Parteistandpunkt in der Schilderung von Josephs Amtswirksamkeit hervortritt (S. 46), darauf komme ich noch unten zurück. Als Geistlicher zeigt sich der Verfasser wohl 5276. Er gibt 1 Mos. 47, 26 wieder über die Entstehung des Zinses: dass Jedermann von seinem Grundbesitz den fünften Theil des Erträgnisses als königliche Steuer ableistet, *daz ieglîch man gît abe sîneme eigen daz finfte teil sîner chorne*

* Diese Motivirung ist sehr beachtenswerth, vergl. 3686 oben S. 45 die Aufnahme Josephs bei Potiphar. — An dem Ausdruck *amptman* wie er hier gebraucht wird, erkennt man ganz klar das Zusammenfliessen der beiden Bedeutungen von *ministerialis*, Beamter und bevorzugter Unfreier. — Die Genesis nach der antiquarischen Seite hin zu erschöpfen, ist übrigens entfernt nicht meine Absicht.

zi des chuniges urbore (*regibus quinta pars solvitur,* heisst es im lateinischen nur). Ausgenommen sind *die in phafheite leben: absque terra sacerdotali quae libera ab hac conditione fuit. Sô* — fährt der Dichter fort —

Sô stuont iz bî den heidinen:
ich ne weiz ub iz die christâne sô meinen.

Die Erklärungen dieser Stelle bei Diemer Genesis und Exodus 1, XIII. 2, 49 befriedigen nicht. Ich suchte darin zuerst eine Anspielung auf Heinrichs des Fünften Plan einer allgemeinen Reichssteuer (Otto Frising. chron. 7, 16). Und die Worte müssten dann in den letzten Regierungsjahren Heinrichs geschrieben sein. Aber richtiger wird man eine ironische Bemerkung darin sehen: ‚Ich weiss nicht, ob die Christen darüber ebenso denken'. Er weiss sehr wohl, dass sie anders darüber denken, dass die Geistlichen nicht ausgenommen sind, sondern dass im Gegentheil die Reichsbedürfnisse von ihnen mit und nicht in geringem Masse bestritten werden. Stehende Steuern gab es nur ausnahmsweise: die Abteien entrichteten jedoch herkömmlich ein hohes Servitium an die königliche Kammer (Walter Rechtsgeschichte 1^2, 321). Näheres über dieses Servitium jetzt bei Ficker in der bedeutenden Abhandlung über das Eigenthum des Reichs am Reichskirchengute, Wiener Sitzungsberichte 72, 402 ff. vergl. S. 87 ff.

Einen Witz gestattet sich der Dichter auch 4960 ff. Die *trecentos argenteos,* welche Benjamin von Joseph bekommt, rechnet er in zehn Schillinge um und erklärt: *iz ne dûhte mich poregrôz, gebete mir dâr mite ein mîn genôz.* Der Bearbeiter der Millstätter Handschrift ist viel zu ernsthaft, um diese unschuldige Bemerkung zu wiederholen (100, 5 vergl. auch Diemer Joseph 765).

Das theologische Interesse des geistlichen Verfassers macht sich erst bei dem Segen Jacobs geltend. Bis dahin scheint er es wie Angelomus zu halten, der bei c. 40 (p. 217) erklärt: *Hic enim spiritalem intelligentiam praetermittimus . . . et historialem intellectum prosequi nitimur.* Den Segen Jacobs aber setzt er gleich mit allem Ceremoniell der Rede in Scene, das er aufzubringen weiss 5398—5421. Man fühlt sich an den Eingang der Bergpredigt im Heliand erinnert.

Die Worte der Schrift sind dann überall mit Liebe ausgeführt und erweitert. Dem Dichter gelingen einige Zusätze, die poetisch schön und wirksam sind: so wird 5468—75 Jacob von Schmerz übermannt und vermag Simon und Levi nicht weiter zu segnen in Erinnerung ihrer Frevelthat an Sichem. Bei der Erzählung derselben, beiläufig gesagt, Z. 3284, waren ihre Namen nicht genannt: dort erzählt eben ein anderer Dichter.

Ruben sowohl als Simeon und Levi gehen ohne Deutung vorüber. Aber Judas ist Christi Vorbild, und unter den folgenden wird dann lediglich Nephtalim mit keiner Deutung bedacht.

Die Nachweisungen Diemers über die theologischen Quellen in diesem Abschnitt genügen noch keineswegs. Der Isidor reicht nicht aus, und Angelomus sowie Remigius führen nicht viel weiter. Aber freilich auch aus dem Isidor allein war mehr zu gewinnen.

Gleich im Anfang über Judas bietet Isidor nur die Deutung *confessor*, aber nichts von den Kindern und den an sie geknüpften moralischen Betrachtungen 5547 ff. Dann aber zu 5561—63 vergl. Isidor in Genesin c. 31, 14 (Opp. ed. Arevalo, Romae 1802, Bd. 5 S. 348): *ipsum laudant fratres sui, apostoli scilicet et omnes coheredes eius, qui . . . Christi fratres per gratiam . . .* Gleich daran schliesst sich die Ueberwindung der Feinde c. 31, § 15, vergl. Z. 5564—66, und § 16 wird auch die Beraubung der Hölle von Isidor erwähnt. Die Deutung des Gewandes auf den Leib 5568—73 gibt Isidor 25 aus Ambrosius; ebendort die Beziehung auf die Passion (5584—89) aber in anderer Weise: und was Z. 5574 bis 83 enthalten, fehlt ganz. Die drei Tage im Grab, Auferstehung und Höllenfahrt, 5590—5607, entsprechen Isidor 19: aber der Dichter hätte viel hinzugethan. Das ist indessen sehr wohl möglich; denn es kommt ihm darauf an, in rascher Uebersicht an das ganze Leben Jesu zu erinnern. Daher ändert er die Ordnung, um die richtige chronologische Folge zu erhalten. Daher nimmt er die Deutung der Eselin voraus 5519—25 aus einer mit Isidor 23. 24 verwandten Quelle: vergl. Remigius p. 116 *quia ecclesiam ex gentibus vinculis charitatis sibi coniunxit.*

Christi Augen 5608—18: vergl. die Isidorsche Stelle bei Diemer Joseph S. 109 f. Aber der Gegensatz des alten und neuen Testamentes wird in die auch von Isidor erwähnte *austeritas* des ersteren gesetzt, und was Isidor selbst darüber hinzufügt (*evangelica enim praecepta longe clariora sunt, quam veteris testamenti mandata*) ganz vernachlässigt.

Die Zähne sind die Prediger nach der gemeinsamen Auffassung des Ruffinus, Ambrosius, Augustinus, Isidorus, wie Grialius (bei Arevalo S. 351) bemerkt. Vergl. Diemer a. a. O. S. 111; Remigius p. 116 *dentes vero sancti praedicatores sunt, qui sicut dentes cibos, ita infideles a sua duritia comminuunt, ut in corpus ecclesiae recipiantur* u. s. w. In den Z. 5636—43 sind die Anklänge am unverkennbarsten.

Zabulon ist nach Isidor 30 die Kirche, was der deutsche Dichter nicht ausspricht: *haec in litore maris habitat et in statione navium, ut credentibus sit refugium et periclitantibus demonstret fidei portum.* Isidor denkt dabei, wie sich 31 ergibt, an Juden und Ketzer. Der deutsche Dichter spricht gar nicht von dem Hafen des Glaubens und den Stürmen des Unglaubens oder Falschglaubens, sondern von dem Landungsplatze des Himmels und der Verfolgung des Teufels.

Bei Dan beruft sich der Verfasser direct auf einen Commentar 79, 43 Hoffm. (bei Massmann zwischen 5690 und 5691 ausgefallen): *Daz buoch uns saget, welîch bizeichinunge ditze habet.*

Die hierauf folgenden Erklärungen finden sich nicht alle bei Isidor. *Diu nâtere bizeichinit hônchust:* fehlt. *Der wurm den antichrist:* das ist eben die zweite von Isidor mitgetheilte Deutung, die erste geht auf den Verräther Judas. Aber Remigius p. 117 *Hinc ergo Dan coluber et cerastes appellatur: coluber propter d o l u m* (vergl. Sumerl. 52, 50 *dolus hôncunst*), *cerastes propter potentiam.*

Der wech disin lîb, die werltlîchen nôt der engi stîch: Quis autem nesciat, semitam a n g u s t i o r e m esse, quam viam? Fit ergo Dan coluber in via, quia in p r a e s e n t i s v i t a e latitudinem eos ambulare provocat, quibus quasi parcendo blanditur. . . . quia quos fideles reperit et sese ad praecepti caelestis angusta itinera constringentes, non solum nequitia callidae per-

suasionis impetit, sed etiam *t e r r o r e* *p o t e s t a t i s* *premit.* Nicht genau, wie man sieht.

Das ros ubermuot: Quo in loco equus hunc mundum significat, qui per *e l a t i o n e m* *suam in cursu labentium temporum spumat.*

Hêrscaft der dar ûffe sitzet: Ascensor equi est quisquis extollitur in *d i g n i t a t i b u s* *mundi (qui in dignitatibus et* *p o t e n t i a* *seculi gloriatur* Remigius*).*

Der gihacte huof des entis wuof: Ungulum quippe equi mordere est *e x t r e m a* *s e c u l i* *feriendo contingere.* Deutlicher Remigius: *Ungula autem extrema pars pedis est ‚pes extrema pars corporis; quia ergo Antichristus extrema mundi tempora capere quaerit, ideo ungulas equi mordere dicitur.*

Die Erläuterung 5700—15 stimmt im ganzen zu Isidor 41. 42, nur dass mehr rein menschlich moralischer Gehalt herausgeschlagen wird. Was aber folgt 5716—5751 und wovon, wie der Dichter sagt, *mêre gescriben* ist, das muss er aus einem besonderen Tractat, ohne Zweifel dem bekannten Adso, geschöpft haben.

Bei Gad hebt Isidor 43—45 mehr den Gegensatz Christi zum Antichrist hervor, als den zum Teufel. Aber Remigius sagt p. 120: *Allegorice Gad Christum significat qui primo adventu suo quando occultus venit accinctus est, ut praeliaretur contra diabolum, et accingetur retrorsum in secundo adventu suo, quando manifestus adveniret, ut iudicet mundum et singulis secundum merita sua reddat.*

Auch bei Aser stimmt Remigius im einzelnen genauer: *Allegorice vero Aser, qui beatus vel pinguis panis interpretatur, eundem Christum designat, cuius panis pinguis est, id est: corpus eius, quo ad aeternam vitam reficimur, sicut ipse dicit* (Joh. 6, 35) *‚Ego sum panis vivus qui de caelo descendi, et do vitam huic mundo‘* (5785). *Ipse praebet delitias regibus, id est: sanctis qui motus corporis sui bene regere noverunt. His praebet delitias, id est: suavitatem verbi* (5788 f.), *sive etiam se ipsum, quia Aser delitiae interpretatur.* Nur in der Deutung der Könige steht wieder Isidor dem Deutschen näher: *die mit in selben fehtent, daz si sich unrehtes geloubent;* Isidor: *qui sensus proprios bene regunt, qui dominantur vitiorum suorum, qui castigant corpora sua et in servitutem subiiciunt.* Aber die neutestament-

liche Parabel 5796—5827 zieht keiner dieser Commentatoren herbei.

Bei Joseph tritt der Commentar wohl erst mit Z. 5901 ein, bis 5921. Isidor 59. 60 gewährt alles nöthige.

Für Benjamin ist eine eigentliche Deutung im Gedichte nicht gegeben. Aber die auf Paulus schwebt wohl vor in den erklärenden Worten *zêrist du derc âhtest die du after mâlo trôstest; die du nu gerne flurist, after mâle du si gerne nerist.* Isidor 61: *Quibus dictis apostolus Paulus designatur, de Benjamin stirpe progenitus, qui mane rapuit praedam: id est, in primordiis fideles quos potuit devastavit (qui . . . quasi lupus rapax persecutus est ecclesiam primo tempore* Remigius*). Vespere autem spolia divisit, quia fidelis postmodum factus sacra eloquia audientibus discretione mirifica dispensavit.*

Nach dem Tode Jacobs lässt ihn der Dichter zu Abraham und Isaak in den Himmel emporsteigen:

Dâ sitzint si alle drî
in demo himilrîche.
Alle die dare choment,
in ire scôzze si si nement.

Er erklärt dann aber, was mit diesem Indenschossnehmen gemeint sei und knüpft dabei an die Wortbedeutung von Abraham, Isaak und Jacob an, den er hier zum ersten Male Israhel nennt. Auch dazu gaben die Commentare keinen Anlass.

Des Dichters Interesse am Stoff ist nun aber erschöpft und möglichst rasch eilt er zum Schlusse. Das letzte Capitel des Originals ist ziemlich kurz, mit einigen Auslassungen übersetzt. Dem Ende Josephs wird keine besondere Aufmerksamkeit mehr gewidmet.

Die Hauptsache für den Verfasser wie für seine geistlichen Zeitgenossen war ohne Zweifel der Segen Jakobs. Nicht damit allein, aber doch damit zumeist, hat er auf nachstrebende Dichter gewirkt. Der Keim eines Lebens Jesu ist durch seine Episode über Judas gelegt. Zu einer besonderen Bearbeitung des Antichrist fordert er beinahe auf, wenn er 5748 ff. sagt:

Dannen ist mêre gescriben,
dâ wil ich uber heven.
der iz paz fuoget,
der mag dannen lesen genuoge.

Ob Frau Ava dieser bessere Dichter war, dem er die Aufgabe zuweist, das mag dahin gestellt bleiben. Gewiss ist, dass sie und der Verfasser des Lebens Jesu und noch andere Dichter unseren Joseph benutzt haben.

Avas Antichrist Diem. 280, 2—6 vergleicht sich mit Genesis 4230—4237 (Hoffm. 62, 2—6); Diem. 281, 18—20 mit Genesis 5717 ff. (nur entfernt); Diem. 282, 1—6. 10—12 mit Genesis 5728—37 (80, 20—24).

Das letzte Stück des Lebens Jesu Diem. 263, 17—264, 8 schöpft aus Genesis 5590—5607 (78, 32—40), wie schon Graff Sprachschatz 4, 182 bemerkte.

Der Verfasser des Vorauer Moses Diem. 51, 17—20 schöpft die Charakteristik des alten Gesetzes aus Genesis 5614—17 (79, 2. 3) und bald darauf 52, 13 ff. erklärt er: was Gott und Moses redeten, *daz muoze wir virdagen, wir ne kunnen ez niht gesagen: sver ez paz fuoge, der mag dannen sagen genuogeu:* wie Genes. an der eben ausgezogenen Stelle 5748 ff. Indess erscheint hier 55, 11 auch eine Formel aus dem ersten Theil der Genesis Z. 161 f. (12, 37) *Dô spruch unser trehtîn, die genâde wâren sîn.*

Die Vorauer Bearbeitung der Genesis in dem Abschnitt von Abraham, speciell in der Partie von Sodoma und Gomorrha, die sie im deutschen Original nicht vorfand, knüpft ziemlich ungeschickt und ungehörig an das Schicksal von Lots Weib die wenig veränderten Zeilen 5554—59 (78, 12—15) unseres Gedichtes.

Benutzung eines früheren Theiles der Genesis ist noch nirgend nachgewiesen. Der erste bis fünfte Dichter scheinen, auf ihre dichterischen Zeitgenossen nicht gewirkt zu haben. (Doch vergl. die Formel im Vorauer Moses.)

Wenn das kein Zufall ist, so lässt es sich wohl erklären. Die Vorauer Bearbeitung ist eine Modernisirung, welche nur den Joseph respectirt, sonst aber mit der grössten Freiheit schaltet und nur selten das Original durchscheinen lässt.

Die modernisirende Bearbeitung hat augenscheinlich das ursprüngliche Werk verdrängt.

Wenn dieses gleichwohl fortlebte, wie die Millstätter Bearbeitung zeigt, so wird die Millstätter Bearbeitung wohl in der Heimat des Originals, die Vorauer Bearbeitung in einer anderen Gegend entstanden sein. In dieser anderen Gegend wirkt sie: das ist die Heimat der Frau Ava, des Verfassers des Lebens Jesu und des Moses. Die Stätte des Ursprungs suche ich in Kärnten: die Frau Ava dürfen wir an die Donau versetzen, wo die Melker Annalen ihren Tod melden. Aber ehe wir auf die Ortsbestimmung näher eingehen, versuchen wir eine Zeitbestimmung.

ZEITBESTIMMUNG.

Schon nachdem durch Graff die alte Genesis theilweise bekannt geworden war, nannte sie Jacob Grimm (Hymn. 1830 p. 8): *a poeta quodam ignoto haud vulgaris ingenii seculo fortasse iam XI. concinnata, nativo candore tum sermonis tum argumenti admodum commendabilis.*

Wackernagel Lesebuch 1835 S. XIII (vergl. Litteraturgesch. § 55, 1) stellt fest, dass das Gedicht älter als 1122 sein müsse wegen der Stelle vom vierten Finger (14, 13)

In deme vierden
scînent fingelîn diu zieren,
dâ mite der man spulget
sîn wîb mahilen.
ouch hât der chunig ze site
daz pischtuom mahilen dâr mite,
suelehen phaffen
er ze herren wil machen.

Die königliche Investitur des Bischofs mit dem Ringe deutet in der That auf die Zeit vor dem Wormser Concordat von 1122.

Noch weiter ging Hoffmann, Fundgr. 2 (1837), 9. Wenn man annehmen dürfte — so meint er — dass der Dichter zur päpstlichen Partei gehört habe, so sei die Arbeit schon vor dem ersten Vertrage, den der Papst 5. Februar 1111 mit den Abgeordneten Heinrichs abschloss oder gar schon vor Gregors VII Verbot der Investitur geistlicher Aemter und Würden 22. Februar 1075 entstanden.

Jacob Grimm in den Gött. Gel. Anz. 1838 S. 550

(Kl. Schriften 5, 280) erwiderte, die Jahre 1111 und 1075 seien hier von keinem Belang, da der Dichter die Ringbelehnung ohne alle Misbilligung erwähnte. Aber allerdings gehöre das Gedicht zu den ältesten Denkmälern des zwölften Jahrhunderts und könne vielleicht noch in den Schluss des elften fallen: denn hin und wieder schienen vollere Flexionsvocale durchzubrechen.

Was die von den Reimen der Genesis vorausgesetzten Flexionsvocale anlangt, so werden wir heute allerdings geneigt sein, sie dem elften Jahrhundert zuzurechnen. Sichere Schlüsse aber können darauf nie gebaut werden, und wir wollen lieber die Geschichte der Flexionen aus den anderweitig ermittelten Altersbestimmungen der Gedichte entnehmen, als umgekehrt.

Die Stelle über die Ringbelehnung deutet mit Sicherheit in der That nur auf die Zeit vor 1122. Der Parteistandpunct des Verfassers thut wenig zur Sache. Wohl aber scheint die vollkommene Unbefangenheit, mit der er die Gewohnheit des Kaisers erwähnt, nicht auf die Decennien des Streites zu passen, in welchen die Belehnungsfrage ganz Deutschland spaltete und erregte. Sicherheit ist auch dabei nicht, aber mit anderen Erwägungen zusammen darf das Argument wohl zählen.

In der Genesis lösen sich sechs Verfasser und drei Manieren des Styles ab. Diese brauchen Zeit um sich zu entwickeln. Da nun die jüngste Partie von der um 1120 dichtenden Frau Ava (s. zweites Heft, Vorauer Hs. XV) benutzt und doch in Bezug auf Vers und Reim durch eine ziemlich tiefe Kluft von ihr getrennt ist, so müssen wir ein beträchtliches Stück zurückrechnen.

Andererseits erscheint der Reim in der Genesis so unvollkommen, als ob man diese schwierige Kunst hier eben neu erlernen müsse. Das Gedicht steht ohne Zweifel mit am Anfang der neu anhebenden geistlichen Poesie. Es ist ein selbständiger Beginn neben Ezzo und ohne Einfluss von Ezzos Gesang.

Ziehen wir nun jene Unbefangenheit des kirchlichen Standpunctes noch einmal in Betracht, so dürfen wir die älteste Partie vielleicht um das Jahr 1070 ansetzen.

Dagegen kann man wohl schwerlich mit Diemer den bischöflichen Ring auch noch für die Zeitbestimmung der Millstätter Fassung benutzen. Dass ein Bearbeiter seinen Text gedankenlos nur auf die Form hin ansieht und darnach ändert und sachlich jeden Eingriff meidet und den Anlass zum Eingreifen gar nicht merkt: das ist zu häufig und zu natürlich, als dass wir hier etwas anderes anzunehmen brauchten.

HERKUNFT DER HANDSCHRIFT UND DES GEDICHTES.

Die Wiener Handschrift 2721 war früher im Besitze des Wolfgang Lazius, wie sich aus der Widmung ‚*Ex bibliotheca D. Wolfgangi lazij (Inclyto Regi Bohemie Maximiliano) obsequij ergo donatus*‘ (Diemer Genesis und Exodus Bd. 1, S. III) ergibt.

Ob die Handschrift aus Kärnten stammt? Darüber gibt es nur eine unsichere Spur im Notizenblatt der Wiener Akademie 2, 27 f. Dort berichtet Ankershofen über die sogen. Annales Gurcenses oder Protocollum archivale Gurcense d. i. über ein regestenartiges Verzeichnis der im Gurker Archiv befindlichen Urkunden, das im Jahre 1770 von seinem Verfasser Sebastian Friedrich Syhne mit einer Vorrede versehen wurde. Auf S. 12 f. spricht dieser von dem Aufenthalte des Wolfgang Lazius in Gurk und Millstatt.

Lazius bereiste im kaiserlichen Auftrage die Bibliotheken von Steiermark und Kärnten und entlehnte aus der Gurker Bibliothek folgende Werke: Geometriam Capellæ, Auroram Petri de Riga, Leges Rotharis regis, Alcunus supra cathegorias, Epistolæ Leonis Papæ, Aratoris Metrica, Prudentius de duello fidei, Officia Isidori, Computus und etliche Carmina sine Authore. So wörtlich nach seiner Quittung. ‚Dass er nur Lateinisches genommen — bemerkt Heinzel der die Notiz für mich nachschlug — ergibt sich aus dem Voranstehenden nicht.‘

In Millstatt — berichtet Syhne nach mündlicher Mit-

theilung der Jesuiten P. Matthäus Rieberer Historiographus und Magister Joseph Heyrenbach vom Jahre 1767 — habe man Lazius gar nicht eingelassen ‚vorsichtiger Ursachen halber‘.

Die aus Gurk entlehnten Bücher scheint Lazius nach seiner Gewohnheit nicht zurückgestellt zu haben. Wenigstens konnte Syhne nichts darüber ermitteln.

Es ist möglich, aber eben nur möglich, dass die ‚Carmina seine Authore‘ unsere Handschrift meinen.

An Gurk hatte ich freilich schon längst gedacht, ehe ich auf die Nachricht im Notizenblatt aufmerksam geworden war.

Gibt man die obige Zeitbestimmung und im allgemeinen kärntnische Heimat zu, so liegt es nahe, sich der Stiftung des Bisthums Gurk zu erinnern.

Sie erfolgte am 6. März 1071 durch Erzbischof Gebhard von Salzburg, nachdem der Papst Alexander II am 21. März 1070 seine Einwilligung dazu gegeben. Der erste Bischof war Gunther von Krapfeld.

Hebung des religiösen Geistes muss jedenfalls die Folge gewesen sein. Die Bischöfe sind vorzugsweise die Prediger des elften Jahrhunderts: und den Charakter der Predigt tragen die ältesten Theile der Genesis durchaus. —

Die Bilder, mit denen die Millstätter Hs. ausgestattet ist, kann man für die Genesis bei Diemer, für den Physiologus bei Karajan nachsehen. Für eins und das andre wies mir Hermann Grimm gelegentlich die byzantinischen Originale. Die Exodus hat keine Bilder: sie beginnt in der Wiener Hs. Bl. 159ᵇ auf einer neuen Lage und es ist kein Raum für Bilder freigelassen, wie in den vorangehenden Lagen.

Drei Bilder, welche ganze Blätter füllend dem Texte der Genesis vorausgeschickt sind, fehlen in der Millstätter Hs. Ebenso die Bilder von Bl. 4ᵃ, 4ᵇ und 5ᵃ. Dagegen das Bild von Bl. 5ᵇ kehrt genau an derselben Stelle bei Diemer S. 3 wieder: nur hat der Engel keinen Strahlenschein um den Kopf und keine Flügel, auch sieht er nicht so jugendich aus.

Von Bl. 6ᵃ an stehen keine Bilder mehr in der Wiener Handschrift, aber es ist Raum dafür leer gelassen, ganz über-

einstimmend, so weit ich verglichen habe, mit der Millstätter Bearbeitung.

Die ältere Hs. sollte also mit noch reicherem bildlichen Schmucke versehen werden als ihn die Vorlage der jüngeren aufzuweisen hatte. Statt dessen fielen aus unbekannten Ursachen die Bilder fast ganz hinweg.

Im zwölften Jahrhundert, aus welchem beide Handschriften stammen, ist uns Pflege der Malerei in Gurk bezeugt: s. Springer de artificibus monachis et laicis medii aevi (Bonnae 1861) p. 33. Später haben hier italienische Meister die Vorhalle und die darüber befindliche Loggia der Basilica mit prachtvollen Malereien geziert: Schnaase 4^2, 414.

Dies alles aber kann, wie gesagt, nur in Betracht kommen, wenn man kärntnische Heimat zugibt. Welche Gründe lassen sich dafür anführen?

Dass wir die Entstehung ausserhalb der Donaugegend zu suchen haben, wurde uns schon oben S. 58 wahrscheinlich. Aber da über die südöstlichen, die heute österreichischen Gegenden Deutschlands nichts hinaus weist*, so bleiben nur die Gebirgsländer übrig.

Betheiligung an der deutschen Litteratur ist für Kärnten festgestellt durch die Millstätter Gedichtsammlung, die Bruchstücke von Maria Saal (Mone Anz. 8, 46 ff.), das St. Lambrechter Gebetbuch, worin Heinrichs Litanei und der Wurmsegen, Denkm. XLVII, 2 B, alles aus dem zwölften Jahrhundert, und die Millstätter Predigten (Mone Anz. 8, 409 ff. 509 ff. vergl. Karajan Sprachdenkm. S. VIII) ‚aus dem Ende des zwölften oder Anfang des dreizehnten Jahrhunderts‘; dazu der Millstätter Blutsegen, Denkm. XLVII, 1 aus dem Anfang und die St. Lambrechter Mariensequenz, Denkm. XLI aus dem letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts.

Directe Hindeutung auf seine Heimat gibt fast keines dieser Gedichte. Hier wie überall sonst in gleichem Falle sind wir daher zu einem Verfahren gezwungen, das möglicher-

* Holtzmann freilich erklärt im Wolfdietrich, Vorrede S. 56: ‚Die Genesis ist älter als das zwölfte Jahrhundert und ihre Heimat sicher nicht Oesterreich.‘ Ob sich Jemand anheischig machen wird, den zweiten Theil dieses Satzes zu beweisen?

weise grosse Täuschungen im Gefolge hat: wir nehmen die Gegend, in welcher ein Denkmal gefunden worden ist, für die Heimat, so lange uns in Sprache und Inhalt nichts darüber hinaus weist.

Prosaische Predigten können wenig lehren. Die Segen sind weit verbreitet und die kärntnischen Fassungen nicht die ursprünglichsten. Von Heinrichs Litanei gibt es eine Erweiterung, welche Rücksicht auf Niederösterreich klar erkennen lässt.

Die Millstätter Handschrift ist eine Sammlung. Man muss von vorn herein mit der Möglichkeit rechnen, dass über den engsten Kreis hinaus gegriffen und nicht blos die heimatliche Production berücksichtigt wurde. In der That kommt das himmlische Jerusalem, womit sie schliesst, auch in der Vorauer Handschrift vor, die voraufgehende Auslegung des Paternoster auch in einer Innsbrucker und die Sündenklage (‚vom verlornen Sohn') theilt grosse Stücke mit dem Rheinauer Paulus und mit Hartmanns Credo.

Nur was der Genesis unmittelbar folgt, Physiologus, Exodus, vom Recht und Hochzeit, das findet sich, die beiden ersten Stücke nur in der Wiener, das dritte und vierte nur in der Millstätter Handschrift. Bei diesen letzteren nun weist wirklich nichts über Kärnten hinaus. Wir dürfen daher einiges Gewicht legen auf die innern Beziehungen, die wir zwischen ihnen und der Genesis wahrnehmen.

Die Genesis und das Gedicht vom Recht setzen ein bäuerliches Publikum voraus und stehen auf Seite des Volkes gegenüber dem Adel. Der Verfasser des ‚Joseph' idealisirt seinen Helden als einen Mann nach dem Herzen des Bauernvolkes, die Stellen sind oben S. 46 angeführt. Joseph will die Aegypter nicht zu Knechten machen, obgleich er dies nach dem Texte 1 Mos. 47, 19. 23 thut. Der Verfasser des ‚Rechtes' wendet sich entschieden gegen die übermüthigen Reichen und Mächtigen, die dem Armen Unrecht thun und Unrecht thun lassen, und er droht ihnen mit der göttlichen Strafe.

In der ‚Hochzeit' stammt nicht nur der Reim *beroubot: getoubot* 42, 2. 3. bei der Höllenfahrt aus dem Joseph. Z. 556[6],

sondern auch die Angabe, dass Lucifer und die mit ihm Verdammten drei Tage lang in die Hölle fielen *sô dicke sô der regen tuot* (42, 10) aus der Schöpfung 76.

Die Genesis in ihrem zweiten Theile vergleicht die aus dem Paradies Vertriebenen mit Erscheinungen der Gegenwart, mit Leuten, die vom Reichthum zur Armut herabsinken, Z. 1194 ff. So spricht auch das ‚Recht' davon S. 5, 10 ff., wie der reiche Mann herunterkommt und mit seinem Knechte roden gehen muss. Dergleichen kam freilich überall vor und besonders zu jener Zeit, wo der plötzlich gesteigerte Luxus manchen dazu brachte, seine finanziellen Kräfte über Gebühr anzuspannen, vergl. die Lebensbeschreibung Heinrichs des Vierten c. 8. Aber die Aufmerksamkeit und der Geschmack der Dichter hat dieser Beobachtung nirgend anderwärts einen Platz in ihren Werken gegönnt.

Wie derselbe zweite Verfasser der Genesis Vergnügen findet an der Schilderung landbäuerlicher Thätigkeit, Z. 1170 ff.*, so schildert der Verfasser des Rechtes eingehend und anschaulich die Thätigkeit des Rodens im Walde, der zu Pflugland umgewandelt wird, 6, 4 ff.

Auf eine Gebirgsgegend sehen wir uns in der Genesis 1417 (oben S. 21) hingewiesen. In der Hochzeit 36, 20 ff. heisst es: wir müssen weisser als Schnee werden (Jesajas 1, 18) *der dâ vellet ouf die hôhen berge.* Das ist in einem Lande gedichtet, wo im Sommer der Schnee nicht von den hohen Bergen weicht.

* Nach 1 Mos. 3, 18 *spinas et tribulos germinabit tibi* (*terra*) *et comedes herbam terrae* beschreibt der Dichter wie Kain *dorn unt brâmen* ausjätete und behauptet 1187 f. er habe gelesen, dass die Menschen sich damals mit *chrûte* den Hunger vertrieben. Er setzt voraus, dass sie Hirse und Rüben gebaut: *ûz hirse man den brien tuot* 1184. Ueber den wohlbekannten ‚Brein' vergl. Höfer 1, 116; Schmeller 1², 353; Lexer Kärntn. Wb. 40. Charakteristisch scheint die ausschliessliche Bereitung aus Hirse, welche unsere Stelle voraussetzt. In Kärnten wird das Wort nach Lexer gar nicht mehr für Brei verwendet, sondern nur für die Körner der Hirse. Den Brei nennt man *muos* oder *koch*; vergl. Diemer Genesis 47, 6. 8: was im Text *ein muos von linsen* genannt wird, das heisst in der Ueberschrift des Bildes *ein linsen choch* — Es ist aber nicht wesentlich anders in Niederösterreich: die Hirse heisst Brein, der Brei heisst Koch.

Der Verfasser des ‚Noe' sagt mit Bezug auf Cham 1548 ff.: *Ouch enist nieman sô unmâre sô der nîtspottâre.* Vergl. Recht 9, 7 *von diu sint die lügenære got vil unmære;* 9, 25 *von diu sint die itwîzzære got vil unmære.*

Auch die Bruchstücke von Maria Saal scheinen specifisch kärntnisches zu enthalten.

Der Priester Adelbrecht zeigt in seinem Johannes (Mone Anz. 8, 47—53; vergl. Bartsch Germ. 12, 86 f.) dieselbe bequeme Manier, die wir beim fünften und sechsten Verfasser der Genesis gefunden haben. *Niht zewîvelote si dô, ez ne scolte wesen sô* (43 f.) *Diu muoter sprach dô ‚niht scol daz wesen sô'* (79 f.) u. s. w. Auch hier fühlt man sich gelegentlich an die Judith erinnert (vergl. Denkmäler zu Nr. 37, 9, 1—4), mit welcher das Gedicht die bequemen Reime und den rascheren Gang theilt. Aber der Verfasser steht seinem jedenfalls unadeligen Publicum als Prediger gegenüber: 222 *Nu suln wir iu guoten liuten den namen sagen ze diute.* Die Namendeutung des Helden am Schlusse und die daran geknüpfte Mahnung zu Beichte, Busse und Fasten, erinnert sehr bestimmt an den letzten Theil der Genesis 5958 ff. Der Dichter des Joseph gebraucht auch den Plural des Autors und er gebraucht die Ausdrücke *scopphen* 3426 und *fuogen* 5750 für ‚dichten', wie Adelbrecht 127 *gescophen noh gefuogen.* (Ueber die Formel *sô wir singen unde lesen* 163 vergl. Lachmann über Singen und Sagen S. 2.) Lateinische Wörter und Phrasen werden nicht eingemischt, aber der Schlussvers ist lateinisch, wie im ersten Theil der Genesis.

Das Gedicht vom heiligen Veit (ibid. 53—55) bietet in seinen 65 Versen keinen Anhaltspunct; doch darf man daran erinnern, dass St. Veit die alte Landeshauptstadt von Kärnten ist und dass ausserdem noch drei kärtnische Kirchen des heiligen Veit (bei Witsch, zu Micheldorf, bei Möchling) im zwölften Jahrhundert nachgewiesen werden können.

Die ‚babylonische Gefangenschaft' (Sp. 55—58) handelt hauptsächlich von der Busse. —

Die allgemeinsten unterscheidenden Züge zwischen der Litteratur des Donauthales und der kärtnischen habe ich in

der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1870 S. 187 angegeben.

Zur Charakteristik des kirchlichen Lebens im alten Herzogthum Kärnten wird es nicht überflüssig sein, wenn ich die hauptsächlichsten kirchlichen Gründungen des elften und zwölften Jahrhunderts im heutigen Kärnten und Steiermark zusammenstelle.

Ueber Kärnten vergl. das Archiv des Geschicht-Vereins für Kärnten, Bd. 7 (Klagenfurt 1862) S. 45 ff., woraus ich, da es auf ängstlichste Genauigkeit hier nicht ankommt, die Jahreszahlen ohne weitere Prüfung wiederhole: um 1000 Nonnenkloster zu St. Georg am Längsee; vor 1026 Benedictinerkloster Ossiach; 1042 Nonnenkloster und Chorherrenstift in Gurk; 1071—72 Bisthum Gurk; 1085 Benedictinerkloster St. Paul; 1088 Millstatt; 1106 Chorherrenstift St. Maria zu Eberndorf; 1107 Benedictinerkloster Arnoldstein, von Bischof Otto I von Bamberg gestiftet; 1140—42 Cistercienserkloster Victring.

Als Beleg für den Cultus des heiligen Johannes Baptista, der beim Priester Adelbrecht und in Heinrichs Litanei so stark hervortritt, weiss ich blos anzuführen: die von Bischof Heinrich von Gurk (1167—1174) am 7. November 1173 geweihte Kapelle auf der Fladnitzalpe und die 1179 zuerst erwähnte Pfarrkirche St. Johann Bapt. in Gurk. Aber man kann den vielen St. Johann schlechtweg nicht an der Stirne lesen, ob sie dem Täufer oder dem Evangelisten zufallen.

Für Steiermark entnehme ich aus Muchar Gesch. der Steiermark Bd. 4 folgende Daten, wobei die in Oberösterreich gelegenen Stiftungen der steierischen Ottokare, Garsten, Gleink, Traunkirchen, mit eingeschlossen werden: 1020 Nonnenkloster Göss (Muchar S. 273); 1063, dann 1090 bis 1104 Benedictinerkloster St. Lambrecht (S. 302. 332) 1074 Admont (S. 309); 1082 Garsten (S. 326. 340); 1121 Gleink (S. 348); 1128—29 Cistercienserkloster Rein (S. 354. 364); 1140—47 Chorherrenstift Seckau (S. 375); 1140 Obernburg (S. 380); 1160 Karthause Seiz (S. 436); vor 1164 Nonnenkloster Traunkirchen (S. 448); 1165 Chorherrenstift Vorau (S. 445); 1172—73 Karthause Geyrach (S. 488). Vergl.

auch das Verzeichnis der ältesten steirischen Kirchen bei Muchar 3, 151.

Zu Gleink muss ich bemerken, dass bei der Gründung Bischof Otto I von Bamberg betheiligt war: Herbordi vita 1, 15. Das ist für die Beurteilung des mitteldeutschen Gleinker Entecrist nicht unwichtig. Auch die Bamberger Gründung in Kärnten wird zur geistigen Vermittelung vieles beigetragen haben.

EXODUS.

Dass die Exodus nicht vom selben Dichter wie die Genesis, oder (wie ich jetzt wohl sagen darf) dass nicht einer der Dichter der Genesis etwa auch die Exodus verfasst habe, das brauche ich nicht zu beweisen. Zu der gegentheiligen Behauptung, welche ohne weiteres einen Verfasser statuirte, war nie der geringste Grund. Diese hätte bewiesen werden müssen. Oder hat je das Vorkommen in einer und derselben Handschrift als ein Argument für die Identität des Autors gegolten? Hier vollends sind die beiden Gedichte durch den Physiologus getrennt und die Exodus war nie mit Bildern versehen. Sogar in der Millstätter Bearbeitung sondern sich die Werke genau. Denn es ist nicht richtig, was Bartsch Germ. 8, 248 (nach Diemer Genesis und Exodus Bd. 1 S. VI) bemerkt: ‚Je weiter der Bearbeiter vorrückte, desto mehr erlahmt seine Kraft und Lust, desto weniger ändert er an dem Original, so dass namentlich der Exodus' u. s. w. Innerhalb der Genesis erlahmt der Bearbeiter durchaus nicht, ebensowenig im Physiologus: und in der Exodus erlahmt er nicht im Bearbeiten, sondern da ist er überhaupt nicht thätig. Die Millstätter und die Wiener Exodus sind zwei Handschriften derselben Dichtung. Hier galt es weder Prosa in Reimverse zu verwandeln, wie im Physiologus, noch ausserordentlich wilde Reimungenauigkeiten zu zähmen: die Reime der Exodus sind von Hause aus besser als die der Genesis.

Die Exodus gibt sich selbst für nichts anderes als für ein selbständiges Werk. Sie hat ihren eigenen Prolog und

Epilog. Und das entscheidende, wodurch die von der Genesis weit abweichende Eigenthümlichkeit der Arbeit bewiesen wird, habe ich schon 1864 in den Denkmälern S. 371 bemerkt (vergl. zweite Ausgabe S. 414): das Gedicht besteht aus regelmässigen viermal gehobenen Zeilen.

Die vorwurfsvolle Note in Bartschens Koberstein Bd. 1 S. 104 n. 2 verstehe ich nicht. Eine kunstreiche Form habe ich nicht behauptet. Wer meine Aeusserung mit dem Texte verglich, auf den sie sich bezieht, der sah, dass ich auf die fünf Hebungen mit stumpfem Reim aufmerksam machen wollte, die zu Anfang des zweiten Abschnittes erscheinen. Es ist möglich, dass sie sich im Beginn des dritten Abschnittes wiederholen, aber vier Hebungen klingend sind auch sonst im Gedicht erlaubt. Die drei Abschnitte des Prologs nannte ich Strophen von 10, 10 und 14 Zeilen. Der Epilog besteht aus einer Strophe von 14 Zeilen, welche wie Schöpfung und Sündenfall der Genesis mit lateinischen Worten, den einzigen des ganzen Werkes, schliesst.

Der Beweis des regelmässigen Versbaues ist für jeden geführt, der sich die Mühe nimmt, das Gedicht einmal scandirend durchzulesen. Gewaltsamer Einrenkung bedarf es dazu gar nicht.

Wenige Eigenheiten muss man beachten. So die vier Hebungen klingend, ganz sicher z. B. Fundgr. 92, 44. In einigen Fällen könnte zur Noth der nicht seltene zweisilbige Auftact in beiden Zeilen des Reimpaares eintreten. In einigen Fällen kann man schwanken, ob nicht lieber 3: 4 Hebungen klingend anzunehmen seien. Dass diese Combination überhaupt vorkommt, steht ausser Zweifel: vergl. z. B. Fundgr. 99, 43. 100, 32. 37. Millst. 144, 11 (wo der viermal gehobene Vers sogar zweisilbigen Auftact hat) 154, 4. 32. 156, 10. Verlängerte Schlusszeilen der Absätze fast nur im Anfang, aber auch z. B. Millst. 147, 36. 151, 30.

Ueberladener erster Fuss findet sich mehrfach: z. B. Fundgr. 86, 43. 87, 13. 88, 6. 89, 45. 92, 7. (wo indess *waich* für *waz ich* möglich, vergl. Kürzungen) 24. 96, 41. Millst. 152, 32 mit Verschleifung der dritten und vierten Silbe.

Viersilbigér Auftact steht charakteristisch in heftiger Rede Diem. 146, 16. Unverschleifbaren dreisilbigen erinnere ich mich nicht gefunden zu haben.

Einige stärkere Kürzungen sind wohl nothwendig: *unt* für *unde,* wo es irgend den Vers erleichtert; 86, 18 *der chunich zuo sînen râtgeben sprah,* wobei die Betonung *râtgében* unbedenklich, vergl. Millst. 160, 11 *herzógen;* 86, 28 *ir vernémet rehte waz ich iu sage,* wahrscheinlicher *waich* (zu Denkm. XLIV, 1, 6) als *i'u;* 87, 22 *lôn inphiengen si sîn von ime,* entweder mit zweisilbigem Auftact oder *ìnphiengens* oder mit Millst. 121, 21 *sîn* zu streichen; 87, 43 lies *deiz* für *daz iz;* 88, 12 *drinne* für *dar inne,* übrigens nicht nothwendig. Schwierig sind die Zeilen 88, 20. 23: vielleicht *si bevalch* und *si behielt* in den Auftact oder *ir'n* für *ir den* und *behieltz* für *behielt ez?* Die Verschleifung *wenigen, wênegen* 88, 20 macht natürlich keine Schwierigkeit, vergl. 87, 13 *erbármide háben;* 98, 34 *bedúrfenes* (nicht unbedingt nöthig); Millst. 149, 12 *genádedigiz;* 154, 6 *ízzet erhábenez.*

Millst. 158, 31 *si wâren gevazzet in allen vlîz* darf man vielleicht *nallen* lesen, zu Denkm. XLIV 5, 6. Fundgr. 101, 9 wohl *wizt ir* für *wizet ir,* oder *weir* für *waz ir* nach Analogie von *weiz* und *weich* für *waz iz* und *waz ich?* Ueber Synkope und Apokope des tonlosen *e* in der älteren Poesie überhaupt vergl. zu Denkm. XXXIV 26, 1.

Erschöpfende Erörterung ist nirgends meine Absicht, eine solche wäre aber dringend zu wünschen, etwa verbunden mit einer kritischen Ausgabe: die Exodus ist das einzige alte umfangreichere und nicht interpolirte Denkmal, das sicher regelmässigen Versbau besitzt, für die mittelhochdeutsche Metrik die erwünschteste und noch gar nicht verwerthete Grundlage. Es bedarf nirgends gewaltsamer Aenderungen, um einem auf den ersten Blick vielleicht zu langen Verse sein richtiges Mass zu geben. Nur die Einleitung der Rede durch *er sprach, er chot* und ähnl. scheint manchmal ausserhalb des Verses zu stehen: so, um nur das sichere anzuführen, Fundgr. 101, 9 *er chot;* Millst. 138, 21 *unde sprâchen;* 143, 14 *er chot;* 146, 32 *si sprâchen;* 150, 23 *er sprach,* wo ohne weiteres

Interpolation angenommen werden darf, denn voraus geht *Moyses antwurte sus getâner worte.*

Fundgr. 87, 30 und 88, 19 wird der Vers geglättet, wenn man mit der Millstätter Handschrift 121, 29 und 122, 26 *vile* streicht. Fundgr. 88, 34. Millst. 123, 3 muss man aber wohl beiden Handschriften widersprechen und *der heidiniske man* durch *der heiden* ersetzen. Das Substantiv ist wohl hinlänglich belegt Millst. 139, 36. 151, 16. 34. 159, 22; Gen. Plur. Fundgr. 89, 6. 91, 19. 92, 25. 93, 6. — Das Wort *Pharao* scheint im Anfang des Gedichtes 86, 12. 13 zweisilbig, später aber immer dreisilbig gebraucht zu sein, gelegentlich als erstes Wort des Verses, so dass die dritte Silbe erste Hebung ist 101, 7. Millst. 143, 33. 149, 2.

Merkwürdiger und lehrreicher als die zu langen sind die nach mittelhochdeutscher Regel zu kurzen Verse: 88, 44 *scelten grôzze* (Millst. 123, 12 *scæltæte*) 94, 13 (129, 26) *den selben man;* Millst. 144, 20 *morgen wart vruo;* 148, 19 *morgen vil vruo;* 146, 34 *susgetânen schaden;* 155, 5 *aller mittir naht;* 160, 17 *manich zeichen rôt.* Das ist derselbe Fall wie *fuodermâze* in den Strophen der Sangaller Rhetorik: das dem tonlosen *e* folgende *n* oder *r* macht Position mit dem nachfolgenden Consonanten. Ich halte daher die Lesart der Millstätter Hs. in dem zuerst angeführten Beispiele nur für einen Besserungsversuch.

Andere Fälle sind vereinzelt und daher zweifelhaft. In Millst. 142, 10 *ir bruodir ir* fehlt die Position: zu lesen *zwêne bruoder?* Leicht bietet sich die Verbesserung dar 150, 32 *du wizze daz zewâre daz sîn dehein chlâwe hindir uns bestât,* lies *ne bestât.* In Fundgr. 97, 4 *sine zale gare* liest Millst. 132, 37 *vil gare.* Unmöglich ist Millst. 160, 1 *mêre entrinnen,* man kann *nu* oder *uns* einschieben.

Es entspricht diesem grossen Werthe der tonlosen Silben, dass nicht bloss alle Formen des Artikels ziemlich häufig Hebungen, auch die erste Hebung tragen, ohne dass eine Senkung folgt, sondern ebenso die Pronominalformen *ez* und *es:* Fundgr. 94, 23 *noh erlâzzes mich.* Millst. 141, 2 *ez was ze niht guot,* lies *nihte,* wo man aber auch *ze niuwehte* lesen und damit die Hebung auf *ez* wegschaffen kann. Auch in

141, 30 *ez was ein michil nôt* kann man anders betonen. Dagegen sicher 149, 9 *ez giench Moyses.*

Einer althochdeutschen, von Müllenhoff zu Denkm. XI, 8 behandelten metrischen Erscheinung entsprechen die Verse: Fundgr. 92, 33 *vile bézzèrè (: êre),* die Wiener Handschrift schreibt *bezzêre,* die Millstätter 127, 30 sogar *bezzore;* 94. 11 *min zunge ist trâgere? (: wâre);* 94, 12 *boten bezzere (: herre);* 98, 2 *vile bôsere (: êre);* 100, 2 *zeichen grôzere? (: hêre).* Zwei Fälle habe ich als zweifelhaft hingestellt, weil die vier Hebungen herauskommen, auch wenn man Verschleifung zulässt: diese ist bei 94, 11 nicht unwahrscheinlich (vergl. Millst. 129, 24 *trægere: wære*), bei 100, 2 kaum möglich. Millst. setzt überall (129, 25. 134, 7. 136, 25) die Comparativform auf *-ore* ein. Zur Erklärung dieser metrischen Erhöhung einer kurzen tieftonigen Silbe vergl. Zeitschrift für die österr. Gymn. 1872 S. 690.

Wenn das Gedicht nach dem litterarhistorischen Zusammenhange am Anfange der mittelhochdeutschen Periode steht: nach dem Geist und Charakter der Metrik weist es überall auf die frühere Epoche zurück.

In den Reimen begegnet, was zu Denkm. XXXIV 1, 8 besprochen wurde: *máchotè: hábetè* 86, 37; *getwalten: gemáchetèn* 86, 40; *vrouwete: habete* 90, 2. 96, 5; *sélbemè: gesamene* Millst. 141, 29 und mehr dergleichen.

Auf die Charakteristik des Gedichtes selbst genau einzugehen, ist nicht meine Absicht.

Der Ursprung in adeligen Kreisen steht wohl ausser Zweifel*. Unter den Israeliten muss *der von adele was geborn* schmutzige Maurerarbeit thun, *die hêrlichen chnehte* müssen *mit handen vile wizzen* fleissig sich abmühen (87, 1 ff.): schon das norwegische Gedicht Rigsmal aus dem neunten Jahrhundert spricht umgekehrt von den rauhen Händen der Knechte. Die Israeliten werfen dem Moses vor, dass er ihnen beim Pharao schade, früher seien sie sehr angesehen gewesen: *in*

* Ich muss freilich sagen, dass auch ein kriegerischer Bischof, wie etwa Hildebold von Gurk (1106—1132), der ‚mehr Kriegsheld als kirchlicher Oberhirt' war nach Muchar 4, 347, ein solches Gedicht hervorrufen konnte.

des rîchen chuniges hove (vergl. Millst. 146, 31 *in dem hove,* auch der Königshof, aber 139, 15 *beidiu ze velde unt ze hove*) *dâ wâren wir ze lobe vor allen sînen chnehten* (98, 4. 5). Vergl. 99, 15. Kriegerischer Aufzug wird beschrieben 100, 29 ff. Millst. 138, 15 ff. 148, 20 ff. 158, 7 ff. 160, 15 ff. Bilder und Vergleiche kriegerischer Art helfen die ägyptischen Plagen veranschaulichen. Das Publicum, an das sich der Dichter wendet, redet er *mîne herren* an 158, 22. Darf man ihn an dem kärntnischen Herzogshofe oder unter den steierischen Grossen denken? Der König hat *holden* 148, 10; *lantherren* 159, 30; *herzogen unde grâven* 160, 11 um sich.

Die poetische Manier ist die allerbreiteste. Wenn er die Rüstungen beschreibt oder S. 87 erzählt wie die männlichen Kinder (*degene*) der Israeliten erhalten bleiben trotz des Königs Verbot und dann Z. 16 sehr schön fortfährt:

dane dorfte der rabe
bluotigen snabel haben,
dâ mahten die gîre
verliesen ire gîwen
jouch der wolf grâwe
ne dorfte dare gâhen
noh die hessehunde
mit hungerigen munde,
wande der chindelîne bluot
wart vile wole behuot
von der wîbe vorhten
die si ze gote habeten —

so fühlt man sich an den ersten Theil der Genesis erinnert. Aber keineswegs neben dem trefflichen Verfasser von Schöpfung und Sündenfall ist der Platz dieses Poeten. Er schliesst sich vielmehr in seiner laxen bequemen Art den Autoren des Isaak und Joseph an. Die Vergleichung mit dem Texte kann jeder leicht anstellen: der Dichter hat nicht einmal Abneigung gegen die gehäuften fremdartigen Namen des Originals, wie 91, 28 ff. zeigt. Aber auch der Ausdruck im einzelnen zerfliesst förmlich: man lese z. B. 89, 14. 26. 90, 44. 91, 45. 92, 22. 96, 1 und je die folgenden Verse.

Die bekannten naheliegenden Reime kehren alle wieder. So *herze: smerze* 87, 15. 97, 22; *naphfe: chophfe* 93, 13; *suozze: fuozze* 95, 22; *verre: gerne* 95, 27; *sageten: habeten*

u. dergl. Der einmal gefundene passende Reim *gespreide: heide* 90, 42 wird unbedenklich 91, 3 gleich wiederholt. Der Dativ *vande* erscheint regelmässig im Reim auf den Dativ *lande* 90, 27. 91, 40. Millst. 156, 5 (ausserdem *vant: hant* 93, 5). Das abscheuliche *ave sâ* (93, 46. *abir sâ* Millst. 149, 10), welches in ein paar Gedichten des zwölften Jahrhunderts so stark gewuchert hat wie Unkraut, das man ausjäten möchte, erscheint schon hier im Reim 91, 6. Einige Flick- und Reimfüllwörter kennt man schon aus Otfrid, so das nicht seltene *durh nôt.*

An Formeln ist kein Mangel: *ich weiz* z. B. 93, 25. 41. 45. 95, 31. 99, 38. 149, 17; *weizgot* 93, 32. 97, 27. 99, 31. 100, 6. 147, 16. 158, 32; *hei wie* mit bekannter Wendung 95, 42. 160, 32. 163, 20; *zewâre phligin ich is mich* 91, 11. 148, 30 *phlige ich mich* 94, 1. *zewâre des phlige ich mich* 141, 21. 158, 28. 160, 35. *des wil ich mich phlegen* 147, 19 (vergl. Müllenhoff zu Denkm. XL, 3, 12. Joseph 4733); *daz sint* (*wâren*) *sorchlîchiu* (86, 34. *charchlîchiu* 95, 20. *guotelîchiu* 154, 18) *dinch; mit michelen êren* 154, 16 (vergl. zu Denkm. XVIII, 11); von *wir lesen unde singen* 146, 11 (vergl. 146, 7 *daz man mohte spellen, singen unde zellen*) war eben S. 67 bei Gelegenheit von Adelbrechts Johannes die Rede. Ich notire noch 155, 32 *wie moht in immir wirs geschehen?* 159, 22 *er (got) wesse wol die chunftige nôt* (vergl. Ezzo 2, 12 *dû wessest wol den sînen val,* welche Worte ebenfalls an Gott gerichtet sind); 159, 33 *zwâre geloubet irz mir* (vergl. Georgslied Denkm. XVIII, 49 *geloubet ez* und z. B. Konrads Parfonopier 4172. 8766. 12532 *geloubet daz,* 2165. 2373. 2975. 10698. 12104. 12157 *geloubet mirz, mirs,* 12542 *des geloubet mir,* 13820. 17508 *geloubet daz* ff. *mir waz* ff.)

Erwähnt sei, weil es die südöstliche Heimat charakterisirt, *si tâten vil gedone* 139, 15.

Zu 90, 34 *daz viur was dar obenân ane, daz holz iedoch niene bran* (in den beiden vorausgehenden Reimpaaren *louch viures* und *gespreide*) vergl. Melker Marienlied Denkm. XXXIX, 2, 3. 4 *in deme gespreidach Môyses ein fiur gesach, daz daz holz niene bran, den louch sah er obenân.* Aber Benutzung möchte doch nicht mit Sicherheit daraus zu folgern sein.

Dagegen hat der Dichter vielleicht, wie der Verfasser des fünften Theiles der Genesis (oben S. 37), den Weingartner Reisesegen gekannt, 94, 44:

> mit heile muozzest dû varen,
> dîn got sol dich bewaren.
> dich sende er mit gesunde
> heim ze dîneme lande.

Eine generalisirende psychologische Bemerkung, wie wir sie in der Genesis öfters trafen, begegnet 90, 4. Moses und Jetro freuen sich, einander zu finden: *sô der ellende tuot, so iz ime chumet an die nôt, er wirt ofte willich deme der ime ist gnâdich.* Eine Schilderung des Schmerzes 155, 22 ff. — Reflexionen des Dichters 88, 4: *Gotes werch sint wunderlîch, in ist nieweht gelîch.*

Etwaige Ungleichheiten der Behandlung nachzuweisen, muss ich anderen überlassen. Fundgr. 125, 6 erfolgt eine neue Ankündigung des Themas. Millst. 146, 14 fällt der unbestimmte Artikel auf: *zuo Pharâône, zeinem chunige vil hêre.* Aber nicht einmal so deutlich wie innerhalb des ersten Theiles der Genesis sind Abschnitte markirt.

INHALT.

QUELLEN UND FORSCHUNGEN

ZUR

SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE

DER

GERMANISCHEN VÖLKER.

HERAUSGEGEBEN

VON

BERNHARD TEN BRINK UND WILHELM SCHERER.

II.

UNGEDRUCKTE BRIEFE VON UND AN JOHANN GEORG JACOBI.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1874.

UNGEDRUCKTE BRIEFE

VON UND AN

JOHANN GEORG JACOBI

MIT EINEM ABRISSE

SEINES LEBENS UND SEINER DICHTUNG

HERAUSGEGEBEN

VON

ERNST MARTIN

STRASSBURG
KARL J. TRÜBNER

LONDON
TRÜBNER & COMP.
1874

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt.

FRAU

ANGELICA VON WORINGEN

GEB. SCHLEIDEN

VEREHRUNGSVOLL ZUGEEIGNET.

Namenverzeichnis.

Die Zahl gibt die Seite an.

Zu berichtigen: S. 25 Z. 9 anstatt Mutter l. Bruder; S. 42 Z. 9 v. u. anstatt 24 l. 23.

Den Dichter Joh. Georg Jacobi zum Gegenstande einer literarhistorischen Untersuchung zu machen, hat mich zunächst ein örtliches Interesse veranlasst[1]. Jacobi war dreissig Jahre lang ein gefeierter Lehrer der Universität zu Freiburg, welcher auch ich angehört habe. Und nicht blos der Universität, auch der Stadt Freiburg war er mit ganzem Herzen zugethan. Jacobis liebenswürdige Persönlichkeit stand im Mittelpunct eines Freundschaftskreises, in welchem sich die edelsten und thätigsten Geister der ganzen Umgebung zusammenfanden; und durch die Beziehungen, die er in früheren Jahren mit den Grössen unserer Literatur angeknüpft hatte, ward er gewisser Massen der Vermittler und Vertreter der deutschen Dichtung in ihrer klassischen Zeit für diese Gegend des Oberrheins.

Zur Würdigung des letztgenannten Verdienstes sind wir namentlich durch die Briefe in den Stand gesetzt, welche 1840 aus dem Nachlass seiner Wittwe in die hiesige Universitätsbibliothek gekommen sind[2]. Es finden sich darunter Zuschriften von Göthe und Schiller, dann besonders zahlreich solche von Wieland, Gleim und Pfeffel; ausserdem sind aber eine ganze Reihe von andern Dichtern von den siebziger Jahren des vorigen bis in das erste Jahrzehnt unseres Jahrhunderts vertreten. Für die Literaturgeschichte sind diese Briefe, soviel ich weiss, nur zu einem kleinen Theile benutzt worden. Nur die von der Karschin und grössentheils auch die von Wieland hat Jacobi selbst noch herausgegeben[3]; Alles auf Göthe bezügliche hat Theodor Bergk veröffentlicht[4]. Von den übrigen verdienen einige ganz, andere wenigstens aus-

züglich bekannt gemacht zu werden. Viele freilich, die Jacobi mit der gleichen Pietät wie die wirklich wichtjgen aufgehoben hat, geben höchstens Beiträge zur Kenntniss seines Privatlebens und dürfen auf ein literarhistorisches Interesse keinen Anspruch erheben.

Aber eben die Menge der Einzelheiten, die aus diesen und anderen Quellen für die Geschichte des Lebens und der Dichtung unseres Jacobi sich vereinigen lassen, erschwert die Aufgabe diese Geschichte darzustellen. Denn Jacobi nahm zwar an der Entwicklung unsrer Literatur im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts vielfach Antheil, aber er hat in diesen Verlauf nur an wenigen Stellen wirksam eingegriffen; er lernte viele Hauptvertreter unserer dichterischen Blütezeit kennen, trat aber nur mit wenigen in wirklich innige und dauernde Verbindung. Doch darf wol auch ein geringfügiger Beitrag zur Kenntnis dieser Blütezeit auf freundliche Aufnahme rechnen.

J. Georg Jacobi war geboren 1740 zu Düsseldorf. Sein Vater[5], Sohn eines hannövrischen Geistlichen, hatte in ein wolhabendes und thätiges Kaufmannshaus, Fahlmer, hinein geheiratet und liess seinen Kindern, zwei Söhnen und einer Tochter[6] aus erster Ehe, zu denen aus zweiter Ehe noch zwei Töchter und ein, wie es scheint, früh verstorbener Sohn hinzu kamen, eine sorgfältige Erziehung zu Theil werden. Georg bezog 1758 die Universität Göttingen, die er 1761 mit der jetzt nicht mehr bestehenden zu Helmstädt vertauschte. Anfangs studierte er Theologie; und nicht bloss einige Predigten[7] zeigten seinen Beruf dafür: auch in seinen Gedichten wird bald christliche Moral gelehrt, bald über Legenden und ähnliche Ueberlieferungen in einer Weise gescherzt, die ein näheres Interesse daran bezeugt. Aber die Aufklärungsphilosophie machte den Dichter wiederum der kirchlichen Thätigkeit abgeneigt und so ging er zur Rechtswissenschaft über. Doch diese wurde ihm bald noch gründlicher verleidet. Den Sommer 1762 verlebte er zu Hause und erwirkte die Erlaubnis sich fortan in Göttingen ganz den schönen Wissenschaften zu widmen. Die neueren Literaturen, von denen er die französische schon im Elternhause kennen gelernt hatte, zogen ihn haupt-

sächlich an und so behandelte seine erste Schrift, eine lateinische Dissertation, 1763 den Tasso. Auch in eignen Dichtungen[8] versuchte er sich früh und zog dadurch die Aufmerksamkeit des Prof. Klotz auf sich, der eben seine glänzende, aber bald jäh abstürzende Bahn betrat.

Klotz hatte sich als Schriftsteller besonders durch sein elegantes Latein geltend gemacht, noch mehr aber durch die Künste der Parteistiftung und Parteileitung. Er versammelte an der Universität Halle einen Kreis von jungen, talentvollen Gelehrten und Dichtern um sich, von denen einige, wie namentlich Bürger. durch den Einfluss ihres blendenden, aber wissenschaftlich wie sittlich unsoliden Lehrers auf verderbliche Bahnen gerieten. Auch den weichen und von Eitelkeit nicht ganz freien Jacobi zog Klotz an sich. Jacobi wurde 1766 als Professor für Philosophie und schöne Wissenschaften an der Universität Halle angestellt. In seinem Nachlasse ist noch ein Heft über Tassos befreites Jerusalem erhalten, das er damals vortrug.

Wichtiger indessen als diese akademische Thätigkeit wurde die Anregung zur Dichtung, die Jacobi in Halle erhielt. Es hatte sich mit der Universität dort ein vornehmer Cirkel in Verbindung gesetzt, dessen Mittelpunct eine Fürstin von Anhalt-Bernburg bildete. Es war damals ein beliebtes Gesellschaftsspiel eine Anzahl von sonderbaren und unter sich durchaus verschiedenen Wörtern aufzugeben, welche die Schöngeister in ein zusammenhängendes Gedicht bringen mussten. Eine von Jacobi glücklich gelöste Aufgabe dieser Art wurde geradezu berühmt und er hat die Verse deshalb auch in seine Werke mit aufgenommen (Werke I, 124).

Die aufgegebenen Worte lauteten: Carreau-Ass, Eyerkuchen, Spiegel, Liebenswürdig, Mogol, Stutzer, Rosen, Markenschachtel, Schlitten, Lichtputze, Fahnen, Herz.

Jacobi überschrieb seine Verse

Das goldene Zeitalter.

In jener goldnen Zeit, in der Saturn regierte,
Als noch ihr ungekünstelt Haar
Die Nymphe nur mit Rosen zierte,

Als auf dem Rasen sie der Lerche Lieder weckten,
Und *Markenschächtelchen* die Tische nicht bedeckten;
Als keine Schöne noch in späten Nächten sass
Und im Tarock bei *Carreau Ass*
Der Mutter Unterricht vergass;
Als man dem *Stutzer* nicht auf jedes Wörtchen glaubte,
Und Pfand- und *Schlitten*recht ihm keinen Kuss erlaubte;
Als man vergnügt im stillen Thal
Den väterlichen Acker nutzte,
Und kein Bedientenschwarm, in weitem Marmorsaal,
Auf Leuchtern von Krystall Dreihundert *Lichter putzte*:
Da konnten die Zufriedenheit
Selbst *Mogols* Schätze nicht versuchen;
Da sass die alte Redlichkeit
Bey schlechter Kost, bey Brot und *Eyerkuchen*,
Und reiner Lust war jedes *Herz* geweiht;
Da prangte man nicht mit zerrissnen *Fahnen*;
Wer *liebenswürdig* war, bedurfte keiner Ahnen;
Verdienste wurden nicht nach Wappen abgezählt. —
Allein dich hätte man zur Fürstin doch gewählt.

Der schnell erworbene Beifall veranlasste Jacobis Bekanntschaft mit einem andern Dichter, dem er im äusseren Leben wie von Herzen am nächsten treten sollte, mit Gleim[9]. Gleims hohe Bedeutung für den Aufschwung der deutschen Literatur des vorigen Jahrhunderts hat Göthe in Dichtung und Wahrheit vortrefflich gewürdigt. 1746, im 28. Lebensjahre war Gleim am Domstift zu Halberstadt als Secretär angestellt worden und verfügte über ein bedeutendes Einkommen und einigen Einfluss in den preussischen Hofkreisen. Beides verwandte er hauptsächlich dazu, unbemittelte Dichter auf das reichlichste und zugleich in höchst zartfühlender Weise zu unterstützen. Er konnte um so mehr für seine dichterfreundlichen Absichten thun, als er sich entschlossen hatte als Hagestolz mit seiner Nichte zu leben. Seine eigenen Bedürfnisse waren mässig, nie trank er Wein; nur in zwei Dingen konnte er gar nicht genug thun, im Dichten und im Fördern anderer Dichter. Seine eigenen Verse waren meist sehr eilig und sorglos hingeworfen, ohne tiefere Gedanken, ohne feinere Form: er verschenkte sie auch meist an seine Freunde; Ruhm oder vollends buchhändlerischen Gewinn erstrebte er niemals. Unzählige Gattungen hat er versucht,



aber nur in einer Vorzügliches geleistet: in seinen Preussischen Kriegsliedern von einem Grenadier 1758. Lessing, der ihn dazu aufforderte, hatte wol erkannt, dass Gleims patriotische Begeisterung ihn vortrefflich zum Vertreter jener opferfreudigen Gesinnung eignen würde, mit welcher Heer und Volk Friedrich den Grossen auf seiner Siegesbahn begleitete.

Gleim traf mit Jacobi im Bade Lauchstädt zusammen. Der schüchterne junge Dichter gewann das Herz des etwa zwanzig Jahre älteren. Gleim lud Jacobi zu sich nach Halberstadt ein und bestärkte ihn durch Lob und Lehre in der Richtung, zu der Jacobis ganze Anlage und bisherige Bildung ihn trieb. Mässiger Lebensgenuss, oder wie es Jacobi selbst in seinen ersten wie in den spätesten Aeusserungen nannte, Vereinigung der Tugend und der Freude war der Inbegriff seiner Lehren, und Freundschaft mehr noch als Liebe ihr Element. Unter den älteren deutschen Dichtern hatte Hagedorn in diesem Sinne gedichtet, von den neueren namentlich Gleim und sein Jugendfreund Uz, der in Ansbach als richterlicher Beamter lebte. Uz war von antiken Vorbildern ausgegangen und ward als der deutsche Horaz gepriesen; Gleim hatte sich besonders an Anakreon gehalten: Jacobi liess sich mehr von den Franzosen bestimmen und sollte, wie Gleim sich ausdrückte, der deutsche Gresset werden.

Gresset gehört zu jenen französischen Dichtern leichter Poesien, die noch heute unvergessen sind. Ihr Ausdruck ist ganz der zierliche, oft witzige, den die Franzosen zu allen Zeiten so hoch gehalten haben. In der Form sind sie scheinbar nachlässig, zeigen in den Liedern oft einen leichten Anklang an das Volksmässige, in den besonders beliebten Briefen alle Freiheit und Leichtigkeit des Gesprächs. Dabei atmen namentlich die Lieder eine heisse Sinnlichkeit, die allerdings durch die Rücksichten des Anstandes zurückgehalten wird. Es kennzeichnet die Zustände der französischen Gesellschaft vor der Revolution, dass fast alle diese Dichter, Chaulieu, Grécourt u. a. Geistliche waren, wenn schon als Abbés nicht am Gottesdienste selbst betheiligt. Auch Gresset war bei den Jesuiten erzogen worden; allein er trat aus dem Orden, als sein erstes Gedicht ihm die Verbannung in eine geistliche

Strafanstalt zuzog. Es war dies das komische Heldengedicht Vert-vert, welches übrigens nur den süsslichen Ton der Nonnenklöster verspottet und sich von den Zweideutigkeiten der andern französischen Dichter frei hält. Noch mehr ist dies seinen Epîtres nachzurühmen, die in nachlässig leichten Reimen vernünftigen Genuss predigen, ein Wolleben, dessen Hauptfreuden die Freundschaft und ein von aller Pedanterie entferntes Studium der Dichter bilden sollten. So stand Gresset unsrer deutschen Anschauung am nächsten und es war nicht ohne Grund, dass Friedrich der Grosse ihn besonders liebte und sich, wiewol vergeblich, bemühte ihn an seinen Hof zu ziehen. Diese Vorliebe des grossen Königs erklärt es denn auch, weshalb Gleim sich solche Mühe gab einen deutschen Gresset heran zu bilden. Gab es doch für den feurigen Patrioten keinen grösseren Schmerz, als dass sein angebeteter König der deutschen Dichtung abhold blieb.

In der That ahmen die 1768 erschienenen „Briefe des Herrn J. G. Jacobi“, denen sofort „Briefe der Herren Gleim und Jacobi“ folgten, Gresset gar nicht übel nach. Einzelne sind ganz durchgereimt, andere wechseln in einer schon bei den Franzosen beliebten Form zwischen Prosa und Poesie ab. Den Ausgang nehmen diese Briefe von wirklichen Vorfällen und Verhältnissen: sie schildern die Freude des Wiedersehns, den Schmerz der Trennung, sprechen die Absicht aus die Philosophie der Grazien zu verbreiten und ihre Gegner durch Spott zu bestrafen. Bald aber mischen sich zarte Allegorien ein. Der eine schreibt dem andern, dass Amor ihn auf seiner Reise von Halberstadt her begleitet habe und nun in Halle mit den Mädchen Unfug treibe; der andere erwidert, bei solchen Briefen müsse Amor dem Schreiber selbst über die Schultern gesehen haben. Um Jacobis Phantasie zu steigern, überschickt ihm Gleim zwei Bilder, ein schlafendes Mädchen und eine badende Venus. Jacobi besingt sie in gebührender Weise und gewinnt hier und anderwärts[10] an der bildenden Kunst ein Gebiet, das sein französisches Vorbild bei Seite gelassen hatte. Ausser Gleim werden auch seine Freunde ins Spiel gezogen. Jacobi schreibt auf Gleims Wunsch auch an Uz eine Epistel. Die Karschin mischt sich

von selbst ein. In einem Liede der Lalage an ihren Gliphästion fragt sie (Jacobis Werke I, 23):

Wann seh auch ich mit forschbegier'gen Blicken
Den jungen wunderbaren Mann,
Der Lieder singt, den Musen zum Entzücken,
Der dich bezaubern kann?

und vergleicht ihn dann mit dem Merkur,

Der ehedem gleich einem Schäferknaben
Von dem Olympus fuhr,
Und vor dem immer wachenden Bemerker
Der armen Inachide, süss
Und kläglich schön und stark und immer stärker
Die Flöte tönen liess.

Natürlich dass Jacobi sich für dieses Lob bei Lalage poetisch bedanken musste. Aber Gleim war nicht zufrieden seine näheren Freunde heran zu ziehn: er entwickelte seinem Jacobi einen Plan, der durch seinen naiven Enthusiasmus zum Lächeln zwingt, aber zugleich auch rühren muss. Er wünscht mit dem Freunde eine Akademie zu stiften, deren Zweck es wäre, allen verstorbenen grossen Männern Deutschlands Denkmäler zu setzen, wie er es nennt, sie zu begraben. In der That wandte sich Jacobi an die Hamburger mit der Aufforderung ihren Hagedorn durch ein Denkmal zu ehren; freilich ohne Erfolg[11].

Glücklicher war Gleim in seinem Bestreben eine Anzahl junger Dichter nach Halberstadt zu ziehn. Im December 1769 siedelte Jacobi dahin über. Gleim hatte ihm am Domstift, dessen Secretär er war, eine Stelle als Kanonikus verschafft, die ein freilich nur mässiges Einkommen, dafür aber völlig freie Zeit gewährte[12]. Nur ein paar leere Formalitäten hatte das Stift aus der alten katholischen Zeit beibehalten: der Novize musste zwei Nächte in der Kirche oder vielmehr in der daran gebauten Capitelstube zubringen. Jacobi benutzte den Abend um einige Nachtgedanken (W. I, 89) auf das Papier zu werfen, deren Titel an den Engländer Young und seine auch in Deutschland bekannten Night thoughts erinnern sollte. Doch gibt Jacobi nicht Nachahmungen jener düstern Betrachtungen, sondern Parodien; er besingt im heitersten Tone seine Geliebte Belinde. Ebenso hatte er

in einem Traumgedicht, das er Klotz zueignete, (Werke I, 112) Youngs Nachtreter verspottet. Auch den Briefwechsel mit Philaide, einer Gräfin Luise von Hatzfeld[18], welche Stiftsdame in Gerresheim war, benutzte Jacobi zu tändelnden Liedchen und Geschichtchen über ihren Klosterheiligen (W. I, 51 fg.).

Dieser Briefwechsel gibt ein Zeugnis von dem grossen Beifall, den Jacobis leichte und zierliche Dichtung namentlich bei den Damen fand. Dass Jacobis Verwandte mit Stolz und Verehrung an dem zärtlichen Dichter hingen, begreift sich leicht. Seine Geschwister wohnten theils in Düsseldorf, theils auf einem Landgut vor der Stadt, Pempelfort, dessen Garten jetzt der Sitz der Düsseldorfer Künstlergesellschaft Malkasten ist. Fritz Jacobi hatte früh einen glücklichen Hausstand begründet[14]; er bewies seine Anerkennung der poetischen Leistungen seines Bruders, indem er sie in das Französische übersetzte[15]. Die jüngeren Schwestern, Helene und Charlotte standen noch in sehr jugendlichem Alter, als Georg nach Halberstadt übersiedelte. Auch von ihrer Hand haben sich Briefe erhalten, voll des anmuthigsten Kindergeplauders. Die Eichhörnchen oder vielmehr auf gut niederrheinisch, die Einhörnchen ihres Georg nennen sie sich und beklagen, dass nicht mehr wie in alten Zeiten Verwandlungen möglich seien: sonst würden sie schnell als solche leichtfüssige Thierchen von Ort zu Ort hüpfen, bis sie zum geliebten Bruder nach Halberstadt kämen[16].

In Halberstadt hatte Gleim noch mehrere andre junge Dichter um sich vereinigt, die eine ähnliche Richtung auf das Zarte, Zierliche verfolgten: Jähns, B. Michaelis, welche beide noch jung 1772 starben; später W. Heinse, Sangerhausen Klamer Schmidt, der jüngere Gleim[17] u. a.

Doch wichtiger ward für Jacobi die Verbindung mit dem Hauptvertreter der leichten, heiteren Dichtung, mit C. M. Wieland[18]. Er lernte ihn persönlich kennen, als Wieland 1769 nach Erfurt berufen worden war, und traf mit ihm 1771 bei der Jugendgeliebten Wielands, Sophie la Roche[19] zusammen, die damals mit ihrer Familie nach Ehrenbreitstein gezogen war. Wieland pries nicht allein in seinen Briefen an Jacobi dessen Feinheit und Zierlichkeit, er nahm ihn auch

gegen die Anfechtungen in Schutz, welchen sich Jacobi bald und von vielen Seiten her ausgesetzt sah[20].

Dass die Dichter der ernsten religiös-patriotischen Richtung an den Tändeleien Jacobis Anstoss nahmen, ist leicht zu verstehn. Klopstock sprach sich in Briefen geringschätzig genug über ihn aus[21]. Oeffentlich trat Bodmer gegen Jacobi und Gleim auf, in der Schrift: „Von den Grazien des Kleinen (Im Namen und zum Besten der Anakreontchen)", welche er anonym „in der Schweiz 1769" erscheinen liess. Er schrieb den ganzen Reiz der anakreontischen Dichtung ihrem niedlichen, zierlichen Wesen zu, den vielen Verkleinerungswörtern: Briefchen, Liedchen, Blümchen; lächeln, streicheln; den kleinen Verschen, den kurzen Gedichtchen[22]. Aber er hegt auch so grosse Besorgnisse vor dem entsittlichenden Einfluss dieser und der verwandten Wielandischen Poesie und Philosophie, dass er sich nur durch einen lateinischen Seufzer Luft machen kann. Gleichzeitig kommt jedoch der Grund zum Vorschein, der solche Entrüstung hervorgerufen hat: die Unzufriedenheit mit der schlechten Aufnahme der Patriarchaden bei der Leserwelt und der Zorn über Jacobis Sticheleien auf Youngs Nachahmer.

Treffender beurteilte die jüngere, von Lessing ausgehende kritische Schule die Schwächen in Jacobis Dichtungsart. Herder[23] verwarf mit Recht die Uebertreibung der erotischen Spielerei, zumal da sie in Briefen zwischen Männern angebracht werde.

Auf Jacobi aber scheinen gerade die gegen die Sittlichkeit und Religiosität seiner Briefe und Lieder gerichteten Bedenken den tiefsten Eindruck gemacht zu haben. Er gab seinem Amor den Abschied; und als Michaelis das Spiel mit den Amoretten fortsetzte und sie selbst als kleine Pastoren sich mit Predigt und Seelsorge abgeben liess, richtete Jacobi eine scharfe Gegenrede an ihn.

Noch deutlicher sprachen die nächsten Dichtungen Jacobis seine Umwandlung aus. Ganz voll rührender Unschuld und Tugend ist das Vorspiel mit Arien „Elysium", welches im Januar 1770 zum Geburtsfest der Königin von Hannover aufgeführt wurde. Jacobi war selbst bei der Aufführung

gegenwärtig und verkehrte, wie aus Gleims Briefen hervorgeht, mit den Schauspielern, mit Madame Hensel, mit Eckhof. Ueber den Grundzug des Singspiels und seine Einwirkung auf verwandte Gemüther geben einige Worte des Dichters, die er an die schwärmerische Sophie la Roche richtete, die beste Auskunft (Werke 2, 1): „Noch immer, liebste Freundin, denke ich an das siebenzehnjährige Mädchen, das Ihnen, nach seinem Tode, für die Mittheilung meines Elysiums, und wie das gute Kind sich ausdrückte, für die letzten Freudenthränen, danken liess.“

Dieselbe aus Prosa und Versen gemischte Form wie in den Briefen und im Vorspiel wandte Jacobi in einer erzählenden Gattung an, zu welcher ein eben damals erschienenes Werk der englischen Literatur das Vorbild gab. Yoricks empfindsame Reise von Sterne fesselt auch uns noch durch die wunderliche Mischung von gutherziger Schwärmerei mit lüsternem Scherz. Jacobi schien nur die ersteren Bestandtheile zu empfinden. Seine Begeisterung für Sternes Werk legte er zunächst auf eine äusserliche Weise an den Tag, die Aufsehn erregte und vielfach Nachahmung fand. Mit inniger Rührung hatte er von dem Franziskanerpater Lorenzo gelesen, der den englischen Reisenden um eine Gabe anspricht und Anfangs hart abgewiesen, ihn durch seine Sanftmuth ganz gewinnt, worauf sie zum Zeichen der Versöhnung ihre Tabaksdosen tauschen. Lorenzo erschien dem Dichter als ein Urbild der Sanftmuth und Versöhnlichkeit, und er spendete seinen Freunden allen Dosen von Horn mit Lorenzos Namenzug: jeder solle dem Freund, wenn er zürne, einfach die Dose vorhalten und ihn so ohne ein Wort zu sagen, an die Pflicht der Menschenfreundlichkeit erinnern[24].

Diese einseitige Auffassung seines Vorbildes beeinträchtigte begreiflicher Weise sehr erheblich den Werth der Nachahmungen Jacobis[25]. Er benutzte zu den äusseren Umrissen die Reisen, mit denen er seinen Halberstädter Aufenthalt regelmässig unterbrach. Seine „Winterreise“ erschien 1769. Eine Beschreibung der Gegenden und Orte, durch die sie führte, gibt Jacobi nicht: er meint selbst, dass die westfälische Ebene, noch dazu in der winterlichen Jahreszeit, wenig An-

ziehendes biete. Vielmehr schildert er Bilder des Kleinlebens, die in ähnlicher Weise überall vorkommen; geringfügige Anlässe, die sein weiches Herz rühren. So das Uebernachten in einem Bauernhause, wo der Dichter seinen Eid wiederholt der Natur überall getreu zu bleiben. Noch charakteristischer für Jacobis rührselige Stimmung ist das Zusammentreffen mit einem Jesuiten, der nach der Aufhebung des Ordens herumirrt. Und so läuft auch die 1770 erschienene, Wieland zugeeignete Sommerreise trotz einiger Ansätze zu Scherz und Spott wieder auf das Lob der Mildthätigkeit und Barmherzigkeit hinaus.

Da hatten denn die Spötter leichtes Spiel. In der Neuen Hamburger Zeitung 1769 erschien eine bittre Recension von Gerstenberg, die man Anfangs sogar Lessing[26] zuschreiben wollte. Jacobi fühlte sich auf das tiefste gekränkt, wie ein an Gerstenberg gerichteter offener Brief bezeugt[27]. Und es blieb nicht bei der einen Kränkung. Auch Lichtenberg übte seinen Witz an Jacobi[28]. Und noch 1773 machte Nicolai unsern armen Dichter unter dem Namen eines Herrn von Säugling zu einer carrikierten, aber leicht erkennbaren Figur seines Romans Sebaldus Nothanker[29].

Zu der Heftigkeit, mit welcher namentlich die Anhänger Lessings über Jacobi herfielen, trug der Umstand ganz besonders bei, dass man ihn für einen Parteigenossen von Klotz hielt, den Lessing eben damals von der ganzen Höhe seiner Anmasslichkeit herabgeschleudert hatte. Jacobi hatte sich jedoch von dessen Ränken fern gehalten und sich deshalb sogar von ihm Vorwürfe zugezogen[30]; jetzt bewahrte er dem Gestürzten freilich ein dankbares Gedächtnis der ehemals empfangenen Wohlthaten[31].

Aber die Verwicklung in den literarischen Streit war ihm schmerzlich genug. Wol suchte er die empfangenen Schläge und Stiche zu vergelten; aber dazu reichte seine Kraft nicht aus. Auch die Theilnahme der Freunde konnte hier nicht helfen, obschon Gleim im Winter 1773 auf 1774 die Halberstädter Dichter zu Gedichten gegen das Recensententhum aufforderte, die jede Woche in einer verschlossenen Büchse gesammelt nnd am Samstag Abend, ohne den Namen

der Verfasser zu nennen vorgelesen wurden[32]. Zum literarischen Misvergnügen kam noch Liebesunglück hinzu. Von den Damen in Halle waren Jacobis Hoffnungen mehrfach getäuscht worden[33]; obschon wenigstens die eine, als Belinde gefeierte, dem Dichter sehr nahe gekommen zu sein scheint. Auch Jacobis auf Maximiliane la Roche gerichtete Absichten mussten erfolglos bleiben[34].

Alle diese Widerwärtigkeiten scheinen auf Jacobi nur läuternd eingewirkt zu haben: den Leidenschaften des Hasses, der Verzweiflung war sein sanftes, gutes Herz nicht zugänglich. Zur gründlichen Ablegung der Eitelkeit und Ueberschwänglichkeit konnte ihn nichts besser vorbereiten als der Verkehr mit dem Dichter, vor welchem auch grössere Sterne in den Schatten traten. Göthe war anfänglich Georg und Fritz Jacobi sehr feindselig entgegengetreten. Auf des älteren Bruders Dichtung hatte er eine ähnliche Posse geschrieben, wie über Wielands Alceste[35]. Gegen die Wetzlarer Freunde sprach er sich über die Jacobi auch in sittlicher Hinsicht verwerfend aus[36]. Da stimmte ihn die treffliche Gattin von Fritz Jacobi, mit der er im Herbst 1773 in Frankfurt bekannt wurde, vollkommen um[37]. Am 14. Juli 1774 kam er unvermuthet nach Düsseldorf und Pempelfort[38], und der „Feuergeist mit Adlerflügeln“ entzückte den ganzen Kreis. Aber auch er nahm von dem geistig regen und durch innige Liebe verbundenen Familienleben im Jacobischen Hause auf immer den tiefsten Eindruck mit sich. Namentlich mit Fritz Jacobi verband ihn das gemeinsame Studium Spinozas und es entspann sich eine Freundschaft, die auch bei späterem Hervortreten von Meinungsverschiedenheiten sich immer wieder zusammen fand. Bei Georg Jacobi suchte Göthe die frühere Anfeindung wenigstens durch die Theilnahme an einem literarischen Unternehmen desselben wieder gut zu machen.

Im Frühling 1774 hatte G. Jacobi bei der Abreise von Düsseldorf auch Heinse mit sich genommen, sehr zum Verdrusse Gleims. Sie wollten zusammen eine Zeitschrift für Damen heraus geben, die Iris. Gewiss war Jacobi durch seine reine, milde Gesinnung, seinen feingebildeten Geschmack dazu im höchsten Masse befähigt und geeignet. Ausser einer

Anzahl von Liedern veröffentlichte er hier Aufsätze, welche die Leserinnen mit der griechischen Götterlehre, den Grundzügen der Poetik, den Fragen der Zeitpolitik bekannt machen sollten[39]. Göthe steuerte das Singspiel Erwin und Elmire bei, in einer Prosabearbeitung voller Leben, die später freilich einer glatten und kalten Versification hat weichen müssen. Auch einige der schönsten Lieder Göthes brachte die Iris zuerst, und wir besitzen noch den Brief, mit welchem er sie übersandte[40]. Er bittet sie unter verschiedenen Buchstaben einzurücken, damit die Herren und Damen was zu rathen haben: so gleichgiltig war er gegen den Ruhm des Augenblicks. Vielleicht aber war es gerade diese Sorglosigkeit, welche Zweifel über die Urheberschaft für ein Gedicht zwischen Göthe und Jacobi verursachte. Beide haben unter ihre Werke das schöne Lied[41] aufgenommen:

Wie Feld und Au
So blinkend im Thau!
Wie Perlen-schwer
Die Pflanzen umher!
Wie durchs Gebüsch
Die Lüfte so frisch!
Wie laut im hellen Sonnenstrahl
Die süssen Vöglein allzumahl!

Ach! aber da,
Wo Liebchen ich sah,
Im Kämmerlein,
So nieder und klein,
So rings bedeckt,
Der Sonne versteckt —
Wo blieb die Erde weit und breit
Mit aller ihrer Herrlichkeit!

Göthes Verbindung mit J. G. Jacobi setzte diesen auch zu den andern jüngern Dichtern in ein besseres Verhältnis. Gotter, der noch eben in einer Dankepistel an Göthe für Uebersendung des Götz Jacobi verspottet hatte, trat mit ihm in freundlichen Briefwechsel über die Iris[42]. Noch wichtiger ward die erneute Beziehung zu Boie, der 1767 und 1770 mit Jacobi verkehrt[43], dann aber Theil genommen hatte an der Verurtheilung Jacobis durch den Göttinger Dichterbund. Namentlich waren ihm Jacobis kritische Arbeiten ärgerlich

gewesen. Aber im October 1774 besuchte er ihn in Düsseldorf und nahm ihn fortan gegen die Freunde in Schutz[44]. Und so urteilt auch Voss bald ganz anders wie früher über Jacobi; seit 1778 ward dieser sogar einer der fleissigsten Mitarbeiter an seinem Almanach[45]. 1776 stellte sich auch das alte Verhältnis zu Wieland wieder her, welches durch die Begründung der Iris erschüttert worden war. Jacobi unterstützte nach dem Eingehn der Iris, die nur von 1774 bis 1776 erschienen war, Wielands teutschen Mercur von Neuem mit seinen Beiträgen[46]. Freilich scheint nach 1779 diese Freundschaft wieder schnell abgenommen zu haben[47].

Für Jacobis Dichtung ward namentlich seine Verlobung mit seiner Cousine, der Tochter des Consistorialrathes Jacobi in Celle fruchtbar. Ihren Namen Caroline wandelte er für seine Gedichte in Chloe um: und nicht nur dieser Name, sondern auch die Wärme und Wahrheit des Gefühls hebt diese Gedichte über seine ältere Poesie weit empor. Wahrhaft berühmt ward „der erste Kuss“ (W. 3, 34):

Leiser nannt ich deinen Namen
Und mein Auge warb um dich:
Liebe Chloe! näher kamen
Unsre beiden Herzen sich.

Und du nanntest meinen Nahmen;
Hoffen liess dein Auge mich:
Liebe Chloe! näher kamen
Unser beider Lippen sich.

O, es war ein süsses Neigen,
Bis wir endlich Mund an Mund,
Fest uns hielten, ohne Zeugen:
Und geschlossen war der Bund.

Neben den Liedern an Chloe, welche meist noch in der Iris erschienen, gingen andre her, welche die durch Herders Lehren, durch Bürgers Beispiel aufgekommene Romanzendichtung zu bereichern suchten[48]. Aber feste Umrisse, lebensvolle Gestalten und ergreifende Vorgänge waren nicht Jacobis Stärke. Viel besser verstand er es sanfte Empfindungen allgemeiner Art in Worte und Verse zu fassen. Seine Lieder dieser Art waren wie geschaffen für die Componisten der Zeit. Uns freilich erscheinen Jacobis Lieder ebenso arm an

Gedanken, als ihre musicalischen Begleitungen, von denen viele der Iris beigegeben sind, jetzt matt und tändelnd klingen. Aber sie entsprachen ganz dem harmlosen Behagen der Zeit[19], und eines wenigstens hat sich noch jetzt als Kinderlied in norddeutschen Schulen erhalten. Es ist dies das Hochzeits-Lied[50]:

Willst Du frei und lustig gehn
Durch das Weltgetümmel,
Musst du auf die Vöglein sehn,
Wohnend unterm Himmel;
Jedes hüpft und singt und heckt
Ohne Gram und Sorgen,
Schläft vom grünen Zweig bedeckt
Sicher bis zum Morgen . .
Wie die Vöglein haben wir
Unsern Vater droben:
Lass ein treues Weib mit dir
Lieben ihn und loben.

Zu dieser Verallgemeinerung der poetischen Ergüsse Jacobis trug gewiss der Umstand wesentlich bei, dass auch seine Verlobung mit Caroline nicht zur Ehe führte. Seine Vermögensverhältnisse waren doch nicht der Art, dass er ohne ein anderweitiges festes Einkommen eine Familie hätte erhalten können. Er suchte irgendwo eine angemessene Anstellung zu erhalten und der treue Gleim stand ihm dabei redlich mit Rath und Empfehlung zur Seite[51]. Aber sowol am Gymnasium Carolinum zu Braunschweig, als an der Universität Halle fand er eine Unterkunft nicht. So scheint denn etwa 1778 sich jenes Verhältnis wieder gelöst zu haben[52].

Da empfing er endlich 1784 die Berufung an die Universität Freiburg i. B. Ihre Professoren hatten an der Bewegung gegen die Jesuiten, welche schliesslich zur Aufhebung dieses Ordens führte, erheblichen Antheil genommen. Zunächst waren es in der theologischen und philosophischen Facultät Angehörige andrer Orden, vor Allen der Augustiner Klüpfel, welche die freisinnige Sache förderten. Ihre Bestrebungen entsprachen ganz den Anschauungen Kaiser Josephs II. Nachdem er schon als Mitregent seiner Mutter Maria Theresia die Hoffnungen der deutschen Schriftsteller rege gemacht hatte, zeigte er auch an unserem Jacobi, dass

er alte Vorurteile zu brechen gewillt war. Jacobi ward als der erste Protestant an unsre Universität berufen und zum Professor der schönen Wissenschaften und der Philologie ernannt[53]. Seine Aufgabe war es, die ersten Jahrgänge der Studirenden, die damals als philosophische Abtheilung bezeichnet wurden, jetzt aber in die obersten Classen der Gymnasien eingereiht sind, für das Fachstudium vorzubereiten. Er trug Allgemeine Theorie der schönen Künste und Wissenschaften, und Philologie vor, d. h. Erklärung der alten Classiker in einem höheren Sinne, der die Zuhörer lehrte in jenen Schriften nicht nur wie bisher Worte, sondern auch Sachen zu finden[54]. Ausserdem richtete Jacobi, wie er schon in Halle[55] gethan, deutsche Uebungen ein, in welchen er eingesandte Aufsätze und Gedichte beurteilte. Dass er sein Amt als akademischer Lehrer mit grossem Eifer und Erfolge verwaltete, wird uns vielfach bezeugt. Er las im grössten Hörsal, bis er in den letzten Jahren durch die Abnahme seiner Kräfte genöthigt wurde zu Hause vorzutragen. Auch von Seiten der Collegen fehlte es ihm nicht an Anerkennung. War er schon bei seiner Ankunft freudig empfangen worden, so ehrten sie ihn auch später 1791 und 1804 durch die Wahl zur höchsten akademischen Würde. Im Namen der Universität hatte er 1790 die Trauerrede auf den Tod Josephs II, 1792 die auf Leopold II zu halten[57]. Und dieselbe Würdigung seiner Verdienste bewies später auch die badische Regierung, an welche nach einer kurzen Zwischenregierung des Herzogs von Modena das Breisgau überging. Bei der Uebernahme der Universität wurde Jacobi von Grossherzog Carl Friedrich zum Hofrath[58] ernannt.

Auch hier in Freiburg hatte Jacobi den Trieb und das Glück sich mit geistesverwandten Freunden in beständigem Verkehre zu erhalten. Auf dem Wege hierher hatte er Schiller in Mannheim aufgesucht und ein herzlicher Brief des jungen Dichters bezeugt den Eindruck, den Jacobis Persönlichkeit auf ihn gemacht hat[59].

Der nächste Freund, den Jacobi im Anfang seines Freiburger Aufenthaltes besass, war J. Georg Schlosser. Ein Jahr älter als Jacobi war er mit diesem verwandt durch seine

zweite Frau, Johanna Fahlmer, eine Tante Jacobis[60]. Er lebte damals als markgräflich badischer Amtmann in Emmendingen, später bis 1793 in Carlsruhe. Schlosser war ein Enthusiast, aber durchaus auf das Praktische gerichtet. Als Beamter wie als Schriftsteller strebte er mit glühendem Eifer die Hebung der Sittlichkeit vorzüglich in den untern Volksschichten an, und seine edlen Absichten wurden nur zuweilen durch die Schroffheit seines Wesens verdunkelt. Um so mehr musste Jacobis milde Art ihn anziehn, dessen Sittenreinheit zugleich seinen strengen Anforderungen entsprach[61]. Er begrüsste Jacobi bei der Ankunft durch eine Sammlung seiner auserlesenen Lieder[62]. In der Folge sah Schlosser den Freund oft bei sich, so lange er in Emmendingen war; später schüttete er seinen Abscheu vor der französischen Revolution, die er Anfangs wie so viele deutsche Idealisten freudig begrüsst hatte, sowie manche andre Klage über die Zeit gerade Jacobi gegenüber aus. Nach 1793 lebte er eine Zeit lang erst in Ansbach, dann in Eutin und starb 1799 in seiner Vaterstadt Frankfurt.

Durch Schlosser ward Jacobi in einen weiteren Kreis eingeführt. In Emmendingen lebte noch ein Freiherr von Zinck, der aus Thüringen in badische Dienste gekommen war, sich aber nach dem Verluste seines einzigen Sohnes ganz zurück gezogen hatte. Er war Jacobi namentlich bei der Bearbeitung eines Werkes über geschnittene Steine behilflich, der einzigen mehr wissenschaftlichen Schrift, welche Jacobi in Freiburg veröffentlichte. Zinck starb 1802[63].

Aber auch jenseits des Rheines setzte sich diese Kette fort. In Colmar lebte der blinde Pfeffel, der in seinem Bestreben Aufklärung mit Religiosität zu vereinen, unserem Dichter nah verwandt war. Schlosser, der die durch Göthe angeknüpften Beziehungen zu den Elsässer Dichtern fortgeführt hatte, machte sie einander bekannt und seitdem fanden sie sich zu wiederholten Malen in Breisach zusammen[64]. Gedichte und Briefe[65] bezeugen diese Freundschaft; auch der Revolutionskrieg[66] trennte sie nicht. Noch vom letzten Krankenbett aus sandte Pfeffel 1809 dem Freunde seinen Gruss.

Als Jacobi die bisher genannten Freunde in seiner Nach-

barschaft verloren hatte, bot sich ihm ein Ersatz in einem Orte südlich von Freiburg. Jos. Albert von Ittner, vierzehn Jahre jünger als Jacobi, wohnte als Kanzler des Maltheserordens in der Ballei zu Heitersheim. Noch jetzt sind die umfangreichen Gebäude zu sehn, die das dortige Kapitel inne hatte; imposant namentlich durch Keller und Ställe. Ittner stellte einen grossen Park her, in dem er zu Ehren Jacobis ein romantisches Plätzchen die Dichterecke, the Poets corner nannte; wie behaglich sich der Dichter bei ihm befand, hat er in dessen Lebensbeschreibung, dem 1819 erschienenen Anhang zu Jacobis Werken höchst anmuthig geschildert. Nach dem Anfalle der Ordensbesitzungen an Baden war Ittner einige Zeit in Freiburg als Curator mit der Einrichtung der Universität nach dem Muster Göttingens beschäftigt, später aber als Gesandter in der Schweiz fern gehalten[67]. Neben diesen Freunden schloss sich in der Stadt Freiburg selbst ein Kreis an den Dichter an, zu welchem namentlich die Familien von Baden, von Ulm, von Neveu, der Hofrath Ecker, Jacobis Arzt, u. a. gehörten.

Doch Jacobi fand in der neuen Heimat auch das häusliche Glück, auf welches sein Wesen so ganz angelegt und hingewiesen war. Im Jahre 1791 heiratete er ein Mädchen von S. Peter, Maria Ursula Müller. Der Dichter hat mit ihr nicht Vermögen noch Verbindung mit guter Familie gewonnen[68], aber wie sehr ihre jugendliche Schönheit, ihre treue Hingabe, ihr Bestreben sich nach seinen Lehren zu bilden ihn beglückten, bezeugen so manche seiner Lieder. Noch in späterer Zeit singt er (W. 5, 7):

Dem Schwarzwald bin und bleib ich gut:
Einst kam von ihm herunter,
Mit einem weissen Wälderhut,
Ein Mädchen, frisch und munter,
Rothwangig, kunstlos, sonder Arg,
Das nichts als Lieb im Herzen barg.

Wohl war es eines Blickes werth;
Ich fragte „Willst du weilen
In unserm Thal, an meinem Herd?
Sollst alles mit mir theilen.“
Wir wussten nicht, wie uns geschah;
Das Wäldermädchen sagte: Ja.

Als ihm dann ein Sohn geboren wurde, den er nach dem geliebten Bruder Fritz nannte, fühlte er sich so glücklich, dass auch die Lust zum Dichten wieder in erhöhtem Masse zurückkehrte. Mehreres schrieb er für das Theater. Schon früher waren die Singspiele „Phädon und Naide oder der redende Baum“ 1788[69], „der Tod des Orpheus“ 1790[70] erschienen; aber während dies mehr Ergüsse zärtlicher Empfindungen sind, so versuchte er sich jetzt auch im scherzhaften Bühnenspiel. In der „Wallfahrt nach Compostell“ schildert er, wie übertriebene Sittenstrenge und falsche Religiosität durch natürliche Neigung besiegt werden. Die Tochter eines Wirths ist wegen einer Umarmung ihres Geliebten durch ihren Beichtvater, einen Waldbruder, in solche Seelenangst versetzt worden, dass sie durch eine Wallfahrt in Gesellschaft des Bruder Martin Busse thun zu müssen glaubt. Eben kommen sie zurück: ein lustiger Dragonerleutnant, unter dessen Befehlen der Liebhaber gestanden hat, stiftet diesen an das Mädchen bei der Wiederkehr zu einem Kusse zu bringen, der die frommen Absichten des Beichtvaters und der Mutter freilich vereitelt, dafür aber ein glückliches Paar vereinigt. Das Stück mochte bei einer guten Aufführung recht wol gefallen; aber es erregte auch heftigen Widerspruch. Dass der Protestant es wagte sich über die Wallfahrten lustig zu machen, schien manchem unerträglich; ganz besonders war ein General aufgebracht. Um so heitrer ward Jacobi und seine Freunde gestimmt, als bald darauf die Zeitungen meldeten, das Stück sei in einem Kapuzinerkloster zur Fastnacht aufgeführt worden. Gegen den Vorwurf der Religionsspötterei durfte er sich getrost auf sein ganzes Leben und Dichten berufen. Hatte er doch auch den tiefen Sinn einiger katholischer Feste, des Allerseelentags, des Aschermittwochs in ernsten Liedern würdig dargestellt[71].

Zahlreiche lyrische Gedichte rief Jacobis Neigung hervor seine freundschaftlichen Verbindungen poetisch zu verherrlichen. Und nicht bloss Bekannte, auch Fremde sprachen ihn um Verse an, was ihm zu einem komischen Aufsatze: „Es ist nicht gut der Poet im Dorfe zu sein“ Veranlassung gab[72]. Viele solche Gelegenheitsgedichte und kleinere Auf-

sätze vereinigte er mit denen seiner Freunde[73] in Taschenbüchern, die seit 1795, allerdings mit einigen Unterbrechungen erschienen und seit 1803 wieder den Titel jener älteren Sammlung: „Iris“ führten[74]. Die älteren Jahrgänge dieser literarischen Zeitschriften enthalten Beiträge von einigen Dichtern, die mit Göthe gleichzeitig hervor getreten waren, dann aber durch ihn und Schiller überstrahlt wurden: den Grafen Stolberg[75], Voss[76], Mathias Claudius[77], selbst von Klopstock[78]; an den späteren betheiligte sich ein jüngeres Geschlecht, besonders aus dem benachbarten Schwaben: Conz, Haug; ausserdem namentlich Mathisson[79]. Auch von Hebel[80] sind ein paar Lieder zuerst in der Iris erschienen, die überdies von Jacobi und von Hebel selbst Uebertragungen einiger allemannischer Gedichte in das Hochdeutsche brachte[81].

So war Jacobi thätig und zufrieden, geehrt und geliebt an das Ziel des Greisenalters gelangt. Seine nächsten Freunde Schlosser und Pfeffel hatte er überlebt; auch der alte Gleim war hochbetagt 1802 gestorben[82]. Da erfuhr Jacobi noch den bittersten Schmerz, den Verlust seines einzigen Sohnes, der 1811 in hoffnungsvollem Jünglingsalter durch einen schnellen Tod dahin gerafft wurde. Der Dichter fühlte sich gebrochen; während des Jahres 1813 siechte er dahin.

Doch noch einmal raffte sein Geist sich empor. Nachdem so lange Jahre hindurch nichts als Triumphgeschrei der übermüthigen Nachbarn im Westen, nichts als Siegesnachrichten des schnell emporgekommenen Imperators gehört worden waren, erscholl jetzt näher und näher die Kunde von herrlichen Waffenthaten deutscher Feldherren und Heere. Die Leipziger Schlacht brach das Joch der Fremdherrschaft auch für den Südwesten Deutschlands, und noch vor Ende des Jahres sah Freiburg die verbündeten Herrscher in seinen Mauern. Da dichtete Jacobi noch einen Gruss an das neue Jahr, und gab vom Todtenbett aus dem stolzen Nationalgefühle Ausdruck (W. 8, 186).

Heil uns! Durch Freiburgs Thore zogen
Die Cäsarn, brüderlich verbündet, ein;
Denn ihnen soll der bald erfochtne Rhein
Trophäen, Säulen, Ehrenbogen
An seinen beiden Ufern weihn.

Heil uns! die Helden rasten nicht,
Bis vor der Völker Angesicht
Ihr Muth, was er begann, vollendet und gekrönt;
Bis jeder die erhabnen Manen
Erzürnter, weggewandter Ahnen
Den späten Enkeln ausgesöhnt . . . .
Doch (so schliesst er) was wagt ein Saitenspiel,
Das oft schon meiner Hand entfiel,
Wenn zitternd sie zu Liedern es bespannte,
Weil sich im Greise noch der Patriot ermannte.
Wer diesen Tag begrüsset mit Gesang,
Der muss zum Feldgeschrei, zum Waffenklang
Voll Jugendkraft die Leier schlagen . .
Dem alten Sänger sei's genug,
Wollt unter Euren Siegeschören
Ihr, die ein zweites Vaterland
Durch manches süsse, festgeknüpfte Band
Mit mir vereinte, noch die leisre Stimme hören,
Die Euch zur schüchternen, gedämpften Harfe singt,
Und meinen letzten Segen bringt.

Es war sein letztes Lied, fast seine letzten Worte. Er starb am 4. Januar 1814. Sein Begräbnis zeigte, welche Liebe und Achtung die Universität, die Stadt dem Geschiedenen zollte. Dem Sarge voran sang ein Chor junger Mädchen Jacobis Allerseelenlied. Als der Zug vor dem Hause vorbeikam, in welchem Friedrich Wilhelm III. abgestiegen war, trat der König heraus zu achtungsvollem Grusse[83].

Was Jacobi für seine Zeit gewesen ist, das spricht in erhebender Weise eine Gedächtnisrede des Geschichtschreibers Rotteck aus. Die Reinheit und Milde, welche sein Leben und Dichten gleichmässig durchdrangen, haben den stärkeren, heftigeren Vorkämpfern des Guten eine stets offene Stätte des Friedens und der Freundschaft geboten und wol auch manchen Gegner der Sache gewonnen. Wenn vom badischen Oberlande aus zuerst nach der Erschöpfung der Freiheitskriege der Ruf nach einer freieren und vernünftigeren Gestaltung des deutschen Staatslebens ausgegangen ist, und noch mehr, wenn hier länger als irgendwo der Geist religiöser Duldung den confessionellen Hader fern gehalten hat, so hat auch Jacobi dazu an seinem Theile beigetragen.

---

[1] Dieser Arbeit liegt ein Vortrag zu Grunde, den ich im Januar 1874 vor einer gemischten Zuhörerschaft in der Aula der Freiburger Universität gehalten habe.

[2] Der Ankaufspreis betrug 30 fl. Um die Ordnung dieses literarischen Nachlasses hat sich der damalige Syndicus, Prof. Biecheler verdient gemacht.

[3] Die zwei Briefe der Karschin, Berlin im Aug. 1775 geschrieben, stehen in der Iris 1775, 4. Band, S. 49 fg. Ueber Wielands Briefe s. die Anm. 18.

[4] Acht Lieder von Göthe. Zum erstenmale mit Erläuterungen herausg. von Th. Bergk. Wetzlar 1857. Nachträglich möge noch eine auf Göthe bezügliche Stelle aus einem Briefe von Lotte Jacobi, Pempelfort 6. XII. 1792 hier Platz finden: „Die Tante wird euch gesagt haben, denn ich trugs ihr auf, was für einen Gast ein freundlicher Genius vorgestern vor 4 Wochen uns Abends bescherte, und den wir bis vorgestern Morgen behalten haben. Da ich nicht weiss was Euch alles mitgetheilt worden, so mag ich hier nicht weitläufig über ihn werden. Du kannst uns aber ausfratschelen, lieber Georg, was Du gerne noch wissen mögtest, wir wollen pünktlich antworten. Du kennst Göthe zum Theil, wie gönute ich Dir dass Du ihn ganz kenntest, so wie wir ihn diese Wochen, immer näher gesehen haben. Es ist ein unvergleichlicher Mensch von Kopf Herz und Sinn. Die Tage mit ihm flossen wie einzelne Stunden. Er gab uns viel, hat aber auch durch Fritz noch mehr empfangen, viel schönes und hoffentlich bleibendes gute. Eine ganz neue Existens des Denkens hat sich für ihn geöffnet; und auch das was Lavater irgendwo sagt — „Es ist in diesem Erdenleben mächtige Erquickung, Menschen zu finden die an unser Herz glauben und an welche das Herz glauben darf“ – ist ihm hier worden, und hat mächtig sein Innerstes aufgerührt. Fritz wird nächstens selbst über ihn schreiben, darum wende ich mich jetzt zuerst wieder zu meiner lieben Marie und will ihrem herzigen Geschwätz mit uns antworten.... Göthe war in der Seele betrübt als er von uns schied. Der Abschied, man sah es seinem blassen Gesichte an, kostete ihn unendlich. Er hat seinen Weg über Paterborn genommen und wird zwey Tage bey der Prinzessin von Fürstenberg zubringen.“

[5] In Jacobis Nachlass befindet sich ein Brief seines Vaters J. C. Jacobi, Pempelfort 30. VI. 1773; ein andrer seiner Mutter, Düsseldorf 10 (Monat fehlt) 1758.

[6] Von dieser Schwester unseres Jacobi, einer verheiratheten Winckelmann, sind zwei Briefe, Hannover X. 1769 und Hameln 15. V. 1779 vorhanden.

[7] Von Jacobis Predigten erschienen: zwei zu Düsseldorf gehaltene (1. über den unbefleckten Gottesdienst vor Gott dem Vater; 2. die Glückseligkeit eines unverletzten Gewissens) zu Halberstadt 1771; Warnung für falschen Gottesdienst, Halberstadt 1772; zwei andre zu Vaels bei Aachen gehaltene, Breslau 1786. Wieland scherzt freilich in seinen Briefen CLXXXVII (Bd. III S. 15) darüber: „Es war, ne vous deplaise, mon cher ami, eine seltsame licentia poetica von Ew. Liebden, den Düsseldorfern öffentlich das Evangelium Yoriks zu predigen. Sehen Sie zu, wie ihnen die Geistlichen und die sogenannten Critiker applaudiren werden. Ich meines Orts bin, das können Sie sich vorstellen, mit Ihrem Evangelio höchlich zufrieden — wiewohl freylich leider alles was Sie gepredigt haben, lauter Naturalismus, Deismus und Pelagianismus, ja purer verfeinerter Epicurismus, Philosophie der Grazien, und mit einem Worte, pures Heidenthum ist. Meine Frau, welche eine sehr gute Frau ist, aber selten in die Kirche geht, sagt mir, wenn man zu Erfurt so predigte, wie Sie zu Düsseldorf gepredigt haben, so wollte sie gewiss keine Predigt versäumen. — So, lieber Jacobi! werden alle heitern, unverdorbenen, schönen Seelen sagen. Aber — wie viele sind deren?“ — Dass Jacobi auch als er in Freiburg war, zuweilen die Gelegenheit benutzte in dem benachbarten Emmendingen zu predigen, bezeugt sein Biograph Ittner und ein Brief Schlossers (Ansbach 8. I. 1795).

[8] 1764 erschienen zu Düsseldorf Jacobis Poetische Versuche. Ueber die Aufnahme dieser Erstlingswerke berichtet ein Brief von Jacobis Schwager Winckelmann, Hannover, 4. X. 1766: „Personne que Mr. Schlegel et qque autres amis, a qui je puis me fier, savent que tu as fait l'éloge de Mr. Raspe, ils se sont bien diverti de la belle façon, dont tu le sers en lui disant la vérité. Mais cher frère, j'ai lû une méchante pièce dans qque feuilles qui s'impriment à Jena intitulé (: Frey Beurtheilungen die neueste Literatur betreffend:) à l'égard de tes Poetischen Versuche, où l'on a mis des sottises les plus infames. C'est le sort des auteurs et j'espére que tu ne t'en chagrinera pas trop.“ So früh also musste Jacobi das Leid erfahren von böswilligen Recensenten beurteilt zu werden.

[9] Von Gleim hat die Freiburger Bibliothek folgende Briefe. 1768: Halberstadt 28. I (abgedruckt in den Briefen von den Herren Gleim und Jacobi, Berlin 1768, Nr. 55). — 8. II (Nr. 58). — 9. I (Nr. 60). — 14. II. — 15. II. — 16. II (Nr. 64). — 19. II (Nr. 67). — 21. II (Nr. 68). — 22. II. — 25. II. — 5. III (Nr. 69). — 5. III (Nr. 71). — 12. III. — 14. III. — 14 III (Nr. 74). — 21. III. — 21. III. — 29. III. — 1. IV. — 23. V. — 11. VI. — 2. VII. — 3. IX. — 19. IX. — 1. X. —

1769: 29. I. — 21. V. — 24 V. — 28. V. — Potsdam 3. VI und Berlin 10. VI (unten abgedruckt als Nr. 3). — Berlin 7. VII. — Halberstadt 20. VII. — 14. VIII. — 25. VIII. — 1769: Halle 18. XI — Halberstadt 10. XII. — 12. XII. — Halle 13. XII. — Halberstadt 23. XII. — 31. XII. — 1770: Halberstadt 8. I. — 22. II. — 5. IV. — 8. IV. — 11. IV. — 15. IV. — 16. IV. — 2. V. — 16. V. — 1. VI. — 16 VI. — 14. VII. — 25. VII. — 6. VIII. — 6. VIII. — 1. IX. — 5. IX. — 15. IX. — 3. VIII. — 11. VIII. — 15. VIII. — 21. VIII. — 22. VIII. — 1772: 10. III. — 2. V. — 30. IX. — 11. X. — 1773: 25. IV. — 19. VI. — 24. VI. — 1773: 25. X. — 5. XI. — 8. XI. — 10. XI. — 1777: 8. I. — 4. II. — 14. IX. — 22 (26). X. — 1778: 11. II. — 1779: 21. I. — 1784: 14. XI. — 1786: 20. III. — 22. III. — 1789: 7. II — 1794: 3. II. — 1795: 5. II. — S. auch die Anm. 12. 17. 27. 30. 51.

[10] So in dem Sendschreiben an * *, vom 12. Juli 1773 (Werke 2, 164), in dem Briefe an Caroline, Düsseldorf 1776 (W. 3, 24), worin er die Kupferstichsammlung seines Bruders beschreibt. Ferner Werke 3, 44 und namentlich Nessir und Zulima, eine Erzählung nach Raphael, 1782. (W. 4, 1).

[11] Sämmtliche Werke (Halberstadt 1773) 1, S. 41. Auch in den Briefen der Frau Winckelmann und in dem hier im Anhang unter Nr. 4 abgedruckten Briefe von Wittenberg wird diese Angelegenheit berührt.

[12] Gleim schreibt am 14. II. 1768: „Sie sind, mein liebster Freund, ein Halberstädter, wann Sie es seyn wollen. Ich habe den Augenblick zugeschlagen; 2500 Thlr. nur geben wir für das Canonicat, übernehmen aber alle übrige Unkosten und Verschaffung des Consensus; wenn dieser nicht zu hoch kommt, so ist es ein sehr guter Kauf; unter 4/m Thlr. ist noch nie solch Canonicat verkauft. Ich würde mich recht herzlich freuen, wenn ich nur gewiss wäre, dass meinem lieben Jacobi ein Dienst damit geschähe; oder vielmehr, dass es seynen Wünschen gemässer wäre, Canonicus in Halberstadt als Professor in Heidelberg zu seyn. Zeit ist nicht ein Augenblick zu verliehren. Herr v. K. soll gegen Ostern hier wohnen oder der Präbende verlustig seyn; folglich muss sehr geeilt werden. . . Wegen des Honorarii dürfen Sie nicht sehr besorgt seyn, es hat noch Zeit damit. Tausend Thlr. schaffe ich; für das übrige sollen und müssen und werden unsre Angehörigen . . in Düsseldorf sorgen."

[13] Dieser Name ergibt sich u. A. aus einem Briefe von Fritz Jacobi, Düsseldorf 19. IX. 1769: „Du hast Philaidens Brief an Dich gelesen. Jetzt überlege einmahl, ob es nicht angeht dass er gedruckt werde. Einem jungen Frauenzimmer von Stande, die erst seit einem Jahre deutsch lernt und auf den Ruf eines Schriftstellers keinen Anspruch macht, wird man vieles zu gute halten . . . Der Name Hatzfeld muss unter den Brief nicht gedruckt werden, sondern nur Philaide Luise Gräfin von * * *. In den Zeitungen und Bibliotheken kann man ihren Namen ohne Bedenken angeben" . . . . (Am Schlusse:) „Der Nahme, Hatzfeld und auch der Ort, Gerresheim, muss beyleibe nicht mit gedruckt werden." In Jacobis Nachlass findet sich neben mehreren

undatierten Briefen von Philaide Louise Gräfin von Hatzfeld auch einer aus Geresheim 29. X. 1769; alle französisch und allerliebst geschrieben.

[14] Freilich geht aus einem Brief von Adelaide, einer Schwägerin des alten Jacobi, vom 23. II. 1770 hervor, dass im Winter 1769 auf 70 das Verhältnis von Fritz J. zu seinem Vater ein sehr gespanntes war; dieser nahm an einigen zarten Verhältnissen des Sohnes starken Anstoss und glaubte das Schlimmste von ihm. Georg Jacobi wird aufgefordert so rasch als möglich nach Hause zu kommen um zwischen Vater und Mutter zu vermitteln. Ich erwähne dies nur, weil möglicher Weise diese Verhältnisse dem Woldemar F. Jacobis zu Grunde liegen könnten. — Von Fritz Jacobi selbst sind ausser zwei undatirten Briefen nur zwei von Düsseldorf 16. IV. 1768 und 19. IX. 1769 erhalten. Nach einem Briefe von Lotte Jacobi hatte J. G. Jacobis Wittwe alle Briefe ihres Schwagers verbrennen sollen. — Von Fritz Jacobis Frau Elisabeth sind drei Briefe vorhanden: Düsseldorf 24. XII. 1769; 23. III ?; 9. XII. 1773. Ueber die eben erwähnten Verhältnisse geht daraus nichts hervor.

[15] Fritz Jacobi schreibt in einem der undatierten Briefe: „Les Elisees (Georg Jacobis Elysium) sont traduits et mis au net; aussi je suis tout bête à force d'avoir travaillé. Il faudra que tu examine mon ouvrage avant que je le fasse copier par Sissouet (?).“

[16] Von Helene Jacobi haben wir folgende Briefe: Pempelfort 8. IX. 1769. — 2. X. 1769. — 21. VII. 1772. — 2. XII. 1774. — 13. I. 1793? — Hamburg 21. II. 1798. — München 13. IX. 1812. — Bonn 25. X. 1830. — 9. XII. 1835. In den späteren Briefen tritt mehr und mehr die treffliche „Kirchen- und Küchen-Mutter Lene“ hervor (Briefwechsel zwischen Göthe und F. H. Jacobi S. 200). Dagegen hatte Lotte Jacobi immer etwas Jugendliches, das ihr freilich in späteren Jahren nicht mehr recht zu Gesicht stehen mochte. Ihre Briefe sind datiert: Pempelfort 12. X. 1769. — 23. VII. 1772. — 25. I. 1773 — 30. XII. 1774. — 2. I. 1778. — Cöllen 16. X. 1792. — Pempelfort 6. XII. 1792. — Emkendorf 8. III. 1795. — Eutin 11. II. 1798. — Aachen 30. III. 1802. — München 24. III. 1819

[17] Ein Brief von Jähns ist datiert: Halberstadt 11. VI. 1771; einer von Michaelis, worin er sich gegen Wielands sittliche Entrüstung vertheidigt: Halberstadt 2. XI. 1771, ein andrer, worin Michaelis über den Tod von Jähns berichtet: Halberstadt 30. V. 1772 (unter den Briefen in meinem Anhange abgedruckt als Nr. 8). Ueber den Tod von Michaelis schreibt Gleim an G. Jacobi, Halberstadt, 30. IX. 1772: „Diesen Nachmittag 1 Uhr ist unser Freund, unser Michaelis, ich nenne ihn unter Thränen meines Herzens, er ist in eine bessre Welt hinüber gegangen; mehr, mein bester Jacobi, kan ich für Betrübniss Ihnen nicht sagen. Vor einigen Tagen verlohr er die Hofnung eines längern Erdenlebens, und nahm das Liebesmahl dieser Religion, zu der er mit Herz und Mund sich bekannte. Wolte Gott, seine Feinde, die, wegen seines Pastor Amors, ihn für einen schlechten Christen hielten, wärens so lauter und rein, wie Er es war! Er war, sie wissens, in seinem Jünglingsalter schon ein Mann; von so

starkem Geist, als schwach sein Cörper war, er wäre gesund geworden, wenn die Seele den Cörper curirte. Kurz vor seinem Ende sprach ich die letzten Worte mit ihm von meinem Jacobi. Sein Jünglingsleben hat er in den letzten Tagen desselben selbst beschrieben, und, wie ich so eben von meiner Nichte höre, seinem Freunde Dyck nach Leipzig zugeschickt. Wenige Stellen lass er mir vor, nicht alles. Seine Kinderfabeln, nicht die schon gedruckten, sondern neue vortreffliche Fabeln, den Begriffen der Kinder völlig angemessen, zu welchen die Erfindungen von dem, was in dem Gesichtskreise der Kinder liegt, mehrentheils genommen sind, diese sind seine letzte Beschäftigung gewesen. Wolte Gott, er hätte noch alle, nur in seiner Krankheit gemachten Entwürfe zum Besten der Welt ausführen können! Immer dacht' er auf seinem Krankenbette die Leser seiner monathlichen Briefe noch zu befriedigen. Hätt' ich die Zeit, ich beruhigte desfalls unsren seligen Freund im Grabe noch und schriebe selbst die schuldig gebliebenen Sechs Briefe." Michaelis eignete Jacobi seine Erzählung in Versen: Paros und Hyla (Werke, Wien 1791, II 155) zu. Aus Jacobis Zimmer in Halberstadt schilderte er ihm am 25. Juni 1771 das Treiben der Amoren, mit Seitenblicken auf die Theologie (Werke II 203); was Jacobi am 26. Aug. öffentlich zurückwies. Von Klamer Schmidt haben wir Briefe aus Halberstadt vom 23. X. 1771 — 13. I. 1775. — 15. I. 1775. — 1. III. 1775. — 21. VI. 1802. — 13. V. 1803 (hier abgedruckt als Nr. 21). — 4. VI. 1804. Die Briefe von Heinse, unter dem Pseudonym Rost geschrieben, sind datiert: Düsseldorf 1775: 2. II (im Anhang abgedruckt als Nr. 11). — 8. XII (Nr. 12). — 1776: 19. I (Nr. 13). — 23. II (Nr. 14). – Von C. F. Sangerhausen sind Briefe an Jacobi datiert: Halberstadt 20. IV. 1771 und Weissenfels 8. IX. 1771. Ferner gehört J. B. Benzler hierher, der von Halberstadt aus am 22. X. 1771 an Jacobi schreibt.

[18] Die meisten Briefe von Wieland an Jacobi sind abgedruckt in: Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland an verschiedene Freunde, Zürich 1815, 4 Bde. In Jacobis Nachlass befinden sich die folgenden: Erfurt, 1769: VI (Briefe Bd. 2, S. 314) — IX (2, 320). — 24. XII (2, 344). — 1770: 22. II (2, 348). — 17. VII (2, 367). 18. IX (3, 6). — 15. XI (3, 14). — 25. I (3, 21). — 18. II (3, 24). — 10. IV (3, 40). — 1. VII (3, 54). — 6. IX (3, 67). — 6. XI (3, 84). — 2. XII (3, 86). — 27. XII (3, 91) — 1772: 9. I (3, 101). — 28. I (3, 107); aus Weimar 23. XI (3, 127); — 1773: 14. I (hier hinten abgedruckt als Nr. 9) — 1 III. — 20. III. — 1776: 25. X (Briefe 3, 265). — 1777: 14. II (3, 273). — 1779: 1. II (hier Nr. 15). — 17. II (hier Nr. 16). An Wielands Briefe reihe ich gleich noch andere aus dem Erfurter Kreise: von Riedel 16. III. 1769, von Werthes, 18 IX. 1772, von Meusel 3. VI. 1774.

[19] Von Sophie la Roche haben wir in Freiburg die folgenden Briefe: 1770: Warthausen 30. VI (hier im Anhang abgedruckt als Nr. 7); Bönigheim 22. XI; — 1771 Ehrenbreitstein 6. V. — 11. V. — 2. VI. — 28. VI. — 28. VI. — 6. VII. — 14. VII. — 4. VIII. — 30. VIII. — 20. IX. — 22. IX — 8. X. — 1784: Speyer 29. IX; — 1785 Manheim 20. I; — 1795 Offenbach 8. VII. — 1804: Offenbach 13. IX — Auch von Maxi-

miliane la Roche sind Briefe vorhanden, alle französisch geschrieben, fünf undatiert; die andren: Ehrenbreitstein 4. XII. — 1772: 10. III. — 12. VI. —

[20] In einem Briefe an Bodmer (Ausgew. Br. 2, S. 313): „Indessen kann ich mich nicht entbrechen, Jacobitchen herzlich lieb zu haben, und zehnmal lieber als den alten tändelnden Gleim-Anacreon, der ihn verführt, und dennoch nicht verhindern kann, dass in Jacobitchens kleinstem Lied mehr Etoffe ist, als in allen Tändeleyen des travestirten Anacreons."

[21] Briefe von und an Klopstock, herausg. von J. M. Lappenberg, S. 209. Klopstock schreibt am 21. VI. 1768 an Caecilia Ambrosius: „Und die Briefe von Gleim und Jacobi haben Ihnen so sehr gefallen? Diese vielen Tändeleyen gefallen Ihnen doch nicht in allem Ernste? Denn so müsste Ihnen so auch das ganze Unwesen mit diesem Amor gefallen." Noch am 28. April 1774 schreibt Voss von Klopstock: „Ueber Jacobi lacht er." Doch vergl. auch Anm. 45 und 78.

[22] Ein gerechter Tadel, der aber nur Gleim, nicht Jacobi selbst trifft, ist der S. 11 in der Anmerkung ausgesprochene: „Man hat diese Verschen (O tragt die dürren Blätter, Ihr artigsten der Götter, Auf eines Dichters Heerd!) auf tausend Gulden geschätzt, wenn sie könnten verkauft werden. Den grossen Werth haben sie allein von der Götterchen Bemühung sie zu tragen. Dichter haben nicht leicht Mangel an dürren Blättern von ihrer Bearbeitung." Diese Sucht Verse in Geld zu taxieren hat später Heinse von Gleim angenommen.

[23] Kritische Wälder I, 4: „Wenn in unsern Elegien und Oden der Amor mit seinen Pfeilen umherflattert, wenn man den Griechen und Römern eine ganze Nomenclatur von Liebesausdrücken abgeborgt hat, und diese endlich sogar in Briefe zwischen Mannspersonen ausschüttet, so verliert sich das Spielwerk von der Würde, ich will nicht sagen einer Heldenseele, sondern nur des gesunden Verstandes völlig ab und wird fader Unsinn."

[24] Vergl. den Brief an Gleim, Düsseldorf, 4. IV. 1769 (Werke 1, 103). Wie weit sich diese Spielerei mit den Dosen verbreitete, zeigt ein in Jacobis Nachlass befindlicher Brief eines schwäbischen Vicars Goll aus Trossingen, Tuttlinger Oberamts, vom 25. X. 1770. Vgl. auch den Brief von Wittenberg, im Anhang Nr. 4. Ein andrer Brief desselben Autors ist vom 21. IV. 1769 datiert; es ist darin von der Feindseligkeit des Pastor Götze gegen das Theater die Rede, worüber sich auch ein Brief von D. Schiebeler, Hamburg 13. VIII 1769 ausspricht — Wegen seiner Begeisterung für Sterne wurde Jacobi im Gleimschen Kreise Toby genannt.

[25] Dies sah Wieland sofort, der in einem Erfurt, 2. X. 1769 datierten Briefe (Ausgew. Br. 2, 331) von Jacobi sagt, dass er Yorick „was das sentimental part betrifft, vollkommen ersetzt, und ihn vielleicht auch in dem humoristischen ersetzen wird, wenn ihm der H. Bonifacius (der Stiftsheilige von Halberstadt) in einigen Jahren ein

wenig — aber nur ein wenig, dafür will ich gebeten haben — Hypochondrie gegeben haben wird."

[26] Am 11. III. 1770 schreibt Koch aus Braunschweig (Jacobis Nachlass): „Was sagen Sie denn zu der lieblosen und höchst unartigen Critik über Ihre Winterreise, die dem 64. und 66. Stück der neuen Hamburger Zeitung eingerückt ist, und was sagt Gleim dazu? Ist es möglich, dass die besten Herzen so gekränkt werden können? Werden Sie endlich nicht erstaunen, wenn ein gewisser Hamburger, der eben daher kommt, mich versichert, dass H. L . . ss . . . g der Verfasser sein soll. Die Gewissheit oder Ungewissheit erfahre ich nächstens; ist es wahr, so will ich aufhören die grössten Männer hoch zu schätzen: für Sie aber und Gleim will ich leben."

[27] Hier abgedruckt im Anhang Nr. 5. Ueber die Recension Gerstenbergs und Jacobis Entgegnung handeln noch folgende Briefe von Gleim: 11. IV. 1770 „In der Hallischen Gelehrten Zeitung, 25. Stück, lass ich gestern die Recension von meines Jacobi Schrift an die Einwohner der Stadt Zelle. Jacobi, sagt der Recensent, schwatzt nicht in holprichten Hexametern und sagt in Gerstenbergischer schwerfälliger Prosa keinen Unsinn. Wie? Dacht ich, wenn Gerstenberg in dieser Zeitung oder in der Bibliothek mehr dergleichen Stellen wider sich gefunden hätte? Wie? wenn er wüsste, dass mein Jacobi der Recensent seines Ugolino wäre? wie? wenn er daraus die Folge machte, dass kein andrer als mein Jacobi sein Criticus in den Zeitungen und in der Bibliothek seyn könne? Sollte dann nicht einiger Grund zur Muthmassung, dass Gerstenberg der Hamburgische Recensent meines Jacobi wohl sein könnte, vorhanden seyn? — Diesen Morgen, mein theuerster Freund, wurde ich mit Ihrem Schreiben vom 8 erfreuet. Nun kamen zu den obigen Wie? Wenn? noch einige hinzu. Dennoch kan ich den Verfasser der Tändeleyen der Grazien, des Ugolino, für den Hamburgischen Recensenten nicht halten. Klopstock ist sein Freund, und in seinem Schreiben an mich bewarb er um die Freundschaft meines Jacobi sich auf eine Weise, die uns beyden einen guten und sanften Caracter verrieth, einen Mann, der an den zur Mo · gewordenen heftigen Kunstrichtereyen grosses Missfallen bezeugte. Schrecklich wär' es, mein theuerster Freund, wenn die Nachrichten d Braunschweiger gegründet wären! Wir wollen noch zweifeln, zur Ehre der Musen wollen wir es. Die erste müssige Stunde will ich anwenden, meinem Gerstenberg zu schreiben; denn noch ist er mein; gerade heraus will ich ihm sagen, dass er für den Verfasser der Recension in Hamburg und in Braunschweig ausgegeben wird, dass er von allen rechtschaffenen Leuten wegen solcher Lästerung beklaget würde. Dieses und dergleichen will ich ihm sagen, und gebe der Himmel, dass er gegen die Lästerung sich vertheidigen, nicht vertheidigen nur, dass er unschuldig sein möge! — Um der bösen Menschen willen, die für Niederträchtigkeit auslegen könnten, was es nicht ist, um deren willen müssen sie freilich die Zueignung weg lassen." Am 2. V. 1770 schreibt



Gleim an Jacobi: „Ihr Herr Schwager hat das offene Schreiben an Gerstenberg mir zugeschickt, und heute geht es nach Coppenhagen ab, ohne Begleitung eines Briefes von mir, denn ich wolte nicht gern einen Posttag überschlagen. Es hat meinen und meines Schlabrendorf völligen Beifall! vorausgesetzt, dass sie davon, dass Gerstenberg Verfasser ist, nunmehr Gewissheit erhalten haben. Die eine Stelle nur, in welcher sie sagen, ein Freund hätte die beiden hamburg. Zeitungsblätter ihnen zugeschickt und gemeldet, Gerstenberg sei Verfasser davon, im Zusammenhang mit der folgenden: „Um die Lästerer — denn dafür halt ich diejenigen, welche Gerstenberg als den Verfasser angeben," schien unsrem Schlabrendorf zuerst anstössig, oder vielmehr einer nachtheiligen Auslegung fähig zu seyn, und ich fand es gegründet, weshalb ich zwischen die Worte: „welche Gerstenbergen" hinzusetzte: „welche meinem Freunde Gerstenbergen als den Verfasser angeben"; damit nicht ihr Freund, im Fall Gerstenberg dennoch unschuldig wäre, für den Lästerer Gerstenbergs von ihnen selbst erklärt zu seyn den Anschein haben möge; welches sie ohne Zweifel billigen werden. Sobald ich nur eine Stunde Zeit gewinne, werd' ich Gerstenbergen auch schreiben. Wenn er nicht unschuldig ist, nicht ganz unschuldig, welches noch immer mein Herz wünscht, so wird er zwar damit sich vertheidigen, dass er für seinen Feind in den Klotzischen Recensionen Sie gehalten, rechtfertigen aber wird er bei dem Freunde Jacobis sich nicht. Er hätte sämmtliche Jacobische Werke verwerfen können, es hätte seinem Geschmacke Schande gemacht, meine Hochachtung aber hätt' er behalten. Die beyden Stellen hingegen, in welchen er kein gutes Herz verräth, die zu verzeihen, würde auch dann noch mir schwer fallen, wenn Klopstock und Cramer und Jacobi sie verziehen hätten! Grosser Geist ohne gutes Herz gehöret in die Hölle!" Ferner, Halberstadt 16. V. 1770: „Warum aber schickten sie von Gerstenbergs Briefe mir nicht eine Abschrift? Ich bin äusserst begierig alles zu lesen, was diese Sache betrift. Wenigstens senden sie mir doch ja die Antwort auf ihren zweiten Brief!"

[28] Lichtenberg, Parakletor oder Trostgründe für die Unglücklichen, die keine Originalgenies sind (Wackernagel Lesebuch III 2, Sp. 801). „Es war eine Lust anzusehn: dreissig Yoricke ritten auf ihren Steckenpferden in Spiralen um ein Ziel herum, das sie zuvor in Einem Schritt erreicht hätten, und der, der sonst beim Anblick des Meeres oder des gestirnten Himmels nichts denken konnte, schrieb Andachten über eine Schnupftabaksdose."

[29] Seb. Nothanker, III. Buch, 3. Capitel. Der junge Herr von Säugling ist der Sohn eines reichen Tuchmachers und beschäftigt sich auf der Universität mit den schönen Wissenschaften. Er hat keinen innigeren Wunsch, als dass seine Gedichte den Damen gefallen mögen. Ihnen zu Liebe trägt er sein Kleid immer nach der neuesten Mode geschnitten; seine seidenen Strümpfe milchweiss, seine Spitzenmanschetten kaffeebraun gewaschen. „In gemischten Gesellschaften", so

erzählt der Romanschreiber, „sass er allemal einem Frauenzimmer zur Seite, und wenn er wählen konnte, allemal der, die den sanftesten Blick hatte. Er bewunderte um Bekanntschaft zu machen, ihre Arbeit, die sie eben verfertigte; lobte ihr wol gestecktes demi ajusté (eine Art des Kopfputzes) und sagte ihr über einen Assassin (ein grosses Schönheitspflästerchen) tausend artige Sachen. Von da ging er unvermerkt zum Erforschen ihres Verstandes über. Er sagte ihr mit sanftlispelnder Stimme, er sehe die kleinen Amoren und Amoretten auf ihrem Postillion (der Busenschleife) auf und nieder steigen und sich unter den Falten ihrer Respectueuse verbergen, oder andre dergleichen niedliche Imaginatiönchen. Wenn er nun merkte, dass sie Verstand und Geschmack genug besass mit seinen lieblichen Empfindungen zu sympathisieren, so fing er gemeiniglich an zu stammeln, sah etwas schafmässig aus und langte aus seiner Tasche einige von seinen Gedichten, die er ihr vorlas und von Zeit zu Zeit mit seitwärts schielenden Augen die Wirkung seiner Geistesfrucht zu erforschen suchte. Erhielt er ruhiges Gehör und durch einen lächelnden Mund und sanftes Kopfneigen einen gütigen Beifall: so hatte er ein vergnügtes Tagewerk gehabt. Empfing er vollends eine laute Bewunderung, bat man sich eine Abschrift des Gedichtes aus ... so zerfloss er in sanften Empfindungen... und war von dem Augenblicke an der Sclave der Schönheit, die was er gedacht hatte, so gut zu empfinden wusste . . . — Doch so zärtlich seine Liebe war, so pflegte sie doch nicht allzulange zu dauern; nicht als ob er unbeständig gewesen wäre, sondern weil der Gegenstand seiner Zärtlichkeit gemeiniglich nach einiger Zeit seine Gedichte nicht mehr so feurig verlangte und wol gar unvermerkt seine Gesellschaft zu vermeiden suchte. Sobald er dies merkte, ward er sehr traurig, klagte den Wäldern und den Fluren seine Leiden, tröstete sich aber, wenn ihm ein zärtliches Liedchen über die Untreue seiner Chloris gelang, und fand gemeiniglich um diese Zeit eine andre Zuhörerin, mit der er denselben Roman von vorn an spielte. — Dieser kleine Mann . . war aber sonst das unschädlichste Geschöpfchen unter der Sonne. Er that nie etwas Böses, war nachgebend, gefällig, mitleidig und gutherzig, beleidigte kein Kind und beleidigt war er nie geneigt sich zu rächen; kurz er war aller guten Eigenschaften fähig, zu denen nicht nothwendig Stärke des Geistes erforderlich ist.“ Wie durchsichtig der Schleier des falschen Namens war, ergibt ein Brief von J. H. Voss an Ernestine Boie, Göttingen 16. V. 1773 (Briefe 1, S. 211): „Wär' ich ein dichterischer Stuzer, mit andern Worten, ein empfindsamer Dichter, auf deutsch, ein Jacobi oder nach Erklärung des theuren Herrn Magister Sebaldus, ein Säugling; so würden sie schwerlich ohne ein: Holde Grazie, oder Meine Göttin, davon gekommen sein.“ Ein andrer Ausfall von Voss auf Jacobi ist ebenda S. 227 zu finden.

[30] Von Klotz sind vier Briefe an J. G. Jacobi vorhanden: Göttingen 26. X. 1763 und Halle 4. V. 1763, sowie zwei undatierte. Von den letzteren bezieht sich der eine auf den „gedoppelten Almanach“ (von

1770; darin heisst es u. A. „Sie haben Lessing in Braunschweig besucht! den Parnasshalter! Le Singe den Grossen!" Am 21. Oct. 1770 aber schreibt Gleim an Jacobi: „Wenn sie nicht ganz früh aus Braunschweig nach Wolfenbüttel gehn, so werden sie hier zu Wolfenbüttel nicht einmahl die Zeit haben die Bibliothek und Herrn Lessing zu sehen, welches ich doch gleichwohl sehr gerne sähe, damit sie nicht das Ansehn bekämen, als wenn sie der Unterredung aus dem Wege giengen. Vielleicht wär' es doch möglich, wo nicht, zu dem gänzlichen Frieden, doch zur gelinden Führung des Krieges zwischen Klotz und Lessing etwas nützliches bey zu tragen." Und am 22. X. 1770 „Hätten sie doch den guten, oder, wie sie wollen, den bösen Lessing gesehen."

[31] Dies Zeugnis gibt ihm namentlich ein Brief von C. G. von Murr, dem Biographen Klotzens, Nürnberg 26. III 1774.

[32] S. über diese Büchse u. a. Jacobis Vorwort zum 2. Bande seiner Werke. Früher schon (1772) hatte er „Die Dichter, eine Oper, gespielt in der Unterwelt" zum Ausdruck seiner Ansichten über die Literatur bestimmt. Auf eine Gegnerschaft späterer Zeit, die Kraftmänner, zielt ein Lied von Jacobi „Der neue Simson", zuerst im Teutschen Merkur 1777 Dez. 193 erschienen; in den Werken 3, 192.

[33] Ein französischer Brief von Saunier, Halle, 21. XI. 1770, benachrichtigt Jacobi, dass ein Frl. Janssen einen Steuereinnehmer Rosenfeld geheiratet habe und überlässt ihm selbst die Entscheidung auf die Frage Peut-on l'estimer encore. Eine Freundin dieses Frl. Janssen, ist durch mehrere französische Briefe in Jacobis Nachlasse vertreten, welche zum Theil undatiert sind; die datierten sind Halle 12. II. 1770 und 10. VII. 1771 geschrieben und A. F. A. W. unterzeichnet. Der letzte beruft sich auf einen Brief vom 22. V, worin die Briefschreiberin die Aufhebung ihrer Verlobung mit Jacobi begründet haben will.

[34] Die Gründe gegen diesen Plan, der übrigens vor der persönlichen Bekanntschaft gefasst war, gibt ein Brief Wielands an Gleim vom 15. XI. 1770 an (Ausgew. Br. 3, S. 11).

[35] Briefe von J. H. Voss 1, 157 (Göttingen 6. III. 1774): „Göthe hat schon eine zweite Auflage seines Göz machen müssen. Hast du seinen Prolog zu Bahrdts Uebersetzung des N. T. gelesen? Er hat noch welche für Wieland und Jacobi liegen, die er auch bei Gelegenheit will drucken lassen."

[36] A. Kestner, Göthe und Werther (Stuttgart und Augsburg 1855) S. 203 (März 1774): „Der Jacobi hat Lotten (Kestners Frau) in sofern Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Er hat eine sehr vortheilhafte Schilderung von ihr gemacht, und wie man mir es schrieb, so weiss ich wahrlich nicht dass das all an ihr war, denn ich hab sie viel zu lieb von jeher gehabt um auf sie so acht zu haben. Die Iris ist eine kindische Entreprise, und soll ihm verziehen werden, weil er Geld dabey zu schneiden denkt. Eigentlich wollen die Jackerls den Merkur miniren, seit sie sich mit Wieland überworfen haben — Was die Kerls von

mir denken ist mir einerley. Ehedessen haben sie auf mich geschimpft wie auf einen Hundejungen, und nun müssen sie fühlen, dass man ein braver Kerl sein kann ohne sie jüst leiden zu können. Dass Lotte in der Reihe der Protectrices steht, kleidet sie zu gut zu Gesichte." Kestner war mit Jacobi von früher her befreundet, s. den hier im Anhang als Nr. 2 abgedruckten Brief.

[37] Vgl. den Briefwechsel zwischen Göthe und F. H. Jacobi herausg. von Max Jacobi, Leipzig 1846.

[38] Ebenda S. 20.

[39] In seine Werke (3, 66. 76) hat er nur die beiden Aufsätze Von der Reinlichkeit, und Von der Schamhaftigkeit aus der älteren Iris aufgenommen.

[40] Acht Lieder von Göthe, herausg. von Th. Bergk, S. 22. Ueber Göthes Nachlässigkeit in Orthographie und Interpunction klagt Heinse, in dem hier im Anhang gedruckten Briefe Nr. 11.

[41] Zuerst in der Iris 7, 460 mit der von Göthe (Werke in vierzig Bänden 1, 64) beibehaltenen Ueberschrift „Im Sommer." Göthe nahm es nach Goedeke, Elf Bücher deutscher Dichtung 1, 635 erst in die Ausgabe von 1828, also nach Jacobis Tod auf; als Göthisch wurde es nicht erst in einem Himburgischen Nachdruck der Göthischen Lieder von 1779 bezeichnet, sondern nach W. Scherers gütiger Mittheilung schon in einem Karlsruher Nachdruck von 1778. Jacobi (Werke 3, 108) hat die Ueberschrift „Der Sommertag" und im dritten Reimpaar die Lesart „Wie durch den Hain die Lüfte so rein!" Auch der äussere Umstand, dass das Lied in der Iris nicht unterzeichnet ist, gibt keinen Anhalt. Denn dies ist sowol bei Göthes Liedern auch sonst nicht der Fall, z. B. unter Neue Liebe, Neues Leben 2, 242, Mir schlug das Herz; geschwind zu Pferde 2, 244; als sich auch Lieder von G. Jacobi ohne die gewöhnliche Unterschrift J. G. J. (später T*s) finden, z. B. An Chloe 4, 245: An Liebchen 4, 250. Nach inneren Gründen zu urtheilen muss ich Göthe für den Dichter halten: für den geistreichen Gegensatz zwischen Naturfreude und Liebesglück finde ich keine Parallele in Jacobis Liedern; auch der lebhafte Ton, z. B. jenes Ach, aber da! ist mir für diesen nicht wahrscheinlich. Wie erklärt es sich aber, dass Jacobi das Lied als das seinige ansah? Vielleicht ist eine Vermuthung nicht allzu kühn. Die erste Strophe ist ganz in Jacobis Art; es liesse sich jeder einzelne Ausdruck mit verwandten Stellen belegen: hat vielleicht Göthe nur die zweite hinzu gedichtet?

[42] Göthes Werke 6, 69 sagt Gotter von seiner Frau: „Den Götzen nicht genug verstand, Ihn etwas Donquixotisch fand; Dafür soll sie verurtheilt sein Des Herrn Jacobis Liedelein Und Köblers frommes Jugendkind Stracks herzubeten für ihre Sünd!" Anders lautet der unter Nr. 10 hier im Anhang abgedruckte Brief vom 8. III. 1774.

[43] Vgl. die im Anhang Nr. 1 und 6 abgedruckten Briefe Boies. Jacobi ist auch in Boies Musenalmanach für 1771 vertreten: Weinhold, Boie S. 244. Aus Boies Nachlass stehn Gedichte in Jacobis Iris 1810, S. 203.

[44] S. K. Weinhold, H. C. Boie (Halle 1868): namentlich S. 142—144. In Düsseldorf war Boie 1774 am 8 und 9 IX. Dass Weinhold F. H. Jacobi als den älteren Bruder bezeichnet, ist natürlich ein Irrthum.

[45] Von Wandsbeck, am 9. X. 1776, schreibt Voss an Gleim (Briefe 2, 258): „Können Sie mir nicht sagen, ob in der neuen Iris, die mir sehr gefällt, der erste Kuss von Jacobi sei? Ich kenne nichts schöneres. Lauter reine Empfindung, ganz ohne Schlacken des Staubes, wie die Seele eines Kindes, durch den Aether hinwallend, bis sie der Himmel auf nimmt: Und geschlossen war der Bund. Mich deucht, viele unsrer neuen Liedersänger, denen es nicht an Genie fehlt, verlieren sich von der edlen Einfalt der Natur, und schwelgen zu sehr in Nebenausbildungen." Ueber die Theilnahme Jacobis am Musenalmanach von Voss von 1780 ab s. den im Anhang abgedruckten Brief Nr. 17. Ausserdem bewahrt die Freiburger Bibliothek noch folgende Briefe von Voss: Wandsbeck 23. IX. 1778, und Heidelberg 20. X. 1808. — Uebrigens wird die Reise F. H. Jacobis zu Klopstock 1775, von der Heinse in Br. 12 meines Anhanges berichtet, auch dem Bruder zu Gute gekommen sein.

[46] Beiträge von G. Jacobi stehn im Teutschen Mercur 1—4 (1773. 74), 8. 9 (1776. 77), 12. 14 (1778. 79). Ueber den Gegensatz der Iris zum Mercur s. Göthes Brief, oben in Anm. 36. Die Versöhnung bespricht ein Brief Wielands vom 25. X. 1776 (Ausgew. Br. 3, 265).

[47] Vgl. in: Briefe an J. H. Merk, herausg. von Wagner (Darmstadt 1835) Wielands Brief vom 2. VIII. 1778. Wieland klagt dass Jacobis Trägheit und Anmasslichkeit seine Mitarbeiterschaft am Merkur nicht länger wünschenswerth erscheinen lasse.

[48] So namentlich Aennchen: Iris 6, 403, Romanze: T. Merkur 1776 S. 193, Das Marienbild: T. Mercur 1777 S. 16, Röschen, eine Romanze: T. Merkur 1777 S. 150, Käthchen, eine Ballade: T. Merkur 1777 S. 185. In seine Werke hat Jacobi diese Romanzen und Balladen nicht aufgenommen.

[49] Weinhold, Boie S. 103: „Sehr liebte er (Karsten Niebuhr) die Musik und verfehlte nie den letzten Vers mitzusingen von Jacobis Lied Willst du frei und lustig gehn durch dies Weltgetümmel."

[50] Zuerst als Lied auf den 16. September erschienen in Voss. Musen-Alm. 1780; in den Werken 3, 236.

[51] Gleim schreibt am 20. XI. 1776: „Ja, mein bester, wir wollen auf Berlin und auf Braunschweig loss arbeiten; gestern Nachmittag gieng ich dieserwegen zu unserm Erbprinzen und lenkte die Unterredung auf den kranken Zachariä. — Bey meiner Abreise hört ich (sagte der Erbprinz) er werde besser. — Ihro Durchl. brachen in Klagen über die Faulheit der Lehrer am Carolino; meinen Jacobi wollt ich als einen fleissigen Mann empfehlen — es wurden neue Besuche gemeldet. Ihro Durchl. versicherten, sie wollten nächstens mich besuchen,

ich durfte folglich mich nicht aufhalten. — Wenn's indes nur wahr ist, dass unser Zachariä sich besser befindet. Sie haben schon etwas versucht, mein Bester, und was denn, für ein Etwas? Darf ichs nicht wissen? Weils so schwer ist, bey dem Erbprinzen das rechte Tempo zu treffen, so möcht' ich rathen, Ihm von dort aus, nach Braunschweig zu schreiben; morgen reist er dahin zurück; es gäbe Gelegenheit, dass er bey seiner Rückkehr zu uns mit mir sich einliesse; sie dürften ihm nur geradezu die Wahrheit sagen, dass sie wegen hiesiger Präbende, hoften das beneficium a latere zu erhalten. Bey dem Gerücht von dem Tode des Freundes Zachariä müssten sies lassen. Eschenburg, sollt' ich meinen, stünde nicht im Wege; denn er wird vermuthlich bei dem jungen Grafen als Hoffmeister bleiben. — Wär' ich an ihrer Stelle, so wär' ich sogleich nach Braunschweig gegangen. Selbst ist der Mann! Denn es werden ohne Zweifel mehr Competenten sich finden. Wurde doch von Braunschweig aus unser Fischer aufgefodert sich zu melden. Und wenn der gute Zachariä besser wäre, welches ich von Grund des Herzens wünsche, so würde es doch für's Künftige nicht übel seyn, wenn's die Curatores des Carolini wüssten, dass Sie einen Jacobi bekommen können. Seine Schüler werden gesucht. Campen hat man mit Gewalt nach Dessau geholt und gibt ihm achthundert Thlr.. und mein Jacobi soll bitten und flehn. — Bey den Göttern, er soll's nicht! Er habe nur ein wenig noch Geduld, und disponire seine Caroline ferner alle Ritter abzuweisen, so gross und reich sie seyn mögen: so werden und sollen unsere Wünsche bestens in Erfüllung gehn." Und am 22. X. 1777: „Zu Halle sind gestorben Segner der Mathematicus, und Bertram der — ich weiss nicht was er eigentlich gewesen ist. — Ich habe gleich an den M. v. Zedlitz geschrieben — die Meyersche Stelle hat auch noch kein Mauerbrecher, also sind itzt so viele Gehalte ledig, dass es dem M., wenn's ihm Ernst ist, sein Wort zu halten, leicht seyn muss, meinem lieben Jacobi zu seinem Weibchen zu verhelfen. Ich meld' es meinem lieben Jacobi so eilig, weil's ihm nähere Hoffnung gibt. Sobald ich Antwort erhalte, schreib ich ihm wieder."

[52] Ausser Gleim berichtet auch Wieland über die Fortdauer der Verlobung am 13. I. 1777 (Br. an Merck, S. 100): „J. Georg Jacobi steckt dato bis über die Ohren in Liebe und ist mir, bis sein Schicksal entschieden sein wird, wenig nütz." Ueber die spätere Stimmung Carolinens gegen G. Jacobi gibt ein unten in Anm. 69 anzuführender Brief Auskunft.

[53] Die Ernennung erfolgte nach den Universitätsacten am 13. VIII. 1784.

[54] Worte aus einer Instruction von F. H. v. Swieten, Wien, 9. II. 1785.

[55] Unter den Manuscripten von Gedichten im Nachlass findet sich auch ein von einem Zuhörer in Halle eingereichtes.

[56] H. Schreiber, welcher selbst noch ein Zuhörer Jacobis war, sagt in seiner Geschichte der Universität Freiburg 3, S. 144 über ihn:



„Schon nach kurzer Zeit erwarb sich Jacobi durch seine Lehrvorträge bleibende Verdienste. Neben den theoretischen hatte er practische eingerichtet, in denen Studierende aus allen Facultäten mitwirkten. Jeder wählte sich nach Belieben einen Gegenstand zur Bearbeitung; die Aufsätze wurden sodann vorgelesen und nach Inhalt und Form beurtheilt. Die Classiker, besonders Virgil und Horaz, erklärte er mit musterhafter Bestimmtheit und ästhetischer Einsicht. Dabei war es unverkennbar, dass dieser treffliche Lehrer nicht nur wissenschaftlich auf die Gesammtheit der Zuhörer, sondern auch auf die Verschönerung ihrer Lebensweise und ihrer Sitten mit Glück wirkte. Unausgesetzt erfreute er sich eines, nicht minder zahlreichen als für ihn begeisterten Kreises von Schülern. Die Verehrung für Jacobi pflanzte sich unter ihnen wie eine fromme Ueberlieferung fort." S. 153 nennt Schreiber Jacobi einen Antipoden des durchaus kritischen Hug, der ihn eben deshalb ergänzt habe. Jacobis Vortrag bot „störungslosen Genuss des Erhabenen und Schönen, Wanderung an des Lehrers Hand durch einen Blumengarten, wo ohne deren Beihilfe Manches, was nun entzückte und begeisterte, vielleicht nicht aufgefunden worden wäre."

[57] G. Schlosser urtheilt darüber in Boies Neuem deutschen Museum III: „Mich dünkt dass man am besten thun würde, wenn man anstatt der Lobreden auf die gestorbenen Grossen lieber, wie Jacobi beinahe durchaus gethan hat, Ermahnungsreden an ihre Unterthanen einführte. Dergleichen Reden können nicht allein für das Volk, sondern auch für den Nachfolger des verstorbenen Regenten von der grössten Wichtigkeit sein."

[58] Nur sein Gehalt war und blieb ein sehr bescheidenes, wobei freilich die Erschöpfung der Staatsmittel durch die Kriegsjahre Schuld sein mochte. Zu den 1000 fl., mit denen er berufen worden war, kam 1806 noch ein halbes Deputat an Wein und Früchten, dessen Werth man auf 84, später 100 fl. schätzte. Und doch hatte die academische Commission erklärt, dass ein Familienvater damit nur kümmerlich auskommen könne. Jacobis Wittwe kam später, freilich nicht ohne eigene Schuld, in sehr bedrängte Umstände, trotz der fortdauernden Unterstützung durch die Verwandten des Dichters. (Nach den Universitätsacten.)

[59] Schillers Brief, Mannheim 16. XI. 1784 datiert, ist hier im Anhange abgedruckt als Nr. 19. Auch Sophie La Roche in Speyer hoffte Jacobi damals wieder zu sehn. Sie schreibt ihm von Speyer 29 IX. 1784: „Ich preisse den Himmel, der Sie nach Freyburg führt — weil ich in dem fürchterlichen Vorgang, welchen dass Schauspiel die Räuber unter den Studierenden hervor brachte, Beweiss von der Empfänglichkeit und Stärke ihrer Einbildung ist, — welche unter der Leitung dess edlen Genius meines Freundes Jacobi auf den schönen Weg edler Gefühle und edlen Denkens kommen wird. — Lassen Sie sich die Geschichte erzählen, da ein Baron v. Baden sich zum Oberhaupt einer jungen Räuberbande machte und die Entführung der

schönen Fräulein von Goldegg, dass Anzünden eines Hausses und Todschiessen aller die ihnen nachsetzen würden, der erste Auftritt ihrer Verbrüderung seyn sollte." — So urtheilt Sophie la Roche auch über Schillers nächste Werke: s. den im Anhang unter Nr. 21 abgedruckten Brief.

[60] Johanna, oder wie sie von Sophie la Roche genannt wird, Jenny Fahlmer, war der gute Engel unseres Jacobi: niemand hatte ein so herzliches Gefühl für seine guten Seiten, niemand so viel Nachsicht bei seinen Schwächen. Ihre Briefe an Jacobi sind datiert: Düsseldorf VII. 1767 (französisch), 3. XII. 1773, 21. XII. 1773, (ein Brief, den Bergk S. 18 irrig Betty Jacobi zuschreibt), 12. X. 1776, o. O. (I) 1792, 30. I. 1793, Carlsruhe 1793: 7. II. 5. VI, 10. VII, 13. XI, 3. XII, 1794: 10. VI, Frankfurt: 14. XI. 1799; Düsseldorf 13. IX. 1811. Auch im Briefwechsel Göthes mit Fritz Jacobi erscheint das „Täntchen" immer als höchst liebenswürdig. Sie heirathete Schlosser am 24. IX. 1778.

[61] Von Schlossers Briefen an Jacobi sind sechs undatiert, die andern sind geschrieben: (Frankfurt) 1780: 27. V; Carlsruhe 1787: 27. X, 11. XI, 23. XI; 1788: 10. I, 28. I, 6. II, 4. IX, 7. X (unten Nr. 22) 4. XI; 1789: 27. IV, 7. IX; 1794: 29. V, 1. VI; Ansbach 1774: 23. VIII, 1795: 8. I, 25. II, 1796: 13. II, 11. IV, 13. V; Wansbeck 1796: 15. VI (unten Nr. 23); Eutin 1796: 28. VIII, 1797: 3. V, 25. XI, 1798: 11. III, 16. VIII. Diese Briefe gehören mit zu dem gehaltvollsten in Jacobis Nachlass. Ich ziehe nur einige für die Literaturgeschichte bedeutsame Stellen aus. 6. II. 1788: „Das war mir sehr lieb, mein liebster Bruder, dass du mein Cagl. [N. d. Mus. I 387] für ein Persiflage auf das Cagl. selbst angesehn hast. Es sollte auch eins sein, denn, wenn Du das Schreiben der Fr. v. Recke gesehn hast, so wirst du begreifen, dass man sich seiner nicht im Ernst annehmen kan. Bojé ist mit den Piéeen (?) auch sehr zufrieden. Er schreibt mir aber zugleich, dass ihm eine lächerl. Nachricht von einer arcadischen Gesellschaft, die dein Bruder in Düsseld. soll errichtet haben, geschrieben worden wäre für NB. das Musäum, dass er sie aber wie natürlich unterdrückt habe. Wer deinen Bruder kennt, weis dass das Calumnie oder Dummheit des Missverstands seyn muss. Ich schicke doch deinem Bruder den Brief, damit er sich . . . Iffland ist freyl. kein Schrödter, aber er ist doch einer der besten Schauspieler nach ihm. Er scheint ein sehr guter, sehr lieber Mann zu seyn. Wir sind gleich Freunde geworden, und ich hoffe, er solls mir immer mehr werden. Seine Laune ist heiter und sein Herz sehr gut. Künftigen Sommer müssen wir ihn besuchen." Ansbach 13. V. 1796: „Das ist mein letzter Brief, lieber Bruder, den ich dir von hier aus schreibe, und in diesem muss ich dir einen traurigen Fall melden. Utz ist vorgestern ziemlich schnell gestorben. Er wurde am Tag vorher von einem hitzigen Schleimfieber befallen. Ich erfuhr es erst am Mittag des anderen Tages, ging gleich hin und fand ihn schon im Sterben. Er hinterliess einen schönen Ruf. Vertraut konnten wir nicht werden, weil wir beyde zu alt waren, ehe wir uns kanten, aber er liebte mich und ich ihn. Sein

Geist war, als ich hierher kam schon ziemlich stumpf, doch lass er noch alles neue mit Theilnahme und gutem Sinn. Ich weis dass er dir viel war und du warst auch ihm lieb." Eutin 28. VIII. 1796: „Dein Werkchen über die geschnittenen Steine hat mir sehr wohl gefallen. Da ich das Original nur oberflächlich kenne, kann ich nicht sagen, wie deine Wahl ist; aber hier und da scheint mir das Orig. ein wenig battre la campagne, und ich begreife wohl dass es dir nicht möglich war zu ergänzen, was fehlte. Am besten hat mir das was er über die Ruhe des Herkules sagt, gefallen. Deine Wiederlegung des Herders scheint mir sehr gründlich, und Herder scheint nur etwas indictum ore alio haben sagen wollen. Was Voss sagt, weis ich nicht. Nicolov. glaubt er habe das Buch nicht einmal. Sobald ich ihn sehe, will ich ihn fragen. Ich komme selten zu ihm, denn er hat wenig Zeit übrig, und seit 4 Wochen hatte er immer Fremde. Bohn aus Hamburg, Oberbeck, Humbold, Zöllner, einer kam nach dem andern. Ersteren habe ich in Hamburg gesehn und das zu wenig als dass er mir etwas hätte seyn können. Der 2. und 4. waren beyde ganz artig und unterhaltend. Humbold war lange hier, und oft bey mir; aber ich weis nicht wie es komt, ich konte weder ihm noch seiner Frau Geschmack abgewinnen. Die Leute hier haben etwas an sich, das einen hindert ihnen so bald bey zu kommen und ich bin überhaupt, wie du weist, active und passive paucorum hominum. Hierzu kommt noch, was dir zugleich deine Frage wegen meiner Arbeiten beantworten und, wie ich glaube, Freude machen wird. Der alte Kant hat sich so sehr vergessen, dass er über einige meiner Anmerkungen zu Platos Briefen bitter böse worden ist und in einer Art von halb schwerer Rüstung mich vorzüglich angegriffen hatte und nebenbey deinem Bruder und dem Graf Stollberg einige Stiletaden beybringen wollte. [Ueber die vornehme Art zu philosophiren in der Berliner Monatsschrift 1796.] Mich hatte das Wesen, qua Ich, gar nicht gestört, aber ich glaubte, das wär eine gute Gelegenheit mein Herz über den kantischen Unfug auszuschütten. Ich habe ihm also in einem Büchlein geantwort, das samt dem Angriff wirklich bey Bohn in Lübeck gedruckt wird, und das du haben sollst. [Schreiben an einen jungen Mann, der die kantische Philosophie studieren wollte 1797.] Nun ist Humbold ganz kantisch. Unsre Gespräche liefen also auf dieser Bahn immer herum. Aber viel kam nicht dabey heraus, weil Humb. nichts als kantische Phil. zu kennen scheint, und überhaupt einer von den Leuten zu seyn scheint, die kein andres als ein wissenschaftliches Bedürfniss haben. Und leider scheint mir auch Voss von dem Schlag! Ihm ist der schöne Fall einer Periode und die cadencierte Biegung eines Verses immer so lieb als der Sinn der in ihnen liegt. Auserdem soll er auch, wie ich doch nicht von ihm gehört habe, der christl. Rel. eine kindische Feindschaft geschwohren und etwa 500 Gedichtchen gegen sie bey sich liegen haben, die er aufhebt, bis die Religion tiefer gesunken ist. So sagt man! Aber behalte es bey dir, denn es kann auch eine Lüge seyn. Das ist aber wahr, dass er keine Ader von philos. Geist in sich hat, so wenig dass er die

griechischen Philosophen nicht ansehn mag. Du begreifst wohl, dass ich auf diese Weise keinen grossen Communicationspunct mit ihm haben konnte. So viel davon .... Von deinem Bruder höre ich immer nur durch die zweite Hand. Wir sind wahrscheinl. einander nicht mehr viel! Er schwebt in einem Kreis, in den ich nicht mag, und scheint doch ganz zufrieden. Mit Claudius und mir hat es gerade auch nicht so recht fort gewollt. Es scheint mir überhaupt sich jetzt so viel einseitiges, so viel leidenschaftliches in alles zu mischen, dass das süsse Radotieren, auf welches ich so viel halte, ganz verschwunden ist. Das macht das Leben nicht schön. Das immer gespannt seyn wie eine Bassgeige ist meine Art nicht. Ich mag mich oft gern herablassen, und — da wir doch alle Tage leben wollen, auch manchmahl ein wenig alltäglich seyn. Ich danke Gott, dass mich meine Mutter hat lesen und schreiben gelernt, mit dem reden komts nicht mehr fort. adieu." Ferner Eutin 25. XI. 1797: „Mit jedem Posttag, lieber Bruder, hofften wir Nachrichten von dir, zumahl seitdem es ausgemacht ist, dass Ihr nun florentinisch-deutsch werdet. Der ganze Fr. Oestr. Friede ist mir nicht so ganz besonders schwer aufgefallen, als diese Veränderung. Nichts beruhigt uns dabey mehr als die Hoffnung dass doch die Existenz der Universität gesichert bleiben wird. Beruhige uns doch darüber. — . . Ich habe jetzt keine bestimmte Arbeit unter der Hand, da der Aristoteles [Uebersetzung der Politik] fertig ist. Die erste Abtheilung wirst du bald bekommen: so auch mein zweites Schreiben über Kant, wovon 4 Bogen abgedruckt sind. Wenn ich an einem Ort wohnte, wo eine grosse Bibliothek ist, so möchte ich dem schiefen Prof. Wolf der dem Homer seinen Ruhm sacrilega manu rauben will, widerlegen. [Homer und die Homeriden, Hamburg 1798.] Sein Haupt-, in der That sein einziges Argument ist, dass man zu den Zeiten Homers noch nicht habe schreiben können und dass ein so grosses Gedicht nicht in eines Menschen Gedächtniss Platz hätte haben können. Allein er bedenkt nicht dass, da man Homers Lebensalter nicht mit Gewissheit angeben könne, auch die ohnehin kaum zu hoffende Fixirung der Epoche, wann die asiatischen Griechen haben schreiben gelernt, ebenso ungewiss ist. Gewöhnlich setzt man den Homer in die Zeiten des Salomo. Zu dieser Zeit konnten aber doch die Syrier und Egyptier gewiss schreiben. Es ist ein grosser Unterschied zwischen einer von einigen und einer von allen getriebenen Kunst Jene kan lang im Verborgenen wirken und die ältesten Rapsodisten können wohl geschriebenes vor sich gehabt haben, ohne dass die Zuhörer nur begreifen konten, dass sie lasen, was sie halb hersagten, halb lasen. Diese Schwierigkeit ist also im Grund weit geringer als die dass viele Hände an dem Werk, dass gerade durch seine Einheit so über alles änliche erhaben ist, ein Werk mehrerer Männer seyn müsste, die wenigstens lange vor Lycurg gelebt haben müssen, in einem Zeitalter, aus welchem man sonst nichts änliches aufzuweisen hat. Wer wird sich leicht überreden lassen, dass alle die Dichter dieser Zeit blos ihr Genie zu Completierung eines Werks,

das unter dem Nahmen eines andern laufe, so zweckmässig verwendet haben sollten? So etwas liegt schon kaum in der Natur des Menschen, am wenigsten in der Natur des Dichters. Wer unsterblich werden kan, wills unter eigenem Nahmen. Wolf muss ein sehr kalter, etwas sehr schiefer Mann sein. Doch ihm als Brotlitterator kan man so etwas verzeihen. Dass aber, wie ich höre, Klopstock, und wie ich gedruckt, wenigstens zum Druck geschrieben gesehen habe, Göthe, sich dieser Zerfleischung des Homers freuen konte, weil, wie er schrieb, er es mit den Homeriden eher aufnehmen könne, und in seinem Hermann und Dorothea aufgenommen habe, das ist mehr als Xenien! Nie ist in allem Betracht das Salz tauber gewesen, als in unsern Tagen. Voss ist natürl. nicht auf Wolfs Seite; Stolberg auch nicht. Dieser als Mann von Gefühl, jener mehr als Homers Uebersezer! Doch ich wage mich überhaupt nicht über Vossen zu urtheilen. Wir werden einander nicht leicht vertraulich bekant. Er ist auserdem immer kränklich, und da er weder Philosophie noch Geschichte, überhaupt nichts als, ich weis nicht welche mechanische Poesie liebt: so fehlt es uns sehr an einem Communications-Punct Ausserdem kan ich mich auch in seine Uebersezungen weder finden, noch ihnen einen Geschmack abgewinnen; und die Nachlässigkeit, mit welcher er sein Amt verwaltet, macht mir auch seinen Charakter nicht ehrwürdig noch lieb." Vgl. noch die Anm. 66 und 73. Auch an Jacobis Taschenbuch nahm Schlosser von Anfang an (1795) Theil.

[62] Diese Sammlung der Auserlesenen Lieder von Jacobi erschien Basel 1784.

[63] Von Fr. v. Zinck sind in Jacobis Nachlass folgende, übrigens inhaltsleere Briefe vorhanden: Emmendingen, 25. XII. 1791, 7. IV. 1793, 16. V. 1794, 12. IX. 1794, 16. III. 1795, 30. X. 1796. Zinck steuerte auch zu Jacobis Taschenbuch für 1798 fg. bei.

[64] Von Pfeffels Gedichten sind folgende an Jacobi gerichtet: die Schere der Atropos (Poetische Versuche 3, 173), der Phönix (6, 11), das Hirtenmädchen (8, 53). Pfeffel nahm auch an Jacobis Taschenbuch seit 1798 Antheil. Jacobi beschrieb für Pfeffel den Poetensitz in Ittners Park (Werke 6, 118 und widmete dem Freunde einen Nachruf (Werke 7, 129)

[65] Pfeffels Briefe in Jacobis Nachlass haben sämmtlich nur persönliches Interesse. Sie sind datiert: Colmar 1787: 25. XI; 1788: 25. VI; 1796: 25. VIII, (20, 11 de l'an 4), 6. XI; 1797: 7. IX; 1798: 7. VIII; 1799: 25. I, 23. X; 1801: 3. III, 14. IV, 1. V, 18. V, 21. V, 6. VI, 11. VI, 18. VI, 29. VI; 1802: 20. III, 10. V, 20. V, 3. VI, 21. VII, 12. VIII, 16. VIII, 30. VIII, 13. IX, 14. X, 8. XI, 2. XII: 1803: 13. I, 3; II, 3. III, 5. IX; 1804: 25. VI; 1809: 11. IV.

[66] Ueber Pfeffels Schicksale in dieser Zeit schreibt Schlosser, von Ansbach 11. IV. 1796: „Er ist gar hässlich behandelt worden. Die Schurken haben ihm 12000 liv. mit Assignaten, die nur 10 [1?] vom hundert werth waren, bezahlt, also statt 12000 nur 120. Ist das nicht infam? Und and e 12000 Liv. die er auf seines Bruders Gütern stehn

hatte, haben sie in das grand Livre getragen, woraus vielleicht nie etwas bezahlt wird. Ein halbes Jahr lang hat er schlechteres Brod als Commiss essen müssen und dann Erdäpfel, und das Fleisch hat er mit 100—150 liv. zahlen müssen in Assignaten, die ihm aber für baares Geld gleich waren bezahlt worden. Es ist wirklich schrecklich, wenn man sich die Lage des Mannes denkt. Seine Söhne hat er glückl. untergebracht, das ist, gerade so dass sie leben können. Seine älteste Tochter hat einen Emploié geheuratet, der 12000 liv. Gehalt hat, die aber nicht mehr als sechs Louisdor an Geld betragen, die 2. komt nach Frankfurt in Condition, die 2 übrigen sind noch bey ihm. Mit dem allem schwebt seine Seele noch oben."

67 S. Ittners Leben in H. Schreibers Ausgabe der Schriften Jos. Albr. v. Ittners, Freiburg 1829. IV.

68 Nicht eben freundschaftlich, aber thatsächlich richtig heisst es in den Memoiren des letzten Abtes von S. Peter (Ignaz Speckle), Freiburg 1870, S. 127: „Jacobi hatte ein Mädchen von S. Peter, Ursula Müller geheuratet, welche als eine fromme Person nach Freiburg kam. Jacobi war damals schon ziemlich bei Jahren, Ursula Müller jung und schön. Er nahm diese zuerst als Magd in Dienst und bildete sie ästhetisch und religiös nach seinem Geschmack. Sie wurde eine Empfindlerin, eine aufgeklärte Bekennerin der Religion ihres Mannes. Nach dem Tode desselben lebte sie als Wittwe in Freiburg." Die Hochzeit fand am 26. XII. 1791 Statt; Schlosser beglückwünschte die Neuvermählten durch einige herzliche Verse. Jacobis Stimmung spricht sich in einem an seine Frau gerichteten Briefe von diesem Tage innig und sinnig aus. Die Schwestern, welche bald darauf Bruder und Schwägerin besuchten, scherzten darüber, dass er seiner alten Vorliebe für kleine zierliche Figuren untreu geworden sei. — Die Wittwe starb am 19. X. 1840; geboren war sie nach gütiger Mittheilung des Herrn Decan Helbing am 28. IX. 1764.

69 Dies Singspiel stellt die Schwierigkeiten dar, welche anfänglich die religiöse Erziehung seiner späteren Gattin ihm bereitete. Mit weiblichem Scharfblick erkannte dies Jacobis frühere Braut Caroline, welche von Zelle 7. XI. 1788 an seine Schwester Lotte schreibt: „Ohne eine lebende Naide, dünkt mich, hätte kein so schönes Bild geformt werden können, und da Phädon frappant aussieht wie der Professor selbst; so kann ich mirs nicht anders denken, als dass er wirklich ein solches Mädchen gefunden — von höherer Art, versteht sich, und das verräth auch ihre Sprache — und dass er in dem Büchel sein eigenes glückliches Schicksal sich selbst zur Freude und seines gleichen zum Trost hineingetragen, der Lorbeer nur hinzugekommen um die Geschichte vollkommener und dem Leser interessanter zu machen, auch zugleich eine gute Lehre den Leichtsinnigen zu geben."

70 Gedichtet war der Orpheus schon 1784, wie aus den Bemühungen von Sophie la Roche und des Freiherrn von Dalberg das

Stück für die Mannheimer Bühne zu gewinnen hervorgeht; s. hier im Anhang Nr. 20 und 21.

[71] Jenes ist in den Werken 3, 99, dieses 5, 3 zu finden.

[72] Iris 1811, dann Werke 7, 157. Wie hier einige jetzt verschwundene Sitten und Gewohnheiten des alten Freiburg erhalten sind, so hat eine ähnliche örtliche Bedeutung die Schilderung seiner Wohnung, des heutigen Schwarzwälderhofes in der Herrenstrasse, die er als einen Brief an seine Schwestern veröffentlichte: Iris 1809, dann Werke 7, 76.

[73] Wie so viele von diesen fühlte sich auch Jacobi durch die Xenien in Schillers Musenalmanach für 1797 verletzt und zum Widerspruch veranlasst. Schlosser schreibt ihm in einem undatierten Brief „Deine Xenien [durchstrichen] Antix. hab ich gesehen. Sie sind zu gut für das Xenienpack. Dass dein Almanach wieder hervorkommt, ist mir lieb." Das zweite der Göthischen Xenien über die deutschen Zeitschriften (X. 247) lautet: Viele Läden und Häuser sind offen in südlichen Ländern, Und man sieht das Gewerb, aber die Armuth zugleich. Ursprünglich war es überschrieben: Jacobis Taschenbuch, s. Schillers und Göthes Xenien-Manuscript, von Boas und Maltzahn, Berlin, 1856. Von Antixenien Jacobis ist nichts bekannt: möglich dass eine der namenlosen Schriften von ihm herrührt, was ich gegenwärtig nicht verfolgen kann.

[74] Das Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden erschien für 1795. 1796. zu Königsberg, 1797. 1798 zu Basel; 1800 und 1802 zu Hamburg; der Jahrgang 1800 mit dem Titel: Ueberflüssiges Taschenbuch. Die Iris erschien Zürich, 1803—1813.

[75] Die Freiburger Bibliothek hat folgende Briefe von Christian v. Stolberg: Tremsbüttel, 15. IX. 1783, Windeburg in Schleswig 30. XII. 1802, 23. VI. 1805; von F. L. v. Stolberg: Tremsbüttel, 15. IX. 1783 (hier im Anhang abgedruckt als Nr. 18), Girgenti, 20. VI. 1792, Münster 26. XI. 1794, Eutin 1. V. 1796, 5. I. 1800, auf dem Lande bei Münster 16. IX. 1802; von Katharina v. Stolberg (ihrer Schwester): Spa 2. IX. 1783, 24. IX. 1783, Neapolis 19. II. 1784, Rom 10. IV. 1784, Altona 7. XI. 1785, 30. VI. 1794, 30. VIII. 1794; (ein Besuch der Gräfin Katharine in Düsseldorf 1783 scheint dem Verkehr der Familien eingeleitet zu haben); von Sophie v. Stolberg (Friedrich Leopolds Frau): Eutin 27. X. 1793, Tremsbüttel 28. X. 1794. F. L. und Katharina steuerten zu Jacobis Taschenbuch von 1795 an bei, Christian von 1798 an.

[76] Voss ist im Taschenbuch von 1796 an vertreten. Er besuchte mit seiner Frau 1808 Jacobi in Freiburg, wie der letzte der in Anm. 45 angeführten Briefe berichtet.

[77] Auch Claudius hat zum Taschenbuch von 1796 beigetragen.

[78] Klopstocks Beiträge stehn im Taschenbuch von 1796—1802.

[79] Ich führe die noch nicht genannten Mitarbeiter nach der Reihenfolge der Theilnahme auf: 1796: Weyland, Thaddäus Müller, Julie von Reventlow, G. H. L. Nicolovius, Babette Huber, Josef Hinsberg; 1797? 1798: Vanderbourg, Leonh. Hug; 1800: J. P. F. Richter,

Baggesen; 1802 Gockel, F. Köppen, Caroline Rudolphi, L. Th. Kosegarten, F. Brun geb. Münter: Iris 1803: Matthisson, Haug, Schreiber. F. Masslieben, Weissegger, Albrecht, J. G. Salis, Buri; 1804: Weisser, F. H. Bothe, Kapf, Fr. N. Schnetzler. Häfeli, J. H. Detmoldt, Hebel; 1804 v. Rotteck, Theone, Usteri, Wyss, v. Drais, v. Vaz, geb. Adelheim; 1806: Joh. Wagner, Ecker, Kölle, v. Neveu, Krüger, Büschenthal; 1807: v. Meusebach, v. Wessenberg: 1808: F. Ritter; 1809 C. F. Kielmeyer, Escher von Berg, Kazner, Remmele; 1811: Lehr, Nehrlich, Nick; 1812: Neuffer, Agnes Geyer. In Jacobis Nachlass finden sich von diesen Mitarbeitern die folgenden durch Briefe vertreten: Friderike Brun, geb. Münter, Hannover 15. XI. 1774, Valcris 1. IX. 1801, Sophienholm bei Copenhagen 1804; C. K. E. W. Buri, Offenbach 3. IV. 1802, 6. I. 1804; C. P. Conz, Tübingen 2. IV. 1803, 30. IV. 1806, 14. V. 1811; J. H. Detmold, Hannover 22. II. 1802; Haug, Stuttgart 4. IX. 1803, 29. IV. 1806; Matthisson, Freiburg 23. IX. 1802, Stuttgart 27. I. 1803; G. J. L. Nicolovius, Eutin 29. IV. 1795; J. G. v. Salis, Bern 8. VIII. 1802, Chur 14. VI. 1803; Schreiber, Baden 3. XII. 1802; J. C. Weisser, Stuttgart 2. IV. 1804, 15. V. 1809; J. H. v. Wessenberg, Constanz 2. IV. 1800, 10. I. 1805; Weyland, Weimar 27. VIII. 1794. Auch von v. Brinkmann, der unter der Chiffre R zur Iris 1803 beigesteuert, ist ein Brief aus Berlin, 16. VII 1802 vorhanden.

[80] Iris 1805, S. 169 und vgl. 1804, S. 128 und 333.

[81] Ueberdies lieferte Jacobi noch Beiträge zu W. G. Beckers Erholungen, Dresden 1796; zwei Briefe des Herausgebers, Dresden 8. IV. 1798 und 6. II. 1799 finden sich in Jacobis Nachlass. Hier mögen auch einige Briefe literarischer Persönlichkeiten erwähnt werden, die ich noch nicht habe anreihen können: Ch. H. Schmidt, Leipzig 16. III. 1768, Zachariä, Braunschweig 4. V. 1768, Göckingk, Ellrich 16. IV. 1775. F. Köpken, Magdeburg 10. II. 1778. J. A. Schlegel, Hannover 2. X. 1788.

[82] S. den unter Nr. 24 im Anhange abgedruckten Brief Klamer Schmidts.

[83] Jacobis Grab liegt östlich von der Friedhofscapelle in der zweiten Reihe, durch ein eisernes, durchbrochenes Kreuz bezeichnet.

Nachträglich wünsche ich zu Anm. 30 hinzuzufügen: Lessing lässt sich in einem Briefe an Gleim, 22. III. 1772 (Schriften 12, 417) Jacobi empfehlen; in einem an Nicolai gerichteten, 18. VII. 1773, spottet er über dessen Jacobi-Säugling (12, 473). Auch 12, 336 werden G. und J. (Gleim und Jacobi) erwähnt.

Briefe

von und an J. G. Jacobi.

1. Von H. C. Boie.

Hochedelgebohrner Herr Professor,
Höchstgeschäzter Herr,

Die Erlaubniss, die Sie mir gegeben haben, Ihnen zuweilen schreiben zu dürfen, war für mich zu erwünscht, als, dass ich mich derselben nicht hätte bedienen sollen, so bald es mir möglich wäre. Ich bin kaum Acht Tage in Jena, so sehen Sie auch schon einen Brief von mir. Sehen Sie, wehrtester Herr Professor, wie übel man daran ist, wenn man gewissen Leuten etwas erlaubet.

Sie haben so vieles beigetragen mir meinen Aufenthalt in Halle angenehm und unvergesslich zu machen, dass es mir nicht zu vergeben wäre, wenn ich nicht Ihnen dessfalls meinen gehorsamsten Dank abstattete. In der That, die acht Tage, die ich in Halle zubrachte, waren mir die süssesten von der Welt, und sie würden es noch weit mehr sein, wenn ich darin mir Ihre Gewogenheit hätte erwerben können, wenn ich mir schmeicheln dürfte, dass Sie mich vielleicht auch mit der Zeit mit Ihrer Freundschaft beehren würden.

Ich bin Ihrem Befehle nachgekommen. Herr Schiebeler wird Ihnen bald den Diablo coxuelo schicken: aber über die Auracana weiss er nichts, als was beim Voltaire steht. Er hat sie selbst einmahl durchgelesen. Den Fortsetzer kennt er gar nicht. Hier habe ich Ihnen auch nichts für Ihre Arbeit verschaffen können. Was in des Antonii Bibliotheca steht haben Sie vermuthlich schon, sonst kann ich es Ihnen schicken. Ich meinte bei dem H. Prof. Walch eine neue Ausgabe seiner

Bibliothek gesehen zu haben, aber es waren seine Schriften über die Historie von Maians herausgegeben. H. Meinhardt hat ehemals in den hanöverischen Anzeigen verschiedene Aufsätze über spanische und portugiesische Dichter einrücken lassen. Ich bekomme die Anzeigen in diesen Tagen zum Durchsehen, und will richtig anmerken, wenn ich etwas für Sie finden sollte. H. Schiebeler hat die Lusiade des Camouens, und ist nicht übel willens darüber eine Abhandlung zu schreiben. Perron de Casterra hat eine französische Uebersetzung davon gemacht mit dem Leben des Dichters. Ich wollte dass Sie so etwas über die Auracana hätten. In des Goujet Bibliotheque françoise habe ich, wo ich nicht irre, einmahl etwas darüber gefunden, aber ich weiss nicht, wohin ich es geschrieben habe, denn aufgeschrieben habe ich es. Es steht im VIII Bande, so viel weiss ich.

Sie sagten mir, der H. Gleim habe das ille mi par — des Catulls und der Sappho übersetzt: ich habe die Uebersetzung, seitdem bei dem H. Prof. Clodius gesehen, dem H. Gleim sie geschickt hat. Hier ist eine andre, die nächst jener gewiss die beste ist.

O seelig, wenn bei dir der Tag entfliehet
Der dich so reden hört, dich lächeln siehet.
Ihm ist es leicht den Göttern ihre Freuden
Nicht zu beneiden.
Wie wird mir dann, wenn dich mein Aug' erblicket!
Der Wonne Macht, die jeden Laut erdrücket,
Treibt schnell mein Blut, durch angenehme Schmerzen,
Zurück zum Herzen.
Mein Aug' erlischt, mit tiefer Nacht umgeben;
Es scheint mein Geist, da Schauer mich durchbeben,
Mich Schweiss bedeckt, die Wangen mir erblassen,
Mich zu verlassen.

H. Gleim hat mehr nachgeahmt, als übersetzt. Ich habe in Leipzig den Herrn Weisse erst in den letzten Tagen sprechen können, da er am Freitage erst vom Lande zu Hause kam. Er hat mich mit dem liebenswürdigen Verfasser der Wilhelmine, dem H. Geh. Hofrath von Thümmel aus Coburg, der sich seit einiger Zeit bei ihm aufhält, bekandt gemacht. Es ist ein feiner Hofmann, der gar nicht mit Stolz auf einen Jüngling herabblickt. Ich habe auch den V. des Versuchs

in Gedichten und der brittischen Bibliothek, den H. Dr. Müller kennen gelernt. Nichts aber freut mich mehr als die Bekanntschaft des vortrefflichen Oesers, der mich mit der grössesten Höflichkeit aufgenommen hat. Ich habe ein Stück von seiner Hand in mein Stammbuch. Ich habe den Romeo und Julie des H. Weisse vorstellen sehen. Das Stück ist aus den Novellen des Bandello genommen, und Sh. hat es auch bearbeitet. Ich habe nur eine Scene bemerkt, die Herr Weisse aus dem Shakespear entlehnt: und die war gar zu vortreflich um sie nicht zu nehmen. Das Stück hat mich entzückt. Die Mamsel Schulzen war Julie und hat mich zum Schluchzen gebracht. Sie ist in diesen Stücken wenigstens eine vortrefliche Schauspielerinn. H. Brückner, den Leipzig seinen Eckhof nennt, gefällt mir gar nicht. Eine Dragonersprache, eine übertriebene affektirte Deklamation, Bewegungen, davon fast jede über die Natur ist — kurz der ganze Brückner ist mein Mann nicht. Aber man darf einen Schauspieler nicht nach einem Stücke beurtheilen. Romeo wird izt gedruckt. Er ist gantz in dem Geiste des Shakespears geschrieben, aber ohne seine Unregelmässigkeiten. H. Weisse war für eine Vergleichung mit dem Sh. bange, aber das ist seine Bescheidenheit. Man hat den vierten Akt weniger schön finden wollen, und ein wenig zu leer von Handlung! Ich kann nicht davon urtheilen. Die Vorstellung hat mich zu sehr hingerissen, als dass ich daran hätte denken können.

H. Prof. Clodius, den seine Beurtheilung in ihren Zeitungen sehr entzückt, giebt izt den zweiten Theil seines Beitrags heraus. Er hat mir etwas daraus über die comische Laune des Aristophanes vorgelesen. Sein Medon, ein rürendes Lustspiel, das diesen Montag in Leipzig aufgeführt worden ist, wird den übrigen Raum einnehmen.

Ich habe vergessen Ihnen zu sagen, dass ich in Leipzig den H. Gleim gantz unvermuthet gesprochen habe. Er war herübergekommen um den Romeo zu sehen: und ich stiess gantz unverhoft auf ihn im Parterre. Welche Freude für mich! Er erlaubte mir ihm den folgenden Tag meine Aufwartung wieder zu machen, ich war aber so unglücklich ihn nicht zu treffen.

Izt wird er doch wohl schon wieder in Halberstadt sein?

Was werden Sie von meiner Verwegenheit denken, Wehrtester Herr Professor? Ich wage es Ihnen ein Gedicht zu senden und noch dazu ein Gelegenheitsgedicht, ein Gedicht, das durch eine deutsche Geselschaft veranlasst ist. Ich habe es gleich nach meiner Zurückkunft in solcher Geschwindigkeit abdrucken lassen müssen, das ich weder es selbst verbesserte, noch es dem H. Riedel, dem einzigen, von dem ich mich hier beurtheilen lassen mag, habe zeigen können. Ich bitte mir gehorsamst Ihre Beurtheilung aus. Ich würde mich freuen, wenn Sie es nicht ganz abscheulich fünden. Man beurtheilt mich hier auch und man glaubt es sei unmöglich mich zu verstehen. Das thun Leute, die hier als Kenner und Sterne in den schönen Wissenschaften verschrien sind — und ich bleibe geruhig. Wer mag von Leuten beurtheilt sein, die eine Ode so leicht verstehen wollen, als Stoppens Fabeln und ihre eigenen Gedichte? Ein Professor, der die erste Strophe nicht verstehen konnte, beschuldigte mich einer grossen Unachtsamkeit, weil ich einen so grossen Druckfehler hätte stehen lassen, denn das Wort Wind müsste nothwendig einer sein.

Aber Sie schlafen vieleicht schon bei meinem endlosen Geschwäzze. Ich höre also auf und empfele mich Ihrer Gewogenheit, die ich recht sehr zu schätzen weiss. Ich bin mit der grössesten Hochachtung,

Wehrtester Herr Professor,

Ihr gehorsamster Diener

H. C. Boie.

Jena, den 28 Aug. 1767.

2. Von J. C. Kestner.

Liebster Freund!

Unmöglich kann ich es vertragen, dass wir so gar fremd werden sollten, wenn uns gleich ein weiter Raum von einander trennt. Nein, mein liebster Jacobi, ich habe Sie zu

sehr hochgeschätzt, zu sehr für meinen Freund gehalten, als dass ich mir dieses Glück nicht zu erhalten suchen sollte. Alsdann habe ich mir doch wenigstens nichts vorzuwerfen. Gute Freunde sind mein grösster Schatz auf dieser Welt; es versteht sich, nach meinem Mädchen. So oft ich einen Freund finde, und dieses geschieht nicht alle Tage, so danke ich dem Himmel dafür. Sollte ich sein Geschenk so undankbar verscherzen.

Ich halte es auch für eine Pflicht, seinen Freunden die Veränderungen des Ortes und dergleichen anzuzeigen, weil man ihnen dadurch oft Gelegenheit geben kann, unsrer Dienste sich zu gebrauchen. Wenn Sie es also nicht wissen (wer sollte es für so wichtig gehalten haben, es Ihnen zu schreiben?) so sage ich Ihnen, dass ich seit dem May 1767. in Wetzlar bei der Hannoverischen Gesandtschaft, von wegen dem Herzogthum Bremen, Legations Secretair bin; dass ich ich mich hier, Dank sey es dem Himmel! sehr wohl, auch vergnügt befinde.

Hier habe ich verschiedene Bekannte von Göttingen her und ein Paar Freunde angetroffen; unter diesen war H. Gotter, den Sie in Göttingen gesehen haben. Er hat sich den schönen Wissenschaften vorzügl. gewidmet, und erhielt hier deswegen alle Aufmerksamkeit, so wie er auch besonders den Geschmack an der Theatralischen Dichtkunst hier eingeführt hat, gleich einem andern Orpheus. Wir hatten nämlich vergangenen Sommer und Winter die Lippesche Schauspieler Gesellschaft. Er formirte dieselbe durch Anweisungen, und Wahl der Stücke. Man kannte diesen nützlichen Zeitvertreib nicht nach seinem Werthe. Es dauerte aber nicht lange, so fühlte man ihn; und verlernte den Geschmack an seichten Schauspielen. Sonst ist das, was das Genie von Schönem hervorbringt, hier in geringer Achtung. Sie werden es unbewiesen glauben, wenn Sie nur daran denken, dass Themis hier einen ihrer berühmtesten Tempel hat. Mich däucht, ich sehe, wie es Ihnen ganz kalt übergeht, indem ich nur erinnere, dass zu Göttingen die Pandecten feyerlich zum Fenster hinaus spatzieren mussten.

Jetzt ist H. Gotter in Göttingen, wo er ein Führer

zweyer Barons von Wien ist; doch aber in Sachsen Gothaischen Diensten verblieben.

Meine Absicht, welche ich im Anfange des Briefes geäussert, ist erfüllt. Nun sagen Sie mir zur Vergeltung, dass Sie noch mein Freund seyen; wie Sie leben und sich befinden? Ohnezweyfel in den Armen der Musen. Haben Sie kürzers etwas neues verfertigt? Sie haben mir viel zu sagen, wenn Sie meine Neugier Ihretwegen ganz stillen wollen. Behalten sie mich lieb; der ich mit unveränderlicher Hochachtung und Freundschaft bin der

Ihrige

J. C. Kestner.

Wetzlar den 16. Aug. 1768.

3. Von J. W. L. Gleim.

Potsdam den 3. Juni. 1769.

Ich komme, mein liebster Freund, von dem neuen königlichen Schlosse nicht weit von Sans Soucis! In mehr als zweyen hundert Zimmern welche königliche Pracht, an Marmor und Gemählden, antiken und neuen Bildsäulen, unbeschreiblich in Wahrheit ist sie! Wie? dacht ich beym Herausgehen aus der Grotte des Winters, (so vortreflich wie meines Uz Grotte der Nacht), wie wenn du mit deinem Jacobi diese Herrlichkeit zu theilen hättest! Wärest du dann wohl glücklicher als itzt? Sie sehen, mein liebster, dass die tausend Vorstellungen, die einen jeden andern Beseher dieses neuen Schlosses allezeit von allen andern Dingen der Welt abziehen werden, dass die mich nicht verhinderten an meinen Jacobi zu denken. Mein Jacobi hingegen scheint seinen Gleim vergessen zu haben; vergessen hat er ihn nicht, das weiss ich freylich wohl, allein er sollte doch auch den Schein vermeiden. Von aller Welt werde ich nach meinem Freunde gefragt, und aller Welt muss ich zur Antwort geben, dass er mir lange nicht geschrieben hat! Ein Paquet Briefe wurde mir schon gestern nachgeschickt, von meinem Jacobi war

leider keiner dabey. Sie kleiner lieber loser böser Mann. Können Sie denn nicht eine Stunde dem Vergnügen nehmen, und sie der Freundschaft schenken? Allzu ernsthaft, mein liebster, ist diese Frage! Wie mir, so geht es ihnen. Man will gerne schreiben, man kann nicht. Tausend Zerstreuungen verhindern daran! Ich entschuldige meinen Jacobi, wie ich mich selber gerne entschuldige! Der König ist heute nach Magdeburg zur Musterung abgereist. Da konnt ich also mit guter Musse Kunst und Pracht im Streit um den Vorzug in den königlichen Palästen besehen! Gestern abend bey der Ankunft wär es mir bald übel gegangen. Ich fragte, so bald ich das neue Schloss zu sehen bekam, den Postilion: Können wir vorbey fahren? Ja, sagt er, und fuhr mich gerade dem Schlosse vorbey. Ich war mit meinem Bruder ausgestiegen; der König und der Obrist Quintus, (der gelehrte Guischard, dem der König diesen römischen Nahmen gegeben hat, weil er die Römer und Griechen wie die Deutschen kennt) standen auf einer Treppe. Der König winkte, mein Bruder sah es, ich kurzsichtiger sah es nicht, ich wäre sonst dem Winke nachgegangen; mein Bruder, nicht so gewöhnt, Könige zu sehen (nachgetragen am Rande: wie wir andern Leute, die wir mit den Agamemnons . . . . . .) stand wie Niobe, versteinert, Quintus kam gelaufen, wer sie sind? fragt er den Bruder; der Canonicus Gleim, sagt er in der Angst. Wer ist der Canonicus Gleim? fragte der König. Eben der, der die Kriegslieder gesungen hat. Die Kriegslieder? Davon weiss ich ja nichts! Quintus sagt dem Könige, was es für Lieder sind, und der König bekommt auch nicht die mindeste Lust, den sogenannten deutschen Tyrtäus zu sehen; er wust es wohl besser als Quintus und Klotz, dass ein Preusse nicht fähig ist, Tyrtäus zu seyn. Ich speiste diesen Mittag bei dem Obristen Quintus, es war ein zweiter Kriegsoberster gegenwärtig, der von den Kriegesliedern nichts gehört hatte, sie wurden geholet, Quintus verschwieg es, zu meinem grossen Vergnügen, dass der Sänger der Lieder gegenwärtig sey; nur eines vorzulesen wurd ich von ihm gebeten, ich las das Rossbachische, dem Kriegesobristen wurden von Quintus die schwersten Stellen erklärt; die Stelle:

Gott aber wog etc.

wurde für fürtreflich von ihm gepriesen; der Kriegesobriste war ungeduldig, ich liess eine Dosine (?) Strophen aus, und machte, dass ich den armen Mann von seiner Qual, ein Kriegslied zu hören, bald befreyte; Quintus redete viel zum Lobe des Sängers, der Kriegsobriste glaubte leicht, dass er ein gemeiner Soldat im Kriege gewesen sey! Wir hatten unseren Scherz damit! Dazu waren die Lieder, von welchen der König nichts gehört hatte, gut genug! Indess, als ich es recht bedachte, was für ein berühmter Mensch gleichwohl der Liedersänger sey, was für schönes seine Freunde, was für Lob ein Kleist, ein Lessing, ein Klotz, ein Ramler, ein Jacobi, den Kriegesliedern schon gegeben haben, was die Franzosen selbst, von welchen alles, was sie schreiben, gelesen wird, daran gerühmt, da fieng es doch an, mich ein wenig zu verdriessen, dass der Held der Kriegeslieder ihn nicht kennete, nicht einmahl dem Nahmen nach die Lieder kannte. Ihr alter Canonicus Zeckwort wird bald die Celle seines Closters verlassen, ich war schon willens mir seine Stelle von dem Könige auszubitten, nun ist mir aller Muth entfallen, oder vielmehr es ist ein kleiner nicht unedler Stolz, dass ich ihn nun nicht bitten kann, und nicht will. Ein Briefchen möchte ich ihm lieber schreiben, dem Könige, auf dessen Tisch ich eine Menge kleiner französischen Geister und keinen einzigen Jacobi liegen sah, die Frage, wer ich sey, möcht ich in Wahrheit sagendem Scherz ihm beantworten, oder — wäre mein Jacobi hier, so sollte der die Frage nach seiner feinen Art in kleinen Versen behandeln, vielleicht dass er damit das Canonicat seinem Gleim erwürbe. Vergeben aber ward dem grossen Könige den Augenblick darauf alle seine Gleichgültigkeit gegen alles, was deutsch ist. — Der Staatsminister v. Hagen war bey dem Monarchen gegenwärtig, als die Nachricht von dem Brande zu Königsberg kam — kaum hatte er ganz die Nachricht gelesen, als er: Schick er doch sogleich den armen Leuten hundert tausend Thlr.; zu dem Staatsminister sagte. Königlicher als das neue Schloss ist diese That! So landesväterlich dachte mein Friedrich in diesen Tagen oft, der Neumark schenkte Er 300 tausend Rth. und die abgebrannte Stadt Nauen liess er neu auf königl. Kosten

herstellen. So vieles Grosses dieser Art hör ich von dem Preussischen Marc-Aurel, dass ich anfangen möchte, meinem Jacobi Briefchen darüber zu schreiben. Tausend Anecdoten von Friedrich dem Landes und Haussvater werden verlohren gehen, man wird der fürtrefflichen Dinge so gewohnt, dass man sie des Aufschreibens nicht würdig achtet, in Briefchen an meinen Jacobi wolt ich sie aufbewahren, wenn ich hier und zu Berlin in den Gegenden wohnte, wo man die meisten erfährt.

Berlin den 10. Juni 1769.

Ich bin in dem grossen Berlin, ohne meinen Jacobi! Unser guter Weiss, der schon etliche Wochen hier ist, bleibt bis morgen. Morgen Abend bin ich bey meinem Krausen und höre in seinem neuen Concert-Saal die Ino von Ramler! Dieser Saal, mein lieber Freund, ist ein fürtreffliches Werk, von unserm Roden eingerichtet, und gemahlet! Der harmonische Krause hat mit seiner Harmonie so wenig erworben, dass er die Violine, welche von ihm gespielt wird, nicht bezahlen konnte; desto mehr erwarb er sich als Advocat durch die Disharmonie der Gesetze! Diess hat ihm den schönen Saal erbaut! Wären Sie doch hier, mein theuerster Freund, die ganze Berlinische Welt würde sich freuen. Die neue Ritterschule steht dem Schloss gegenüber, ein majestätisches Gebäude; mein Jacobi soll, wenn ich einst gestorben bin, dasselbe bewohnen! Heute will ich die Zimmer besehen, die ich für ihn bestimme. Den künftigen Montag beziehen es die jungen Ritter.

Was schwazt ich da so vieles, in einem Huy! mit meinem Jacobi? Tausend Empfehlungen an ihre väterlichen und brüderlichen Häuser von Ihrem ewig getreuen Freunde

Gleim

nachgetragen am Rande: bis Ende dieses Monats bin ich hier. Sie erfreuen mich doch mit einem Briefchen?

---

4. Von A. Wittenberg.

Hier sende ich Ihnen, mein liebster Freund, die verlangten Dosen, und zugleich ein paar Abdrücke eines gedruckten Briefes an Sie über die Winterreise. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr diese Reise hier gefällt. Mein Exemplar geht aus einer Hand in die andre. Jetzt hat es Lessing, der sich nicht enthalten konnte, Ihnen neulich in einem öffentlichen Hause seinen Beifall zu geben. Wie sehr wünsche ich, dass Sie zu Lessings und Klotzens Aussöhnung etwas beytragen könnten. Es ist in der That zu bedauern, dass diese beyden Männer sich entzweyet haben.

Von den Dosen bekommen Sie neun Stück. Das Stück kostet ½ Rthlr. und ein Louisd'or gilt nach unserm schweren Gelde 4½ Rthlr. Ich hätte gern einige Dosen noch etwas grösser geschickt; sie waren aber nicht zu bekommen, sondern alle vergriffen. Der Verkäufer hat einen neuen Vorrath verschrieben. Hier wird nur die Aufschrift gemacht.

In Ansehung des Hagedornischen Monuments werde ich gewis eine Anzeige im Correspondenten veranstalten, so bald hier eine gewisse Anzahl meiner Freunde zu demselben subscribirt hat. Ich gebe mir deswegen alle Mühe. Der Demoiselle, die sich zuerst zu einem Beytrage erboten, hab ich Ihren Dank mit einem Kusse überbracht. Vorher hatte ich schon in Hagedorns Namen aus den Elisäischen Feldern einen Brief an diess liebenswürdige Mädchen geschrieben. Verdiente Sie nicht ein kleines Lied von meinem Jacobi? Sie spielt besonders das Clavier in der grössten Vollkommenheit und ist mit den besten Schriftstellern unserer Zeit bekannt. Sogar den Phädon hat sie gelesen und verstanden. Ihren Namen? Sie hat mir verboten, ihn bekannt zu machen, doch Ihnen sey er ins Ohr gesagt. Sie heisst Johanna Friederike Behrens.

Unser Senior Götze, ein abscheulicher Mann, hat eine Schrift, von der Sittlichkeit des heutigen Theaters geschrieben, worinnen er sich von der hassenswürdigsten Seite zeigt. Sie wissen, wie hämisch dieser Mann Herrn Pastor Schlosser und zugleich unsern Senat angegriffen hatte. Schlossern musste er es schriftlich abbitten. Der Senat sah leider! durch die

Finger. Jenes schmerzte ihn zu sehr, als dass er hätte schweigen können. Er sagt unter anderem in seiner Schrift, dass eben die theatralischen Stücke, z. E. eine Minna des Herrn Lessing, den er gleichwohl seinen werthen Freund nennt, eine Lockspeise des Teufels wären. Von Weissens Romeo behauptet er, dass der Selbstmord darinn gelehrt werde. Wie wird sich Herr Weisse über diese neuentdeckte Wahrheit freuen! Die Schrift ist hier noch nicht zu bekommen. Götze hat nur einige Exemplare an seine Freunde ausgetheilt, worunter Lessing ist, der sie mir communicirt hat; sonst hätte ich Ihnen ein Exemplar zugleich überschickt. Wegen seines Frevels gegen Schlossern ward Götze mit Ruthen gezüchtiget; jetzt bereitet man ihm hier eine Züchtigung mit Scorpionen.

Der Verfasser des Liedchens oder der Romanzen, die ich habe abdrucken lassen, heisst Hennings und ist Regierungsadvocat in Pinneberg, zwo Meilen von Hamburg. Die Bekanntmachung hat der Verfasser bloss Ihrem Lobe zu danken. Er hat ein Paar liebenswürdige Schwestern, die bessre Lieder dichten als ihr Bruder. Dandum aliquid amico.

Ihren vortrefflichen Freund, den Consistorialrath Jacobi, kenne ich persönlich. Ich besuchte ihn als ich vor 2½ Jahren mit unserm Syndico Schubak eine Reise nach Zelle that. Ich habe auch eine seiner Predigten angehört. Es ist gewis der liebenswürdigste Gottesgelehrte.

Schreiben Sie mir ja bald wieder, und vergessen Sie nicht, mich Ihrem Gleim zu empfehlen. Seine Oden nach dem Horaz werde ich nächstens, zugleich mit Rammlers Oden anzeigen. Grüssen Sie mir Herrn Klotzen, wenn Sie noch bey ihm sind.

Hamburg den 21. Aug. 1769.

Der Ihrige

Wittenberg.

NB. Ich kann Ihnen nur ein Exemplar von meinem gedruckten Briefe an Sie senden. Ich schickte nach der Druckerey und man liess mir zur Antwort sagen, dass alle Exemplare vergriffen wären. So sehr sucht man alles, was einen Jacobi angeht.

5. Von J. G. Jacobi an H. von Gerstenberg.

(Entwurf.)

Nicht leicht schrieb ich einen Brief mit grössrer Wehmuht als diesen. Ich schreibe an den Sänger der Grazien, an den Mann, den ich seit vielen Jahren unbekannt liebte, dessen Nahme mir ein theurer Nahme war; an den Verfasser des Ugolino, eines Werks, in welchem über verschiedene Stellen, die meine Empfindung nicht völlig befriedeten, ich Spuren eines Original-Geistes fand, den ich verehren musste; an denjenigen, der meiner Muse unverdientes Lob sagte, und seine Freundschaft mir anbot, und dessen Freundschaft ich für das grösste Glück hielt: an den vertrauten von Klopstock und Cramer; aber zugleich an denjenigen, welcher, nie von mir beleidiget, mit einer Heftigkeit mich angriff, deren ich ihn nicht fähig glaubte.

Wenn Sie den Menschen noch Tugend und Aufrichtigkeit zutrauen, wenn Sie denjenigen, in dessen Schriften Sie sanfte Gefühle gefunden haben, nicht fähig halten mit einem Schwure zu schertzen; so hören Sie die Geschichte meiner Empfindungen an. Bey allem, was mir jemahls heilig war, bey dem Glück und bey der Ruhe meines Lebens, bey jeder Freude, die ich noch aus den Händen der Unschuld erwarte, schwöre ich Ihnen, dass ich so getreu erzählen will, als jemahls eine Geschichte erzählt wurde. Einer meiner Freunde schickte mir die beyden Blätter der Neuen Hamburger Zeitung, in welchen meine Winter-Reise verspottet wird, und meldete mir, Gerstenberg sey der Verfasser davon. Ich glaubte an die Tugend, und deswegen verachtete ich eine Nachricht, deren Wahrheit mir unmöglich schien. Um die Lästerer, denn dafür hielt ich diejenigen, welche Gerstenberg als den Verfasser einer solchen Schrift angaben, besser widerlegen zu können, schrieb ich Ihnen meinen Ersten Brief. Ich hätte ihn nicht geschrieben, wenn ich jener Nachricht getraut hätte; denn mein Brief wäre eine Niederträchtigkeit gewesen. Wir sahen Beide, Gleim und ich, es als ein Verbrechen an, nur den geringsten Verdacht auf Sie fallen zu lassen. — Unter-

dessen bekam ich auf meinen Brief keine Antwort. Ohngeachtet Ihres Stillschweigens sprach mein Herz Sie frey, und um dieses zu zeigen, widmete ich in der Sammlung meiner Schriften, die unter der Presse ist, Ihnen meine Lieder.

Ich reisste nach Braunschweig, um von da hieher, und weiter nach Düsseldorf zu reisen, und gantz Braunschweig war voll davon, Gerstenberg sei mein Recensent in der Hamburger Zeitung. Ich widersprach; man versicherte es mir mit der grössten Gewissheit; ich fieng an zu zweifeln; dennoch gab ich mir alle Mühe, einen mir so schrecklichen Verdacht zu verbannen. Wahr oder unwahr, so zwang mich das allgemeine Gerüchte, meinem Verleger anzubefehlen, dass er das Blatt, auf welchem ich Ihnen meine Lieder gewidmet hatte, umdrucken sollte. Man hätte geglaubt, ich wollte Ihren Beyfall erschleichen, und ich erschrack vor dem Gedanken einer solchen Erniedrigung; bald nachher bestätigte sich dieses Gerüchte so, dass es nicht länger möglich war, den geringsten Zweifel übrig zu behalten. Oft hatte ich mit dem süssesten Vergnügen an Sie gedacht, und jetzt dachte ich an Sie mit dem traurigsten Herzen. Ueber den Spott der Neuen H. Zeitung war ich weit weg; aber dass Gerstenberg seinen Charakter so verläugnet hätte, das kont ich nicht ertragen. Er, der über die Scurrilitäten der Kunstrichter so geeifert hatte, den ich immer in einem so sanften Lichte sah, er sollte, wenn man auch mit der grössten Wahrscheinlichkeit mich ihm verdächtig gemacht hätte, sich auf eine so unwürdige Art an mir gerächt haben? Er sollte meinen Bruder öffentlich haben lächerlich machen, und brüderliche Zärtlichkeit verspotten wollen? Er sollte einem dichterischen Mädchen, das vielleicht bloss in meiner Phantasie daseyn konnte, die Würklichkeit gegeben haben, um es zu persifflieren. Oft habe ich darüber geweint, weil meinem Hertzen zu viel daran gelegen ist, dass es einen Gerstenberg gäbe, so wie ich den Sänger der Grazien mir gedacht hatte.

Wegen des Briefes, den ich an Sie schrieb, den Sie zu meinem Nachtheil auslegen, und mich in den Augen eines Klopstock und eines Cramers verächtlich machen könnten, musste ich diesen Zweyten an Sie schreiben, um Ihnen feyer-

lich zu versichern, dass in jenem keine Zeile ist, die ich nicht empfand, und dass ich damahls keinen Verdacht auf Sie hatte. Ferner muss ich den schrecklichsten Schwur, der jemahls geschworen wurde, Ihnen schwören, dass ich an allen denen Hallischen Beurtheilungen, in welchen Galle und bitterer Spott gegen Sie ausgestreut ist auch nicht den allerentferntesten Antheil habe. Hätte ich es, so würde mein erster Brief an Sie mich zum Ungeheuer machen. Ich habe H. Klotz nicht nur meine erste Liebe zu den Musen, meine Professorstelle in Halle, sondern tausend wahre Gefälligkeiten zu danken; aber in seine Streitigkeiten habe ich nimmer mich gemischt. Ihm selbst habe ich mein grösstes Missfallen daran bezeigt, und selbst in den vertrautesten Briefen an ihn keine Zeile geschrieben, die er nicht meinetwegen seinen Gegnern zeigen dürfte. Sogar über die Angriffe, die man auf mich that, habe ich ihm keine Zeile geschrieben, damit er es nicht für eine Aufmunterung ansehen möchte, mich zu rächen. Seitdem das harte Urtheil über meine kleinen Schriften in der algemeinen Bibliothek steht, hat er gar keinen Brief von mir bekommen, und an der Zuschrift an mich vor der Ausgabe der Gedichte des Marsy und De Tresnoi bin ich gäntzlich unschuldig. So lange ich von Halle weg bin, habe ich keine Hand an critische Arbeiten gelegt, zu welchen ich damahls durch meine dortige Stelle verbunden war. Kurtz, es kann kein Geschöpf in der Welt den Frieden mehr lieben, als ich.

Ich habe mich gerechtfertigt und ich wünschte, dass Jemand Sie in meinen Augen rechtfertigen möchte. Nie würde ich Eine Zeile, mit dem Hertzen geschrieben, womit die Beurteilung meiner Schriften in den H. Zeitungen geschrieben zu seyn scheint, mir verzeihen; indessen wäre es ein Trost für mich, zu wissen, ob Cramer und Klopstock Ihnen verzeihen könnte. Muss Gerstenberg mein Feind seyn, so verdient ich wenigstens die Beruhigung, dass er auch als Feind mir ehrwürdig bliebe, wenn er so ehrwürdig ist als ich ihn glaubte. Ich hätte dann nur einen angenehmen Freund; aber die Welt keinen Gerstenberg verlohren.

---

6. Von H. C. Boie.

Göttingen 10. Merz 1770.

Mein liebenswürdiger, edler Freund.

Bey der kleinen unbedeutenden Sammlung, die ich, Ihnen zu übersenden, mir die Freyheit nehme, hab' ich vieleicht Erlaubniss, Ihnen auch ein kleines unbedeutendes Briefchen zu schreiben. Leicht könnt' ich freylich einen grossen Brief schreiben, wenn ich nicht wüsste, dass ein grosser Brief, bey einer solchen Leere des Kopfes und Herzens geschrieben, als die meinige jetzt, ein grosses Uebel ist. Sie kennen Göttingen und Sie begreifen daher leicht, dass man Mühe hat sich hier zurecht zu finden, wenn man lange in Berlin, und einige seelige Tage mit einem Jacobi und Gleim gelebt hat. Setzen Sie noch hinzu, dass ich die hiesigen Mädchen nicht kenne, oder nicht genug kenne, um sie zu schätzen, so wissen Sie meine ganze Lage.

Ich kann Ihnen nicht genug ausdrücken, wie sehr ich mich freue, Sie wieder gesehen zu haben, und wie zufrieden ich bin, dass Sie noch itzt meyn Freund seyn wollen. Wir gehen auf zweyen ganz verschiedenen Wegen. Mit starken Schritten eilen Sie der Unsterblichkeit entgegen. Ich hab' allen Anspruch auf einen Ruhm fahren lassen, welchen zu erlangen ich mich unfähig fühlte, so bald ich mich zu kennen anfieng, und welchen ich durch keine Niederträchtigkeit und keine Kabale erschleichen wollte. Ich habe nichts als ein Herz Ihnen anzubieten, das des Ihrigen vielleicht nicht ganz unwehrt ist. Sie wissen ein Herz zu schätzen. Finden Sie in dem meinigen eine Niederträchtigkeit, einen Winkelzug, so hassen Sie mich.

Sie sollen dies Briefchen gar nicht als eine Aufforderung zur Correspondenz ansehen. Ich weiss, dass Sie ein wenig ungern schreiben und wie viele angenehme Briefe Sie zu beantworten haben. So angenehm es mir seyn würde, zuweilen durch ein paar Zeilchen von Ihrer Hand erfreut zu werden, so lass ich doch gerne dies Vergnügen fahren, wenn ich nur weiss, dass Sie fortfahren ein wenig mein Freund zu seyn,

und nur öfters mich einen gedruckten Beweiss Ihrer Existenz sehen lassen.

Herr Heyne und Kästner haben sich nicht wenig gefreut, dass sie jetzt gewiss wissen, wovon sie sich gern überzeugen wollten, dass Sie nicht einmal einen entfernten Theil an einer Verbindung nehmen, die jetzt zu sichtbar in Kabale ausartet und bald auch dem minder feinen Theil des Publikums verächtlich werden wird. Sie versichern Sie ihrer ganzen Hochachtnng und danken Ihnen für das angenehme Geschenk Ihres Elysiums, das mir von beyden noch eine bessre Aufnahme verschaft hat. Beyde muntern Sie auf in Ihrer rümlichen Laufbahn fortzufahren und ungestört den Menschen die sanftern Tugenden ins Herz zu singen.

Ich bin unendlich begierig, Ihre Erklärung zu sehen. Ich begreife Ihre Nothwendigkeit und ihre Misslichkeit. Hier Freunde zu schonen, mit deren Verfahren Sie nicht zufrieden seyn können, und wider die Sie nicht schreiben dürfen; hier Männern von Einsicht zu begegnen, die, durch den Geist der Partey zu weit geführt, in Absicht Ihrer ungerecht gewesen sind. Ich hoffe, dass dies viel beytragen wird, die, von Menschen, die Apollo nicht kennt, zwischen einigen seiner Lieblinge angesponnene Fehde zu enden. Das Gesindel unten am Parnass mag sich so unanständig betragen, wie es will, von den Freunden des Gottes schwatzen, wie es will, wir Layen wollen uns an sie nicht kehren, und ruhig den Dichtern zuhören! —

Ich darf Sie vielleicht bitten, mich dem Herrn Sekr. Gleim zu empfehlen, den ich unglücklicher Weise bey meinem Abschied von Halberstadt verfehlte.

Haben Sie noch nicht genug gesungen? Bald denk' ich, vieleicht sind Sie schon itzt fertig. Aber dann eilen Sie auch schon wieder aus unsern Gegenden fort.

Ich bin so sehr ich es seyn kann

Ihr ergebenster Diener

Boie.

N. P. Dietrich hat wieder mein Wissen schon vorigen Posttag den Almanach abgeschickt.

---

7. Von Sophie von La Roche.

Warthausen den 30. Juny 1770.

Ich weis nicht, mein theurer Freund, ob Sie nicht denken werden, ich seye eine ungestümme Briefwechsslerin, da Sie schon wieder etwas von mir lessen müssen; aber ich versichere Sie dass ich schon viele Wochen das Verlangen unterdrückte, Ihnen für ihre freundschaftliche Antwort zu danken und Ihnen zu sagen, dass ich froh bin, alle feine, alle edle Gesinnungen Ihrer Schriften und Briefe so lebhaft zu empfinden, und die nemliche Fühlbarkeit, in der reinen Seele meiner lieben Maximiliane zu sehen. Die Spaziergänge, welche ich mit meinen Kindern mache, waren allezeit die süsseste Stunden meines müterlichen Lebens, indem ich ihr Hertz bey ihrer Freude über das einfachste Grasblümchen mit Dank und Liebe für ihren Schöpfer zu erfüllen suchte; und niemals war ich eine glücklichere Mutter als wenn sie mir um den Hals oder an meinen Armen hingen, und die Stärke ihrer erweckten guten Empfindungen bey mir ausweinten: vielleicht aber hätte ich den Ton dieser nützlichen Betrachtungen nicht oft genug abändern können, und ihnen dadurch die Kraft des Eindrucks genommen, dieses Uebel haben Ihre Schriften gehindert, die mir den Geist und Hertz meiner ältern Tochter aussbilden helfen, und sie Anwendungen machen lehren, die sie recht artig für ihre jüngeren Geschwister vernützt. Und Sie wohlthätiger, liebenswürdiger Schriftsteller haben Feinde! O wenn diese Leute wüssten, dass sie sich selbst schaden, und dass Jacobi's Schriften der ächte Maasstab der besten, edelsten Gesinnungen gegen den Schöpfer, und Geschöpfe sind; aber mir ist gesagt worden, dass der verdorbene Witz und der falsche Geschmack allezeit die heftigste Widersacher des feinen Genie und der guten Empfindungen waren und dass wenigen Menschen daran gelegen ist, eine Seele zu haben oder zu zeigen: Lassen Sie sich, ich bitte Sie, nicht müde machen durch Ihren sanften, liebenswürdigen Ton auch die kleinsten Triebfedern unsers moralischen Lebens aufzusuchen und in Bewegung zu bringen, ich bin sicher, dass Sie mehr thätige Empfindungen erwecken als die strenge, hoch-

tönende, zerreissende Schriften und Reden niemahls gethan haben. Ich danke Ihnen, dass Sie das arme, wächserne Bildchen so freundlich vertheidigen, Ihr Schutz und Ihre Gesinnungen machen es in Wahrheit unschätzbar. Kennen Sie das schöne griechische Mädchen in Kupfer offrande à Venus par Beauvarlet? meine Max übt sich im Zeichnen, wenn Sie es nicht haben, so will sie es copiren und Sie bitten es von ihrer Hand anzunehmen. Wieland und Zimmermann haben Ihnen Gutes von mir gesagt, diese Männer könnten mich in Versuchung bringen, viel von mir selbst zu halten. Wieland war der erste Mann, den mein Herz seinen Freund nannte, und Er wird der erste davon bleiben. Zimmermann sagen Sie, sein gütiges Andenken meiner Verdienste hätte eine von den Thränen zurück gerufen, die ich vergoss, als er uns seinen Besuch versagte; aber die Macht der Umstände streitet oft mit einer tyrannischen Gewalt über unser bestes Wollen, und es war über diese, dass ich weinte, allezeit werde ich Zimmermann verehren.

Nun will ich aufhören zu schreiben, und Ihnen versprechen, dass ich lange lange Zeit bescheiden seyn werde, und stillschweigend von Ihnen gegen Sie allein, will ich die vollkommene Hochachtung ernähren, die ich für Sie habe.

Sophie La Roche.

---

8. Von J. B. Michaelis.

Halberstadt den 30. May, 1772.

Vergeben Sie, mein bester Jacobi, wenn dieser Brief nicht alle die Wärme der Freundschaft erwiedert, die der Ihrige von ihm fordern kann. Meine Seele ringt noch mit dem äussersten Schmerz, über den Verlust eines unsrer liebenswürdigsten, unsrer edelsten Freunde, an dem Sie viel, aber ich unendlich verlohren. Unser Jähns ist vorigen Montag, den 25 May, nach einem fünftägigen Krankenlager, uns zur Ewigkeit vorangegangen. Seine Krankheit war die gewöhnliche Epidemie: aber von einer Stärke des Gifts, die unglaublich scheint. Bey Gleims war alles verreist: Benzler zu,

Basedow abgegangen: Generals, Er und Sie, nach Magdeburg zur Revüe: der Feldprediger hielt seine Gastpredigt in Aschersleben; niemand also blieb von Verwandten und Freunden dem Seligen übrig, als ich und sein Arzt, der Doctor Fritsch, der alles ersinnliche that, was ihm seine Kunst und seine Freundschaft darbot. Der Secr. Schmidt furchte sich vor der Ansteckung, und kam nicht: eben diess that der Lehnssecretär. Sie können also leicht glauben, was ich diese fünf Tage ausgestanden. Indess stärkte mich Gott sichtbarlich. Ohne die geringste Furcht setzte ich mein Leben aufs Spiel: und hielt bey meinem sterbenden Freunde treulich aus. Die letzten beyden Tage brachte er meistens in Raserey zu: sprang aus dem Bette, kleidete sich an, riss Thür und Fenster auf: und was Sie sich leichtlich vorstellen können. Die wenigen Augenblicke seiner Vernunft brachte er unermüdet im Gebet zu. Noch den Nachmittag, als er wenige Stunden vor seinem Tode das h. Abendmahl empfing, fiel er auf seine Knie, und betete mit einer Inbrunst — o mein Freund, dieser Anblick würde alle die Philosophie zu nichte gemacht haben, die sie mir einst diesen Winter, in unsern freundschaftlichen Gesprächen, über das Gebet mittheilten.

Ich kam eben wieder zu ihm, als er eben die Augen geschlossen hatte. Nun verliess mich der Arzt, und ich sehe mich mit dem todten Körper und seiner Bestattung allein. Stellen Sie sich in meine Stelle: fremd, ohne die geringste Kenntniss der hiesigen Gebräuche: bey meinem natürlichen Abscheu gegen alle Veranstaltungen — und doch musste, wegen des entsetzlichen Geruchs die Leiche binnen 24 Stunden beerdigt seyn. Doch auch diess unternahm Ich: liess bey dem Seeligen versiegeln: und brachte ihn den folgenden Abend anständig und ehrlich zu seiner Ruhestätte auf dem Dohmkirchhofe. Durch das Gift der Krankheit, eine nun beynahe 14tägige Unruhe, und den Schmerz über seinen Verlust, hat meine Gesundheit einen empfindlichen Stoss gelitten: und ich brauche gegenwärtig Arzney, das erstemal seit 2 Jahren.

Indess lassen Sie unsern seligen Freund ruhen. Er starb mit der Fassung eines Standhaften, und für mich mit

dem Trost eines Christen. Sein Leben war edel: aber sein Tod war lehrreich.

Sie schreiben mir, ob ich etwas über Ihren Ernst erfahren? Nichts, mein bester Jacobi. Aber, ohnerachtet Sie selbst nicht mehr mit ihm zufrieden sind, so nehme ich doch mein Wort nicht wieder zurück.

Ihre Passionscantate ist ganz gut aufgeführt worden. Aber freylich verlohr die Composition gegen die Graunische.

Ihr Herr Schwager hat mir die Pränumeration gütigst überschickt. Ich danke Ihnen für Ihre freundschaftliche Vorsorge.

Auf Wielands Werke habe ich, zur Zeit, nicht mehr als 2 Pränumerationen, beide zu 3 Rthl. 8 Groschen, Leipziger Cours, erhalten, eine für den Hofrath und Regierungsadvocaten Köpken, in Magdeburg, die andre, für den Herrn Pastor Patzke in Magdeburg. Ich hoffe aber, dass ihrer mehrere nachkommen sollen: und will also das Geld noch zurückbehalten.

Meine Herrn Giessner drödeln mit meiner Professur nach Lust und Vergnügen. Für Michaelis werde ich nun schwerlich abgehen. Vielleicht, wenn mir der Thor in den Kopf kömmt, gar nicht.

Meine Laune ist endlich abgedruckt. Ich habe verschiedenes darin geändert: aus Liebe zur Deutlichkeit und zum Wohlklange.

Leben Sie so vergnügt als möglich: und gesünder als ich. In einer andern Welt umarmt Sie gewiss wieder

Ihr

Michaelis.

U. S. Tausend Empfehlungen an den Herrn Bruder. Anbey überschickt H. Gevater Gross den Pope.

9. Von C. M. Wieland.

Liebster George.

Hier ist Alceste! Mit bebenden Händen überreiche ich Sie Ihnen und unserm Vater Gleim. — Der fünfte Act! der fünfte Act! was werden Sie zum Herkules im 5. Act sagen! Ich bin mit mir selbst äusserst unzufrieden, und doch konnte ich, wollte ich vielmehr nicht anders machen. Denn wie viel schönes, wenigstens musicalische Schönheiten! hätte ich aufopfern müssen, wenn ich meinem Hercules in diesem 5. Act nicht etwas Menschliches hätte begegnen lassen.

Doch ich will Ihnen nicht vorurtheilen. Lesen Sie! Urtheilen Sie nach Ihrer Empfindung, und bessern Sie mich.

O mein Freund! Mein Bruder! Lassen Sie sich an meine Brust drücken! Diesen Augenblick habe ich Ihren Wechselgesang, Ihr Lied an die junge Flötenspielerin und Ihre poetischen Dialogen, gelesen, mit Entzücken, mit innigstem, völligstem Beyfall gelesen! Dank sey den Grazien! Sie sind ganz wieder mein eigner Dichter Jacobi! Ganz wieder in dem Ton, der Ihnen eigen ist; und den Ihnen gewiss Niemand ablernen wird. Nicht genug kann ich eilen Ihnen dies zu sagen. Sie zu beschwören das vortreffliche Ganze zu vollenden. wovon diese lieblichen Stücke Theile sind. Können Sie den Grazien einen schöneren Tempel aufrichten! Ich schmachte nach dem Augenblicke da ich ihn vollendet sehen werde.

Würkl. lasse ich noch 1000 Avertissemens drucken (1000 sind schon vergriffen) und sobald ich sie habe, send ich Ihnen eine portion.

Jetzt muss ich mich von Ihnen losreissen; denn ich habe diesen ganzen Tag Brief über Brief zu schreiben.

Sie wissen doch, dass mir unser Fritz sein Bildnis geschickt hat. Welch ein Bildnis! Es lebt, es denkt! — es gibt Augenblicke, wo ich es sprechen zu hören glaube!

Auch ihm muss ich auf einen grossen Brief antworten, worin er unter anderm mir eine Idee von den Lemgoer Kunstrichtern giebt. Ich sehe daraus, dass diese Leute zu tief unter dem Gesichtskreise gesunder Köpfe sind, um zu ver-

dienen, dass man von ihnen rede. Orandum est, ut sit mens sana.

Pumpernikel oder Ambrosia — von unserm Gleim soll mir alles willkommen seyn. Ich umarme Sie und Ihn mit der ganzen Wärme der Freundschaft, womit uns die Grazien zusammengeschlungen haben.

Ihr Wieland.

Weimar den 14. Jenner 1773.

Alceste wird in 6 oder 7 Wochen hier aufgeführt. Warum kann ich Ihnen und unserm Gleim und unserm Fritz bis dahin nicht einen Feen-Wagen vor die Thüre schicken? Schweizers Composition der Alceste ist im eigentlichsten Verstande göttlich!

---

10. Von F. W. Gotter.

Gotha den 8. Merz 1774.

Die Erinnerung an Personen, die in der Folge durch Schriften oder Thaten ein Gegenstand der öffentlichen Achtung werden, hat etwas zu angenehmes, als dass ich vergessen haben sollte, dass der Anfang meiner akademischen Laufbahn in das Ende der Ihrigen fiel, dass ich Sie, werthester Herr Kanonikus, unterm Viro Clarissimo Halensi (der nun von den Wolken auf die Kriege der Kritiker herabsieht, wie man auf einen Haufen Knaben blickt, die sich um einen Apfel raufen) die Asche des ehrlichen Tasso vertheidigen hörte, dass uns das Koncert beym Hrn. Pauli dann und wann zusammen brachte, dass wir an den Herren Mejer, Werlhof und Kestner gemeinschaftliche Freunde hatten. Vielleicht, wenn wir uns sähen, würden Ihnen diese Umstände wieder beyfallen; aber schmeichelhafter, als wenn Sie sich deren kalt erinnerten, ist mir Ihr günstiges Zutrauen zu meinem Herzen und die Ahndung, dass der Augenblick unsrer Bekanntschaft auch der einer nähern Vereinigung seyn würde. Mein Gefühl entspricht ihr vollkommen und in Erwartung dieser noch ungewissen Fügung, nehm ich die Gelegenheit begierig an, mit Ihnen durch die Unterhändlerin der Götter in Verbindung

zu treten. Ich zweifle nicht dass unsre Damen diesem guten Mädchen ihre Palläste und Hütten um so williger aufschliessen werden, da sie Sie zum Wegweiser und Fürsprecher gewählt hat, und werde, was ich zur Beförderung Ihres Unternehmens vermag, mit Vergnügen beytragen. Für das Kompliment, welches Sie unsrer Zeitung zu machen belieben, dank' ich Ihnen, als ein geringer Mitarbeiter, recht sehr. Sie soll nichts als ein Versuch seyn, von litterarischen Erscheinungen und Begebenheiten mit der Unpartheilichkeit eines politischen Zeitungsschreibers Rechenschaft zu geben. Nur in Ansehung fremder Bücher nimmt man sich die Freyheit zu urtheilen, weil der Leser nicht immer die Bequemlichkeit hat, sich auf der Stelle vom Werthe oder Unwerthe derselben zu überzeugen.

Ich bin mit der innigsten Hochachtung

Ihr gehorsamster Diener

J. F. W. Gotter.

---

11. Von W. Heinse (Rost).

Düsseldorf den 21. Februar 1775.

Ich würd Ihnen heute nicht schreiben, liebster Jacobi, wenn Iris mich nicht dazu nöthigte; zwar bin ich nicht so krank mehr, als ich gewesen bin, aber schwermüthig und finster, wie eine Ossianische Nebelsäule, und habe so viel zu schaffen, dass mirs in allen Sinnen berauscht ist.

Ihre Abhandlung über das Briefschreiben ist nicht angekommen; als Sie mir davon schrieben, glaubte ich, Sie hätten dieselbe Fritzen geschickt, oder den Schwestern oder an Betty, ich erwartete Sie also, weil Sie mir nicht schrieben, dass sie an mich abgegangen sey. Als Sie mir zum zweyten mahle schrieben, ob ich sie empfangen habe, liess ich bey Betty nachfragen, erhielt aber keine Antwort, und ich weiss nicht, ob Nachfrage oder Antwort in der Zerstreuung vergessen worden ist. Jetzt hör' ich ausdrücklich, dass Betty keine Abhandlung über das Briefschreiben erhalten hat. Schreiben Sie mir also, an wen Sie dieselbe übersandt, und schicken in Zukunft alles geradezu an die Expedition, was Iris betrifft; ich werde sonst dadurch verwirrt gemacht,

wenn Sie bald da bald dorthin etwas schicken. Von Ihren Liedern, die Sie nicht an mich geschickt, hab' ich ebenfalls noch keins erhalten.

Frau von la Roche hat 6 Briefe geschickt, von denen keiner wegbleiben dürfte, wenn sie sollten gedruckt werden. Zum Glück war noch nichts, wider mein Wissen, von meiner Einleitung in die Musik abgedruckt, obgleich die Hälfte davon schon gesetzt und corrigirt war; ich liess sie also gleich, mit Bettys Erlaubniss, absetzen, und behielt sie für den folgenden Band zurück. Die Briefe sind bis zum Entzücken schön, einen einzigen ausgenommen, wo viel Affectation ist, und Richardson zum Vorschein kömmt, (nachgetragen am Rand: doch hab' ich verschiedenes auf Ihr Begehren und Bitten verändert, aber nicht viel) aber das göttlichste Weib kann dieses nicht lassen. Ich möchte vor ihr niederfallen und sie anbeten. Das zweyte Stück ist damit bis auf 6 Blätter angefüllt worden, und diese füllen das Lied und die Lieder an die Treue allein aus. Das drittte Stück wird mit Göthes Operetten angefangen, und fünfzig Exemplare sollen besonders davon abgedruckt werden. Vermuthlich nimmt sie 5 Bogen (nachgetragen am Rand: der Setzer, mit dem ich gesprochen, meint noch mehr), also das ganze dritte Stück ein. Göthe schickt immerfort Lieder, und alle sollen und müssen gedruckt werden; und in Wahrheit sind auch alle vortrefflich und Meisterstücke. Zu diesen Liedern, zu Vater Gleims und Bruder Schmidts entzückenden Stücken, zu Jhren engelschön geschriebnen Anekdoten, zur Politik ist also kein Platz mehr. An den Fingal von Lenz ist gar nicht zu gedenken, und folglich fällt auch meine Anmerkung dazu weg. Nun rathen und sagen und befehlen Sie, wie Alles soll eingerichtet werden.

Die Politik nimmt gewiss 1 1/2 Bogen ein; Bruder Schmidts Idylle gewiss auch 1/2 Bogen; Vater Gleims Lieder wenigstens auch 1/2 Bogen (nur einige der schönsten); von Göthe muss wenigstens auch 1/2 Bogen Lieder hinein; Ihre Anekdoten wenigstens 2 Blätter; und ich besorge noch damit nicht zu reichen.

Im Anfang hatte ich gar nichts; nun alles in Ueberfluss, und jeder will seinen Beytrag gedruckt sehen. Ich

wünschte, meine ganze Armida herausnehmen zu können; aber was hilft's wünschen!

Göthe lässt sich nicht erbitten, nach Ihrem Ausdrucke. nicht zu ravagiren; auch in seiner Operette ist ravagirt; indessen denkt man nicht dran, weil die Stösse doch so ganz vortrefflich sind, und allezeit sitzen.

Die neuen Exemplare mehr für Sie in Zukunft hab' ich notirt. Grosse Freude hat mirs gemacht, dass Sie verschiedenes, wie Sie mir melden, noch verhandelt haben.

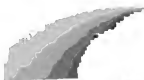
Lassen Sie sich in Ihren Menueten Contretänzen, Angloisen nicht in einem Pas durch meine Hypochondrie und Kränklichkeit irre machen, es würde mein Uebel noch verschlimmern, wenn ich nur im mindesten in Ihrer Freude Sie stören sollte. Ich schreib' Ihnen auch weiter nichts, als was nothwendig geschrieben werden muss.

Vater Gleims und Bruder Schmidts Briefe sind wie kühler Abendthau auf die heisse Empfindung meines Herzens gefallen und wenn ein Paquet mit hunderttausend Thalern angekommen wäre, so würde ich mich nicht so sehr darüber gefreut haben. Sobald ich mich nur einigermaassen losreissen kann, will ich an Jeden einen ganzen Tag hindurch einen Brief schreiben. Jezt hab' ich zween Bogen Correctur vor mir liegen, in Göthens Operette Komma, Kolon, Semikolon und Punktum zu machen, Ausrufungszeichen in Fragezeichen zu verwandeln, zz in tz, und desgleichen habe noch die Politik zu übersetzen, habe noch einen Brief über den Ricciardetto zu schreiben, und Exemplare nach Frankfurth zu schicken, und habe -- und habe — und habe — alles das andre liegt mir nur haufenweiss verwirrt im Gedächtniss, und habe weder Trost, noch Freude, noch Leben an irgend etwas in ganz Düsseldorf um mich zu empfinden; und bin doch lustig, wie Sie sehen; das heisst doch in der That: ein braver Kerl seyn; um mich eines Göthischen Ausdrucks zu bedienen. Nun; bald wird Fritz kommen, mit einem Herzen voll lauter neuen Empfindungen; er ist jetzt bey Klopstocken; der soll dann auspacken; dann wird's besser werden.

Noch immer bin ich nicht ausgegangen.

Leben Sie wohl

Ihr R.



Auf diesen Brief muss ich gleich Antwort haben, sonst weiss ich nichts wegen des Drucks zu ordnen; Ich für mich darf nicht mehr als 15 Bogen drucken lassen. Soll Politik und das andre benannte wegbleiben? Leben Sie wohl.

Feuer und Leben aus meinem Herzen in Vater Gleims und Bruder Schmidts Herz.

(In grösster Eile! nehmen Sie mir nichts übel
ich liebe Sie von ganzem Herzen und umarme
Sie aufs zärtlichste.

---

12. Von W. Heinse (Rost.)

Hierbey, lieber Jacobi, das Verzeichniss der Bücher, die mir zu meiner Winterarbeit aus der Wolfenbüttler Bibliothek unentbehrlich sind. Ich bitte bey allem, was gutes an mir ist, dieselben nach Ihrem Versprechen, so bald als möglich, an mich oder Fritzen zu besorgen. — Was vom Leben des Ariost auf Lessings Zimmer liegt, hab' ich weggelassen. Er bleibt ein ganzes Jahr zu Rom, schreibt ein Buch darüber nach dem Verlangen des Pabsts seines guten Freundes, und gibt es daselbst heraus, und ich muss also la vita di Messer Ludovico Ariosto descritta da Pigna und Garofolo so lange missen.

Unterdessen will ich doch versuchen, ob ich beyde aus Manheim erhalten kann. — Für den folgenden Band hab ich drey Bogen so gut als fertig. Darunter sind noch vier (ausser denen, von welchen ich mit Ihnen gesprochen . . .) entzückende Briefchen von . . cherley Stoff zum Nachdenken und zur Verbesserung des häuslichen Lebens in der Iris finden würde etc. Der Nachdruck hätte vielleicht verhütet werden können, wenn beym zweyten Band einem Buchhändler einige hundert Exemplare in Commission auf die Messe wären gegeben worden. Vermuthlich gab Anlass dazu, dass bey einigen Buchhändlern in Oesterreich, Schwaben und Franken etc. um die Iris Nachfrage geschehen. Ich habe Ihnen, wie mich däucht, auch Hellwingen dazu vorgeschlagen, aber sie hielten die übrigen Ex. bey Stahlen für besser aufgehoben.

Doch von allen diesen unangenehmen Dingen einmahl einen Brief nach Halberstadt. —

Ueber meinem Tasso scheint ein günstiges Gestirn zu walten. In Braunschweig können Sie Ihr bestes dafür thun. Der Frau von Döring danken Sie meinetwegen; ihre Existenz schwebt in meiner Phantasie wie reiner himmlischer Wohlklang von Schönheit und Güte. Ich schreib Ihnen aus meiner neuen Wohnung, die bequem und geräumig ist, aber weder Sonne noch Mond sieht, weil sie schnurgerade gegen Nord liegt, wo ich denn dafür auch frische Rheinluft athme, wenn der West von der Seite die Flur bestreicht, und wo kein Geräusch die schüchternen Musen verscheucht; und wo ich so eben in der Melodie Ihres süssesten Liedes von der schönsten höre, dass Sie ein junger Gott der Freude sind im Frühlingslichte der Liebe, und dass ich Ihnen mit keinem Worthauche mehr nur eine Secunde des seeligen Lebens verfinstern möge.

Meine Anbetung an Chloe Jacobi und meine innige Verehrung an den würdigen Vater dieses Engels.

Düsseldorf den 8. Dec. 1775.

Rost.

---

13. Von W. Heinse (Rost.)

Düsseldorf, den 19. Jenner 1776.

Schon den vorigen Posttag würd' ich Ihnen geantwortet haben, liebster bester Jacobi, wenn nicht ein heftiger Schnuppen alle meine Nerven mit Bley überzogen, und mich aller Fähigkeit zu schreiben beraubt gehabt hätte. Und noch heute kann ich — mit Gleims Erlaubniss — einstweilen nur das nöthigste. Nächstens aber alles ausführlich. —

Wahrscheinlicher Weise werden nicht über zwey Drittel von den alten Abonnenten übrig bleiben; Sie thun also sehr wohl, wenn Sie den folgenden Jahrgang der Iris einem Buchhändler übergeben, der, seinem Stande gemäss, den Debit besser betreiben kann, als wir Einsiedler in Düsseldorf, und sollten Sie auch nur für drey Pistolen den Bogen ihn demselben überlassen.

Es kann nicht anders seyn, als dass unser alter Ver-

trag hierbey aufhören muss, doch soll es nicht so grausamlich gesetzmässig geschehen, als Sie in Ihrer liebenswürdigen Güte wollen. Der Schluss des ersten Jahrgangs soll auch das Ende desselben seyn, und die drey folgenden Vierteljahre mir in Rechnung kommen. Mich armen Schelm quält es schon, dass ich das Vierteljahr vor Anfang der Iris von Ihnen annehmen muss, um meine Schulden, die ich auf ein grösseres Kapital gemacht, bezahlen, und noch ein Paar Monate leben zu können; und auch diess soll nicht geschehen, wenn das Glück mir bey meinem Tasso günstig ist, oder sich eine andre Hülfe findet.

Wegen meines weiteren Schicksals lassen Sie Ihrem Herzen voll Liebe nicht bange seyn. So lang' ich unter Fritzens Augen bin, des edlen Mannes voll Griechengefühl und Götterkraft, werd' ich nie verwelken; und dann ist Vater Gleim noch unter uns, und Hompesch, der wahre grosse Mann, Minister. Setzen Sie ausserdem Iris fort, so werden Sie auch noch einige Bogen mit meiner Arbeit ausfüllen können, und diese und Merkur, und meine Nebenschreibereyen mir unterdessen hinlänglich Unterhalt verschaffen. Und gesetzt, ich müsste allein seyn, so bin ich jung und voll Leben, und habe Muth, die grössten und seltensten Abentheuer zu bestehen; kann wie ein wildes Thier mich nähren, und immer derselbe, und grösser und stärker seyn.

Ich habe Ihnen vieles zu verdanken, lieber Guter, reinere Bildung meines Wesens, viel neuen Geist, den Vorschmack von Elysium, Elysium selbst, zwey Sommer lang mit Fritzen. Göthens und Lavaters und Sophiens Anschauen, wahres inniges Gefühl der ersten, und der edleren Menschen, und Genuss und Leben und Weben unter der besten Familie. Ausserdem kann der Himmel nicht immer gleich heiter, und nicht jeden Tag Frühlingsaufgang seyn, und selbst die zärtlichste Chloe nicht immer das süsse Auge voll Liebesglück haben.

Die sechs Pistolen sind gestern glücklich eingelaufen: Dank dafür.

Wir haben itzt hier strengen Winter; der Rhein wälzt seine Felsen von Eis so allgewaltig fort, dass Löwenstärke dabey zu Nichts wird. Fritz und ich sind diesen halben Morgen

mit Anbruch des Tages Schlittschuh an der Wasserburg gelaufen, und es ist himmelerhebende Adlerwonne für uns, so auf der Blitzesschnelle des Stahls über das Eis zu fliegen und zu schweben. Wir sind beyde schon grosse Meister in dieser Kunst, und werden es immer mehr; er giebt Ihnen seinen warmen herzlichen Kuss der Liebe. Gestern war ich mit ihm und Betty zu Pempelfort, Vater und Schwestern kamen in verjüngter frischer Gesundheit von Elberfeld zurück.

In meinem neuen Quartiere leb' ich wie geliebtes Kind.

Sie schreiben mir nichts von Wolfenbüttel.

So viel in Eile.

Ich umarme Sie Traurigen mit wärmerem Herzen als je.

Gruss und Kuss an Vater Gleim und Bruder Schmidt, und den Schlitterer auf der kleinen Holtemma Gleim, und Empfehlung und Wunsch aller Freuden des Lebens an Ihre Essgesellen und Ihren Speisevater, den glücklichen zufriedenen deutschen Mann.

Leben Sie wohl.

Ihr

Rost.

14. Von W. Heinse (Rost.)

Sie erhalten hierbey, mein lieber Jacobi, das Verzeichnis der Subscribenten, welches in Ordnung, und in alphabetische Ordnung zu bringen mich mehr Mühe gekostet hat, als das Leben der Sappho und des Tasso. Sie können es so, wie es ist, dem Verleger zum Drucke schicken, wenn Sie die Liste von Halberstadt noch hinzugethan haben werden; die Damen und Herrn, deren Namen es enthält, warten mit Verlangen darauf. Den Inhalt der Briefe, die den folgenden Jahrgang betreffen, hab' ich bey jeder Stadt, von welcher dieselben bey uns eingelaufen sind, bemerkt. Sie werden daraus ersehen, dass die Renegaten, welches meistens flüchtige Studenten und Pensionäre sind, noch nicht den dritten Theil ausmachen; denn wahrscheinlicher Weise halten die übrigen Subscribenten, da sie ein so andächtiges Stillschweigen voll Erwartung und Zuversicht beobachten, fest am Glauben.

Gerne möcht' ich wissen, mit was für Aussichten und Entwürfen Sie in Ihrem hofnungfarbigen Hute in Ihrer Stube auf und abgiengen, wenn der Tag zur Dämmerung wird, und die Sterne die ersten zärtlichen Blicke vom Himmel thun — und ob wohl dabey Ihnen noch vorschwebte, dass Rost der wilde Grieche in Deutschland der Göttin Iris zuweilen ein Opfer brachte, das, so jugendlich es auch war, doch die Aspasien Fahlmer und Hompesch höchlich erfreute. Sein Geist, gebohren, gleich einem Raubvogel in unsrer abgeschmackten moralischen Welt zu fangen und zu morden, hat sich von Ihrer friedlichen, himmelsüssen Lyra dazu gewöhnen lassen, mit Lust und Scherz den Wagen der Tochter des Zevs zu ziehen. Er wartet nur, dass Sie ihm das seidene Huldinnengewebe wieder an die Füsse legen, um mit demselben durch die Lüfte zu streichen; und hört unterdessen dem Merkurius zu, der süss, und zärtlich stark und immer stärker die Flöte tönen lässt.

Ich umarme Sie von Herzen.

Rost (in Eile.)

Düsseldorf, den 23. Febr. 1776.

---

15 Von C. M. Wieland.

Sehnlich erwartet ist mir heute früh Ihre Fortsetzung der Beurtheilung des Vossischen Musenallmanachs von 1779 zugekommen, mein lieber Jacobi. Ich habe solche mit vielem Vergnügen gelesen, wiewohl ich, meiner Vorstellungsart nach, Ihren Tadel nicht durchgängig unterschreiben könnte — besonders was den in dem Stollbergischen Gesang auf die Sonne herrschenden Hauptgedanken betrifft. Wenn ich nicht besorgte, es möchte Ihnen vielleicht unangenehm seyn, so hätt' ich fast Lust, in einem kurzen Anhang ein Paar Worte zu Stollbergs Rechtfertigung zu sagen. Aber warum sollt' es Ihnen unangenehm seyn? Wenn ichs noch thue, so geschieht es gewiss in einem Ton, der Ihnen eben so wenig wehe thun kann als Ihr Tadel unserm Leopold Stollberg.

Mit der Einrichtung, dass Sie im März den Vossischen

und im April den Bürgerschen Musenallmanach expediren wollen, bin ich sehr wohl zufrieden. Nur bitte ich Sie, daneben auch der Abhandlung über die Stärke nicht zu vergessen. Ich bin überzeugt, dass Sie viel Gutes und zu rechter Zeit gesagtes, d. i. in unsre jetzige Zeit eingreifendes darüber sagen werden; nur bitte ich Sie den Aufsatz mehr als einmahl zu überlesen, und dafür zu sorgen, dass Göthe, Herder, Lavater, kurz, dass keiner, den ich schlechterdings schonen will und muss, dabei compromittirt werde. Es ist eine kitzlichte Materie.

Ich armer bin jetzt dran dem schlechten Menschen Friedrich Nicolai eine nothgedrungene Antwort auf eine eckelhaft dumme platte und boshafte Broschüre (die ja inzwischen wohl auch nach Halberstadt gekommen ist) zu geben, worinn er sich nach Art der Austerweiber, gegen die Vorwürfe, die ihm meine Johann-Bunkliaden zugezogen haben, zu vertheidigen sucht. Ich werde ihm mit kälterem Blut antworten als er sichs wohl einbildet, und er soll finden, dass es besser für ihn gewesen wäre, zu schweigen.

Die versprochenen 100 Thl. liegen mir sehr am Herzen. Morgen erwart ich Geld von Erfurt. Kommt es wider alles Verhoffen noch nicht, so will die 20 louis eher borgen, als Sie noch länger als 14 Tage a dato warten lassen.

Noch eins. Das artige Gedichtchen an den Rector * * * ist aus blossem Versehen im Jenner zurückgeblieben. Es kann nun nicht eher als im März erscheinen; denn den ersten Bogen vom Februar hab' ich Vossens 14. Gesang der Odyssee einräumen müssen, der mich selbst darum gebeten hat, und dem ichs mit gutem Gewissen nicht abschlagen konnte.

Leben Sie wohl und grüssen Sie Bruder Gleimen 1000 mahl in meinem Namen. Dass wir kein teutsches London oder Paris haben, wo wir alle beysammen seyn könnten, beraubt uns freylich manches Vortheils und manches Vergnügens. Aber auf der andern Seite hat gerade das Zerstreut- und Isolirtleben auch seine Vortheile. — Es ist nun so! und wir müssen das beste daraus machen, was wir können.

Leben Sie wohl, lieber Jacobi, und fahren Sie ferner so fort, wie Sie diess Jahr angefangen haben. Lassen Sie keine

heitre Stunde unbenutzt, und suchen Sie wo möglich nach und nach für ein paar Monate vorzuarbeiten.

Ich wende seit 3 Monaten meine besten Stunden auf ein grosses Gedicht in achtzeiligen Stanzen, wovon aber vor dem Sommer nichts in den Merkur kommen darf; denn ich will nicht, dass es auch Fragment werde wie Idris. Ich denke, es soll die Regrets der Liebhaber nach Vollendung des letzteren (die nun einmal nicht mehr möglich ist) stillen, und der Welt zeigen, dass sich selbst im Fach des Romantischen noch was Neues, und, nisi me omnia fallunt, was sehr gutes machen lässt. Ich arbeite sehr con amore und mit Virgilianischem Fleisse daran: auch hab' ich manchen süssen Tag, und manche saure Stunde dabey. —

Was macht Bürger? Schreiben Sie mir doch von ihm, wenn Sie was wissen. Wir haben uns ein halb Jahr lang seiner Zukunft in Weimar gefreut, wozu er uns voriges Jahr Hoffnung machte. Aber es ist nichts daraus worden, und er hat seitdem nicht einmal einen Laut von sich gegeben.

Nochmahls, leben Sie wohl!

Weimar, den 1. Februar 1779.

Wieland.

---

16. Von C. M. Wieland.

Lieber Jacoby, seyen Sie ruhig wegen der Besorgnis, als ob ich meinem Einwurf gegen Ihren Tadel des Hauptgedankens, worauf Stollbergs Hymne an die Sonne ruht, die Form einer Berichtigung geben möchte. Mein erster Vorsatz war, diesen und einigen anderen gelegenheitlichen Betrachtungen die Gestalt eines Briefes an Sie zu geben; und ich glaube wie Sie, dass es nicht unschicklich wäre, wenn wir dem Merkur zuweilen dergleichen Briefe an einander zu bestellen gäben Aber über den besagten Gegenstand habe ich bey mehrerem Nachdenken Ihre Kritik erheblicher und passender gefunden als was mir zur Rechtfertigung des Dichters anfangs beygefallen war, und also den Brief ungeschrieben gelassen. Ich hab' jetzt unmöglich Zeit, Ihnen umständlich

davon zu schreiben. Die ganze Sache lief darauf hinaus: „Stollbergs Hymne und Warnung an die Sonne stütze sich, allem Ansehen nach, auf die uralte Vorstellungsart der Morgenländischen oder vielmehr beynahe aller Völker, deren Gefühl und Einbildung noch nicht durch Philosophie gebildet ist, sich die Gestirne als beseelte Wesen, Feuergeister in Lichtkörpern, und als eine Art von Untergöttern unter dem allbeseelenden Geist zu denken, denen er gewisse Würkungskreise angewiesen hat, worinn sie als freye Wesen würken und als Götter herrschen. Zu dieser Vorstellungsart, die dem Menschen sehr natürlich seyn müsse, weil sie so allgemein gewesen, passe die Vermuthung, dass diese Untergötter ihre Gewalt auch missbrauchen können, ganz gut; oder sie sey vielmehr eine natürliche Folge des Begrifs, den sich die Menschen von jeher von der Freiheit der Götter und Geister gemacht; und gerade die daher entspringende Ungewissheit unseres Schicksals, werde durch die Furcht, die sich dadurch in unsre Bewundrung und Liebe derselben mische, zu einer Quelle erhabner Vorstellungen. vid. Burke n. n.

Ich denke, diess ist genug Ihnen meyne Meynung verständlich zu machen. Wie weit man dieser Hypothese zu Folge, die Apologie des Gr. Stollberg treiben könnte, will ich jetzt nicht ausmachen; wenigstens däucht mich, er müsse die Sache von diesem Gesichtspunkte angesehen haben.

In der nächsten Fortsetzung Ihrer Beurth. der Voss. Blumenlese hoffe ich ein besonderes memento zum Lob der Vossischen Idyllen zu finden. Das sind wahre theokritische Idyllen, denn sie haben nichts mit Theokrit gemein, als seinen Geist und stehen der Himmel weiss wie weit über den Gessnerischen idealisirten und sentimentalisirten Nachahmungen.

Noch, bester Jacobi, muss ich Sie um eine Gefälligkeit bitten, die Sie mir hoffentlich nicht abschlagen werden — um eine kurze Recension oder Empfehlung der Frauenzimmerbriefe unsrer Freundin Sophie. Sie erwartet diess vom Merkur — mich däucht aber Sie könnten und würden sich dieser Pflicht mit mehr Grazie entledigen als ich — kurz, Sie erweisen mir einen grossen Gefallen, wenn Sie sich je bälder

je lieber dran machen. Denn länger als bis in den März kann ich die liebe Frau nicht zurücksetzen.

Dass gewisse Stellen im zweyten Theil des Pervonte vorzüglich auf Sie, mein bester, Effect machen, und gerade den Effect, den sie gehabt haben, machen würden, sah ich vorher. Wenn ich noch einige Jahre lebe, so werden Sie Ihren Wunsch erfüllt sehen. Für jetzt lassen Sie mir noch meine Liebhaberey am Stanzendrehen und Porzellanmahlen, wenn man's so nennen will. Ich glaube darin etwas eben so Eigenthümliches zu haben als in Musarion; die freylich ein Werklein ist, wozu mir unter Alten und Neuen kein Muster oder Paradeigma bekannt ist. Ich bin gewiss, dass **Ihnen** mein Oberon Freude machen wird; wiewohl ich ihm, in der tollen Ueberstimmung worinn jetzt die teutsche Jugend ist, und in dieser Zeit, wo der jüngere Theil der Leser und Leserinnen weder Geschmack noch Ohr, noch irgend einen andern Sinn für ächte poetische Kunst mehr zu haben scheint, für die öffentliche Aufnahme, die er verdienen wird, nicht Bürge bin. Die Zeit, da uns Gerechtigkeit wiederfahren wird, wird freylich kommen; aber dass es angenehmer wäre, wenn wir sie selbst erlebten, ist nicht zu leugnen.

Tausend herzliche Grüsse an Bruder Gleim und Schwester Gleminde. Haben Sie Dank für die im Vorbeygehen geschehene Erwähnung der Halladat — es hat mir wahre Freude gemacht.

Sorgen Sie dafür, dass mir das, was Sie mir für den März bestimmen, längstens in 3 Wochen à dato in meinen Händen sey — und leben Sie wohl.

Weimar den 17. Februar 1779.

W.

---

17. Von J. H. Voss.

Ottendorf, d. 28. Febr. 1780.

Mir ist eingefallen, lieber Jacobi, dass Sie, einer der grössten und mächtigsten Statoren des diesj. Almanachs, über die Mehrheit der Versender, vielleicht gar kein Exemplar bekommen haben. Ich als der entfernteste trug es Bohnen auf, und nahm mir vor, Ihnen auf Ihren letzten Brief, den Sie mir kurz vor der Aachenschen Reise schrieben, dann zu antworten, wenn ich Ihre Zurückkunft nach Düsseldorf erführe. Und Sie wissen wohl, giebt man dem Faulheitsteufel, der sich in einen Engel des vernünftigen Aufschiebens verstellt, nur einen Finger, so nimmt er die ganze Hand. Hier ist also ein Almanach und meine Antwort, oder besser mein Dank für Ihren lieben Brief. Hat Ihnen das Exemplar, das Sie vielleicht schon haben, nicht ein näherer Freund, oder gar eine Freundin geschenkt: so nehmen Sie zum täglichen Gebrauch (ich seze den Fall, dass Sie täglich Briefe schreiben) das meinige: dann haben Sie doch jedesmal, wenn Sie nach dem Datum sehen, eine dunkle Vorstellung von Ihrem unbekannten Freunde im Nebellande Hadeln, der Sie gewiss liebt, und wenigstens dadurch Gegenliebe verdient.

Mit den komponirten Liedern habe ichs so gemacht, wie ich konnte, und Sies erlaubten. Das an Clärchen hatte keine Melodie, sondern 2 andre, die ich jetzt nicht auffinden kann. Aber Ihren andern Befehl, es ohne Namen zu drucken, habe ich dadurch erfüllt, dass ich das Blatt, worauf Ihr Name stand, umdrucken lassen. Die fatalen Druckfehler müssen Sie mir nicht zurechnen, denn ich habe, meines Homers wegen, diesmal die Besorgung allein meinem Mitherausgeber überlassen müssen; und der war für die Correctur zu weit entfernt. Beim künftigen solls besser werden.

Ihren Rath, Bachs Anerbieten nicht anzunehmen, habe ich, wie Sie sehn, befolgt. Wollen Sie von Reichardt oder Schulz (dem Verf. der musik. Art. im Sulzer) der neulich eine Sammlung vortreflicher Melodien herausgegeben hat, komponirt sein; so bitte ich Sie, mir bald einige Lieder zu schicken. Auch meiner eigenen Muse wegen, wenn ich noch

eine habe, bitte ich um bald; denn in einem Lande, wo die Natur weder Wälder rauschen, noch Quellen fliessen, noch Nachtigallen singen lässt, kann sie nur vom ehemaligen Genuss und von treuen Zeichnungen der abwesenden Natur Begeisterung erwarten.

Vor einiger Zeit ward ich eingeladen, mich bei Herder zur Rectorstelle in Riga zu melden. Ich that es, und die Stelle war schon vergeben; aber mit solchen Bedingungen, die ich doch nicht angenommen hätte: nämlich unter des vorigen R. Inspection zu stehn und ihm jährlich einige 100 Thlr. abzugeben. Gleim hat versucht, mir die Stelle in Quedlinburg zu verschaffen; aber ich sehe aus der Zeitung, dass auch diese schon besetzt ist. Wenn ich doch einmal schulmeistern soll, so wünschte ich freilich, über etwas vernünftigeres als amo und mensa (ich rede ohne Figur) zu schulmeistern, und dabei nicht über Knabenstreiche Gericht halten zu dürfen. Am liebsten ginge ich als Professor nach Kiel; aber da haben sie schon die Menge von Leuten, die sichs anmassen, die Alten zu erklären.

Vor 17 Wochen hat mir das Weibchen wieder einen dicken fetten Jungen ausgebrütet, der eben auf dem Bette neben mir liegt, und sich todt lachen will, dass ihm seine Mutter das Wiegenkissen aus den Händen reisst. Der Grosse plaudert nun schon über alles, wie ein Rez. der allg. Bibliothek besonders wenn ihn, welches fast immer ist, hungert.

Die Odyssee habe ich mit Angst und Freude, geendigt und unter anderen Dunkelheiten (ich fand ihrer oft da, wo man allgemein Tag sieht) sogar die berüchtigste Stelle von der Ὀρσοθύρα die schon Eustath nicht mehr verstand, aufgeklärt. Und nun will Deutschland meine Arbeit nicht haben. Ich habe jetzt erst gegen 150 Subscribenten. Ich will noch den letzten Schritt thun, ob er mir gleich nicht ganz liberal scheint; aber der Schein des Eigensinnes, besonders wenn man ihn als Anmassung der Virtuosenhaftigkeit auslegen könnte, ist mir noch mehr zuwider: ich will den Termin bis Pfingsten oder Johannis verlängern, und wenn dann die Zahl 1000 nicht voll wird, mein Eigenthum einschliessen. bis es bei unsern Mäcenen ausgemacht ist, dass

es Eigenthum sei, was Nachdrucker rauben, oder bis weniger über Homer geschwazt, und mehr Liebe zu ihm verbreitet wird.

Grüssen Sie Ihren wackern Bruder, den ich Pfingsten in Hamb. zu sehen hoffe (nicht auch Sie?) und seine würdige Gattin. und Ihre Schwestern, besonders Schwester Lottchen, die ich kenne, und H. Schenk. Meine Frau grüsst auch. Sie sehen, ich liebe das Grüssen, und überhaupt das Plaudern, wenn ich daran komme. Antworten Sie mir bald.

Ihr Voss.

18. Von F. L. Graf Stolberg.

Tremsb(üttel) d. 15. Sept. 83.

Der erste Gesang Ihres Gedichts hat mir nicht nur ein lebhaftes Verlangen nach den folgenden gegeben, sondern auch die innige Sehnsucht nach dem lautren und reichen Quell vermehrt, aus welchem so viele herrliche Empfindungen in Liedern jeder Art lebendig hervorströmen. Und diese Sehnsucht war doch schon vorher sehr gross, auch schon ehe meine Schwester mir aus der Fülle ihres liebe- und freudetrunkenen Herzens viel von Ihnen, Ihrem lieben Bruder und dem trauten Familienzirkel in Pempelfort erzählet hatte.

Als ich zuerst erfuhr, dass ich in Westphalen wohnen werde, war dies einer meiner ersten Gedanken, dass Düsseldorf und Pempelfort auch in Westphalen sind, und ich liess mich süsse Träume träumen aus welchen ein Blick auf die Landcharte von Westphalen mich zu früh erweckte.

Ach es war mir ein Wort aus dem Herzen und ins Herz geredt, wie Ihr lieber Bruder mir neulich klagte: „Ach es „ist ein abgeschmacktes, dummes Thier um den ungeschor- „nen grossen Pan, und es ärgert mich oft nicht wenig dass „wir so in die Seele seines Barts hinein leben müssen, „und in die Seele seiner Hörner!

O dass wir mit vereinten Kräften diesem Ungeheuer die Hörner stumpfen, oder den Bart ausreissen könnten! Ich armer werde nun in seiner Zotten eine nach Hinter-West-

phalen hingebannt. Aber ich besuche das edle Brüderpaar gewiss. Dann soll Ihnen meine Agnes das süsseste deutsche Liedchen singen: „Chloe, weisst du noch die Stunde“.

Und ich werde Ihnen beyden von der herzlichen Liebe und Hochachtung mehr sagen können als Feder und Dinte ausdrücken.

Sagen Sie Ihrem Bruder, auf sein Geheiss habe ich der Satire an ihn einen Namen gegeben das Kleinod, er bezieht sich auf die ersten Zeilen.

Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

F. L. Stolberg.

19. Von F. Schiller.

Mannheim den 16. November 1784
(anstatt des Monats ursp. 29. Octbr.)

Hier, mein schätzbarster Freund, übersende ich Ihnen auf Ihre gütige Erlaubniss eine Anzahl von Avertissements meines Journals. Ich setze nichts hinzu. Sie wissen meine Wünsche, und kennen meine Situation genug, um überzeugt zu seyn, wie unendlich viel mir an dem glücklichen Erfolg dieser Sache liegen muss. Ihre Freundschaft wird für mich thätig seyn, und Ihr Zusammenhang mit dem Reiche der Litteratur lässt mich alles hoffen. Also brauch ich nicht weitläufiger darüber zu reden.

Dass Ihre Ankunft in dem Ort Ihrer Bestimmung glücklich gewesen, glaube ich, weil ich es wünsche, und mein wärmster Antheil Sie dahin begleitet hat. Immer werde ich mich der wenig Tage, die mir in Ihrem Umgang so angenehm flossen, mit Freude erinnern. Das Glück hat mir doch jederzeit gut gewollt, da es mich mit den besten Menschen dieser Zeit in Bekanntschaft brachte. Eine schöne Schadloshaltung für die acht Jahre, wo es mich (beinahe) an die Verworfensten anschmiedete.

Frau von la Roche habe ich seit jener Zeit nicht mehr gesprochen, sonst würde ich Ihnen von diesem Hause etwas zu schreiben haben. Der gute Neumann ist um 500 fl. mit

seiner Frau bei Bellomo engagiert. Hr. von Sekendorf, den ich für ihn zu interessiren suchte, hat es durchgesezt. Ich weiss, dass Ihnen das Schicksal dieses Mannes nicht gleichgültig ist.

Sie werden jezo ohne Zweifel in Ihrem neuen Wirkungskreis tausend Dinge vorfinden, die ihren Geist und Ihr Herz beschäftigen. Wie sehr beneide ich Ihnen diese Lage, die Ihren Wünschen so sehr angemessen scheint, und gewiss manchen, biss jezt in Ihnen schlafenden, Entwurf zur Reife bringen wird. In guten Stunden, wo Sie Sich Ihrer Thätigkeit freuen, und von Geschäften angenehm ausruhen, schenken Sie zuweilen einem Freunde, der Sie herzlich lieb hat und hochschätzt, eine Erinnerung. Dieser Freund bin ich in aller Bedeutung des Worts, und werde es ewig seyn.

Friderich Schiller.

P. S. Wenn Ihnen allenfalls noch einige Männer beifallen solten, von deren Betriebsamkeit in Absicht meines Journals ich etwas hoffen kann, so erweisen Sie mir die Gefälligkeit, mir solche zu nennen. Ich habe noch sehr grosse Lücken in meinem Correspondenten-Verzeichniss.

---

20. Von W. H. von Dalberg.

Wohlgebohrner Herr!

Hr. und Frau von Laroche haben mir Wunderdinge von einer neuen Oper gesagt, die Hrn. Jacobi's letztes lyrisch dramatisches Werk seyn soll. Orpheus ein Meisterstück; ich erinnere mich, dass Euer Wohlgeboren mir selbst etwas von diesem neuen Product gesagt haben, und meine Neugierde ist nun aufs äusserste gespannt. Sehnlich ist mein Wunsch, diese Oper auf unserm hiesigen kurfürstlichen Nationaltheater aufführen zu lassen. Von Seiten der musikalischen und dramatischen Darstellung verspreche ich ihnen alle mögliche Befriedigung, nur käme es auf einen vorzüglich guten Compositeur an, wofür ich aber auch sorgen will.

Falls Sie nur die Güte haben wollen, mir Ihr Manuscript anzuvertrauen; damit ich zeitlich die nöthigen Veran-



staltungen zu Dekorationen, Kleidern und Musik treffen kann; ich wünsche diese Uebersendung um so ehender, als Benda annoch in Mannheim ist, bald aber wieder von hier abreisen wird. Ich wünschte mir keinen bessern Tonkünstler zu Bearbeitung einer solchen Oper. Wenn Euer Wohlgebohren von dieses braven Mannes schöner Musik etwas gehört haben, so bin ich überzeugt, dass Sie vollkommen meiner Meinung sind.

Ich habe die Ehr mit vorzüglicher Hochachtung zu seyn
Euer Wohlgebohren
gehorsamer Diener.
Mannheim den 17. Jenner 1785.
Fr. v. Dalberg.

---

21. Von Sophie la Roche.

Manheim d. 20. I. 1785.

Ich schreibe Ihnen, lieber George! mitten aus den Scenen des Carnevalls, wohin mich Peggi Pfeffel führte, den da mein Frantz in Colmar so viele Comedien Bälle und Concerte geniesst, so muss wohl Pfeffels Tochter bey mir auch was haben und Papa La Roche liebt die Schauspiele, welche hier würklich sehr artig gegeben werden, wenn man Ifland — Beck — und Beil in ihren für ihre Stärke taugende Stücken sieht.

Aber was ein Wirbel für mich und wie erhöht alle dass die Ruhe, welche von den Lindenbäumen dess Vorhofs der Lutherischen Kirche in Speyer in mein Zimmer und meine Seele fliesst.

Ich habe Schillers Cabale und Liebe spielen sehen: dass ist für mich abscheulich und sollte nur von Teufel und Wahnsinnigen vorgestellt werden — Menschen welche des Eindruks und Vorstellung edler Gesinnungen fähig sind, können die Hälfte der Rollen ohne schmerzhaften Zwang der Seele und dess Cörpers ohnmöglich spielen. Ich sah auch Günther von Schwartzburg — ich war in der Dalbergischen Loge — die Musik ist so schön dass ich sie mir zu den Scenen voll Adel und Grösse der Seele Ihres Orpheus dachte, und mich

nicht enthalten konte dem H. v. Dalberg von Ihrer vortreflichen Opera zu reden, und dass mit den Gefühlen welche mich bei dem Vorlesen hingerissen und eingenommen haben. Nun lieber George! War es wohl nicht anders möglich als das H. v. Dalberg auch eingenomen wurde und den andren Morgen zu mir kam um mich alles wiederhohlen zu machen, was ich Abends gesagt habe — am Ende beschwor er mich — Ihnen zu schreiben — und Sie zu bitten, ob es nicht möglich wäre, dass Sie dieses herrliche Stück hier aufführen liessen. Er will Kleidung, Scenen, Musik, alles auf das grösste und beste verfertigen lassen, alle Kosten dazu anwenden die Sie nur wünschen können um Ihrer Composition Ehre zu machen und Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen — Sie sollen alles bestimmen, alles verlangen, was Sie wollen.

Nun habe ich meinen Auftrag ausgerichtet und füge nur noch die Bitte hinzu, ob es nicht möglich wäre, dass Sie mir ein Fragment Ihres schönen edlen Gedichts anvertrauen um Dalberg die Freude zu machen es nur auf einen Ecke zu sehn?

Jezo Freude meinem theuren Freund über seine Zufriedenheit in Freyburg — Seegen über die, welche ihn lieben, und Seegen für Mad. Bethmann, welche mich Anfangs Merz nach Paris führt, von wo ich meinen Rükweg über Colmar nehmen und von dort aus meine Schlosser auf einige Tage mit La Roche besuchen werde. Den 10. Febr. bin ich wieder in Speyer, aber ich bitte Sie, um dess guten H. v. Dalberg und um meinetwillen, antworten Sie mir nur mit wenigen Zeilen auf diesen Brief, was Sie thun können und thun wollen. Die Begierde nach Ihrem herrlichen Orpheus können Sie niemand verargen — ich werde selbst in Paris die Leute entzünden soweit ich kan:

Der lieben theuren Tante! dem rechtschafenen Schlosser tausend Freundschaft von la Roche und mir — ich freue mich mit meiner Seele auf Schlossers Gruss — den Paris freut nur ein Ecke Meines Kopfs und die Hofnung den Plan auszuführen meine Schweizer Reise und ihre Wunder der Natur — neben der Pariser Reise zu Wunder der Kunst neben einander zu stellen. Hätte ich Zeit, so käme ich biss

nach Bordeau, und gieng nach 3 Monat mit dem Hofmeister und Söhnen der Bethmanns wieder zurück — NB. ohne dass die Reise mich kostete: Petersen war freundschaftlich für Sie und wünschte Ihr Verwandter zu werden — aber die Tante ist sorgfältig und klug, da sie haben will, dass Sie sich sehen und so soll dass gantze ruhen biss die Blumen wieder erwachen. Adieu von

Sophie La Roche.

Ihr Fragment vom Orpheus soll nicht aus meinen Händen komen — sagt La Roche — er verspreche es.

---

22. Von J. G. Schlosser.

Carlsruhe, 7. Octbr. 1788.

Vorgestern, lieber Bruder, sind wir von unsrer Reise zurück gekommen, denn ich glaube ja, du weist schon, dass wir mit unsern 2 kleinen nach Frankfurt gereist sind? Wir haben dort die Freude gehabt meine alte Mutter, obgleich etwas am Leib geschwächt, doch noch sehr gesund am Geist zu treffen, und Liebe von ihr zu empfangen wie wir ihr Liebe gaben. Ein solches Alter ist warrlich natürlicher Lohn eines gut geführten Lebens und ich kan mit Ueberzeugung sagen, dass meine Mutter den Lohn verdient. Die Mama Göthe war sehr freundschaftl. und mütterlich. Wir haben nichts in Frankf. gelitten als dass wir nicht ungestört mit ihr leben konten. Aber der Gastereyen war kein Ende, das verdarb uns viele gute Stunden. Forstern und seine junge Frau Heines Tochter habe ich da kennen gelernt. Das Weib hat vielen Verstand, noch mehr Leben, und ein sehr beredtes Mäulchen. Er ist ein Mann von gutem Sinn, aber die Aufklärungs-Sucht und die Lautdenkerey hat ihn sehr ergriffen. Ich weis nicht, ists Natur in ihm oder ists Wirkung seiner vielen Reisen, das sein Gefühl abgestumpft hat; und wenn ich so mit ihm sprach, so schien es mir, er fühle diese Stumpfheit selbst und trage sie ungern. Doch ist er sehr duldend, und es lässt sich mit ihm ein kluges Wort reden. Auch Cramern, der die prodektische (?) Carte schrieb, habe ich

gesprochen. Er scheint instruiert, aber, unter uns gesagt, seinen Ruf scheint er mir mehr dem Klub als dem Verdienst schuldig zu seyn. Endlich habe ich auch den Dr. Neufville kennen gelernt, den Magnetiseurgehilfen, den Lavater so indiskret bekant gemacht hat.

In der Hinreise sprach ich Starken auf 1/4 Stunde, in der Herreise Merken. Von diesem wirst du wissen, dass er durch viele fehlgeschlagene Unternehmungen so hypochonder geworden ist, dass er selbst fürchtet seinen Kopf zu verlieren. Den hat er aber doch noch, nur ist er sehr gedrückt. Sein Lieblings-Studium der Natur-Geschichte ist ihm verekelt, und wenn ich recht sehe, so hat auch das zu seinem Verfall beygetragen, dass er darin weniger brilliren konte als er wollte. Freunde hat er keine um sich, und mich dünkt, er weis, dass er keine erworben, die meisten von sich gestossen hat.

Ich hoffe, du hast nun Antwort von Reichardten, und sehne mich nach Nachrichten von dir.

Von der Mama Laroche habe ich dir viele Complimente zu sagen. Sie ist noch die alte, aber sie leidet gerade aus einer andere Ursache als Merck, ebenfalls durch den Abandon ihrer Freunde. Jener wollte keines Menschen schonen, diese schonte aller. Ich gestehe dir dass diese Frau mich dauert. Ihr Mann ist beynahe kindisch, und ihre Kinder schreiben all ihr Leiden nur ihr zu! Der Kreis, dessen Mittelpunct sie seyn wollte, war ihr zu weitläufig, und noch hat sie nicht gelernt sich zu beschränken! — Lass uns das bald lernen, lieber Bruder. Es ist der einzige Weg seiner zu geniesen! Nun lebe wohl. Die Amie grüsst und küsst dich herzl. So auch dein Schl.

Höre doch von Hr. v. Schoch, warum er mir nicht antwortet.

---

23. Von Klamer E. Schmidt.

Halberstadt, 13. May 1803.

Nicht lange vor seinem Hinscheiden, hatte Gleim mir aufgetragen, die Gedichte, von ihm auf seinem Sterbe-

bette gesungen*, zum Druck zu befördern. Mein erster Vorsatz war, diesen letzten pierischen Willen unsres Freundes schon in den ersten Märztagen zu erfüllen, einige Worte über seine letzten Stunden vorangehen zu lassen, und Exemplare an alle seine Freunde zu schicken, voraus an diejenigen, die vor oder nach seinem Tode herzlicher über ihn an mich geschrieben hatten.

Indess, theuerster Jacobi, kam Ihr wehmüthiger Brief vom 12. März d. J. Er allein hätte meinen Vorsatz beflügeln sollen. — Aber ach! Die menschlichen Vorsätze! Und nun gar die liter. Vorsätze eines Geschäftmanns! — Fast drey Monate schon ruht G. in seinem Garten vor dem Gröperthor, auf der Stelle, wo sonst eine liebliche Laube sprosste mit der Inschrift von ihm selbst:

Die Blume blühet und verblüht
Zu ihres Schöpfers Ruhme.

Unter umhergesetzten Marmor-Urnen seiner vorangegangnen Freunde, ruht er, in einem auch für Gleminden und Hofrath Gleims bestimmte Gewölbe, und über ihm blühen junge Hyacinthen und Mayblumen: — und noch tönt die Leier des Sterbenden mir noch allein: Herder und Voss hören sie noch nicht, Jacobi noch nicht, der sie hätte zuerst hören sollen! Woher diess Versäumniss gekommen sey, kann ich Ihnen, liebster J., jetzt nicht sagen; es würde die Grenze eines Briefes weit überschreiten. Binnen 6 Wochen aber erhalten Sie von G's Sterbegedichten Ihr Exemplar gewiss. Jetzt nur einige vorlaufende Worte über Ihn selbst! —

Seit der unseligen Augen-Operation im J. 1801 schien die gute zuvorkommende Laune** Ihn immer mehr zu verlassen. Sein schönstes Leben war gelebt, seit er, der so viel geistige Consumtion gehabt hatte, die Buchstaben auf dem Papier nicht selbst mehr sehen konnte. Indess kamen Ihm

* Körte, Gleim S. 364: „Die Herausgabe derselben ward letztwillig dem Freunde Klamer Schmidt übertragen. Bis heut (September 1810) sind sie noch nicht erschienen," auch später nicht.

** Am Rande nachgetragen: die alles in rosenfarbnem Licht ihm gezeigt und er minder gute Launen seinen Freunden so reichlich zu vergelten gewusst hatte.

noch viele Tage und Stunden, wo er die alte Vaterlands- und Musenliebe laut werden liess; seine Nächte waren, wie Aïdi's, noch voll Gesangs; und bey Tage liess er sich vorlesen, obschon Keiner ihm zu Dank lesen konnte. Also lebt' er ein noch immer erträgliches Sopha-leben, unter den Tröstungen Glemindens, unter persöhnlichen und brieflichen Zusprüchen seiner Freunde, bis zu den letzten Decembertagen des vorigen Jahres. Da überfiel Ihn ein Dämon, den sein Arzt, der Mediz.-Rath Cramer, die Schleimschwindsucht nannte. Von da an fesselt' Ihn das Lager oben auf seinem Schlafzimmer. Dass er schmerzhaft litt, äusserte er mehr, wie Einmal, in den stärksten Ausdrücken.

„In meinem Leibe stampft der T — mit drey Pferdefüssen!" — Eine grosse Parzenscheere ist in meinem Leibe, die mir alle Gedärme zerschneidet!" — „Erbarmen! Erbarmen!" — „Mein Gott! warum hast du mich verlassen; hab' ich doch dich nicht verlassen!" So jammerte er zu verschiedenen Zeiten.

Dennoch blieb im Anfang der Krankheit Ihm noch immer Lebenshoffnung, bis zu Ausgange des Januars. Da bestellt' er selbst, mit Standhaftigkeit, sein Grabgewölb' und seinen Sarg, und fieug an, ernsthafter von seinen Freunden und Bekannten Abschied zu nehmen. Schon den 4. Febr. nahm Er ihn von mir, mit einem längern Händedruck, und sagte: „Schmidt! Können Sie bey unserm Herr Gott etwas ausrichten, mit Ihren horazischen Oden. so bitten Sie um meine Auflösung!" An eben dem Tage, gab er mir sein Vermächtniss an Jacobi; und kurz vorher hatte er, (vielleicht an Gall in Wien denkend), seinen Nachbar, den H. Dom-Syndicus Nosetreter gebeten, dafür gerichtlich zu sorgen, dass, nach seinem Hinscheiden, ihm sein Kopf nicht genommen würde.

Vom 14. Febr. an, verstummte seine Muse, und er fiel in einen Zustand der Bewusstlosigkeit, worinn er den 18. Febr. Abends nach 5 Uhr, hinüberschlummerte zu seinem noch oft auf dem Sterbebette genannten Kleist.

Diess, l. Jacobi, einige Fragmente aus G's letzten Tagen, so wie ich sie, mehrentheils mit denselben Worten,

den Sterbegedichten vorsetzen werde. Sie sind aber nur für Sie geschrieben, und für Ihre Einzige; und ich beschwöre Sie, bey unserer dreyssigjährigen Freundschaft, diesen Brief Keinem Andern zu lesen, noch weniger etwas davon durch den Druck zu vervielfältigen, weil ich in der That noch nicht weiss, ob ich nicht manches noch mildern, oder ganz auslassen werde, bey mehrerer Ueberlegung. Da würd' es dann mir sehr unlieb seyn, wenn über G. aus Einer Feder Varianten im Publicum umgingen.

Und nun, liebster Jacobi, wünsch' ich, dass die Beilagen für Iris aufs Jahr 1804 nicht zu spät kommen mögen! Wenn es Ihre Convenienz ist, sie alle oder grösstentheils aufzunehmen, so wär's mir lieb, wenn Sie die Güte haben wollten, zu seiner Zeit, ausser den Exemplaren für Gleminden und für mich selbst mir auch noch zwey andre für Fr. Masslieben und E. S. (einen jungen Anfänger, der grosse Hoffnungen macht) jedoch alle ohne Calender zugehen zu lassen, 1 Exemplar aber für Bothe und an ihn selbst zu schicken, unter der Adresse:

„Dem Herrn Doctor Friedr. Heinrich Bothe
zu Berlin"

Unsern Wünschen gemäss wär's, wenn es diessmal früher geschehen könnte; denn die Iris-Exemplare von 1803 sinp erst im Febr. in unsre Hände gekommen.

Bothe, der vortrefflichsten Menschen einer, Uebersetzer des Euripides, Dichter der vor einigen Jahren herausgekommenen, sehr geschätzten Volkslieder, war über drei Monate, in unsrer Mitte, und hat G'm sterben sehen, der ihm auch ein jährl. Vermächtniss von 100 Thlr. hinterlassen hat.

Das G'sche Vermögen wird auf 80000 Th. geschätzt und Glemindc, was Ihr wohl Keiner missgönnen wird, ist zur Universalerbin eingesetzt. Sie wird von Michael d. J. an auf dem Domplatze wohnen, dem Gleimschen Hause zwischen den ersten untern Predigerhäusern und der Peterstreppe, wo erst Herr v. Witzleben wohnte, hernach Hr. v. Dohm. In einem Alter von 70 Jahren, geniesst sie doch noch einer ziemlich erträglichen Gesundheit. Nervenschwäche und Haupt-

weh, woran sie oft leidet, werden. denk' ich, weichen, wenn sie erst mehr Ruhe haben wird.

Vielleicht ist's auch Ihnen nicht ganz gleichgültig, zu hören, dass ich nach G's Disposition, mit Hr. Wilhelm Körte die Briefe v. Gl. Freunden herausgeben soll. Die Briefe der schon Verstorbenen werden den Anfang machen, und wahrscheinlich können Klopstocks Briefe schon auf Ostern 1804 zur Messe kommen.

Gleminde, Hofrath und Hofräthin Gleim grüssen ihren lieben unvergesslichen Jacobi mit der herzlichsten Freundlichkeit.

Der Hofrath kränkelt oft, versieht aber seine vielfachen Stiftsgeschäfte noch mit vieler Munterkeit!

Möge doch der Frühling auch Ihrer Gesundheit recht gedeihlich seyn, und Ihren Hoffnungen Flügel geben zum wenigsten noch auf zwanzig neue Frühlinge! Ja, liebster Jacobi! ich werde mich innig freuen, wenn ich in Ihrem nächsten Briefe hierüber gute Nachrichten höre!

Alle die meinigen, gross und klein, grüssen von ganzem Herzen den Sänger der Grazien und Seine ganze theure Familie!

Leben Sie wohl! Jetzt und immer mit unveränderter Liebe, Ihr

Klamer Schmidt.

(nachgetragen am Rande): Ihre vieljährige gute Freundin, die Frau Hofräthin Dingelstedt ist auch nicht mehr unter den Lebendigen. In der Mitte des Märzmonats d. J. folgte sie unserm G. bald nach; und ihr hinterlassener Gatte trauert noch immer um sie untröstlich. Hat Ihre liebliche Muse einen Trost für ihn, so vergessen Sie nicht, ihn mir mitzutheilen.

---

24. Von Ch. Graf Stolberg.

Windeburg im Herzogthum Schleswig 23. VI. 1805.

Im verflossenen Jahre, theuerster Herr Professor, war ich mit Uebersendung eines Schärfleins zu Ihrer Götterbotin sehr unglücklich, ich kam zu spät. Auf dass ich dieses Mal

nicht gleiches Schicksal erleben und es nicht wieder von mir heissen möge: tardi venere bubulci, so beschleunige ich izt meinen kleinen Beitrag, es Ihnen gänzlich überlassend, ob Sie meinen vorjährigen zugleich mit aufnehmen wollen. Schalten und walten Sie mit allem nach eigenem Gelüsten.

Ist es thunlich, so wäre mirs angenehm, wenn diese beyde Rundgesänge sich ungesondert auf dem Fusse folgen könnten, doch so, dass der Sie an Ihn der erste wäre.

Erreichen beide Ihren Beifall, so wird es eine grosse Freude für mich sein.

Es ist mein beständiger und sehr lebhafter Wunsch, dass von Ihren für mich einen unaussprechlichen Reiz habenden Gedichten, eine Sammlung erscheinen möge. Es ist unmöglich sie zu bekommen und so viele Mühe ich mir auch darum gegeben habe, so bin ich doch überzeugt, dass mir viele Ihrer allerliebsten Lieder mangeln.

Um Gottes willen, dass nur keine fremde Hand daran rühre! Dieser zarte Blüthenstaub erduldet keine Antastung, durch jede gewähnte Verbesserung würden sie nur verlieren. Nur Sie selbst und doch o mit welcher keuschen Vorsicht! Vor allen Dingen möchte ich Ihrer, in Wahrheit viel zu weit gehenden Bescheidenheit zurufen: Ne cui quam tibi credas!

O dass ich so glücklich wäre Sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen, ich weiss es durch das bestimmteste und überzeugendste Gefühl, dass wir uns sehr sehr nahe kommen würden.

Die Allemannischen Gedichte, die ich Ihrer Bekanntmachung verdanke, haben mich über allen Ausdruck glücklich gemacht.

Leben Sie wohl, theurer, edler Mann und nehmen Sie mich auch persönlich unbekannt unter die Zahl ihrer Freunde und Bewunderer. C. G. v. Stolberg.

QUELLEN UND FORSCHUNGEN

ZUR

SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE

DER

GERMANISCHEN VÖLKER.

HERAUSGEGEBEN

VON

BERNHARD TEN BRINK UND WILHELM SCHERER.

III.

ÜBER DIE SANCTGALLISCHEN SPRACHDENKMÄLER BIS ZUM TODE KARLS DES GROSSEN.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1874.

ÜBER DIE

SANCTGALLISCHEN

SPRACHDENKMÄLER

BIS ZUM TODE KARLS DES GROSSEN.

VON

RUDOLF HENNING.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1874.

HERRN PROFESSOR

KARL MÜLLENHOFF

VEREHRUNGSVOLL GEWIDMET.

VORREDE.

Die nachfolgende Untersuchung ist hervorgegangen aus einer Strassburger Seminararbeit vom Winter 1872 auf 73. Sie sollte mit der von Müllenhoff in der Vorrede zu den Denkmälern auf Tatian angewandten Methode die St. Gallischen Urkunden für die chronologische Bestimmung der ältesten dort verfassten Litteraturdenkmäler verwerthen.

Der grösste Theil des auf den Vocabularius St. Galli bezüglichen ist damals geschrieben und nicht gerade wesentlich durch spätere Ueberarbeitungen verändert.

Die innere Unordnung des merkwürdigen Denkmals war leicht entdeckt. sein naher Zusammenhang mit Isidors Etymologien leicht erkannt. Eine eingehende Nachprüfung bestätigte dies zwar durchaus, aber es tauchte doch dabei noch eine Reihe intimerer Fragen auf, deren Erörterung für die Stellung unseres Denkmals innerhalb der Geschichte der Glossographie, ja für letztere mit, von Wichtigkeit zu sein schien. Daher war es unumgänglich, die unten angestellte Quellenuntersuchung in ganzer Breite hereinzuziehen. Es stellte sich heraus, dass Isidors Schrift trotz ihrer nächsten Verwandtschaft nur in bedingter Weise als Quelle gelten könne, dass nicht sie selbst die Vorlage gewesen, sondern, wie vermuthet werden musste, ein in ihr enthaltener älterer Grundstock noch ursprünglicheren Charakters. Ob später ein bestimmteres Urtheil erlaubt sein wird, wenn die Forschung über die Quellen der Etymologien, sowie über die Methode

von Isidors Compilation ein klareres Aussehen gewonnen haben wird, müssen wir dahingestellt sein lassen. Auch die neueste Untersuchung von Heinrich Dressel (De Isidori originum fontibus. Rivista di Filologia 1874. S. 207 — 268) konnte in dieser Beziehung noch nicht zu durchschlagenden Gesichtspunkten gelangen.

Die handschriftliche Ueberlieferung, welche ich im Herbst 1873 genau festzustellen suchte, verdiente eine eingehendere Besprechung, als ihr bisher zu Theil geworden. Zwei bei der Correctur untergelaufene Irrthümer bitte ich zu verbessern. Seite 17 Z. 180 ist palatus, ebenso S. 20 Z. 380 huuaiiot zu corrigiren. Von einer Unsicherheit, welche mir schliesslich geblieben, war Herr Dr. Wartmann so freundlich mich zu befreien. In meinen Notizen fand ich keine bestimmte Auskunft, ob Z. 297 uinta oder uuinta überliefert sei. Graff I. LXVI liest uintar, Wackernagel im Lesebuch (auch hierin nach Lachmanns Collation?) uinta, Hattemer dagegen uuinta. Wartmann berichtigt, dass nach seiner Ueberzeugung ganz sicher uuinta dastehe. Ich füge hinzu, dass auch er daran denkt, dass das auslautende r des Wortes durch Beschädigung des Blattrandes weggekommen sein möge. Zeile 169 endlich war consequenter Weise, in Uebereinstimmung mit der Anmerkung, haupit als definitive Ueberlieferung zu acceptiren.

Die neu gefundene Anordnung, die Verbesserung zahlreicher Fehler der Handschrift, die Aufnahme mancher nothwendigen oder plausiblen Conjectur machten einen nochmaligen Abdruck des kurzen Denkmals in seiner zu erreichenden reinen Gestalt wünschenswerth, zumal da die alte Ueberlieferung selbst eine möglichst schonende Behandlung forderte. Auch mehrere Vortheile praktischer Art waren damit verbunden.

Die Geschichte der beispiellosen Zerstörung der alten Ordnung unseres Textes habe ich zu reconstruiren gesucht, da die Winke, welche er selbst über seine Vergangenheit in sich zu bergen schien, zu verheissend immer wieder dazu herausforderten. Mich hat die Frage lange beschäftigt. Wieviel mir dabei über die Stufe blosser Wahrscheinlichkeit zu

erheben geglückt ist, mögen Andere entscheiden, falls ihnen die vielfach daran zu wendende Mühe des Nachprüfens lohnend erscheint.

Die dem Texte nachfolgenden Anmerkungen dienen besonders zur Erläuterung schwierigerer Worte. Auch Z. 430 falere hrusti hätte wohl eine Note verdient. Graff II, 546 fg. rechnet es zu den ursprünglich mit r anlautenden Wurzeln, aber hr wird allein schon durch unsere Stelle, sowie durch 441 hrustita gesichert. Belegt ist von dem Worte, ausser dem vorliegenden bei Graff übrigens nicht angeführten Nom. Plur., der Gen. Sing. rusti O. II, 2, 6 und der Dat. Plur. hrustim im Hildebrandslied 46. Für diese Casus wird als Nominativ nicht mit Graff rustî, sondern ein nach anst flektirendes hrust anzusetzen sein.

Die beigefügte kurze Grammatik über den Lautbestand des Denkmals mag ihre Dienste thun, obgleich sie nur das Nothwendige enthält und hier fast ganz noch in der Gestalt erscheint, welche sie bei der ersten Abfassung erhielt.

Ueber den urkundlichen Theil bedarf es vielleicht noch einer kurzen Verständigung. Th. Jacobi in seinen Beiträgen zur deutschen Grammatik S. 107 fg. ist der erste, der es unternahm, die deutschen Namen datirter Urkunden zu einem chronologischen Bilde zu vereinigen. Grimms verwandte Ausführungen in der Geschichte der deutschen Sprache, Wackernagels Arbeit über die burgundische, Dietrichs über die gothische Sprache müssen alle noch einmal in grösserem Umfange wieder aufgenommen werden. Die grossen Resultate in Heinzels Buch sind besonders der Dialektscheidung zu Gute gekommen. Müllenhoff zuerst dachte daran, die Litteraturdenkmäler in den Zusammenhang der durch die urkundlichen Namen chronologisch bestimmten Lautentwickelung einzuordnen. Auf diese Weise ermittelte er die Abfassungszeit des Tatian und forderte zu gleichem Verfahren bei einer Reihe anderer Denkmäler auf, speciell bei den ältesten St. Gallischen und bairischen, wo es sich um die Prüfung der Schererschen Datirungen handelte. Ich habe gesucht, zunächst eine möglichst vollständige Grammatik der urkundlichen Namen eines abgegrenzten Zeitraumes zu geben, um dann im

ganzen Umfange eine Vergleichung derselben mit den Lauten der in Frage stehenden Litteraturdenkmäler anzustellen. In denjenigen Zeitraum, in welchem der Lautstand beider zusammentraf, war die Entstehung der letzteren zu verlegen.

Ich glaube nun durch die Untersuchung selbst der Pflicht überhoben zu sein, die Möglichkeit und Anwendbarkeit dieses Verfahrens besonders hervorheben zu müssen, vergleiche auch unten S. 95 fg. Es wäre doch ein seltsamer Zufall, wenn in einer Epoche, in welcher die Laute noch nirgend zur Ruhe gekommen sind, sondern beständiger Wandlung unterliegen, jedes der drei oder vier in ihrem Lautstand sehr verschiedenen Denkmäler in einem bestimmten Zeitabschnitt überall mit den sprachlichen Eigenheiten der Urkunden nur zufällig zusammenträfe: ein um so seltsamerer Zufall, als dies gerade in demselben Zeitpunkt der Fall ist, in den Scherer schon aus sachlichen Gründen die Entstehung zweier derselben verlegt hatte.

Noch möchte ich eine Reihe von Erwägungen anführen, welche in der Untersuchung nicht erledigt sind. Es ist begreiflich, dass auf diesem noch wenig betretenen Boden die Technik eine weniger feststehende, die zu berücksichtigenden Gesichtspunkte noch nicht alle gefunden oder doch nicht so allgemein bekannt sind, als auf vielen anderen Gebieten. Es bedarf einer gewissen Versenkung, um in allen Fällen z. B. nur über die Etymologie immer sicher zu urtheilen. Ueber die Gesetze der Namenbildung und Ableitung wäre uns grössere Klarheit sehr erwünscht. Starks Buch thut oft gute Dienste in seinem Felde, reicht aber auch hier sehr häufig nicht aus. Der beste Wegweiser, den ich neben einzelnen Bemerkungen von J. Grimm und wenigen Anderen gefunden, sind die Erkenntnisse, die Müllenhoff in den beiden grossen, lichtvollen, plastischen, mit Poesie getränkten Schilderungen Nordalbingische Studien I, 210 fg. und Zur Runenlehre 42 fg. entworfen, sowie die zahlreichen Winke, die er in der Zeitschrift und anderswo gegeben hat. Wenn sich auch einzelne Unrichtigkeiten in meine Darstellung gedrängt haben mögen, die Resultate und das Gesammtbild werden, glaube ich, nicht dadurch beeinträchtigt. Nur bedaure ich, in Fällen, wo ich durch bestimmte Ueberlegungen mich zur Aufnahme

oder Fortlassung eines Namens bewogen fühlte, diese nicht jedesmal auch vorgetragen zu haben.

Um gleich mit einem allgemeineren Bedenken anzufangen. Latinisirungen in den Namen sind nicht zu leugnen, aber haben sie nur auf Endung und Auslaut (wie in denen auf -ricus) Einfluss, oder können sie auch, was ich vorläufig stark bezweifle, im Innern des Wortes wirksam sein? Dass sie in dem von Seiler Beiträge I, 481 statuirten Umfange vorhanden sind, wonach sie in Audomarus für Otmarus (siehe darüber auch unten S. 122), Rodulfus für Hruadolf (vergl. vielmehr Pfaff Zs. XVIII, 57) vorliegen sollen, scheint mir willkürlich und ganz undenkbar. In unseren Urkunden und soweit ich sonst Namen kenne, finde ich dafür gar keinen Anhalt.

Etwas anders wird es sich mit der romanischen Sprachfärbung verhalten. Das Herauskämpfen aus der romanischen Orthographie ist ein Hauptprocess, den wir in den Urkunden dieser Zeit beobachten. Ich habe S. 95 fg. darauf hingewiesen, dass auch noch in der späteren Periode in einzelnen Urkunden von auffallend romanischer Sprachfärbung sich sporadisch einzelne längst geschwundene Lautgebungen wieder einfinden. Sie wurzeln klärlich in dem Einfluss des romanischen Idioms, und auch daran allein kann Seiler bei seinen Beispielen denken. Dass sie von Leuten, die sich der herrschenden Schultradition noch nicht anbequemt hatten, Mönchen aus Chur oder sonst wo her, die sich auch durch ihre lateinische Sprache als in der Bildung zurückgeblieben verrathen, gelegentlich noch wieder eingemischt wurden, ist nur begreiflich und hat nichts zu sagen. Etwas Anderes ist es, wenn einzelne dieser Erscheinungen in der früheren Zeit regulär sind und von sämmtlichen Schreibern gebraucht werden. Womit will man das alte noch nicht monophthongirte au als nicht in der wirklichen Sprache wurzelnd angreifen? Es wird durch 17 ziemlich direkt aufeinanderfolgende Belege aus 13 Urkunden von 9 Schreibern gestützt. Die Ausstellungsorte derselben finden wir in den Kantonen St. Gallen, Zürich, Basel, in Baden, im Elsass. Diese wie die übrigen Namen der Urkunden zeigen keine Spur mehr von romanischer Beeinflussung als die

übrigen, während die wenigen späten, in denen au auftaucht, sie in allen Wegen verrathen. Ausser den S. 95 erwähnten wird noch manche andere Erscheinung aus dem romanischen Idiom herzuleiten sein, aber aus den Urkunden lässt es sich nicht erweisen, weil diese Eigenthümlichkeiten in gleichem Umfange auch von den deutschen Schreibern acceptirt sind: dahin werden s für z; gh, ch für g; dahin -gâr für -gaer, -gêr; -ulf für -olf gehören.

Von der Forterbung eines alterthümlichen Lautes durch eine feststehende Tradition kann in unserer Zeit füglich noch nicht die Rede sein. Wo dies anderswo der Fall ist, wird sich meist auch ein Grund dafür angeben lassen, so bei dem stärksten Beispiel dieser Art, bei dem in einzelnen Gegenden durch die Kaisernamen lange geschützten anlautenden h in Hludowicus.

Von Einzelheiten führe ich die folgenden an. Seite 115 habe ich Wodolgari 18 und Wodalbert 91 unter den alten Monophthong noch bewahrenden Namen aufgezählt, während nach Weinhold Al. Gr. S. 127 in Woto und Wodal das w an Stelle von einfachem u stehen soll. Aber ursprünglich anlautendes W im ersten Compositionsglied ist gestützt durch ags. Vêdelgeát, mhd. Wüetelgôz (Zs. I, 577 fg.), und der erste der obigen Namen reicht in eine Zeit hinauf (754), in der Diphthongirung des ô befremden müsste. Aehnlich ist auch S. 143 w in Hwadal 159 als organisch betrachtet. Förstemanns Zurechtlegung (= Huba-dal) ist mehr als problematisch. Man wird an goth. hvaþjan zu denken haben und es erhält die passende Deutung von spumans, fervens. In der Ansetzung von v oder w habe ich mich natürlich von Wartmann leiten lassen, der v überall für u, w für uu eingesetzt haben wird.

Vielleicht wäre das o in Ota, Oto 106, Oto 199 nicht als Vertreter von altem au, sondern als ursprüngliches ô aufzufassen gewesen, ich liess mich durch Aoto 53 und die bei Först. I, 168 belegte Aota leiten. Dagegen hätten Odonis 68 und Odhonis 135 besser unter den Belegen für ô = uo ihren Platz gefunden.

Ich stehe davon ab, weitere Einzelheiten zu besprechen. Vielleicht wird die gegenwärtige Untersuchung zu ferneren ähnlichen anregen. Sie selbst verdankt ihr Bestes Scherers unermüdlicher, liebevoller Leitung.

Strassburg, 24. November 1874.

R. H.

INHALT.

ERSTES KAPITEL.

DER VOCABULARIUS SANCTI GALLI.

I. EINLEITUNG.

Die Glossographie hat eine zusammenhängende Geschichte, die von Alexandria aus über Rom sich fortsetzend die Erde in ihren Kreis zieht, soweit diese die Erbschaft des römisch-christlichen Geistes übernommen hat.

Ihre ältesten Ahnen sind die neun Disciplinen, deren erste Aufstellung und Klassificirung in Alexandria pädagogischen Tendenzen ihren Ursprung verdankte: in diesen Kategorien liessen sich die wissenschaftlichen Kenntnisse der Zeit zum Schulgebrauch übersichtlich zurechtlegen. Durch die Einführung derselben in Rom wurde die Glossographie in eine neue Phase der Entwickelung gerückt. Wenn auch schon früher M. Porcius Cato eine ganze Encyclopädie praktischer Vorschriften und Sittenlehren verfasste, wie Jahn Ueber römische Encyclopädien (Berichte der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 1850 S. 263–272) es wahrscheinlich macht, so geschah dies nicht im Zusammenhang mit griechischer Bildung, vielmehr in ausdrücklicher Opposi[illegible] dazu. M. Terentius Varro in seinen Libri novem discipli[illegible] ist der erste, der die Errungenschaften alexandrinisch[illegible] lehrten in vollem Umfange sich zu Nutze mach[illegible] Werk scheint, Catos Behandlung entgegen, rein w[illegible] liche Haltung bewahrt und in Bezug auf Ver[illegible] Stoffes sich an das Muster seiner Vorgänger a[illegible] zu haben. Varro liess es sich ebenfalls, wie Ca[illegible]

sein, mit seinem Buche nach Vermögen patriotischen Zwecken zu dienen: auf allen den Zweigen, welche dazu angethan waren, nationales Römerbewusstsein rein und rege zu erhalten, ruhte ein Hauptnachdruck. Pädagogischen Einfluss zu üben, war also auch seine Absicht, aber pädagogischen Einfluss, der das ganze Staatsgebäude umspannen sollte und sichern zugleich, indem er eine nationale Volkserziehung im weitesten Sinne anstrebte. Diese auf solchen Grundlagen gebaute Disciplin schwoll im Laufe der Zeit zu immer grösserer Breite an, entsprechend dem sich steigernden Betriebe der Specialwissenschaften in Rom.

Wie einst bei Cato und Varro standen sich auch im folgenden Säculum eine einfach praktische* und eine mehr systematisch-wissenschaftliche Behandlung dieser Litteraturgattung gegenüber, nur dass der Zug zur letzteren entschieden vorwaltet.

Suetonius, der erste, von dem uns hier reichlichere Fragmente erhalten sind, wandelt durchaus auf Varros Wegen, dessen Schriften er auch in grossem Umfange ausgebeutet haben wird. Die Bruchstücke seiner verschiedenen Prata (C. Suetonii Tranquilli Reliquiae ed. Aug. Reifferscheid, Leipzig 1860, Seite 145—312) zeigen uns, wie auch er rein encyclopädischen Zwecken dient, indem er in knapper Form die wichtigsten Erkenntnisse damaliger Wissenschaft zusammenfasst und zum Gemeingute macht. Sie zeigen uns aber auch, ein wie anderes Aussehen dies ganze Fach unter dem Einfluss geänderter Verhältnisse angenommen hat: der überreich angewachsene Inhalt hat seine alte Form gesprengt. Der grösste Theil des angehäuften Stoffes liess sich nicht mehr in das Fachwerk der neun Disciplinen zwängen, er hat ausser und neben ihnen eine selbständige Behandlung gefunden, so dass nunmehr auch Manches, was vordem in den alten Räumen guten Platz hatte, daraus entfernt und anderem verwandten Zusammenhang eingefügt werden konnte: letzteres zwar für Sueton nicht so nachweislich wie für Isidor. So ist die Ars gromatica, die, wie Ritschl De M. Terentii Varronis

* So bei Cornelius Celsus vgl Jahn a a. O. S 273 ff

disciplinarum libris commentarius pag. 40. 41 wahrscheinlich macht, bei Varro noch in dem Liber de geometria ihre Erledigung fand, in den Etymologien des Isidor nicht unter den neun Disciplinen (lib. I—IV), sondern im Gefolge anderer landwirthschaftlicher Zustände und Einrichtungen (XV, 15) besprochen. So scheint auch Manches aus dem Liber de astrologia in den Abschnitt über physikalische Erscheinungen bei Sueton (fr. 124—160) und bei Isidor in das Büchlein De natura rerum, sowie in das dreizehnte Buch der Etymologien gewandert zu sein.

Die weitschichtigste Sammlung aus der ganzen encyclopädischen Weisheit, welche in Rom die verschiedensten Zeiten abgelagert hatten, sind die erwähnten zwanzig Bücher der Etymologien des Isidorus. Seine Kompilationen reichen bis zu Varro hinauf. Da er mit grosser Kunst alle Quellenangaben zu umgehen weiss, befindet sich die Forschung bei der Untersuchung über die von ihm jedesmal benutzten Autoren auf schwierigem Boden. Auch wir müssen im Folgenden sein Buch als überliefertes Ganzes entgegennehmen, werden jedoch an einzelne Punkte Fragen anzuknüpfen in der Lage sein, welche für jene Untersuchung von Belang sein dürften.

Ueber den Umfang, den diese Glossographie schliesslich gewonnen, wird der dritte Abschnitt unserer Untersuchung genügend orientiren.

Die angegebenen Persönlichkeiten können uns als die Hauptträger der Entwickelung gelten. Das Material ist unter ihren Händen von wechselndem Bestande: neben der grossen Masse des stetig von ihnen Fortgepflanzten gehen andere Kreise her, die hier auftauchen, dort wieder unsichtbar werden, die zum Theil purer Freude an Seltsamkeiten Ursprung und Verbreitung verdanken, so die Voces animantium, die sich bei Isidor nicht finden, wohl aber bei Sueton und dann durchs ganze Mittelalter in zahlreichen Handschriften. Sie verdanken alexandrinischen Liebhabereien ihre Erfindung, die dem Homerkommentator Zenodot zugeschrieben wird. Eine reichhaltige Sammlung derselben enthält Reifferscheids Sueton-

1*

ausgabe Seite 247—254. und Wackernagel Voces variae animantium S. 21 fg.

Noch ein Gesichtspunkt ist für den Fortgang des Processes zu betonen. Otto Jahn a. a. O. S. 282 nennt es eine homöopathische Verdünnung von Varros Schrift, in der diese Kenntnisse von ihr abwärts bis ins Mittelalter geleitet werden. Damit ist das Wesen des Verlaufes treffend bezeichnet. Von Varros Behandlungsweise dieser Gegenstände vermag ich freilich kein Bild zu entwerfen. Bei Sueton ist es zwar durchaus schon auf knappe Form und gedrängte Darstellung abgesehen, doch so, dass noch grössere Gruppen desselben Stoffkreises im Zusammenhang besprochen werden, aber Isidor schneidet wie mit der Scheere alle einzelnen Begriffe desselben auseinander und erläutert jeden für sich, ohne Anknüpfung und Uebergänge, in ganz kurzen Sinnesabsätzen, gewöhnlich mit dem Wort, auf das es ankam, an der Spitze. Wenn wir nun entdecken werden, dass die ältesten lateinisch-deutschen Vocabulare diese Zersetzung noch bis in das letzte mögliche Stadium fortgetrieben haben, indem sie einzig nur noch die Schlagworte selbst aus jenen Absätzen herausnahmen und systematisch aneinander reihten und trotzdem mit der so zu Wege gebrachten Wortkette noch ähnliche Zwecke encyclopädischer Belehrung verfolgten wie einst Varro, so ist das eine, wenn auch unbewusst, mit seltsamer Konsequenz zu Ende geführte Bewegung.

Dieser volle Strom antiker Bildung, der aus allen Schichten derselben seit Jahrhunderten zusammengeflossen war, wurde mit der Einführung des Christenthums nach Deutschland gelenkt und überflutete alle Stätten, wo die neue Kultur sich sammelte. Vor allen sind es die Schriften des Bischofs Isidorus, welche die Hauptfundgrube dieses mittelalterlichen Wissens geworden sind.

Die kulturhistorische Stellung der Glossographen des Mittelalters, ihre Bedeutung für die Geschichte des geistigen Fortschrittes damaliger Zeit zu würdigen, müssen wir demjenigen überlassen, der uns einst aus der Fülle des umfassenden Materials heraus ein Bild ihrer gesammten Thätigkeit entwerfen wird. Mir kommt es nur darauf an, auf sie als

die Nachfolger der Encyclopädisten des Alterthums hinzuweisen. Welchen Standpunkt diese deutschen Fortsetzer zu den alten Quellen eingenommen haben, welche Wege überall die Zeiten verbinden, nach welchen Principien man mit der Ueberlieferung schaltete, ausschied und neu hinzusammelte: mit solchen Fragen müssen wir an jedes einzelne hergehörige Denkmal herantreten. Wir wenden uns damit speciell dem Vocabularius Sancti Galli zu.

Er zerfällt rein sachlich betrachtet in drei verschiedene Theile.

Erstens: Der alte Hauptvocabularius: ein nach pragmatischen Kategorien geordnetes Realwörterbuch, Z. 1—390.

Es folgen zwei Anhänge:

Zweitens: Ein unvollständiges alphabetisch geordnetes Glossar, Z. 391—437.

Drittens: Ein Stück mit sachlichem Zusammenhang, Seite 205 der Handschrift.

Die Analyse des Lautbestandes wird diese Theile auch als der Zeit nach auseinander fallend erweisen.

Hier handelt es sich hauptsächlich um den alten Vocabularius, ein in vielfacher Beziehung sehr merkwürdiges Denkmal, dessen litterarhistorische Stellung sich an der Hand der Etymologien des Isidorus ermessen lässt.

Obwohl noch in der ungetrübten Tradition der klassischen Glossographie stehend sucht er in hervorragender Weise den Bedürfnissen der neuen Zeit, in deren Dienste er entstanden ist, gerecht zu werden.

Nach seinem Inhalt betrachtet ist er einer der vielseitigsten, von sämmtlichen umspannt er den weitesten Gesichtskreis trotz seiner komprimirten Gestalt: der Mensch in seinen bürgerlichen Stellungen und Beziehungen, mit seinen sittlichen und physischen Eigenschaften, Himmel, Luft, Zeit, Erde mit den Wohnungen und Feldern der Menschen, Baum und Berge, Meer und Flüsse, Thiere und Vögel werden in raschem Gang auf wenig Seiten an uns vorübergeführt. Dagegen fehlt es ganz an rein gelehrten insbesondere theologischen Begriffsreihen. Nicht also auf wissenschaftliche Belehrung ist es abgesehen, sondern auf Orientirung über die realen

Verhältnisse in der Gesellschaft, in Raum und Zeit, in deren Mitte der Mensch hineingestellt ist.

Aber es ist noch tiefer einzudringen gestattet. Der Vocabularius ist so eigenthümlich gearbeitet, dass uns aus ihm ein nicht unklares Bild von der Individualität des Verfassers entgegentritt. Er ist ein Geistlicher, wie wir nicht zweifeln ein Mönch aus der Abtei Sanct Gallen. Der Geistliche verräth sich an drei Stellen. In einer Partie, die sich eng an Isidor anschliesst, aber ebenso streng alles für deutsche Verhältnisse Ungültige ausscheidet, finden sich in der Vorlage unter den Behörden die publicani als vectigalium conductores. Der Verfasser übersetzt sie sogleich im biblischen Sinne Z. 129 als suntiga und fügt das gleich geläufige pharisei artailta hinzu. Ebenso muss, wo er den lateinischen populus zerlegt, an erster Stelle die deocia pharra Z. 285 stehen. Gleich charakteristisch ist das biblische tronus stool, das Z. 211 an die Spitze der Himmelskörper gestellt ist.

Er beweist eine ungewöhnliche Betheiligung an seinem Stoffe und ruht auf einzelnen Partien mit einem deutlich ausgeprägten Interesse, wie in dem Landschaftsgemälde gleich Eingangs der Handschrift. In dem ganzen Abschnitt macht sich ein bestimmter Drang geltend, die Vorlage zu füllen: den grössten Theil der Darstellung nehmen hier seine Zusätze zur Quelle ein. Es gelingt ihm, mit diesen eine recht anschauliche und eindringliche Schilderung zu Wege zu bringen. Er verweilt länger im Ausmalen von einzelnen Gegenständen, wie es in den aus der Vorlage geschöpften Theilen der Fall ist, so besonders Z. 5—12 die Beschreibung des Baumaterials zum Bauernhause, 33—38 der Hofumzäunung, 40—46 des Herdfeuers auf der Diele. Seine Zusätze haben speciell deutsche Verhältnisse im Auge, durch die unsere sonstige Kenntniss jener Dinge bestätigt wird, so bei der ganzen Aufzählung der einzelnen Gegenstände des Hauses und seiner Räumlichkeiten, so die Gewinnung des Kornes Z. 73—78, wie er denn auch nur das heimischen Verhältnissen Entsprechende aus der Quelle entlehnt, man vergleiche die über Nachbarschaft, Verwandtschaft, Verfassung handelnden Partien. In jenem Abschnitt erhebt sich die Schilderung auch in

künstlerischer Beziehung, wenn man den Ausdruck recht verstehen will, auf eine höhere Stufe als in den übrigen. S. 39—49 hebt die einzelnen Punkte hervor: neben den charakteristischen Zuthaten zur Quelle die veränderte Anordnung, die an einzelnen Stellen planvollen und mit Geschick vermittelten Uebergänge (S. 48), das Herbeiziehen von Gegenständen, welche an und für sich gar nicht zum Thema gehören, sondern allein den Zweck haben, die quellenmässige Aneinanderreihung der verwandten Begriffe mit Leben und Anschauung zu erfüllen. So wird Z. 100 f. Fluss und Bach auf einfachste Weise belebt durch die eingestreuten Brücken und Schiffe, Steg und Fische, fast mit dem Effect eines uns entgegentretenden Bildes. Ob man sonst noch geneigt sein will, in dem Ganzen eine fortschreitende Aufzählung von in der Landschaft aufeinander folgenden Gegenständen wiederzufinden, muss Jedem überlassen bleiben. Aber es ist ein sehr natürlicher Gang, der uns, nachdem das Bauernhaus beschrieben ist, von der Stadt oder Burg mit ihren Quadern und Thürmen weiter führt durch Garten und Kornfelder zu den Bergen, Thälern und Wiesen an Fluss und Bach, in sumpfige Gegend.

Zu beanspruchen, dass keine einzelne Vocabel aus diesem Gesammtbild herausfallen soll (wie Z. 85 mare), würde von dem Verfasser, der von seiner aufgeschlagenen Quelle zu einer ihm dahinter in grösserer oder geringerer Klarheit emportauchenden Landschaft herüberdämmert, gewiss zu viel verlangt sein.

Bei anderer Gelegenheit bricht ein ganz individueller Zug hervor, der uns unmittelbarstes Leben entgegenbringt. Der Verfasser ist bei der Aufzählung der grossen Naturerscheinungen, beim aufsteigenden Gewitter, bei Blitz und Erdbeben, da kann er sich nicht enthalten Z. 303 den timor forhta einfliessen zu lassen, der ganz gewiss seiner eigensten Empfindung entspringt.

Wenn wir auch sonst noch in der Anordnung des Stoffes, in der Association der Vorstellungen, in der Auswahl der Gegenstände, die immer nur das unmittelbar Interessirende herbeizieht, zeitgenössischen Lesern Unverständliches durchaus

fortlässt, eine geregelte Phantasie und verständigen Blick gewahren, werden wir vielleicht geneigt sein, unserem Vocabularius sogar einen bescheidenen Platz in der Litteraturgeschichte einzuräumen.

Das Missverständniss, wodurch Z. 191—193 ihren jetzigen Platz erhielten. ist durch die falsche Uebersetzung von 193 nervi als adra hervorgerufen (vgl. S. 35). Wir haben danach wohl anzunehmen, dass derselbe Verfasser, der den lateinischen Bestandtheil des Vocabularius aus der Quelle herausarbeitete, zugleich auch schon die deutschen Worte beifügte. Spätere Abschreiber, die in dem vorliegenden Excerpt schwerlich noch die alte Scheidung zwischen den Exteriora und Intestina wiedererkennen konnten, würden die Umstellung nicht mehr vorgenommen haben. Gründe, welche gegen diese Annahme sprächen, finde ich nicht. Ueber eine relativ sichere Chronologie der Vereinigung beider Theile siehe S. 65.

Zum Schlusse mag hier noch die Stellung des Vocabularius zu den Glossae Casselanae erörtert werden.

Wh. Grimm Glossae Casselanae S. 444 stellte die Ansicht auf, der Verfasser des Vocab. S. Galli habe das erste Kapitel der Gl. Cass. ‚von den Theilen des menschlichen Leibes‘, wahrscheinlich auch das siebente ‚von den gebrechlichen‘ benutzt, obgleich er die Möglichkeit offen lässt, dass hinter beiden eine noch ältere Quelle stehe. Letzteres trifft das Richtige. Zunächst steht fest, was Wh. Grimm S. 443. 454 entschieden in Abrede stellen zu müssen glaubte, dass jenes erste Kapitel aus Isidors Etymologien XI, 1 * stammt. Wenn wir von den vier Verben oder Sätzchen, die augenscheinliche Zusätze sind, absehen, stehen von den übrigen 57 Ausdrücken 44 in den Etym. XI, 1, 4. 25—128, zum grossen Theil in gleicher Reihenfolge, man vergleiche Gl. Cass. Da 16 = 1, 25; a 17 = 1, 26; a 18 = 1, 28; a 19 = 1, 36; b 16 = 1, 46; b 17 = 1, 47; b 18 = 1, 52; — Ea 9 = 1, 93; a 10 = 1, 91; a 11 = 1, 95; a 12 = 1, 97; a 13 = 1, 107; a 15 = 1, 108; a 16 = 1, 110;

* Ich citire hier wie im Folgenden nach Ottos Ausgabe in Lindemanns Corpus Grammaticorum latinorum veterum, tom. III, Leipzig 1833.

a 18 = 1, 111; b 2 = 1, 112; — b 7 = 1. 63; b 8 = 1, 66; b 9 = 1, 69; b 10 = 1, 70 etc. Dem gegenüber kann Grimms wiederholte Behauptung nicht länger bestehen bleiben. Auch specielle Eigenthümlichkeiten beider Vocabularien, so dass an eine direkte Benutzung zu denken wäre, bestehen nicht, denn das vereinzelte dunkle palma preta kann nichts erweisen. Auf beiden Seiten ist noch ziemlich klar die Isidorische Scheidung zwischen den Exteriora und Intestina durchgeführt, aber beide gehen darin auseinander, dass im Voc. S. Galli derjenige Abschnitt fehlt, den wir unten (S. 36) als Index inpudicus zusammenfassen, während er in den Gl. Cass. sich findet.

Auch alle weiteren Theile der Gl. Cass. bis zum Schluss des Realglossars (H 14) sind abhängig von den Etymologien. Der unmittelbar folgende Abschnitt über die Thiere (F a 12 — G a 2) ist zwar nicht so einfach direkt zurückzuleiten auf Et. XII, 1 de pecoribus et jumentis, da sich mancherlei Zusätze finden und das Gemeinsame auch in anderer Reihenfolge erscheint, gleichwie die nächste Partie, über das Haus und seine Theile, durch seinen Bestand selbst sich auch nicht als abhängig von Et. lib. XV ausweisen würde: wohl aber zeigt alles sich nun Anschliessende in der Anordnung des Stoffes einen so durchaus parallelen Gang mit den Etymologien, wenn auch von den einzelnen Worten ebenfalls nur wenige wiederkehren, dass die Glossen damit aufs Bestimmteste in eine Tradition gerückt werden, als deren Ausgangspunkt für uns Isidors Schrift dasteht.

So gehören zusammen Gl. Cass. G a 17—21 und Et. XIX. 19 de lignariis (gemeinsame Worte: a 17 = 19, 4; a 19 = 19, 5; a 21 = 19, 7). Unmittelbar daran schliesst sich bei Isidor Cap. 20—34 die Besprechung der menschlichen Kleidung ebenso das gleiche Thema in den Gl. Cass. a 22 — b 7. Weiter wird bei Isidor (nachdem XX. 1—3 in Kürze de mensis, de escis, de potu geredet ist) Cap. 4—10 de vasis gehandelt, ganz wie in den Gl. Cass. G b 8 — c 2. Eine Reihe von Worten ist wieder beiden gemeinsam (b 8 = XX, 4, 1; b 9 = 6, 7; b 10 = 6, 8; b 12 = 6, 6; b 16 = 6, 4; b 18 = 5, 5). Cap. 11—13 (de lecticis et stelis, de

vehiculis, de reliquis quae in usu habentur) sind den Etymologien begreiflicher Weise allein eigenthümlich; aber weiter noch gehen beide Aufzeichnungen parallel, wenn in Et. 14 de instrumentis rusticis und Gl. Cass. G c 3—23 derselbe Gegenstand behandelt wird, obschon von gleichen Ausdrücken auch nur zwei wiederkehren (G c 3 = XIX, 14. 10; c 23 = 14, 1). Es folgen in den Etymologien nur noch zwei kurze Capitel, XX, 15 de instrumentis hortorum, XX, 16 de instrumentis equorum.

Den Beschluss des Realglossars in den Gl. Cass. macht ein kurzer Theil. der verschiedenartige, zuweilen schon dagewesene Ausdrücke verzeichnet (vgl. Grimm a. a. O. S. 445), von dem Grimm wegen der besseren lateinischen Formen wohl mit Recht annimmt, dass er vom Schreiber aus einer anderen Quelle wie das Voraufgehende entnommen sei. Ueber die wenigen darin vorkommenden Vocabeln krankhafter Zustände siehe S. 33.

Hieraus ergibt sich, dass wir Isidors Etymologien nicht mehr als die unmittelbare Vorlage bezeichnen können, woraus die Glossae Casselanae direkt geschöpft seien. Zwischen beiden liegt schon eine Entwickelung, in der ganz unverschoben nur das Gerüst geblieben ist, während der Wortbestand im Einzelnen vielfache Veränderung erfahren hat. Nur der erste Abschnitt ist auch darin der Quelle ganz treu geblieben.

Wie die Glossae Casselanae lässt sich auch der Vocabularius S. Galli aus den Etymologien herleiten, worüber Abschnitt III im Einzelnen Rechenschaft abzulegen hat. (Dagegen Wackernagel Litteraturgeschichte Seite 37.)

II. DIE ÜBERLIEFERUNG.

Die ganze Litteratur über alle theilweisen oder vollständigen Publicationen unseres Denkmals ist verzeichnet in J. C. H. Büchlers Schrift: ‚Vocabularius St. Galli. Nach den vorhandenen Ab- und Druckschriften vergleichend zusammengestellt etc.‘ Brilon, 1869, S. 1—10. Büchlers Ausgabe leistet nichts Selbständiges, höchstens dass sie die in Graffs Sprachschatz nicht verwertheten Glossen überall anmerkt. Später brachte nur noch Sievers Zs. XV, 120 einzelne Berichtigungen des Hattemerschen Textes nach, welche fast durchaus Lachmanns Lesungen bestätigten. (S. Steinmeyer, ebendaselbst.) Eine neue eingehende Beschäftigung mit dem Original hat mich in Stand gesetzt, diesem hinzuzufügen, was ich im Folgenden biete. Besonders der letzte Theil des Denkmals gestattete noch eine Nachlese.

Der sogenannte Vocabularius Sancti Galli ist im Codex 913 der Stiftsbibliothek überliefert. Der zur Zeit noch im Druck befindliche Katalog der St. Galler Handschriften enthält auf Seite 331—333 eine ausführliche Beschreibung desselben. Durch die freundliche Vermittelung Prof. Steinmeyers, dem Herr Professor G. Scherer in St. Gallen einen Correcturbogen mitzutheilen die Güte hatte, bin ich in der Lage, daraus meine Notizen über den Inhalt des Codex wesentlich vervollständigen zu können. Er ist eine Sammelhandschrift und zerfällt in vier Gruppen:

Erstens. Seite 5 fg.: Hieronymi Epistola ad Paulinum No. 50. Opp. I, 268 Vallarsi.

Zweitens. Seite 71 fg.: ein buntes Allerlei von kurzen Aufsätzen, Episteln und Excerpten theologischen und encyclopädischen Charakters. Ich nenne wegen der stofflich nahen

Berührung mit unserm Denkmal und dessen Quelle die folgenden: S. 105. Namenerklärungen wie philosi (l. pilosi) silvestri homines, sirine monstra etc. — 105—115. Issidorus de litteris (Orig. I. 3—4 Mitte). — 124. Die sechs Weltalter. — 125 fg. Horologium. — 131. Tageseintheilung. — 139 fg. Die bei Hattemer I. 10 gedruckten Erklärungen von Thiernamen aus dem Leviticus. — 146. Zeiteintheilung. — 147. Aderlass.

Etwas über die Quellen dieser Sammlung zu ermitteln bin ich jetzt leider ausser Stande.

Drittens. Wie die erste Gruppe durch einen grossen Anfangsbuchstaben eröffnet: S. 149—180 ein theologisches Frag- und Antwortbüchlein mit vereinzelter Berührung der Profangeschichte.

Viertens. Der Vocabularius S. Galli.

Die einzelnen Stücke müssen meist aus älteren Handschriften abgeschrieben sein: so bemerkt der Katalog S. 332, dass der S. 118 der Hs. erwähnte Paschastreit, der etwa bis 718 währte, noch als fortdauernd bezeichnet wird. Die 206 Seiten des Codex scheinen demselben Schreiber anzugehören, von dessen kräftigen Zügen Hattemers Facsimile freilich kein Bild gibt. Das Alter der Schrift ist im Katalog S. 331 auf das VII. VIII Jahrhundert festgesetzt, aber unsere Untersuchung über die Geschichte des Textes des Vocabularius (S. 65) ergibt, dass sie dem Ende des achten Jahrhunderts (nach 780) angehören muss. Der Charakter der Schrift wurde von Hoffmann und Graff als angelsächsisch angegeben, von allen übrigen der Meinung des J. v. Arx folgend (‚liber Scottice scriptus‘ von ihm in die Handschrift eingetragen) als irisch. Auch im Catalog S. 333 wird bestätigt, dass es eine deutliche irische Cursive mit vereinzelten Uncialen sei. Ich masse mir in dieser Frage kein Urtheil an, aber jedenfalls hätten die angelsächsichen Glossen zu den Thiernamen des Leviticus nicht zur Bestätigung herbeigezogen werden dürfen, und ein Angelsachse konnte sein ‚non fit in Britannia‘ ebensogut einfliessen lassen wie ein Ire.

Der Codex ist c. 8½ C. hoch und ebenso breit, er besteht aus zwölf Quaternionen und fünf Blättern. Der Vocabularius beginnt mit dem zwölften Quaternio, der bis Seite 196

'corruscatio pleccazen' reicht. Dann folgen zwei Doppelblätter, in deren Mitte ein einzelnes Blatt (S. 201. 202) hineingeheftet ist. Dieser Theil enthält das schlechteste Pergament des ganzen Bandes: beide Doppelblätter sind zusammengenäht und das Läppchen in der Mitte ist von geringster Ausdehnung. Es war offenbar das letzte Pergament, welches dem Schreiber von seinen Abfällen zu Gebote stand.

Das Grundprincip der Aneinanderreihung der Worte unseres Denkmals ist folgendes. Auf der Seite stehen horizontal, durch verticale Striche getrennt, vier Columnen (auf den spätern schmälern Blättern nur zwei), zweimal je das lateinische mit dem zugehörigen deutschen Wort (latein | deutsch latein deutsch). Von oben nach unten schwankt die Reihenanzahl zwischen 8 und 13. In Columne drei und vier ändert sich häufig das Verhältniss in der Weise, dass das deutsche Wort unter seinem lateinischen steht: das geschah besonders da, wo für die vierte Columne wenig Platz geblieben war. Diese enthält dann bisweilen nur vier oder wenig mehr Worte, die durch einen gekrümmten Strich in verticaler Richtung abgetrennt, dort eingetragen wurden, wo noch grade Raum war.

Die Entzifferung der einzelnen Lesungen, welche ich neu biete, war oft mit grosser Schwierigkeit verknüpft. Professor Steinmeyers Hülfe habe ich dabei dankbar zu erwähnen. Was ich nicht als zweifelhaft bezeichne, bitte ich als sicher anzunehmen. Nochmalige ausdrückliche Feststellung der Ueberlieferung und deren Abdruck an diesem Ort scheint auch durch den Umstand geboten, dass wir dabei mittelst durchgeführter Zählung allein eine einfache Methode des Citirens im Folgenden gewinnen können.

Bei allen in Frage kommenden Fällen habe ich womöglich die Lesungen von Lachmann, Graff, Hattemer, sowie die Bemerkungen von Sievers angeführt, ausser bei der letzten Seite der Handschrift, auf der auch die Stellung der einzelnen Worte von grosser Wichtigkeit ist, und man wird am besten thun, durch Vergleichung der leicht zugänglichen Abdrücke bei Graff und Hattemer sich das veränderte Gesammtbild anschaulich zu machen. In hartnäckigem, mehrtägigem Suchen

und Verweilen auf den einzelnen Buchstaben habe ich das Mögliche gethan. Dass ein anderes geübteres Auge hier noch mehr herauszubringen im Stande sein wird, scheint mir bei dem Zustand der Handschrift schwer glaublich.

surculus zui [181
folia laup
folius plat
cippus stoch
astellus scaide
recidere drumon
rectus rechti
curuus crump
curuatus gapogan
: ortus garidan
uolutus gauuntan
materia zimpar
domus huus
palatius phalanze
*tem*plus huus za petonno
columna sili
parietas uuanti
trapi gepretta
culmes first
laterculi scintilun
tectus gadacha [182
tegitur dachit
cinulus dil
cellarius puur
stabulus stal
cupiculus camara
lectus petti
throrus petti
ostium turi
poste turisuli
sublimitare drisgufli
sup*er*limitar ubarturi
sepes zuun
uirge gerte
baculus; stap

---

2 *Hattemers Lesung* laub *beruht nur auf einer Flüchtigkeit.* 10 *Das anlautende* t *und zum Theil auch* o *durch Rasur unkenntlich.* 19 *In* first *ist zwischen* r *und* s *ein Buchstabe wegradirt, das* i *ist über dem* r *nachgetragen.* 20 scintilun] *Lachmann* scintilin, *Hattemer erkannte nur* scintil *und gab an, was man bei der Lesart* scintilin *für ein* i *hielt, sei Durchschein, der letzte Strich des* n *ein Punkt. Aber von Beeinflussung der Lesung durch Durchschein von der andern Seite kann nicht die Rede sein. Gerade im Rücken von* un *steht* po *von* poste, *doch so, dass die Buchstabenstriche sich nicht decken. Die Endung inclusive des letzten* n-*Striches ist noch erkennbar, der Punkt Hattemers ist das untere Ende des* n-*Striches.* 28 *Aus dem* n *von* thronus *ist mit dicker Tinte ein* r *gemacht.* 31 sublimitate, *die beiden letzten Buchstaben durchstrichen und* re *darüber geschrieben.* 32 *Der letzte drübergeschriebene Buchstabe des lateinischen Wortes kann auch ein* s *sein, so las Lachmann.* 35 *Die Abkürzung für* us *ist sonst durch : hier allein durch ; ausgedrückt, welche in diesem Falle fälschlich neben dem ausgeschriebenen Worte stehen geblieben ist. Ich habe überall das letztere Zeichen hergestellt. Alle übrigen Abkürzungen habe ich aufgelöst aber durch kursive Schrift bezeichnet.*

foramen loh
pertusus derha
integer ganz
pauimenta airin
astricus plastar [183
ignis fuir
o
brune glot
carbones cholon
fafilla falauuiscun
cineres asga
scindilla ganastra
fenestra augatora
atrius opasa
angulos uuincil
stratu*m* petti
pifuircus zuisillochti
ciuitas purc
platea straza
portu*m* portuun
turrea urrea
quadrus feorhahi
lapis stain
petra stain
saxus stain [184
cimentus calc
ortus garto
cluasara piunte
campus feld
ager accar
cultura azuuisc
germinat archinit
nascit arrinit
semen samo
pallea spriu
festuca halma
triticus corn
spicas hahir
scopa pesamo
uentilabrus uuintscufla
pala scufla
area chasto
scorea stadal
flaigegellus driscila
montes perga [185
colles puhila
ualles tal
plane epani
asper hart
prades uuise
mare mari
fluctus unde
gurgus uuac
pro*f*funditas diufi
fundus grunt
alto hoho
riba stat
alueus greoz
arena sant
lacus seo
stagnus saedo
fons prunno

---

51 *was Hattemer in* zuisillochti *als* f *las, ist ein deutliches* s, *welches auch L. sah.* 66 *zwischen* 66 *und* 67 *unter dem* g *von* germinat *noch ein zweites, am Ende des Wortes noch das Abkürzungszeichen* (:). 74 uuintscuffla *das erste* f *durchstrichen.* 87 *im letzten Buchstaben Correctur, sehr wahrscheinlich* c *aus* g. *Lachmann und Hattemer lasen* uuag. 88 *Am Ende des lateinischen Wortes noch das Abkürzungszeichen.*

surgit springit
fluet fliuzit
natat suuimmit [186
100 riuos paache
flumen aha
pontes pruege
naues scef
peanius stec
105 pisces fisca
locustę crepazun
uia uuec
semita stiga
insola uuarid
110 palutes mos
lutus horo
homo man
himines manniscunt
rex cuuinc
115 regina cuuingin
dux herizoho
ducissa herizohin
preses graue [187
tribunus sculthaizco
120 centurius scario
uillicus ampaht
uilla dorf
habitat puuuit
seruus scalc
125 ancella diu
pastor hirti
iudex sonari
farisei artailta
puplicani suntiga
i
130 coniuntio huuida
uir uuer
con quena
uirgo magad
meretrix huore
135 carta gahaltana
repudiata ungahaltana
uidia uuitua
contaminata far-
legana [188
sapiens uuizzo
140 scitus uuiser
prudens froter
fidelis holder
firmus fasti
audax gaturstic
145 ropustus snel
fortis stare
uirtus craft
potestas maht
pulcher sconi
150 albus huuiz
niger suuarz
fustus erpfer
o
ruffus roter
ballidus ualauuer
155 hamanus milter
mansuetus miti-
uuari [189
modestus gaduadi

98 fluet *aus* fluit. 100 e *in* paache *soll wohl durch einen leichten schrägen Strich getilgt sein.* 113 *der letzte Buchstabe ist ein deutliches* t. 138 *Hattemer ist ungenau, wenn er diese Seite erst mit* 139 *beginnen lässt ebenso fängt Seite* 189 *nicht mit* modestus (157) *sondern schon mit* 15 mansuetus *an.*

pudicus scamahaft
sanus hailer
o
perfectus durohgot
probatus cacostot
stabilis static
malus ubiler
effeminatus uncusger
statua manaliho
umbra stato
membra lidi
coniunctura galaza
caput haubit
uertix scaitila
testa ancha
ceruellus hirni
oculos augun [190
nares nasa
os mund
gula cela
mandilla cinnipeini
maxillares cinnizeni
mentus cinni
palatius goomo
lingua zunga
labia leffura
supercilia opara prauna
popus scha
facies uuanga
aspectus gasiunu
uultus antluzi
capilli fahs

pilus har
collus hals [191
o
sanguis plot
uene plot adra
ner adra
prachia arma
manus hant
cumito elinpogo
umerus ahsla
scapula hartin
polix thumo
palma preta
pugna fust
pectus prust
ubera tilo
mamilla tutto
t
babille tuten haubit
cor herza
iegor lebara
pulmones lungunne
stomahus mago [192
umpiculo nubulo
o
tronus stol
celus himil
sol sunna
luna mano
stellas sterron
archus pogo
gugernabes uuolcan
uulgor uunst

161 *das letzte* t *aus* s *corrigirt.* 169 haubit *sicher das frühere, daraus* haupit *gemacht. Dies erkannten auch Lachmann und Hattemer, Sievers hielt beide Lesungen für gleich möglich.* 186 aspectus] *hinter dem* a *noch ein durchstrichenes* s. 210 *Es stand* umpilico *da, aber die vier letzten Buchstaben wurden durchstrichen und* culo *darüber geschrieben.*

tuentus uuint
pluuia regan
imber regan
pluit reganot
nix sneo
v
prina hrifo
ros tau
ęra luft
gutta tropfo
cellax triufit
glaties iis [193
gelus frost
nebola nebul
turpines zui
tenebre dinstri
obscuris dinstar
lux
leoht : : : :
serenus haitar
radia scimo
clurus hlutar
turbuh:: trobi
fugit scinit
ascendit stigit
terra erda
humos molta
puluis stuppi
arcilla laimo
uirescit groit
arescit dorret

erba gras
arbores pauma
ligna uuitu [194
silua holz
ermis uualt
radix uurza
radices uurzun
scorzia rinta
ramos ęsti
i
infidus urtrui
inuidus abanstinc
iniquus nidic
c
uiziosus areustic
auarus arger
cupidus girer
contumax uncusger
elatus geeil
superb; plooz
fur deob
raptor notnumeo
lotro muuheo [195
bifarius zuisprecho
carrulus chreho
mendax luggeo
intentiosus ainferi
temporalis huuilin
detractor bisprehho
in : : : : : unhailer
lebrosus uzseazeo

228 *Ich kann mich nicht entschliessen Lachmann und Sievers beizustimmen, welche* tellax *lesen, vielmehr halte ich in diesem Falle Hattemers* cellax *für richtig.* 234 *Correctur aus* obscudis. 235 *In der deutschen Columne eine radirte Stelle.* 239 *die Endbuchstaben von* turbulus *sind abgescheuert, nur das obere Häkchen vom* s *ist übrig geblieben.* 255 scordia, *das* d *durchstrichen und* z *darüber geschrieben.* 257 infidus *corrigirt aus* inuidus 264 geeil| *beide* e *sind ganz nahe an einander gerückt.* 275 278 *durch dick aufgetragene Reagensflüssig-*



stabia hruf
u
ucatrix chadilla
ignominia urslahit
plaga uunta
uulnus tole
u
fetet suihhit
populus liuti
plex irdisc
deotia phasra
generatio uuera : :
seculus itgart [196
proles framcunft
uicini gapara
proquinti proximi
parentes friunt
i
tempus zit
annus iaar
uer lenzin
estas sumar
autumnus herpist
i
hiems uinta-
mensis mano-
ebdomata uuehha
bisextus sclaltiar
tempestas scuur
corruscatio pleccazen
timor forhta [197
tremor piped
disciplina aigi
possessio heeht
lucrus gauuin
mugit hloit
boues ohson
uacge choi
uitulus calp
taurus far
fera teor
siluaticus uuildi
domesticus haimisc
singularis epur
ceruus hiruz
ursus pero
lupus uuolf
uulpes foha
lepus haso
mustella uuisula
talbus scero
fespertilia fredarmi [198
rana frosc
uolatilia fleoganti
cupile looc
apes pini
aquila aro
accipiter hapuh
curuus hram
cecus plint
mancus hamf
claudus halzer
hidpropecis lam

keit fast ganz undeutlich geworden. 284 irdisc *Correctur aus* irdisg, *wie man auch übereinstimmend angenommen hat.* 286 *der Ausgang des deutschen Wortes ist abgerissen und mit Reagens verdorben.* lt *ist wahrscheinlicher wie* h, *hinter dem senkrechten Strich scheint noch ein Stück des* t*-Balkens erhalten. Dies bemerkte auch Lachmann.* 297. 298 *die beiden deutschen Worte stehen hart am Rande des Blattes, der stark abgerieben ist.* 300 scl *ganz mit Tinte beschmiert.* 304 timor, re *über* i.

ippus ainaugi
farius feeh
diuersus meslih
torpur scanda
340 contumilia honida
increpatio gapulch
rixa secce [199
lites strita
gippus sceleher
345 gēberusus houarehti
caluus calauuer
uerrug uuarza
genitor fater
genetrix moter
350 nouerca steofmoter
germanus proder
germana suester
o
cossfrenus gatuline
cosina magin
355 sotia gadofta
trib; cumpurie
genelogia cunni
ligatus gabutan
solutus antbuntan
360 uenales fali
emere caufen
uendere ficaufen
dissociare intmahon
uolo uuille [200
365 nolo niuuille
pecunia scaz
ouiu: cu:ti ouues
gregies filu
pecure scaf
370 ouicula au
aries ram
agnus lamp
belat plazit
— re gaizi
375 reret
hedi geizi
u
porci suin
carrulat cirrit
equus hros
380 hinnit huaiiot
armentu*m* hrind
miluus uuiio
nidus nest
passer sparo
385 musca fleoga
b
gurunes hornazza

367 *auf zwei Reihen:* ouiu : | cu : ti
: : : s | ouues

374. 375 *die Ecke des unteren Blattrandes ist abgerissen, dadurch verschwanden beide lateinischen Worte ganz oder zum Theil. Vor dem ersten* r *in* 375 *ist noch eine Tintenspur bemerkbar, welche aber, wie Prof. Steinmeyer nachträglich mir auf meine Anfrage mittheilt, nichts als der Rest des Columnenstriches sein wird.* 376 *ganz scharf am Rande mit viel kleinerer Schrift nachgetragen. In* geizi *ist undeutlich nur* g, *sicher* ei. *vor dieser Glosse erscheinen noch zwei Endbuchstaben eines voraufgehenden Wortes, am wahrscheinlichsten* ch, *das übrige ist durch denselben Riss fortgekommen wie z. Th.* 374 *und* 375.

uuespa uuafsa
cinomia : : ege
scifes mizun [201
390 tauan premo
stercur dost
mucca hroz
inmuntitia unhreini
ueritas uuar
395 mendacium lugin
prope nah
longe fer
mox nuua [202
inostrui mundri
400 indiga zeigo
decipere pisuuihhan
seducere pitreogan
eleuare arhafen
deponere instagen
405 nauiter : : : stielihho
nimbus strom [203
nubus scrauune
obligamentum gibuntilin
obbium haitar
410 colus uuollameit
cornicula caha

crecuculus gauh
cardelle zuuistilauinco
cicer baona
415 crus : : : : :
clatica uueual
dedascalus meister
e uastigio an spore [204
eri : : egida
420 tendal : : : : logreost
essox lahs
eli dĩ
mosina donum
examurs gernliho
425 fofet formot
fulix g : : : : : o
fungus suam
fringilla uinco
fibra darm
430 — ler hrustí
crus cranuh
gurgustium celur
gladiator cempheo
gibulum galga
435 leciua lauga
exta tharma
bidendum scaffo

388 *vor* ege *können kaum mehr wie zwei Buchstaben gestanden haben. Graff* I, LXVII *scheint noch vollständig* muege *gelesen zu haben.* 405 *am Anfang des deutschen Wortes Raum für drei unerkennbare Buchstaben. Dass* hru *schwerlich da gestanden haben könne, theilt mir Prof. Steinmeyer mit, ihm scheint der zweite Buchstabe hochgegangen zu sein, höher als* s *oder* ſ *gehen, es sei eine obere (gekrümmmte) Spitze noch zu sehen. Graff, der auch nur dieselben Buchstaben als wir gelesen hat, notirt davor Raum von vier Buchstaben. Hattemer las* ar : : elihho. 406 nimrus, b *über* r 415 *das deutsche Wort jetzt unlesbar, die Buchstabenzahl wird zu Hattemers* scena *stimmen.* 422 *es scheint nichts weiter in der Reihe gestanden zu haben.* 430 *des Anfang des ersten Wortes ist abgerissen.* 435 *die Glosse ist eng zwischen die Reihen geschrieben und wohl erst nachgetragen.*

S. 205.

diruit : : : : :
ad congreg::::::: e demu : : inge
stipite stocca insontem ga:
comebati:: petulcum unsunti

hrustita librate unstilleun proapor : :
fomentat gimez:::r inormen eo : u : : :
lahinot trutinat ungamez far
non gestat uigit indegenos mero
ni corota molimina lantpuant
conpella : : : : : n : : : : le : run
grooztun : : : : : : : : natrun
fraudauere gifrumita phepi:i:s
bitailit : : perpendicula s : n
spret :

438 *Jetzt ist nur noch das lateinische Wort zu entziffern.* 439 *Die letzten beiden Buchstaben nicht so sicher als das voraufgehende* in, *welches auch Hattemer erkannte aber fälschlich als zur letzten Columne gehörig ansah.* 440 *Vielleicht hat in dieser Reihe noch mehr gestanden, wahrscheinlich aber ist, dass der Raum wegen des rauhen Pergaments unbeschrieben blieb.* 441 *Ob der letzte lesbare Buchstabe von* comebati *ein* i *oder ein anderer gerader Strich ist, lässt sich nicht entscheiden. — Der Schreiber scheint die Zusammengehörigkeit von* comebat *und* hrustita *nicht mehr erkannt zu haben, obwohl er sie aus der Folge der unter dem Strich stehenden Vocabeln hätte schliessen können. Aus diesem Versehen erklärt sich auch der leere Platz zwischen* comebat *und* petulcum. *Die durch den Strich eingeschlossene Partie* (hrustita *bis* spret :) + comebat *machte eine Columne der Vorlage aus (S. 64), in der* librate *neben* comebat *stand. Dadurch, dass letzteres von dem Schreiber ausgeschlossen wurde, erhielt ersteres nicht neben jenem, sondern erst neben dem zweiten Wort der Columne seinen Platz. Daraus entstand eine verschobene Reihenfolge, so dass das letzte Wort* spret : *nur mit Noth noch am unteren Rande des Blattes nachgetragen werden konnte.* 446 *Hattemer las ein vollständiges Wort* gimezoner, *das letzte* r *glaubte auch ich wieder zu erkennen. Prof. Steinmeyer, der sicher nur* gimez — *liest, meint, dass der dann folgende Buchstabe kaum etwas anderes als* o *sein könne.* 448. 449 *Die Bezeichnung der fehlenden Buchstaben hat annähernden Werth.* 455 *Das deutsche Wort ist zur Hälfte mit der Ecke des Blattes abgerissen.*

Die Ecke des Blattes oberhalb insontem *scheint wegen des rauhen*

S. 206.

Die letzte Seite der Handschrift ist noch wieder um Vieles enger beschrieben gewesen als die vorhergehenden. Nur am rechten Rande des Blattes ist es mir gelungen, einzelne Silben zu entziffern, es sind: gemit | medicat (*oder* -tat) | -dicamina | -sr- | -tat | -urtus tra- | meret | dit | ma | prodigatur | ege | r : s .

Pergamentes leer geblieben zu sein, obgleich es nicht mit Sicherheit sich feststellen lässt. — Die Richtung des letzten Columnenstriches war, wie auf dieser Seite manches Andere, nur mit der grössten Mühe zu entdecken.

III. ORDNUNG UND QUELLEN.

Die folgende Untersuchung beschäftigt sich mit der Frage nach der ursprünglichen Ordnung des alten Vocabulars.

Sein Plan ist ohne geschlossene Rundung, insofern im ganzen kein durch geschickte Uebergänge bewerkstelligtes Verfliessen der einzelnen Stoffkreise ineinander stattfindet. Das Material, welches uns vorliegt, ist rein schematisch nach sachlichen Kategorien eingetheilt und abgehandelt, davon überz ugt ein Blick in den obigen Text. Seine uns überlieferte Gestalt ist nicht mehr die organische, sondern eine schon vielfach zerrüttete; das lehrt die Betrachtung der verschiedenen bunt durch einander gemischten Partien, deren einstigen natürlichen Zusammenhang zu erkennen gleichwohl nicht schwer fällt. Selten ist ein Thema zu Ende geführt, das nicht durch dem Sinne nach fremdartige Abschnitte unterbrochen wäre, die ihrerseits wieder an anderer Stelle ihren passenden Platz finden. Somit sind wir in der Lage uns fast überall erst aus dem ganzen Vocabularius die verschiedenen Theile zusammenlesen zu müssen, welche den vollständigen Inhalt einer einzelnen Gruppe ausmachen. Trotzdem ist die Verwandtschaft und der Anschluss dieser versprengten Partien so eng und unbedingt, dass in jedem Falle die Wiederherstellung der getrübten Ordnung geboten erscheint. Wenn wir darauf hin unser Denkmal durchgehen, ergibt sich das Folgende.

Die erste unlösbare Verbindung bildet Zeile 1—111: es wird vom Holz als Baumaterial zum Haus, dessen Construction und wirtschaftlicher Umgebung übergegangen, woran das oben S. 6 f. erwähnte Landschaftsbild sich passend anschliesst. Diese ganze Stelle ist natürliche Fortsetzung von 242—256. An 256 ramos ęsti schliesst sich 1 surculus zui ff. unmittelbar an.

Der folgende Abschnitt handelt Z. 112—129 über verschiedene staatliche Würden und Stände, Z. 130—138 sogleich über eheliche und aussereheliche Verhältnisse. Wir werden hier von selbst auf das Vorhandensein einer Lücke geführt, die Z. 283—291 und Z. 348—357 vortrefflich ausfüllen. An 129 puplicani reihen sich 283—291 (populus-parentes), an 291 parentes nothwendig 348—357 (genitor-genelogia), an 357 genelogia, 130 conniutio ff. passend an.

Mit 139 sapiens fängt eine neue Partie an, welche zum Gegenstand die Aufzählung der menschlichen Eigenschaften hat. Begonnen wird mit den guten Z. 139—162, dann 163. 164 zu den fehlerhaften übergegangen, und es braucht nur gesagt zu werden, dass der Zusammenhang, welcher mit 165 ff. unterbrochen ist, durch Z. 257—282 und Z. 332—347 naturgemäss wieder aufgenommen und zu Ende geführt wird.

Weiter folgt 165—210 die Beschreibung des menschlichen Körpers: die einzige Gruppe, welche von der Zerstörung unberührt beisammen geblieben ist.

Z. 211—241 enthält die Benennungen der Himmelskörper und Lufterscheinungen, diese ist jedoch mit 241 noch nicht abgeschlossen, erst Z. 292—305 machen sie vollständig. Z. 301—305 (tempestas-disciplina) gehören unmittelbar zu 241 ascendit und dem Voraufgehenden. Die dazwischentretenden Zeitbestimmungen 292—300 sind einigermassen störend, es ist aber anzunehmen, dass dem Verfasser bei tempestas erst das übergangene tempus und Zubehör wieder einfiel, das er an dieser Stelle nachtrug.

Ueber Z. 242—256, 257—282, 283—291 ist gesprochen.

Z. 306. 307 possessio, lucrus sind der Anfang und zugleich die Ueberschrift zu einer neuen Rubrik ‚über das Besitzthum'. Die Fortsetzung dazu erfolgt erst mit 358—381, ligatus-armentum. An 381 armentum hrind schliesst sich natürlich nicht 382 miluus uuiio, sondern 308 mugit hloit ff. an. Den Hausthieren werden die wilden Thiere und die Vögel zugesellt. Dieser Zusammenhang reicht von 308 mugit bis 331 curvus, wovon nun 382—390 milvus-tauanus der sachgemässe Beschluss ist.

Von Z. 332—347 und Z. 348—357 war gleichfalls die Rede.

Damit hätten wir erreicht, was aus der Betrachtung des Vocabularius allein sich gewinnen liess: die Zusammengehörigkeit dieser einzelnen Theile steht ausser Zweifel. aber wie die grossen Kategorien selber auf einander folgten. können wir unmöglich aus unserem Denkmal entnehmen, würden wir auch nie entscheiden können, wenn es uns nicht glückte die Quelle selbst zu Rathe ziehen zu dürfen. welche dem Verfasser vorlag.

Wir haben vorhin schon auf Isidor als dieselbe hingewiesen. Der Vocabularius S. Galli steht zu dem Material. welches in den Etymologien vereinigt ist. in einem Verhältniss von noch weit unbedingterer Abhängigkeit wie die Glossae Casselanae. Wir glauben sein Hervorgehen aus demselben beobachten zu können, so genau weist er darauf zurück. Damit ist eine eingehende Vergleichung beider geboten. Und selbst wenn wir nach dem letzten möglichen Resultat streben und zu erkennen suchen. ob denn der Verfasser als direkte Vorlage jene Materialsammlung des Isidor selbst benutzte oder ob er seine Kenntniss aus Quellen schöpfte, die uns in ihrer selbständigen Existenz verloren gegangen und jetzt nur noch in Isidors Schriften zugänglich sind: so lässt sich auch dies allein erreichen durch genaue Auseinandersetzung des gegenseitigen Verhältnisses beider erhaltener Denkmäler. Zunächst müssen wir untersuchen, wie weit der Vocabularius aus den Etymologien sich ableiten lässt, müssen jede Abweichung wie Uebereinstimmung anmerken und sowohl für das Abweichende wie für das im Vocabularius Uebergangene nach Gründen der Erklärung suchen.

Bei der ungeheuren Fülle von Material, welches die Etymologien darbieten, wird es zwar unmöglich sein, überall den Grund zu erkennen, weshalb der Verfasser ein Wort aufgenommen oder fortgelassen hat, doch müssen sich wenigstens die grossen Principien feststellen lassen, welche bei de· ganzen Auswahl vorschweben konnten.

Von den ersten acht Büchern findet sich keine Spur im Vocabularius. Lib. I—IV handelt über die septem artes

liberales, und zwar lib. I nach einer kurzen Einleitung (I, 1. 2) de grammatica et partibus ejus etc. (I, 3—43); lib. II de rhetorica (1—21), und de dialectica (22—32); lib. III de arithmetica (1—9), de geometria (10—13), de musica (14—22), de astronomia (23—70); lib. IV de medicina. Wenn der Verfasser dies alles überging, so leiteten ihn dabei die praktischen Zwecke, welche er verfolgte. Praktischen Tendenzen dienen auch die Isidorischen Abschnitte, aber sie sind anderer Art: sie sollen zum Nutzen der Schule gelehrtes Wissen in compendiöser Form darstellen und verbreiten. In solcher Weise pädagogisch ist unser Verfasser nicht, und sein Blick richtet sich nur auf Gegenstände, welche das reale Tagesbedürfniss ihm unter die Augen rückt, ihm ist es hauptsächlich darum zu thun für die nächsten sinnlichen Anschauungen und Wahrnehmungen Worte zu gewinnen.

Das folgende Buch V handelt über römische Rechtsinstitutionen (1—27) und römische Zeitrechnung (28—39): es wurde wie alles rein Antiquarische mit Fug übergangen.

Merkwürdiger ist, dass die drei nächsten Bücher mit ihrem theologischen Inhalt unberücksichtigt geblieben sind, merkwürdig deshalb, weil im Folgenden der Verfasser Gelegenheit nimmt, wo es angeht, eine theologische Floskel einzumischen. Eine Erklärung dafür wird sich unten S. 54 ergeben. In Buch VI kommen die heiligen Bücher zur Sprache (1—15), woran ausführliche Nachrichten über antikes Schriftwesen überhaupt angeknüpft werden, ferner die Concilien (16), der cyclus paschalis (17) und die übrigen Feste (18) schliesslich die Ritualgebräuche bei den verschiedenen heiligen Handlungen (19). — Buch VII enthält die ganze Scala in der geistlichen Hierarchie von Gott (1) bis auf seine niedrigsten Getreuen herab (14). — Buch VIII handelt über christliche Kirche, Glauben, Sekten und Ketzer (1—5); ein allgemeiner Theil über alte Philosophen, Dichter, Weissager etc., endlich über die antiken Götter macht den Beschluss (6—11). Aehnlichen Inhalts sind auch noch die beiden ersten Capitel des IX. Buches, worin Sprachen und Völkerschaften der Erde aufgezählt werden, auch sie fanden keine Verwendung.

Nun beginnt in ziemlich ununterbrochenem Zusammen-

hang im Isidor die ganze Reihe von Abschnitten, welche der Verfasser des Vocabulars als Quelle für seine Darstellung benutzte.

Zunächst:

Origines IX, 3 ‚de regnis militiaeque vocabulis' und IX, 4 ‚de civibus' = Voc. Z. 112—129. 283—290.

Es ist dies die erste Partie, welche in der ganzen Sammlung zuerst für deutsche Verhältnisse innigere Berührungspunkte und praktisches Interesse gewährte. Z. 1—111 hatten wir schon vorhin aus anderen Gründen von seiner Stelle am Anfang des Vocabulars entfernen müssen und Z. 112 ff. darf jetzt mit doppeltem Recht den ersten Platz einnehmen, wie denn auch der Mensch mit seinen Beziehungen und Eigenschaften passend die Reihe eröffnet.

Beide Capitel des Isidor sind sichtbar zu dem Bestand zusammengearbeitet und verschmolzen, den wir im Voc. Z. 112—129 und 283—290 vor uns haben. Beide letztere Stellen gehören rein für sich betrachtet durch ihre innere Verwandtschaft eng zusammen. Auch gewinnen wir so allein einen gut vermittelten Anschluss an das Folgende. Der Anfang schöpft besonders aus Cap. 3., der Schluss aus Cap. 4. Isidor beginnt mit rex (c. 3. 1—5), hier wird ein leicht erfindbares 112 homo, 113 himines als Ueberschrift vorausgeschickt. Mit Takt wird jetzt Alles ausgelassen, was in deutsche Verhältnisse nicht hineinpasst, die consul, proconsul, imperator, Caesar, tyranni etc. und sogleich mit 116 dux (= 3, 22) fortgefahren. Der Verfasser setzt hinzu, was ihm passend erscheint, wie bei rex eine regina, so hier die ducissa. Die monarchae (3, 23), tetrarchae (3, 24), patricii (3, 25), praefecti (3, 26), praetores (3, 27) werden übergangen und fortgefahren in derselben Reihenfolge wie bei Isidor mit den aus der fränkischen Verfassung bekannten 118 preses graue (3, 28), 119 tribunus sculthaizeo (3, 29), 120 centurius scario (3, 31). 3, 30 chiliarchae war natürlich nicht zu verwenden, dafür aber der in diese Scala gehörige 121 villicus aus 4. 33 herbeigezogen. villa und habitat Z. 122. 123 sind ein Zusatz zu letzterem. Die ganze bei Isidor sich hier anschliessende

Heereseintheilung (3, 32—64), von der der Mönch wohl wenig zu erzählen wusste, ist fortgeblieben.

Z. 114—121 enthalten die richtige Skala der fränkischen Aemter. Schwierigkeit machen Z. 119. 120. Denn wenn Sohm Altdeutsche Reichs- und Gerichtsverfassung 1, § 9 Waitz gegenüber Recht hat, dass der tribunus und centenarius zusammenfallen, bleibt der einzige Erklärungsgrund für die doppelte Anführung, dass der Verfasser lediglich den lateinischen Vocabeln seiner Quelle zu Liebe zweimal dasselbe Amt, aber mit nüanzirter Wendung aufgezählt habe.

Im Verlauf ist nicht mehr die Anordnung der Origines in gleicher Weise massgebend. Z. 124 servus = Is. 4, 43; 125 ancella = 4, 44; 126 pastor ist ein Zusatz; 127 judex = 4, 14; 128 farisei ein Zusatz zum Folgenden; 129 publicani = 4. 32; — 283 populus = 4. 5. 6; 284 plebs = 4, 6; 285 deocia wiederum eine Einschaltung des Verfassers; 286 generatio = IV, 4 genus, woran sich 287 seculus und 288 proles als Zusätze anschliessen. Die noch übrigen uicini propinqui proximi 289. 290 sind dem Vocabular eigenthümlich; in dieser Umgebung war für altdeutsche Zustände die Namhaftmachung der Zusammenwohnenden (289. 290) fast unerlässlich. Waitz DVG² II, 310 ff., vgl. I, 76 ff., besonders aber K. Maurer Island von seiner ersten Entdeckung bis zum Untergange des Freistaats Seite 373—392 in einem eigenen Abschnitt über die Nachbarschaft.

Or. IX, 5 ‚de affinitatibus et gradibus', IX, 6 ‚de agnatis et cognatis = Voc. Z. 291. 348—357.

Wenn sich nun bei Isidor auch nicht sofort die verwandtschaftlichen Gliederungen anschlössen, würden wir doch keinen Augenblick zweifeln 291 parentes mit 348 genitor ff. unmittelbar zu verbinden. Das erste Wort dieser Gruppe ist bei der stattgefundenen Zerstörung der ursprünglichen Ordnung noch am Schluss der vorhergehenden stehen geblieben. Von den weitschichtigen Auseinandersetzungen im einschlägigen Abschnitt der Origines sind nur die ursprünglichen Grundverhältnisse aufgenommen: die vielfachen Verzweigungen nach väterlicher und mütterlicher Seite des

Stammbaumes mussten übergangen werden, da die deutschen Ausdrücke nicht so weit reichten. Konrad Maurer, Island Seite 326, bemerkt, dass die isländisch-norwegische Rechtssprache individuelle technische Bezeichnungen nur für den ersten Grad der Verwandtschaft in der aufsteigenden, absteigenden und Seitenlinie kenne: die allen Germanen gemeinsamen. Die ganze Rechtsanschauung durchdringt als ein Grundsatz, dass die entferntere Verwandtschaft von der näheren als durch eine unermessliche Kluft getrennt zu gelten habe, Maurer a. a. O. 339. Die germanischen Verwandtschaftsverhältnisse verdienten wohl nach der Seite ihrer Bedeutungsentwicklung eine besondere Darstellung, auf die ich hier verzichten muss. Gute Zusammenstellungen bietet Deeckes Abhandlung über die deutschen Verwandtschaftsnamen, worin besonders die Anmerkungen werthvoll sind. Die meisten Ausdrücke bezeichnen ursprünglich nicht ein bestimmtes Glied innerhalb der Familie, sondern nur einen allgemeinen Bezug, der unter vielen oder allen Gliedern der Blutsgemeinschaft in gleicher Weise waltet. Wir können die technische Einschränkung ursprünglich umfassenderer Bezeichnungen sich noch vollziehen sehen. Dass das altgermanische Wort für ‚Freund' (altn. frændi etc.), dem Gegensatz von ‚Feind', mit ausgeprägter Terminologie für den Verwandten gelten (Maurer 323, Vigfusson S. 176 f.), ja sich auf die allernächsten (Voc. 291 parentes friunt) einschränken kann, begreifen wir aus dem Zusammenhaften und Zusammeneinstehen der enggeschlossenen Blutsgenossen. Anderes liegt nicht so klar. Dass ‚Bruder' noch in der altnordischen Rechtssprache ein weiterer Begriff sein konnte, hat wieder Maurer 327 dargethan, man mag sich auch an die griechischen Phratrien erinnern.

Doch kehren wir zum Einzelnen zurück. Voc. 291 parentes = Or. 5, 4; 348 genitor = 5, 4; 349 genetrix und 350 noverca sind eigene Bereicherungen der Vorlage; 351 germanus = 6, 6; 352 germana = 6, 11; 353 cossofrenus = 6, 14 consobrini; 354 cosina ist die weibliche Ergänzung dazu. Damit verliert sich die Aufzählung aus dem engern Kreise der Familie und fasst alles Weiterliegende unter zwei G sammtbezeichnungen des Ganzen zusammen (356. 357). —

Ueber die Bedeutung der dem Vocabular eigenthümlichen socia gadofta siehe unten Anm. zum Voc. Z. 36. — Der alten Volkseintheilung entsprechend steht die tribus als höherer Begriff über der genelogia, Waitz DVG² I. 78; genelogia cunni vermittelt zugleich den Uebergang zum Folgenden 130 fg. aufs Beste.

Or. IX, 7 ‚de conjugiis' = Voc. 130—138.

In ununterbrochenem Fortgang geht in beiden Denkmalen die Betrachtung weiter. 130 coniuntio ist vermuthlich aus der Ueberschrift des isidorischen Kapitels entnommen; 131 uir = Or. 7, 1; 132 conjunx = 7, 9; die hiezu synonymen Worte der Vorlage hat der Verfasser nicht aufgenommen (7, 2 maritus; 7, 12 uxores), ebensowenig die Benennungen des Brautstandes (7, 3. 4 sponsus; 7, 7 proci; 7, 8 pronuba etc.) und die matrona (7, 13), wol aber die vidua 7, 16 = Voc. Z. 137. Weiter gefiel es ihm, auch die Verhältnisse, die ausserhalb des conjugium liegen, herbeizuziehen. Z. 133—136 und 138 sind seine Zusätze. Er reiht diese Begriffe ein, indem er im Aufsuchen von Gegensätzen sich erschöpft, so wendet er sich von 132 conjux zu uirgo zu meretrix, casta, repudiata, uidua, contaminata. Das Material, welches dies Kapitel der Origines sonst noch bietet, berührt fernerliegende Verhältnisse oder es sind gelehrte Deutungen.

Or. X ‚de quibusdam vocabulis per alphabetum distinctis' = Voc. Z. 139—164. 257—282. 332—347.

Dieser längere Abschnitt schliesst sich bei Isidor unmittelbar an den eben behandelten an. Man überzeugt sich aus dem gemeinsamen Wortschatz leicht von der Identität desselben mit den angegebenen Partien des Vocabularius. Es werden in diesen ebenso meist mit Adjektiven die menschlichen Eigenschaften aufgezählt wie in den Origines, nur ist im Vocabularius die Reihenfolge eine sachliche, von den guten zu den schlechten und gebrechlichen fortschreitende, während dort alphabetische Anordnung herrscht. Demnach kann hier der Vocabularius nicht aus den Etymologien geschöpft sein, vielmehr ist als beiden gemeinsame Quelle eine

sachlich fortschreitende Aufzeichnung zu statuiren. Dass die isidorische daraus erst nach Buchstaben verzettelt ist, während der Vocabularius den alten Zusammenhang bewahrte, ist nicht zu bezweifeln. Wenn wir die Probe machen und die pragmatische Gliederung dieser Stelle unseres Denkmals auflösen, indem wir die einzelnen mit demselben Buchstaben anlautenden Worte, wie sie aufeinander folgen, alphabetish rubriciren, natürlich nur nach dem Anlaut, da progressive Ordnung sich im achten Jahrhundert kaum schon finden dürfte, so erhalten wir das unverkennbare Aussehen des isidorischen zehnten Buches; die ersten s, p, v des Vocabularius (sapiens, prudens, virtus) stehen dort sogar an der Spitze der betreffenden Abschnitte.

Eine genauere Darlegung des Verhältnisses durch Belege wird nöthig sein. Ich bediene mich auch hier der bei Otto durch das ganze Alphabet fortlaufend durchgeführten Zählung und hebe die bezeichnendsten Buchstaben heraus.

a (Nr. 2–21): audax Voc. Z. 144 = or. X, 7. — albus Z. 150 fehlt. auarus Z. 261 = or. X, 9.

c (Nr. 32 - 64): cupidus Voc. Z. 262 = or. X, 42. — contumax 263 = X, 45. — cecus 332 = X. 60. — Z. 334 claudus, 340 contumilia. 346 calvus fehlen.

f (95–111): fidelis 142 = X. 98. 1 — firmus 143 = X, 98. 3. — fortis 146 = X, 98. 4. — fur 266 = X, 106. — 282 fetet fehlt.

l (154–163): lotro 268 = X, 159. — lebrosus 276 = X, 162. — 336 lippus und 343 lites fehlen.

m (164—183): mansuetus 156 = X, 168. 1. — modestus 157 = X, 168. 2. — malus 163 = X, 176. — mendax 271 = X, 175. — mancus 333 = X. 180.

p (201—231): prudens 141 = X. 201. — potestas 148 = X. 208. — pulcher 149 = X, 203. — 154 ballidus, 158 pudicus fehlen. — perfectus 160 = X. 202. — 161 probatus und 280 plaga fehlen gleichfalls. Hier scheint die Ordnung schon nicht mehr so durch.

r (234–239): ropustus 145 = X. 237. 2. – 153 ruffus fehlt. — raptor 167 = X. 237. 4. — rixa 342 = X, 239 rixosus.



s (240—263): sapiens 139 = X, 240. — 140 scitus fehlt. — sanus 159 = X, 259. — 162 stabilis, 277 scabia fehlen. — superbus 265 = X, 248.

v (274—282): virtus 147 = X. 274. — 260 uiziosus und 281 uulnus fehlen. — farius 337 = X, 277. — 347 duerruga fehlt.

Die übrigen Buchstaben bieten (ausser i. das hauptsächlich Eigenes enthält) alle nur ein bis zwei Worte der Beobachtung dar, aber das Gegebene genügt schon, das Verhältniss klar zu legen.

Die Hälfte des im Vocabular hier vereinigten Materials findet sich im Isidor nicht, wir haben es also dem Verfasser oder seiner Vorlage zuzuschreiben. Es mochte sich für diese Partie leicht eine ähnliche Liebhaberei ausbilden, wie für die Thiere und deren Stimmen: die Charakteristik des Menschen war gewiss ein verlockendes Feld. Trotzdem dürfen wir den vollständig abgerundeten Stoffkreis über die Farben, Z. 150 bis 154, der jedenfalls weit entferntere Bezüge zu den menschlichen Eigenschaften enthält wie die ganze Reihe der übrigen Benennungen. nicht als alt und ursprünglich betrachten: er wurde von einem späteren Schreiber, dem wohl vorzugsweise das Bunte für schön galt, im Anschluss an 149 pulcher sconi in den Text gebracht. Den Interpolator verräth ausserdem sein anlautendes u für f in 154 ualauuer, das der Verfasser des alten Vocabulars sich nie erlaubt, wohl aber der des Anhangs. Ueber einen anderen zwingenden Grund, der aus dem Format sich herleitet, siehe unten S. 58. 61.

Ein wichtiges Ergebniss der Betrachtung ist, dass wir für diesen Abschnitt nicht Isidors zehntes Buch selbst als Vorlage anzunehmen haben, sondern auf eine Quelle zurückverwiesen werden, die ihm noch um ein Stadium vorausliegt.*

* Auf Gl. Cass. H 11 gyppus houarohter (Voc. 345), 12 lippus prehanprauuer (V. 336 lippus ainaugi) und 13 claudus lamer (V. 334 claudus halzer) stützt Grimm seine Ansicht, dass dieser Abschnitt der Gl. Cass. wahrscheinlich im Voc. benutzt sei. Wir werden anzunehmen haben, dass diese Ausdrücke aus einer verwandten mit jener oben nachgewiesenen vorisidorischen zusammenhängenden Quelle stammen: Isidor selbst, in dessen zehnten Buch sie nicht stehen, war es nicht Von den 6 her-

Or. XI, 1, ‚de homine et partibur ejus‘
= Voc. Z. 165—210.

Hieran reiht sich unmittelbar die Aufzählung der Bestandtheile des menschlichen Körpers. Dies Kapitel eröffnet bei Isidor ein allgemeiner gehaltener Eingang über ‚natura, vita, genus, homo‘ (XI, 1, 1—5), der im Vocabular übergangen ist. Dann wird ein ‚homo interior (anima)‘ XI 1, 7—13 dem ‚homo exterior (corpus)‘ vorausgeschickt. In unserm Vocabular handelt es sich nur um den letzteren. Die psychischen Bezüge von anima, spiritus, animus, mens, memoria fehlen, ebenso andere im Körper wohnende Kräfte, wie die fünf Sinne (1, 18—24). Diese Begriffe konnten nicht grade ausserhalb des Gesichtskreises des Verfassers liegen, wohl aber mag hier seine Kunst gescheitert sein an der Schwierigkeit, die in einer nachzuschaffenden zutreffenden Distinction der interpretatio theodisca lag. Seinen für allgemeine Psychologie empfänglichen Sinn bezeugt der vorige Abschnitt genugsam. Durch solche Erwägungen ist, wenn überhaupt, die geistige Begabung des Verfassers zu erkennen.

Unser Abschnitt ist ganz zusammengesetzt aus dem bei Isidor (1, 25 flg.) gegebenen Material, das bis auf die noch zu besprechenden Punkte sehr vollständig benutzt ist. Die in der Vorlage sich nicht findenden Ausdrücke des Vocabulars sind folgende: Z. 165 die Ueberschrift statua mit 166 umbra im Geleite, ferner nur noch 168 coniunctura, 171 testa, 176 gula, 186 aspectus und 198 scapula: z. Th. auch nur synonyme Wendungen zu Worten Isidors: membra 167 = XI, 1, 82; caput 169 = 1, 25; uertix 170 = 1, 26; (ceruellus 172 aus 1, 28 cerebrum;) 173 oculos = 1, 36; nares 174 = 1, 47; os 175 = 1, 49; mandilla 177 = 1, 45 mandibulae; maxillares 178 = 1, 45 maxillae; mentus 179 = 1, 57; palatus 180 = 1, 55; lingua 181 = 1, 51; labia 182 = 1, 50; supercilia 183 = 1, 42; popus 184 = 1, 37 pupilla; facies 185 = 1, 33; uultus 187 = 1, 34; capilli 188 = 1, 28; pilus 189 = 1, 28; collus 190 = 1, 60; nervi 193 = 1, 83;

gehörigen Vocabeln der Gl. Cass. lässt sich nur II 13 mutus auf ihn (X, 169) zurückführen.

— prachia 194 = 1, 63; manus 195 = 1, 66; cumito 196 = 1, 64; umerus 197 = 1, 62; polix 199 = 1, 70; palma 200 = 1, 69; pugna 201 = 1, 69; pectus 202 = 1, 74; ubera 203 = 1, 76; mamilla 204 = 1, 74; babille 205 = 1, 75; —

sanguis 191 = 1, 122; uene 192 = 1, 121; — cor 206 = 1, 118; iegor 207 = 1, 125; pulmones 208 = 1, 124; stomahus 209 = 1, 128; umpiculo 210 = 1. 99.

Nicht innegehalten ist die Reihenfolge. In den Origines ist ein strenges System durchgeführt, das topographisch genau fortschreitet vom Scheitel bis auf die Fusssohle herab, genau wie die einzelnen Glieder in dieser Richtung sich aneinander reihen (XI, 1. 25—115). Dies Princip herrscht zwar auch im Vocabularius, aber der Verfasser operirt nicht so umsichtig und seinen Stoff auf ein Mal erschöpfend, so dass er sich in der Lage sieht, nachdem er Z. 170—179 glücklich vom Scheitel bis zum Kinn gekommen, nochmals rückwärts schreitend Z. 180—189 denselben Weg durchmessen zu müssen, um alles Vergessene vom Gaumen bis zum Haupthaar nachzuholen. Etwas unordentlich und willkürlich ist auch die Beschreibung der Arme Z. 194—201.

Ein weiteres Theilungsprincip bei Isidor ist, dass eine strenge Scheidung zwischen den äussern sichtbaren und den innerlichen Körpertheilen durchgeführt wird. Die erste Hälfte davon ist die besprochene, daran reiht sich (XI, 1. 116—147) die Kategorie der Intestina. Diese Gliederung scheint in unserem Denkmal nur noch durch, für ihre Verwischung bietet sich aber ungezwungen ein guter Grund dar. Zusammen gehören hier unter dieser Rubrik Z. 191—193 und 206—209. 191—193 sind in eine falsche Umgebung gekommen und stören die alte Ordnung. Schuld daran ist das Missverständniss von Z. 193 nervi. Bei Isidor nämlich finden sich unter den äusseren Körpertheilen XI. 1, 83 die nervi, aber als *νεῦρα*, Gelenke. Unser Verfasser hat das nicht mehr verstanden, sondern übersetzt sie mit adra, durch diese nervi adra kamen die uene plot-adra Z. 192 und damit sanguis ploot 191 in diesen Zusammenhang. Beide Abschnitte gemeinsam decken sich fast vollständig mit dem Bestand bei

Isidor 1, 116—135, meist unwichtigere Worte vergrössern hier den Bestand neben viscera praecordia, pulsus, fibrae, splen und noch einzelne andere. Weshalb XI, 1, 136—147 ganz fortgeblieben sind, wird sich sogleich ergeben.

Wir haben noch nicht davon gesprochen, woher es kommen mag, dass der Vocabularius bei seiner Aufzählung der äusseren Körpertheile nur vom Scheitel bis zu den mamillae resp. umpiculo kommt; or. XI, 1, 100—115 also keine Spur zurückgelassen hat. Aufschluss darüber gewährt ein anderer Vocabular aus dem elften Jhdt, der Hattemer I, 294 bis 300 abgedruckt ist, ebenfalls aus S. Gallen stammt und mit dem unsrigen ganz enge und beachtenswerthe Berührungspunkte aufweist. Auch er führt die Abtheilung ,de membris humanis' nicht über die Schultern hinunter und bringt die Fortsetzung erst in der folgenden Abtheilung mit der Ueberschrift Index inpudicus S. 299. Er verbreitet sich etwa von den mamillae bis auf die Fusssohlen, woran dann unmittelbar wie bei Isidor sich die Intestina mit medulla, sanguis sq. anschliessen. Diese im Vocabular unterdrückte Partie wurde also traditionell als unanständig unter besondere Rubrik gebracht, resp. ganz fortgelassen. Bedenklich werden besonders 1, 101—104 (clunes, genitalia etc.) erschienen sein. Dass dies Verfahren schon herkömmlich und constant geworden, beweist der Umstand, dass sich im Ind. inpud. ganz unzweideutige Gegenstände (pugnus, latus etc.) finden. Auch die mamillae und babille, die unserm Verfasser noch unbedenklich schienen, wurden in der Folge, um keinen Anstoss zu erregen, ausrangirt. — Aus denselben Rücksichten ist denn auch der Schluss des Kapitels (1, 136—147), in dem Ausdrücke wie urina, semen, menstrua, foetus angehäuft sind, nicht aufgenommen.

Weshalb der Verfasser das folgende zweite Kapitel ,de aetatibus hominis' nicht benutzt hat, ist schwer zu sagen, doch mag die Schwierigkeit der Wiedergabe dabei wirksam gewesen sein. Dass cap. 3 ,de portentis' und 4 ,de transformatis' sein Interesse nicht fesseln konnte, war von vorn herein anzunehmen.

Damit schliesst bei Isidor der Abschnitt, der sich auf den Menschen bezieht.

Bisher bot der Vocabularius noch eine dem Isidor parallele Anordnung der selbständigen Kategorien. — Nachdem Z. 1—111 von seinem unrechtmässigen Platze am Anfang entfernt war, brauchten wir nur die vier aus ihrem alten Zusammenhang losgelösten und versprengten Theile (283—291. 348—357. 257—282. 332—347) an ihren rechtmässigen Ort zurückzuversetzen, um dieselbe Reihenfolge zu erhalten. Jetzt aber müssen wir in einem Falle entscheiden, in dem beide Quellen auseinander gehen. Es werden im Verlauf des Vocabularius noch drei verschiedene Materien behandelt: 1) Himmel, Zeit und Lufterscheinungen, 2) Erde und Landschaft, 3) Thiere. Der erste Abschnitt geht dem zweiten voraus sowohl bei Isidor wie im Vocabularius, dagegen ist der als dritter bezeichnete dort den beiden anderen vorangestellt, hier folgt er ihnen nach. Es fragt sich, wohin er gehört. Ich zweifle nicht, seinen Platz im Vocabularius unangetastet zu lassen: erstens weil in dem organischen Aufbau des Ganzen die Thiere keinen schicklichen Uebergang bilden von den ethischen und physischen Beziehungen und Eigenschaften des Menschen zu den Erscheinungen des Kosmos, der Welt und Erde, vielmehr erst ihre natürliche Stelle finden, nachdem die Erde selbst nach ihrer Kraft und Beschaffenheit erörtert ist; besonders aber zweitens weil dieser Abschnitt in seinem letzten Theil so lückenhaft gearbeitet ist wie kein anderer des Vocabulars, so dass er nur einem zum Schluss eilenden Arbeiter zugetraut werden darf, worüber unten. Diese Lücken auszufüllen scheint ein Hauptzweck des ersten Anhangs gewesen zu sein, in dessen Vordergrund das Vögelreich steht.

Isidor lib. XII behandelt die Thiere. Wir haben fortzufahren mit

Or. XIII, 1—11 = Voc. 211—241. 292—305.

Mit diesem Abschnitt hat es eine eigene Bewandtniss. Isidors Origines können nicht die ausschliessliche Quelle gewesen sein. Es fehlt hier eine Anzahl der wichtigsten Ausdrücke des Vocabulars, so besonders Z. 213—215 sol, luna,

stellas, obgleich über sie sehr ausführlich im astronomischen Theil von Lib. III (16—70) gehandelt wird; so eine Reihe weniger ins Gewicht fallender: 227 gutta. 234 obscuris. 236 —239 serenus. radia. clarus. turbulus. 302 corruscatio. vor Allem auch das sehr charakteristische 304 tremor piped. Wir sehen dabei ab von den Glossen, deren Erfindung wir dem Verfasser selbst zuzuschreiben haben: 211 tronus. 303 timor. 305 disciplina (Seite 6. 7) sowie die Verba 222 pluit, 228 stillat, 240 fulgit. 241 ascendit, die hier wie im ganzen Vocabularius Zusätze des Verfassers sind.

Die von jenen Worten als wichtigste bezeichneten finden sich nun in Isidors verwandter Schrift De natura rerum (ed. Gust. Becker, Berlin 1857), so Z. 213—215. 304. Manche von dem übrigen Bestande (212. 216—220. 223. 301) stehen in jedem der beiden Bücher, ein noch beträchtlicher Rest nur in den Origines (Z. 221. 224—226. 229—233. 235).

Das Richtige über das Verhältniss beider Quellen zum Vocabularius lehrt die befolgte Anordnung der einzelnen Worte. Im Eingang ist das Vorbild von De natura rerum durchschlagend: Z. 212 celus = de n. r. XII—XIV. (ed. Becker) (Or. XIII, 4, 1); 213 sol = XV—XVII; 214 luna = XVIII—XXI; 215 stellas = XXII—XXVII; 216 archus = XXXI (Or. XIII, 10, 1); 217 nubes = XXXII (Or. XIII, 7, 2). — über 218 uulgor (d. n. r. XXX fulmen. Or. XIII, 9, 1) und 219 uentus (d. n. r. XXXVI. Or. XIII. 11, 1) lässt sich nichts entscheiden. Nun ist die Reihenfolge der Origines bis auf einzelne Nüanzirungen streng inne gehalten. Z. 220 pluuia = Or. XIII. 10, 2 (d. n. r. XXXIII); 221 imber = 10, 4; 223 nix = 10, 6 1; 224 pruina = 10, 8; 225 ros = 10, 9; 226 aera ist in diesen Zusammenhang neu hereingezogen = Or. XIII. 7, 1; 229 glaties = 10, 6,2; 230 gelus = 10, 7; 231 nebola = 10, 10; 232 turpines = 11, 19; 233 tenebre = 10, 12; 235 lux = 10, 14; 301 tempestas = 11, 20 (de n. r. XXXVIII); endlich 304 tremor wieder = de n. r. XLVI, 2.

Die eingeschaltete Zeiteintheilung Z. 292—300 wird ebenso und in ganz gleicher Folge de nat. rer. III—VII wie

Etym. V, 32—36 (hier gelegentlich der römischen Zeitrechnung) behandelt. Im Vocabular st der umgekehrte Weg eingeschlagen und von tempus zu ebdomata herabgestiegen. dem Princip des Verfassers immer von weitern Begriff zum engern überzugehen entsprechend. Das an den Schluss gestellte bisextus 300 steht in demselben Zusammenhang nur in de nat. rer. VI. 6. in den Or. an ganz anderer Stelle (VI. 17. 25) und zeigt, dass auch diese Partie der Darstellung in de nat. rer. näher steht wie derjenigen in den Origines. Das Fehlen von dies, nox, welche Isidor noch in beiden Fällen bietet, bleibt empfindlich.

Dass in dieser Partie die Quelle unseres Vocabulars erst mit beiden Schriften Isidors vollständig gegeben ist, steht ausser Zweifel, aber gleichwohl ist es nicht das Wahrscheinlichere, dass im Voc. eine Contamination derselben vorliegt, vielmehr dass wir auch hier wieder auf eine ältere Aufzeichnung zurückgewiesen werden, in der sich das Material noch einheitlicher zusammen befand, welches in beide Bücher Isidors verthe t ist. Denn dass der Verfasser, der sich doch der Darstellung in den Or. anschliesst, zur Vervollständigung Z. 213—215 aus de nat. rer. herübernahm, ist denkbar, kaum aber dass die entlegeneren 300 bisextus und 304 tremor aus demselben Grunde hier einen Platz erhielten.

Or. XIII, 12—XVII, 6 = Voc. 242—256. 1—111.

Es folgt die interessanteste Partie, die Landschaft, in der die eigenthümliche Art des Verfassers sich am deutlichsten zeigt. Das einzige Vorbild, das in Betracht kommen kann, sind die Etymologien. Das im Vocabular vereinigte Material steht bei Isidor auf dem angegebenen sehr weiten Raume zerstreut in durchaus abweichender Aufeinanderfolge.

Aber an seiner Hand müssen wir die verschiedenen Partien betrachten und zur Vergleichung die einschlägigen Stücke des Vocabulars aus ihrem Zusammenhang herausheben.

Zunächst schliesst sich bei Isidor unmittelba· an die Betrachtu g der Lufterscheinungen der Abschnitt über die Gewässer an (XIII, 12—22) vgl. Voc. Z. 85—106. XIII, 12 gibt eine allgemeinere Einleitung ‚de aquis'; XIII, 13 ‚de

diversitate aquarum‘ handelt über die heilkräftigen Wirkungen verschiedener Seen und Quellen der Erde; XIII, 14 und 15 stellt hauptsächlich begriffliche Distinctionen über mare, aequor, oceanus an; XIII, 16 ‚de mediterraneo mari‘ zählt die Meerbusen und die verschiedenen selbständig benannten Theile desselben auf; XIII, 17 ‚de sinibus maris‘ fügt die ihm sonst noch bekannten Busen hinzu; XIII, 18 ‚de aestibus et fretis‘ macht die wegen ihrer gefährlichen Brandung berufenen Stellen des (Mittel-) Meeres namhaft. Erst die folgenden Kapitel berühren sich mit dem Vocabularius, das Voraufgehende war zu ausschliesslich antiquarisch-geographischen Charakters. XIII, 19 ‚de lacis et stagnis‘ enthält vielleicht Voc. Z. 85 mare in 19, 1; ferner aber Z. 94 lacus = 19, 2; Z. 95 stagnus = 19, 9. — XIII, 20 ‚de abysso‘: Voc. Z. 88 profunditas = 20, 1; 86 fluctus = 20, 2. — Lib. XIII, 21 ‚de fluminibus‘: Z. 101 flumen = 21, 1; 100 riuos = 21, 4, 2; 87 gurgus = 21, 4, 3; 96 fons = 21, 5. — Weiter folgt 21, 6—35 wiederum eine lange geographische Reihe von Flüssen der Erde, und XIII, 22 ‚de diluviis‘ macht mit den Schrecken der Sintfluten den Beschluss des Buches: beide Abschnitte blieben unberücksichtigt.

Die ganze Partie des Vocabulars ist gut in den landschaftlichen Rahmen hineingezeichnet: Z. 79—84 sind wir von den Bergen und Höhen herabgestiegen in die Thäler und Wiesen, und nun Z. 85 ff. entrollt sich vor uns ein ganzes Bild voll des unmittelbarsten Details dieses neuen Elements. Wie das Benutzte sich neu gruppirt hat, ist leicht zu sehen. Vom Verfasser selbst hereingezogen sind Z. 89—93, 97—99, 102—106: gerade die landschaftliche Ausschmükkung ist es, die neu hinzu kommt, an 85—88 knüpft sich ausmalend der Grund des Gewässers und dessen Gestade mit seinem Sand und Kies; an See und Quell (94—96) die veranschaulichenden Verba; und es offenbart sich ein zwar noch immer bescheidenes aber bei jenem Mann mich entschieden anmuthendes Stück von Phantasie in der Art wie Bach und Fluss (Z. 100. 101) Leben gewinnen durch Erwähnung der Brücken, die darüber führen, der Schiffe, die darauf fahren, des Steges, der darüber geht, der Fische, die

darin spielen. Es dringt wie frischer Lufthauch in die dumpfe Zelle*.

Weiter: Isidor lib. XIV handelt über die Beschaffenheit der Erde. XIV, 1 im Allgemeinen ‚de terra'; XIV, 2 ähnlich ‚de orbe'. 3 gibt die Ländereintheilung Asiens, 4 die Europas. 5 Libyens (Africas). Alles das ist übergangen. Kap. 6 ‚de insulis' enthält gleichfalls nur geographisches Detail. Wenn man will, mag man in Voc. Z. 109 ‚insola' einen Nachklang dieses Kapitels finden, das folgende (7) ‚de promontoriis' liess sicher keine Spur zurück, wol aber XIV, 8 ‚de caeteris terrae vocabulis', worin etwas weniges aus der physicalischen Geographie beigebracht wird. Vergl. Voc. Z. 79—84. XIV, 8, 1 montes = Z. 79; 8, 2—18 nennt eine Reihe bekannter Gebirge; 8, 19 colles = Z. 80; 8, 22 ualles = Z. 81; 8, 23 campus est terrarum planitas = Z. 82 plane. 8, 28 scabra sunt loca situ aspera = Z. 83 asper; also ganz dieselbe Reihenfolge auf beiden Seiten. Nur Z. 84 prades steht nicht in der Vorlage, in der nur noch eine An-

* Herr Prof. Studemund macht darauf aufmerksam, dass innerhalb dieses Abschnittes noch Umstellungen vorzunehmen seien, da Z. 99 natat doch wohl ebenso zu 105 pisces oder 103 naves, 98 fluet zu 101 flumen oder 100 rivos gehören würden wie 97 surgit zu 96 fons. Demnach müsste auch Z. 240 fulgit neben turbulus Bedenken erregen, da es doch zu 235 lux gehören wird. Prof Studemund ist ferner der von obiger Darstellung abweichenden Ansicht, dass die sämmtlichen Verba erst später in den Text hineingekommen seien, eine Frage, die wohl erwogen zu werden verdient, für deren Entscheidung ich aber nach keiner Seite ein Argument anzuführen weiss. Danach wären die Verba an den Rand geschrieben gewesen und später an unrechter Stelle eingesetzt. Aber die Zwischenräume sind doch etwas sehr gross, besonders zwischen 235 und 240 sowie zwischen 99 und 103 (resp. 105), so dass ihre Verschiebung vom ursprünglichen Platze sich schwer erklärt Ich lasse die Ordnung lieber unangetastet und denke mir den Vorgang so, dass der Verfasser, während er den Text aufzeichnet, schon seine Zusätze bereit hat, die er nun ohne grosse Umsicht einschaltet. Mit 97 war der Anfang mit den Verben, die er einfliessen lassen wollte, gemacht: er nahm gleich die beiden andern hinzu. Ebenso fanden sich zu 235 lux in seinen Gedanken zweierlei Zusätze zusammen, erstens die Adjectiva 236—239 serenus bis turbulus, und zweitens das Verbum 240 fulgit, denn letzteres auf 239 turbulus bezogen ist sinnlos. Er nahm an erster Stelle die Adjectiva auf und liess das Verbum nachfolgen.

zahl verwandter Ausdrücke wie saltus, lucus. deserta. litus angeführt werden. Das folgende letzte Kapitel 9 ‚de inferioribus terrae‘. das fast ausschliesslich aus der antiken Mythologie schöpft, fand natürlich keine Verwendung.

In lib. XV, 1 ‚de civitatibus‘ ist die Rede von den Staaten der Erde. die je existirt haben, eine grosse Anzahl derselben wird aufgeführt. der Verfasser des Vocabularius überging sie. XV, 2—12 haben zum Inhalt die verschiedenartigen Gebäude und Wohnungen. Dieser Abschnitt ist die Quelle von Voc. Z. 13—60.

Lib. XV., 2 ‚de aedificiis publicis‘ mit dem reichen Pomp römischen Staatslebens hat nur einen geringen Nachklang gefunden in Voc. Z. 52—55. 2, 1 civitas = 52; 2. 19 turres = 55; 2. 22 porta = 54; 2. 23 plateae = 53. 56—60 geben ebenso selbständig die Baumaterialien zur ‚civitas pure‘ an, wie 4—12 die zum Bauernhaus. Wie urbs und oppidum selbst. ist Alles fortgelassen. was mit einem ausgebildeteren Städtebau in Zusammenhang steht, so castrum. moenia. cloacae. auch der Markt (macellum. mercatum) und das Gefängniss. Selbstverständlich blieb alles speciell Römische weg. Dieser Abschnitt ist im Vocabularius an den Schluss der Ausführungen über Wohnungsverhältnisse gestellt.

Aus lib. XV, 3, ‚de habitaculis‘ sind weitere Benennungen entlehnt: 3. 1 domus = Z. 13; 3. 5 palatium = Z. 14; 3, 9 cubiculum = Z. 26; aus XV. 4 ‚de aedificiis sacris. Z. 15 templus = 4, 7; aus XV. 5 Z. 24 cellarius = 5. 7; aus XV. 6 ‚de operariis‘ nichts. Es sind grade nur die allgemeinsten Ausdrücke. welche sich nutzen liessen.

Der Abschnitt über die einzelnen Theile des Hauses (XV. 7 ‚de aditibus‘ 8 ‚de partibus aedificiorum‘) erhielt im Vocabu'arius Z. 16—51 eine starke Bereicherung. Von den herübergenommenen Worten sind die verwandten enger vereinigt als in der Vorlage. Aus Isidor stammen Z. 16 columna = 8. 14; 17 parietas = 8. 2; 19 culmes = 8. 4; 20 laterculi = 8. 16; 29 ostium = 7. 4; 30 poste = 7, 8; (33 sepes vielleicht aus 9. 6;) 39 pauimenta = 8. 10; 40 astricus = 8. 11; 47 fenestra = 7. 5; 49 angulos = 8. 4. Ein deutsches Bauernhaus des achten Jahrhunderts hatte na-

türlich eine andere Construction wie ein römisches Bürgerhaus. Die vestibulum, porticus, valvae, fundamentum, laquearia, absida u. A. konnten hier nicht wiedergegeben werden. Dagegen tritt uns noch aus der trockenen Folge von Vocabeln der bestimmte Stil des deutschen Hauses entgegen. In Z. 16—51 werden ziemlich genau die Hauptbestandtheile desselben begriffen sein, wenn auch nicht in ganz systematischer Aufzählung.

Wir können ein altgermanisches Bauernhaus ungefähr reconstruiren durch Vergleichung der verschiedenen Typen. Ich kenne deren drei: den des Nordens, den der sächsischen Gegenden und den fränkischen, der zugleich derjenige Oberdeutschlands ist. Nicht herbeizuziehen sind die in Hufeisenform erbauten Slavengehöfte, wie sie von Thüringen bis Schlesien und in den nördlich davon gelegenen Ländern beibehalten sind.

Ursprünglich ist vor Allem das in die Breite Bauen, einzelne Häuser für die verschiedenen Zwecke und Bedürfnisse, ein Grundsatz, der bei Scandinaviern und Angelsachsen uns als besonders ausgeprägt noch bekannt ist, und M. Heyne (Das westfälische Bauernhaus — ein altdeutsches Stallgebäude Germania X, S. 96) hat Weinhold (Altn. Leben S. 222) und Otte (Geschichte der deutschen Baukunst I, 45) gegenüber sicher Recht, dass die Vereinigung von Menschen und Thieren unter demselben Dach nicht ursprünglich ist. Im alten Norden ist uns das Wohnhaus überall nur als gesondertes Gebäude bekannt, nicht so in den jüngeren Denkmalen und Beschreibungen aus Sachsen und Franken, wo sich die ganze Haushaltung unter einem Dach zusammenfindet.

Doch ist der fränkische Stil nur eine wesentliche Vereinfachung jenes altgermanischen Princips: statt jedes Gebäude gesondert hinzustellen, sind hier alle, wo sie nicht mehr einen vollständigen Hof bilden, der Reihe nach an das den einen Flügel einnehmende Wohnhaus gerückt und mit diesem unter demselben Dach begriffen. Aber alle Theile sind unter sich unverbunden, alle Eingänge in das Wohn- und jedes Stallgebäude führen nur von ausserhalb hinein. (Landau, der Hausbau, im Correspondenzblatt des Gesammtvereins



der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine 1858 No. 12.) Dies Princip ist so ausnahmslos, dass wir es als ursprünglich voraussetzen müssen, und es ist wohl denkbar, dass der kleine Mann dies einfachere und billigere Verfahren des Anbauens schon immer mag befolgt haben.

Am weitesten hat sich der sächsische Stil entfernt, bei dem die einzelnen Räume überall durch Thüren und Gänge innerhalb des Hauses verbunden sind, eine Abbildung bei Otte und Heyne a. a. O. Aber mir scheint das Wesentliche dieser Veränderung nicht getroffen, wenn Heyne S. 99 annimmt, dass das westfälische Bauernhaus aus dem altdeutschen Stallgebäude sich so entwickelt habe, dass diesem nur noch in einem kleinen Anbaue die bescheidenen Wohnungsräume des Besitzers hinzugefügt wurden. Wir müssen vielmehr als Zwischenstufe eine der fränkischen ziemlich genau entsprechende Bauweise annehmen, und das Wesentliche der Veränderung ist nur, dass die einzelnen Stallgebäude in eine einheitliche Stallanlage zusammengefasst wurden, wodurch praktischer Weise die vielen Eingänge zusammenfielen und die verschiedenen Dielen in eine einzige umgewandelt wurden, welche nun natürlich auch die Stallräume in ihrer ganzen Ausdehnung der Länge nach durchschneiden musste. Das Wohnhaus daneben erlitt nur eine geringe Modification und blieb in seinem alten eigenthümlichen Stile daneben bestehen. Wir müssen uns dazu das letztere überhaupt etwas näher ansehen.

Heyne Halle Heorot S. 43, nimmt wohl mit Recht quadratische Form der Anlage an, so dass das Oblongum (Weinhold Altn. Leben S. 224) eine specielle Eigenthümlichkeit des Nordens wäre.

Der Eingang in das fränkische Wohngebäude befindet sich regelmässig auf der Langseite der ganzen Anlage. Dasselbe Princip ist auch in dem zum Wohnen bestimmten Theil des sächsischen Bauernhauses gewahrt, während die Einfahrt in die Stallräume auf der Breitseite mündet, so dass beide Gänge senkrecht auf einander stehen.

Man tritt sofort auf die Diele, denn die nordische Sitte eines Vorhauses (Weinhold S. 220) ist gewiss nicht ursprüng-

lich, sondern hatte, wie Leo (über Leben und Lebensbedingungen in Island in der Zeit des Heidenthums, in Raumers hist. Taschenbuch 1835 VI. S. 456) erklärt, nur den speciellen Zweck, Zug und Winterkälte abzuhalten und wurde dann zugleich als Vorrathskammer benutzt. — Der Flur oder die Halle, deren Einrichtung wir aus den altnordischen Quellen besonders genau kennen, reicht ohne räumliche Abtheilung bis an die gegenüberstehende Längenwand des Hauses, hier befanden sich der Herd, dahinter die Bänke um den Hochsitz an der Hauptsäule, endlich das Weibergetäfel. Der gleichfalls nicht abgetheilte, den Raum — wie beim fränkischen Hause — der Breite nach durchziehende Gang des sächsischen W o h n u n g s raums enthält begreiflich nur noch Flur und Küche. Im fränkischen Bauernhaus finden wir dagegen die stetige Scheidung mittelst einer Wand, wodurch überall der vordere Theil zum Flur, der hintere mit dem Herd zur Küche geworden ist.

Im fränkischen Hause befinden sich weiter, wie im altnordischen Hause, zu beiden Seiten des Flurs, von diesem durch Wände abgetrennt, verschiedene Räumlichkeiten, und zwar führt auf der einen Seite die erste Thür vom Eingang regelmässig in das Wohnzimmer, mit welchem überall durch eine Thüre noch eine dahinterliegende Kammer verbunden ist. Ganz so auch im sächsischen Bauernhaus: Ottes und Heynes Exemplar, worin die Wohnstube als von zwei Kammern umschlossen erscheint, ist schon weniger ursprünglich (Landau, über den nationalen Hausbau, im Correspondenzblatt 1859 No. 12).

Auf der andern Seite des Flurs befindet sich im fränkischen Hause in der einfachsten Form überall nur ein in sich unabgetheilter Raum, der als Kammer oder Stall bezeichnet wird, dieser fast immer mit einem eigenen Ausgang ins Freie. Im sächsischen ist der letztere Raum überall zum Stallgebäude geschlagen, so dass die Diele des letzteren bis hart an den Flur des alten Wohnhauses führt, doch sind beide oft noch durch eine wegnehmbare Wand geschieden. Den Namen eines Stallgebäudes verdient das Bauernhaus erst in den Fällen, wo die eigenthümliche Anlage des Wohnplatzes untergegangen und in denselben Bauplan mit dem Stallgebäude

hineingezogen ist. d. h. wenn die Diele von der Einfahrt auf der einen Breitseite der Länge nach durch das ganze Gebäude bis an die gegenüberliegende äussere Wand führt und dadurch auch den alten Hausflur überflüssig macht.

Die Dreitheilung in den in der Mitte befindlichen Flur, den Wohnraum auf der einen und eine Stallräumlichkeit auf der andern Seite derselben dürfen wir für das altdeustche Bauernhaus wohl als ursprünglich annehmen.

Im Vocabularius wird, nachdem Säule, Wände und Dach bezeichnet sind, mit Z. 23 die Diele, dann 24 vielleicht puur der Wohnraum auf der einen. 25 stal, der Stallraum auf der andern Seite derselben genannt. Dann 26 die vermuthlich doch hinter der Stube gelegene Kammer, in welcher sich 27. 28 die Betten befinden; darauf 29—32 die Thüre, 33—38 die davor befindliche Umzäunung, die Hofreite, an welcher ein besonderes Interesse zu haften scheint. Nun wendet sich der Blick des Beschauers wieder auf die Diele zurück. 39 airin, 40 plastar; sogleich folgt 41—46 eine ausführliche Beschreibung des Herdes, wonach die alte Ungetrenntheit von Diele und Küche noch als bewahrt erscheint. Schliesslich werden dabei Fenster und Vorraum genannt und auch noch ein Winkel (auf der Diele?) mit darin befindlichem Lager. Worauf sich 51 pifuircus zuisillochti bezieht. weiss ich nicht bestimmt zu sagen, vielleicht aber ist die zur Stützung des Gebälkes oben gabelförmig gestaltete Hauptsäule gemeint. Die Diele ist also der Standpunkt, von dem aus uns das Haus beschrieben wird.

Wir kehren zur Vergleichung des Vocabularius mit Isidors Etymologien zurück.

Lib XV, 9 ‚de munitionibus‘, 10 ‚de tentoriis‘, 11 ‚de sepulchris‘ fanden als auf deutsche Verhältnisse unanwendbar keine Stelle, ebenso XV, 12 ‚de aedificiis rusticis‘. das gleichfalls keine Berührung darbot.

XV, 13 ‚de agris‘ ist mit XVII, 2 ‚de cultura agrorum‘ und XVII, 3 ‚de frumentis‘ im Vocabularius Z. 61—78 vereinigt. XVII, 1 ‚de auctoribus rerum rusticarum‘ musste fortfallen. Z. 61—63 sind Zusätze des Verfassers, Z. 64 ager = XV, 13, 1; 65 cultura = XVII, 2, 1. — Wie schon vorhin bemerkt, liebt der Verfasser es, zur Veranschaulichung

der Substantiva Verba hinzuzufügen, so auch hier 66 archinit, 67 arrinit zu 65 cultura und 68 semen, letzteres = Or. XVII, 2, 7 (seges de semine). Z. 69 | allea = XVII, 3, 19; 70 festuca findet sich nicht bei Isidor, 72 spicas = 3, 15; 76 area = XV, 13, 16.

Zum Getreide nimmt er einen im romanischen Kulturkreise wurzelnden Standpunkt ein. Von den vier hauptsächlichen Arten jener Zeit findet sich nur aus XVII, 3, 4 triticum, aber als ‚corn'. Den Romanen galt und gilt als ‚frumentum' vorzugsweise der Weizen, den Deutschen als Korn der Roggen (Victor Hehn Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergange aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa[2] S. 479). Letzterer, dessen Anbau bei den Alpenvölkern doch Plinius kennt, ist übergangen. Auch der Hafer, der, wie der Weizen im Süden, so im Norden seine Heimat hat, den Römern lange als Unkraut galt und später von ihnen als Viehfutter gebraucht wurde (V. Hehn S. 477 fg.), bleibt unerwähnt. Selbst die vielleicht am frühesten und allgemeinsten angebaute Gerste, die in Deutschland in vielfacher Verwendung genutzt wurde, ist fortgeblieben, obgleich sie XVII, 3, 10 sich findet.

Als Instrumente zur Reinigung des Korns lernen wir, vom Verfasser selbst eingeschaltet Z. 73—75 Besen und Wurfschaufel (doch mag 75 pala aus XVII, 3, 19 stammen), sowie 78 den Dreschflegel kennen. Auch die Scheuer, in der diese winterliche Arbeit geschah, ist Z. 77 hinzugefügt.

XVII, 4 ‚de leguminibus' und 5 ‚de vitibus' fanden charakteristischer Weise keine Verwendung.

Wir müssen noch einmal an den Schluss des XV. Buches zurückkehren. XV, 14 handelt ‚de finibus agrorum', 15 ‚de mensuris agrorum', 16 ‚de itineribus'. Nur das letzte Kapitel ist benutzt: Z. 107 via = XV, 16, 4; 108 semita = XV, 16, 9; Z. 110 palutes wird noch aus XV, 13, 18 stammen; Z. 111 lutus ist ein Zusatz, wenn es nicht aus XVI, 1, 4 entnommen ist.

Isidor lib. XVI über die Zusammensetzung der Erdmasse und deren Rohprodukte ist fast durchaus übergangen, nur aus dem ersten Kapitel ‚de pulveribus et glebis terrae' sind

mehrere Begriffe geschöpft: Z. 242 terra = XVI, 1, 7; 244 puluis = XVI, 1, 1 resp. 1, 8; 245 arcilla = XVI. 1. 6 Z. 243 humos gehört der Bearbeitung. In diesen Worten ist alles Wesentliche des Kapitels begriffen und mit den herausgehobenen allgemeinen Ausdrücken wird der Abschnitt über die Erde ganz nach der sonstigen Art des Verfassers eröffnet, der überall vom Grossen und Umfassenden zum Kleinen und Einzelnen übergeht. Der Rest des Buches (2—25) handelt ausschliesslich über Steine und Metalle und anhangsweise noch über Gewichte und Maasse: das Alles war offenbar von zu singulärem Interesse, um hier einen Platz zu finden. Unmittelbar daran reiht sich lib. XVII, 6 ‚de arboribus'. von 1—5 war soeben die Rede. Die Verba 246 groit und 247 dorret gehören auch hier wie überall dem Verfasser und zeigen hin auf 248 erba gras, das wohl aus XVII, 6, 1 (Arborum nomen sive herbarum ab arvis inflexum creditur) entnommen ist; 249 arbores ebendaher, oder aus 6, 3; 250, 251 aus 6, 5 (250 ligna auch gleich 6. 25); 252 ermis fehlt bei Isidor; 253. 254 radix, radices = 6, 14; 255 scorzia = 6, 15; 256 ramos = 6, 17, 1; 1 surculus = 6, 17, 2; 2, 3 folia, folius = 6, 20.

Der Rest des XVII. Buches (7—11) ist rein onomatologisch und enthält die Namen von Bäumen, Kräutern und Wohlgerüchen. Die im Vocabular nun eingeschobene Partie (4—12) dient zur Anknüpfung an 13 domus ff. Die geschickte Art, wie hier im Eingang des Abschnittes durch berechnete Gruppirung der einzelnen Gegenstände ein runder Plan herausgearbeitet wird, verdient alle Beachtung: ausgegangen ist von dem allgemeinen Begriff der terra, dann wird vom Boden der fruchtbaren Erde zum Gras, zum lebenden Baum übergegangen, dessen detaillirte Beschreibung folgt. Der Baum wird gefällt: sein Gesträuch, sein Holz zu Baumaterial verwendet, woran das Haus selbst und alles Folgende sich aufs Beste anschliesst.

Nun erst ist alles Material, das wir als Quelle für diese umfangreiche Aufzählung des Verfassers anzunehmen haben, herbeigezogen: man sieht, die Grundbestandtheile sind im Ganzen dieselben geblieben, haben sich aber zur Neuschöpfung

durch individuelles Anschauen vereinigt. Durch die ganze verhältnissmässig umfassende Beschreibung geht ein entschiedener Zug zum Gestalten nach eigenen Gedanken.

Or. XII, 1—8 = Voc. 306 307. 358—381. 308—331. 382—390.

Es folgt der letzte Theil des Vocabulars: die Welt der Thiere und Vögel. Das zwölfte Buch des Isidor gehört hierher, aber das Interessanteste in unserem Abschnitt, die Thierstimmen, sind nicht aus ihm entnommen, sondern haben eine andere Herkunft. Trotzdem gehen die Thiernamen selber unabweislich auf eine Aufzeichnung wie die bei Isidor zurück, das geht sowohl aus der Identität derselben wie aus der innegehaltenen Reihenfolge hervor. Folglich haben wir hier wieder einen Fall vor uns, wo der Vocabularius zwar ganz in derselben Tradition wie Isidors Etymologien stehend, dennoch Spuren enthält, welche directe Benutzung derselben anzunehmen nicht gestatten.

Als Einleitung wird etwas Allgemeines über Besitzthum und Habe überhaupt beigebracht, eigenthümlich und ohne Anlehnung an Isidor (Z. 306. 307. 358—365).

Den Uebergang und die Ueberschrift zu den Hausthieren macht gleichfalls dem Verfasser angehörig 366 ‚pecunia scaz‘.

Eine der unserigen ganz entsprechende Ueberschrift kehrt wieder bei der gleichartigen Partie der Gl. Cass. F. 12 pecunia fihu. Zu Grunde liegt hier wie dort dieselbe unvollkommene Anschauung des wirthschaftlich auf niedrigster Kulturstufe stehenden Volkes, wo Vieh noch Geldesstelle vertrat (Roscher System der Volkswirthschaft[6] § 118 Note 5, Grimm RA 568, Kleine Schriften I, 127, Vilmar Alterthümer im Heliand 43), aber sie erhielt in beiden Fällen eine ganz gesonderte Prägung, welche Benutzung der Gl. Cass. durch den Verfasser des Vocabularius (wie W. Grimm annimmt) ausschliesst.

Die Kategorien, wonach bei Isidor die Thiere eingetheilt sind, wiederholen sich genau im Vocabularius. Isidor Etymol. lib. XII, 1 ‚de pecoribus et jumentis‘ = Z. 368—381. 308—312; XII, 2 ‚de bestiis‘ = Z. 313—321; XII, 3 ‚de minutis animantibus‘ = 322—325; XII, 4. 5. 6 ‚de serpentibus, vermibus,



piscibus' sind dazwischen ausgefallen; XII, 7 ,de avibus' = 326—331. 382—384; XII, 8 ,de minutis volatilibus' = 385—390.

Die Aufeinanderfolge der einzelnen Worte ist fast ganz dieselbe wie bei Isidor, nur sehr leichte Verstellungen haben das Verhältniss getrübt: 368 gregies = XII, 1, 8; 369 pecure = 1, 6; 370 ouicula aus 1, 9; 371 aries = 1, 11; 372 agnus = 1, 12; 374 capre = 1, 15; [376 hedi = 1, 13;] 377 porci = 1, 25; 379 equus = 1, 41; 381 armentum jedoch = 1, 8. — 309 boues = 1, 30; 310 uacge = 1, 31; 311 uitulus = 1, 32; 312 taurus = 1, 29. —

313 fera = XII, 2, 2; 314—316 sind Zusätze des Verfassers; 317 ceruus steht merkwürdiger Weise bei Isidor im vorigen Kapitel (XII, 1, 18). Uebersprungen ist im Vocabular XII, 3—21: die ganze Reihe fremdländischer Thiere. Z. 318 ursus = 2, 22; 319 lupus = 2, 23; 320 uulpes = 2, 29. — Zu den wilden Thieren ist Z. 321 vom deutschen Verfasser der Hase gerechnet, während der lateinische ihn (1, 23) wie den Hirsch zu den zahmen zählte.

322 mustella = XII, 3, 3; 323 talbus = 3, 5; 324 fespertilia und 325 rana sind neu hinzugefügt, wenn ersteres nicht aus XII, 7, 36 entnommen ist, während von bekannteren Thieren mus (3, 1), grillus (3, 8), formica (3, 9) fortgelassen wurden.

Den Beschluss machen die Vögel. Dieser Abschnitt ist total aus Isidorischer Weisheit zusammengeschrieben bis auf die beiden Zusätze Z. 327 cupile looc und 383 nidus nest. Die Ueberschrift 326 uolatilia ist entnommen aus der Isidorischen Ueberschrift ,de uolatilibus'. Z. 328 apes = XII, 8, 1 (unter den minutis volatilibus, während die folgenden unter den avibus); 329 aquila = XII, 7, 10; 330 accipiter = 7, 55; 331 curuus = 7, 43; 382 miluus = 7, 58; 384 passer = 7, 68.

Nun beginnen erst mit Z. 385 die minuta uolatilia, die durch apes Z. 328 anticipirt wurden. 385 musca = XII, 8, 11; 386 gubrunes = 8, 2; 387 uuespa = 8, 4; 388 cinomia = 8, 12; 389 scifes = 8, 14; 390 tauanus = 8, 15.

Schon oben ist bemerkt, dass von den Vögeln die gang-

barsten ausgelassen sind, worüber sogleich, so dass dies Schlusskapitel einen sehr lückenhaften Eindruck macht.

Die drei letzten Bücher der Etymologien sind übergangen. XVIII handelt über Kämpfe, Waffen, Spiele; XIX über Schiffe und deren Ausrüstung, verschiedene Gewerbe, Kleider und Schmuckgegenstände; XX über Speisen, Getränke, Gefässe, Fahrzeuge und noch eine Reihe Geräthschaften, welche sich besonders auf Acker- und Gartenbau, sowie die Ausrüstung der Pferde beziehen.

Das Alles blieb fort, weil hauptsächlich darin speciell römische Alterthümer erläutert waren.

Den ersten Anhang eröffnen einige Vocabeln mit allgemein moralischen Bezügen, dann folgt ein, wie schon Wackernagel Litteraturgesch. S. 36, 2 und Diez Altromanische Glossare S. 6 bemerkt haben, alphabetisch geordneter Abschnitt, der aus meist noch nicht berührten Theilen Nachträge enthält, hauptsächlich jedoch treten dazwischen die oben vermissten Vogelnamen hervor: der alphabetische Theil beginnt mit c und bringt nach colus sogleich drei (oder vielmehr vier) derselben. Beachten wir nun, dass das Schlusskapitel des alten Vocabulars nach der Ueberschrift ‚uolatilia' mit 3a (apes, aquila, accipiter) und 1c (curvus) anhob, wobei apes unmittelbar neben aquila und accipiter Platz fand, während doch erst weiter unten nach dem sonst beliebten systematischen Princip das kleinere Geflügel aufgezählt wird, so ist wahrscheinlich, dass apes nur dem a seine Stelle verdankt, und es lässt sich die Vermuthung nicht abweisen, dass 328—331 aus dem Anfang desjenigen Vocabulars excerpirt sind, dessen Fortsetzung in ihrer ganzen Ausdehnung ein späterer Schreiber als ergänzenden Anhang beigefügt hat. Auch Z. 382—390 wären danach zu beurtheilen.

Ein ununterbrochener alphabetischer Zusammenhang reicht von 410 bis 435 (colus — lecina)*, aber ich bin der Ansicht, dass auch das Voraufgehende, 391—409 zu derselben mehr oder weniger erhaltenen Grundlage gehört. Unverkennbar

* Ob 436, 437 zum ersten oder zweiten Anhang gehören, ist schwer zu sagen, doch schreibe ich sie lieber der Unordnung des ersten als dem Zusammenhang des zweiten zu.

4*

sind noch 405—409 (3n, 2o), aber auch der Anfang bis dahin mag nichts weiter sein als der Buchstabe m: durch ‚mucca hroz‘ kamen ‚stercur‘ und ‚inmuntitia‘ herein, durch ‚mendacium‘ ‚veritas‘, durch ‚mox‘ vielleicht ‚prope‘ und ‚longe‘, durch ‚naviter‘ ‚industria‘, so dass 400—404 ‚indiga — deponere‘ noch wieder eine neue Erweiterung wäre.

Der Schluss ist verloren gegangen.

Dieser erste Anhang steht auch deshalb in näherem Zusammenhang mit dem alten Vocabularius, weil beide dieselbe Quelle voraussetzen. Wir wurden darauf geführt durch den Abschnitt über die Vögel, der aus Isidor abzuleiten war und mit seiner noch durchscheinenden alphabetischen Anordnung auf diesen Anhang hinwies, in welchem wir eine Fortsetzung jenes vermutheten. Ich führe die Worte an, die ich aus Isidor nachweisen kann, zunächst die Vögelnamen Z. 411 cornicula = Et. XII, 7, 44 cornix; 412 cre[cuculus] = 7, 45; 413 cardelle = 7, 74; 426 fulix = 7, 53 fulica; 431 crus = 7, 14; — 391 stercur = XVII, 2, 3; [395 mendacium = II, 12, 4]; 406 nimbus = XIII, 10, 3; 407 nubus = XIII, 7, 2; 410 colus = XIX, 29, 2; 414 cicer = XVII 4, 6; 415 crus = XI, 1, 110 crura; 418 e vastigio = XV, 16, 13 uestigia; 420 dentalia = XX, 14, 2; 427 fungus = XVII, 10, 18 fungi, 429 fibra = XI, 1, 126; 430 falere = XX, 16, 1; 433 gladiator = XVIII, 52, 1 gladiatores; 437 bidendum = XII, 1, 9.

Der zweite Anhang kann jetzt erst durch die unten vorgenommenen Wiederherstellungen in seiner Bedeutung erkannt werden. Unzweifelhaft ist, dass wir in dem Ganzen einen einheitlichen Zusammenhang anzuerkennen haben. Sämmtliche Worte scheinen sich um ein einzelnes Factum in dessen verschiedenen Stadien zu gruppiren. Es liegt nahe, bei dem Anfang (438—443) sich eine Entzweiung vorzustellen, bei der es Thätlichkeiten setzt; das Folgende scheint seinen Mittelpunkt in Strafbestimmungen und einer Sühnung zu haben. Die versammelten Volksgenossen werden zweimal (439. 453) erwähnt, ein petulcus scheint einem insons gegenübergestellt zu sein. Sicherheit freilich über den Vor-

gang liesse sich nur erreichen, wenn es eine Aufzeichnung gäbe, zu der diese Worte als Glossen gehörten.

Für den ganzen überlieferten Bestand sind wir genöthigt, drei Verfasser anzunehmen, denn der Verfasser des ersten Anhangs kann nicht auch der des zweiten gewesen sein, dafür zeugt nicht so sehr der vielleicht etwas abweichende lautliche Stand, wohl aber der ganz verschiedene Zweck und Standpunkt beider. Jeder Autor hat eine verschiedene Stellung zu seinem Stoff, das können wir schon aus den Temporibus der Verba entnehmen, deren sie sich bedienen: im Haupttheil war lebendige Darstellung des Zuständlichen bezweckt, daher ist bei den überall erst vom Verfasser selbst eingeschalteten Zeitworten fast ausschliesslich das Praesens und Participium Praeteriti in Anwendung: neben den wenigen Infinitiven recidere, emere, vendere, dissociare die Praesentia: tegitur, germinat, nascit, surgit, fluet, natat, habitat, pluit, stillat, ascendit, fulgit, arescit, fetet, belat etc., und die Participia: curuatus, tortus, uolutus, pertusus, ligatus, solutus.

Im ersten Anhang herrscht der abstracte, jedes Bezuges entkleidete Infinitiv: neben indiga und fofet stehen decipere, seducere, eleuare, deponere; im zweiten Anhang das Tempus der Erzählung: das Praeteritum in diruit, comebat, gestiit, conpellauere, fraudauere, [celebrarunt], woneben librate, trutinat, co[rumpo], kein Infinitiv Praesentis.

Wenn wir am Schluss dieser Betrachtung noch einmal zurückblicken und die Beschaffenheit der Quelle, welche der Verfasser des alten Vocabularius direkt benutzte, zu präcisiren suchen, soweit das vorliegende Material gestattet, ergibt sich das Folgende. Die Untersuchung über die bei der Aufzählung der menschlichen Eigenschaften zu Grunde liegende Quelle ergab, dass deren Gestalt den Aufzeichnungen des Isidorus gegenüber noch als Voraussetzung anzusehen sei. Und es liegt nahe, auch alle übrigen Abweichungen von den Etymologien in denselben Zusammenhang zu bringen. Wir stehen also vor der Frage: wenn Isidor selbst nicht die Vorlage abgab, welche mit diesem nah verwandte aber keines-

wegs schon von ihm abgeleitete, vielmehr von ihm gleichfalls benutzte Schrift kann dann die Quelle gewesen sein?

Wir haben zu wenig Anhaltspunkte und sind über den grössten Theil jener antiken Encyclopädien auch zu wenig unterrichtet, um hier je völlige Sicherheit zu erlangen. Nur um einen Schritt, der uns über die Richtung, in welcher das Resultat zu finden wäre, orientirt, können wir noch weiter kommen. Er führt uns auf Suetons Prata. Von ihnen wissen wir zwar sehr wenig, aber was wir wissen, scheint die gesuchte Anknüpfung zuzulassen. Folgende Erwägungen kommen dabei in Betracht.

Erstens. Dass die Prata in weitreichendem Maasse von Isidor ausgebeutet sind, steht fest.

Zweitens wird die Auslassung des Theologischen am Natürlichsten auf eine heidnische Quelle zurückgeführt.

Drittens ist von den Pratis ein liber de vitiis corporalibus bezeugt (Reifferscheid S. 272). Darin müssen nothwendig caecus, lippus, claudus und ähnliche Begriffe abgehandelt sein. Von ihm sind allerdings nur spärliche Fragmente übrig, so dass keine Vermuthung gestattet ist, in welcher Gestalt sie dem Isidor, der Or. XII, 1, 14 ausdrücklich darauf Bezug nimmt, vorgelegen haben mögen. Allein wir dürfen annehmen, dass dieses wie die übrigen verwandten Bücher sachlich geordnet gewesen sei; der Vocabularius behandelt gleichfalls in sachlicher Folge dieselbe Materie, während sie im Isidor schon nach Buchstaben verzettelt ist.

Viertens. Für den Abschnitt des Vocabularius über die Himmelserscheinungen mussten wir unsere Quelle sich aus de nat. rer. und den Etymologien zusammensetzen lassen. In beiden Büchern schöpft Isidor aus Sueton, in de nat. rer. citirt er ihn ausdrücklich und die Etymologien berühren sich so nahe mit den erhaltenen Fragmenten des Sueton, dass Benutzung derselben im hohen Grade wahrscheinlich ist.

Fünftens. In dem Abschnitt über die Thiere hatten wir eine der Isidorischen Darstellung durchaus verwandte Vorlage anzunehmen. Die Etymologien selber können es aber nicht gewesen sein, da dort die charakteristischen Thierstimmen fehlen. Dagegen wissen wir, dass diese vorhanden

gewesen sind in dem Buche der Prata (de naturis animantium), worin die Thiere verzeichnet waren. Die uns überlieferten zeigen keine Widersprüche mit denen des Vocabulars.

Sechstens. Auch in der Anordnung der Gruppen scheint eine nähere Uebereinstimmung mit den Pratis zu bestehen. Absehen müssen wir bei Sueton von den menschlichen Eigenschaften und Körpertheilen, von denen nur jener ‚Liber incertus de vitiis corporalibus' übrig ist, die aber gewiss vollständiger behandelt gewesen sind und das 6. nnd 7. Buch gefüllt haben mögen. Parallel setzen dann auf beiden Seiten Zeitrechnung und physikalische Erscheinungen ein. Die nun im Vocab. folgende Beschreibung der Erde ist in den Fragmenten des Sueton nicht erhalten (wenn nicht gerade Fr. 158 ‚terra' darauf deutet). Sich anreihend macht den Beschluss in beiden die Aufzählung der Thiere. Bei Suetonius folgte dann wohl noch einiges nicht Fixirbare, was dem Voc. abgeht. Somit ist die Anordnung des Voc. in dem einzigen Punkte, in dem wir von der Reihenfolge der Bücher des Isidorus abweichen mussten (in der Placirung des Abschnittes über die Thiere), in Uebereinstimmung mit derjenigen des Suetonius.

Damit können wir zwar nicht erweisen, und es ist vielleicht auch nicht wahrscheinlich, dass der Vocabularius direkt auf die Prata zurückzuführen sei. Jedenfalls aber müssen wir annehmen, dass er aus einer Aufzeichnung geschöpft ist, welche den Pratis noch näher stand als Isidor, und dass im Isidor uns diese Quelle bis auf die angegebenen Punkte noch sehr getreu erhalten ist.

IV. GESCHICHTE DES TEXTES.

Auch ohne jeden sonstigen Anhalt wäre der Text nach der gefundenen Ordnung herzustellen, aber wir haben zum Glück eine Reihe von Anzeichen, die ein ziemlich helles Licht auf seine Geschichte werfen.

Ob R. v. Raumers Bemerkung (Einwirkung S. 134), dass unsere Handschrift schon Abschrift eines noch ältern verloren gegangenen Codex sei, sich nur auf unsern Vocabularius oder auch auf den sonstigen Inhalt der Handschrift stützt, kann ich nicht angeben. Für den Vocabularius steht es jedenfalls fest, das beweisen

I. die von derselben Hand wie der alte Vocabularius aufgezeichneten Anhänge. Wollte man annehmen, dass alle drei Theile von demselben Schreiber aus drei verschiedenen Quellen abgeschrieben seien, so brauchte unserer Handschrift überall nur ein Stadium vorauszuliegen. Das ist aber unwahrscheinlich, erstens in Rücksicht auf den unvollständigen, einer ähnlichen Verwilderung wie der vorangehende Text unterliegenden ersten Anhang. Es bleibt das Natürliche, anzunehmen, dass beide dasselbe Schicksal auch gemeinsam getroffen habe. Ferner haben wir ein nach Möglichkeit sicheres Anzeichen (worüber S. 22. 64), dass die Vorlage des zweiten Anhangs auf demselben Format gestanden habe, wie früher der Haupt-Vocabularius selber. Sie befand sich also vermuthlich mit diesem schon früher in demselben Manuscript. Die Vereinigung der drei ihrer Entstehungszeit nach auseinanderfallenden Denkmale ist also nicht erst von letzter Hand.

II. Die erhebliche Anzahl von Schreib- und

Lesefehlern. Es begegnen davon folgende mannigfache Kategorien:

a) falsch gelesene Buchstaben, deren Züge zum Theil schon in der Schrift unseres Manuscripts einander ähnlich sind:

1) u und a verwechselt: 62 cluasara (clausura), 95 saedo (suebo), 155 hamanus (humanus). 217 [guger]nabes (nubes), 238 clurus (clarus), 289 gapara (gapura).

2) ci für u gelesen: 278 ucatrix (cicatrix). — ia für ui gelesen: 399 in-ostrui (industria).

3) t und c verwechselt: 152 fustus (fuscus), 166 stato (scato). 228 cellax (stillat), 277 stabia (scabia).

4) r und s verwechselt: 135 carta (casta), 285 phasra (pharra). s und l: 412 crecucusus (cre-cuculus).

5) d für b: 95 saedo (suebo), vgl. Wattenbach Anleitung zur lat. Pal. S. 2.

t

6) g für z: 404 instagen (insazen), Wattenbach S. 7.

7) Uebergeschriebene Buchstaben an falscher Stelle eingesetzt: siehe Nr. 6 und Z. 454 natrun (lies matrun, s. die

t

Anm.) für marun d. h. mârtun.

8) Die Ligatur für fl als fr angesehen: Z. 324 fredarmi (fledarmus).

9) x für t: 228 cellax für stillat.

10) dunkel ist 284 plex für plebs.

b) Buchstaben und Silben wiederholt:

1) aus der vorangehenden Silbe: 78 flaigegellus (flagellus).

2) aus dem unmittelbar Folgenden: sclaltiar 300.

c) aus einer Zeile ist in die folgende übergesprungen: [217 guger-nabes?] 412 crecucusus (graculus. cuculus).

d) Silben übergangen: 132 con(-junx), 193 ner(-vi).

e) Worte überschlagen: die deutschen Vocabeln für 290 propinqui, proximi, siehe Seite 59. 77.

f) Anlaut oder Auslaut von Worten ist geschwunden, weil eine frühere Handschrift hier am Rande beschädigt war: 228 [s]tillat. — 232 zui[rbila], 324 fledarmi[us], 341 gapulch[t], 367 ouues[t].

g) Dazu kommt eine Reihe gewöhnlicher Nachlässigkeiten: ausgelassene Buchstaben wie 240 fugit (fulgit), 358 gabutan (gabuntan), wobei der n-Strich über dem u übersehen oder vergessen wurde. 399 inostrui (indostria), 419 eriga (erpiga); Fehler wie 28 throrus (thorus), 290 proquinti (propinqui) etc.

h) Ausser den Stellen, wo Abkürzung am Platze (66 germinat;? 265 superb; 356 trib;) ist diese auch beibehalten, obgleich der Schreiber das Wort selbst auflöste: 35 baculus; 88 profunditas;

Das Alles lässt auf eine längere Vergangenheit unseres Denkmals schliessen, seine Fehlerhaftigkeit wiegt noch deshalb um so schwerer, da auf jede Abschrift der vielfache Gebrauch derselben eine fortdauernde Controle ausüben musste.

III. Die Aufschlüsse, welche uns die Unordordnung des Vocabularius selbst über ihre Entstehung an die Hand gibt. Bei eingehender Betrachtung derselben wird man sofort auf das Bestehen ziemlich genauer dekadischer Grundverhältnisse geführt, d. h. einst zusammenhängende, später versprengte Partien geben von einem nothwendig zu statuirenden Seitenanfang bis Seitenschluss die Zahl von 10 Reihen oder ein Vielfaches davon.

1) Ursprünglich zusammengehörige, auch später nicht zerstörte Gruppen:

a) 1 bis 111 = 111
b) 130 bis 164 (weniger 150 bis 154) = 30
c) 283 bis 291 = 10
d) 348 bis 357 = 10

2) Ursprünglich zusammengehörige, später als Gruppen versetzte, aber schon vor der letzten Abschrift zerstörte Partien:

e) 165 bis 241 + 292 bis 305 = 91
f) 257 bis 282 + 332 bis 347 = 42
g) 306. 307. 358 bis 381 + 308 bis 331 = 50 (resp. 49),

3) Ursprünglich nicht zusammengehörige, erst im Verlauf der Abschriften zu Gruppen zusammengeflossene Partien:

h) 242 bis 282 = 41

i) 292 bis 331 = 40
k) 283 bis 381 = 100 (resp. 99)
l) 332 bis 390 = 58

Da sämmtliche Versetzungen in diesen Zahlen begriffen sind, zum Theil sogar dieselbe Partie, nur in anderer Gesellschaft, doppelt begegnet, und überall dasselbe Grundverhältniss obwaltet, sind wir genöthigt, eine dem entsprechende Geschichte der Zerstörung anzunehmen, d. h. unbefugte Regellosigkeit der Verwilderung auszuschliessen, Da nun, wie der Augenschein lehrt, diese bezeichneten Gruppen längst nicht zu derselben Zeit neben einander bestanden haben können, sind wir genöthigt, eine durch verschiedene Stadien fortschreitende Zerstörung statuiren zu müssen.

Es lässt sich noch mehr folgern: Gruppe c und d gehören ursprünglich zusammen, sie können auch nur gemeinsam aus ihrer alten Stellung gekommen sein, und zwar als Vorder- und Rückseite eines Blattes. Das führt auf einen Archetypus von etwa 10 Zeilen auf der Seite.

Die gleiche Beschaffenheit, die wir aus solchen Gründen der Urhandschrift und den späteren Abschriften zuschreiben zu müssen glauben, findet sich wieder in unserer jetzigen Handschrift, nur dass diese vier Columnen statt zwei auf der Seite hat. Das Grundverhältniss von 10 Zeilen schlägt vollständig durch. In dem ersten Quaternio haben in den ersten Columnen zehn Seiten (181. 182. 183. 185. 186. 188. 189. 190. 191. 194) je zehn, fünf (184. 187. 192. 193. 195) je elf, eine (196) neun Zeilen. Die letzten Columnen gehen den ersten nicht ganz parallel, weil Mangel an Raum bisweilen zum Zusammendrängen oder Fortlassen zwang, hier stehen auf Seite 186. 188. 196 neun, auf 181. 182. 183. 185. 189. 190. 191. 192. 193. 194 zehn, auf 184. 195 elf, auf 187 zwölf Reihen. Die noch übrigen ganz verschieden grossen Blätter können nicht mehr in Betracht kommen, doch hat das erste noch wiederum vier Columnen zu 10 Reihen, auf den letzten 7 Seiten schwankt die Anzahl zwischen 8 bis 13.

Wenn nun so in der letzten Abschrift, deren innere Ordnung schon ganz zerstört ist, die ursprüngliche Regelmässigkeit wenigstens formell noch feststeht, hiesse es da

nicht unmethodisch verfahren, wollte man den dazwischen liegenden diese gleiche Regelmässigkeit absprechen, hiesse es ausserdem nicht den konservativen Sinn damaliger Schreiber misskennen? Gruppe h, i, k, l erweisen ja ferner auch schlagend genug dieselbe Beschaffenheit der Handschrift für diejenigen Stadien, in denen sie eine Rolle spielten.

An der Hand dieser Indizien ist es möglich, einzudringen in den Verlauf des ganzen Zerstörungsprozesses. Eine Entstellung als Bedingung und Voraussetzung der anderen zu erkennen, so dass ein fortschreitender Gang der Verderbniss hergestellt wird, der in möglichst wenig Zwischenstufen Anfang und Ende verbindet, muss das leitende Prinzip der Untersuchung bilden.

Da nirgends Absichtlichkeiten mitgespielt haben können, dürfen überall nur Blattversetzung oder Umschreibung die veränderte Ordnung herbeigeführt haben. Umschreibung in der Weise, dass ein Kopist da, wo seine Vorlage auf beiden Seiten des ersten Blattes ausgefüllt war, aus Gründen, die sich leicht ergeben konnten, in seiner Abschrift die erste Seite desselben frei liess und erst mit der zweiten begann, oder umgekehrt, so dass dadurch der alte Blattschluss des Originals um je eine Seite verschoben wurde.

Der Schauplatz aller Verwirrungen ist die zweite Hälfte des Vocabulars, in buntem Gemisch drängen sich hier die fremdartigsten Partien durcheinander. Die erste Hälfte blieb fast unversehrt, nur zwei Abschnitte haben sich hier losgelöst und sind mit hereingezogen in das Schicksal, dem jener anheimfiel.

I.

Als von vorn herein in der ganzen Zerstörung begriffen und in sie verwickelt erscheinen

1) 283—291. 348—357.

2) 257—282. 332—347.

3) 306—331, d. h. 306. 307 sind von 358 ‚ligatus' getrennt und vor 308 ‚mugit' gerückt.

Diese Gruppen müssen aus ihrem alten Zusammenhang in den Bereich der späteren Verwirrung gekommen sein, bevor etwas Weiteres eintreten durfte. Dies konnte aber

nicht unter denselben Bedingungen geschehen, sondern nur in zwei Stadien, da hinter 129 publicani und 164 effeminatus nicht zu gleicher Zeit Blattschluss möglich ist. Zwischen 129 und 165 incl. liegen grade drei Seiten, wenn wir 150 bis 154 als Interpolation ausscheiden. Es ist also nothwendig, noch eine Umschreibung im angegebenen Sinne zu Hilfe zu nehmen. Da wir nun ferner genöthigt sind, in der Folge Gruppe 2 als umschlossen von 1 anzunehmen, so wissen wir, womit die Verderbniss anhob: dass 2 zuerst verschlagen wurde und zwar zwischen beide Glieder von 1.

A.

Dies erklärt sich aus dem verlangten Format und konnte schon im Archetypus vor sich gehen. Wenn nämlich die erste Seite unbeschrieben war und auf der zweiten der Ueberschrift oder eines freigelassenen Raumes halber nur 8 Zeilen standen, so schloss mit 291 parentes das zweite, mit 139 sapiens das dritte, mit 164 effeminatus das vierte Blatt; Gruppe 2 füllte das fünfte und sechste, sie mussten vor dem dritten und vierten fixirt werden. Blatt 3—6 sind die beiden inneren Bogen der ersten Lage, wenn sie zum Einheften gemeinsam nach der unrechten Seite gefalzt wurden, ist die Entstellung durch die neue Folge 5, 6, 3, 4 erklärt.

Ebenso konnte hier schon der Anschluss von 306. 307 an 308 vor sich gehen. Um ihn zu ermöglichen, sind wir gezwungen anzunehmen, dass jene beiden Worte nach ihrer ursprünglichen Folge hinter 111 lutus stehend den Schluss eines Blattes bildeten, was bei unserem Formate genau zutrifft, es ist das 17te, man vergleiche hier wie im Folgenden überall die Tabelle. 358—381 (ligatus-armentum) und 308—331 müssen dann als selbständige Blätter gefolgt sein und ihre Rangordnung vertauscht haben. Dies erklärt sich wieder ganz leicht, wenn von den letzten beiden ineinander gelegten Halbbogen der innere verkehrt gefalzt wurde, so dass wir die neue Folge 17, 19, 18, 20 erhalten. Dass diese letzten Seiten (wie auch in unserem Codex) etwas enger beschrieben waren, ist leicht begreiflich.

Damit haben wir zugleich das vollständige Bild der Urhandschrift gewonnen: sie bestand genau aus $2^1/_2$ Qua-

ternionen = 20 Blättern = 40 Seiten. Die beiden äusseren Seiten des Umschlages waren leer, auf der inneren vorderen (1^b) standen 8, auf der hinteren (20^a) 9 Zeilen.

α.

Wenn nun in der ersten Zwischenstufe Seite 1a gefüllt wurde und somit jene Umschreibung stattfand, so trat hinter 129 puplicani Schluss des ersten Blattes ein und Blatt 2 bis 4 (die in *A* vereinigte Partie: Gruppe 2 umschlossen von 1) konnte aus dem Anfang des Vocabulars heraus hinter 111 lutus an den Schluss des zweiten Quaternio versetzt werden.

Ferner muss bei der Umschrift 306. 307 auf Blatt 17 herübergerückt sein, das seinen neuen Platz zwischen Bl. 10 und 11 erhielt. Dies war möglich, wenn Blatt 11—16 etwas enger beschrieben wurden, so dass im Ganzen 7 Worte mehr darauf standen als in A.

Damit sind wir unserer Ueberlieferung um einen grossen Schritt näher gekommen: sowohl der Anschluss zwischen 305 disciplina und 306—331 (possessio — curvus) wie der zwischen 357 genelogia und 358 ligatus bis Schluss ist hergestellt. —

II.

Auf diesem Boden gingen die Entstellungen weiter vor sich. Der ganze Fortschritt bis zu unserer Ueberlieferung hin ist nun dadurch bedingt:

a) dass 257 ff. hinter 256 ramos kam, wodurch 1—111 dahinter zurücktraten. Das konnte nur geschehen, wenn mit 257 infidus ein Blatt begann, 283—291 (populus — parentes) noch mit auf dem vorhergehenden standen. Dies leistet

β.

die zweite Zwischenstufe, die eine genaue Abschrift der ersten ist, nur dass dadurch, dass das in die Mitte gelegte Blatt *α* 17 mit seinen 26 Zeilen auf die reguläre Reihenanzahl gebracht wurde, die jedesmaligen Blattschlüsse um einige (5) Worte später eintraten. So endete 9^b mit 256 ramos. 10—15 enthielt surculus — parentes = 121 Zeilen. 16—19 Z. 257 ff. infidus — tauan = 84 Zeilen; beide letzteren Abschnitte vertauschten ihre Stelle.

b) dass 282 fetet von 332 cecus gesprengt wurde durch 283—331 (populus — curvus), dies sind aber nur 50 Reihen ($2^1/_2$ Blätter), so dass es nur vor sich gehen konnte, wenn 1—111 auch noch in diesem Stadium vor 283 populus standen. Mit 282 fetet musste ausserdem ein Blatt enden; das trat ein, sobald die nachgewiesene Interpolation in den Text kam. Dies nehmen wir an für

γ.

Die dritte Zwischenstufe: es kamen die vier ersten Worte derselben auf Seite 3 a, das letzte auf 3 b. Diese Stufe liess α, β, γ entgegen wie A die erste Seite unbeschrieben. — Daher endete 7 b mit 241 ascendit (1^b — 7^b = V = 130 Zeilen), 8. 9 enthielt tempus — curvus 292—331 (W = 40 Z.), 10. 11 terra — fetet 242—282 (X = 41 Z.), 12—14 cecus — tauan 332—390 (Y = 58 Z.), 15—20 surculus — parentes 1—111 + 283—291 (Z = 121 Zeilen). Wenn nun X und Y durch W und Z gesprengt wurden, so haben wir die gewünschte Verbindung, und es fehlt nur noch, dass 1—111 seine Fixirung am Eingang erhielt, um vollständig das Aussehen der Ueberlieferung erreicht zu haben. Dies ging vor sich in

δ.

der letzten Zwischenstufe, über deren Einrichtung sich aus unserer Handschrift noch wichtige Rückschlüsse ergeben. Dank der Peinlichkeit des letzten Abschreibers ist uns an sieben Stellen positiv überliefert, wo er in seiner Vorlage (δ) Seiten- oder Columnenschluss fand. Während er nämlich sonst seine Columnenstriche einfach gerade von oben nach unten zieht, unterbricht er hier durch gekrümmte Striche in horizontaler Richtung, die bis an den benachbarten verticalen oder an den Rand des Blattes geführt sind, den Fortlauf der Columne vollständig. Da sachliche Gründe hierbei nicht mitgespielt haben können, bleibt die einzige wohl sichere Annahme, dass allein die Beschaffenheit seiner Vorlage ihn dazu bestimmt habe. Daraus erfahren wir denn, dass δ etwa schon gerade so ausgesehen haben muss, wie unsere Handschrift, mit meist zehn Reihen auf der Seite. Diese muss aber den voraufliegenden Stadien entgegen schon vier Co-

lumnen enthalten haben (in γ geht dies wegen Gruppe Y noch nicht an), wobei der Platz der letzten oft ebenso ins Gedränge gekommen sein wird, wie in unserer Handschrift, woraus sich die geringere Zahl von Worten auf der Seite erklärt. Die Einschnitte sind folgende:

1) 130—137 ist auf die beschriebene Weise oben und unten umschlossen; es sind nur acht Vocabeln, trotzdem sind sie auch uns noch auf zehn Reihen erhalten, weil die längeren Worte coniuntio hiuuida repudiata ungahaltana jedes eine eigene Zeile einnahmen. In A. α wurden wir mit Nothwendigkeit darauf geführt hinter 129 puplicani Seitenschluss anzunehmen, auch in β, γ, δ sahen wir ihn als bewahrt an.

2) 29 Zeilen später hinter 166 umbra stato. Dazwischen liegen also 2 Columnen zu 10, eine zu 9 Zeilen.

3) 21 Reihen später hinter 187 uultus antluzi.

4) 76 Reihen später hinter 263 contumax. Dazwischen werden zwei Blätter liegen. — Auch 19 Reihen später, hinter 282 fetet sind wir nach unserer Aufstellung gezwungen in δ Blattschluss anzunehmen.

5) Wieder eine Seite später, hinter 299 ebdomata. Es haben also nur 18 Vocabeln darauf gestanden.

6) Ein Blatt später, auf dem 35 Vocabeln gestanden haben müssen, hinter 334 claudus.

7) Aehnlich wie Z. 130—137 ist auch 441—450 umschlossen. Von 335—441 sind es 105 (resp. 106) Reihen.

In Uebereinstimmung mit diesen Zahlenverhältnissen wird man anzunehmen haben, dass die hier aus ihrer Stelle ausscheidende Partie 1—111 auf drei Blättern an den Anfang gerückt sei. Dies konnte nach unserer Construction leicht eintreten: sobald die drei äusseren Blätter des ersten Quaternio, wie oben, nach der unrechten Seite gefalzt wurden.

Diese letzte Stufe hatte danach genau soviel Seiten (25) wie unsere Handschrift selbst.

So glaube ich den Verlauf herleiten zu dürfen, dem der Vocabularius seinen jetzigen Zustand verdankt. Das Gesetzmässige und Nothwendige darin ist schwer zu verkennen. Allem bis ins Einzelne Sicherheit zuzusprechen, wäre vermessen. Aber dass der Gang der Zerstörung richtig gezeichnet

ist, scheint mir mit Händen zu greifen. Das Problem, das ich hier zu lösen gestrebt habe, durfte von keinem Herausgeber des Vocabularius vernachlässigt werden.

Wir können diesen Stufen chronologisch noch etwas näher kommen.

Die Untersuchung wird erweisen, dass der deutsche Bestandtheil des alten Vocabularius um 762, der beider Anhänge um 780 verfasst sei. Dass der lateinische Theil der letzteren schon länger mit dem alten Vocabular vereinigt gewesen und nur später übersetzt ist, dürfen wir nicht annehmen. vielmehr wird für sie der Zeitpunkt der Uebersetzung mit dem der Vereinigung aller Theile zusammenfallen, wenn er ihr nicht noch vorausliegt. Zwischen der Vereinigung aber und der uns erhaltenen Handschrift muss mindestens noch eine Zwischenstufe liegen (Seite 56). Folglich kann schon γ nicht mehr früher als um 780 angesetzt werden. A ist spätestens um 760 bis 765 geschrieben, δ und unser Manuscript fallen sicher nach 780.

Folglich muss auch weiter, wenn die Anhänge in γ hinzukamen, der alte Vocabularius schon in β beide Sprachen enthalten haben, wenn wir sie noch nicht dem Archetypus selber zuertheilen wollen. Bis zu β hinauf können wir auch durch ein anderes Argument den deutschen Text verfolgen. Wir nahmen an, dass die Interpolation Z. 150—154 aus der Stufe γ stamme. Dass sie schon in einen die deutsche Uebersetzung mit enthaltenden Text interpolirt wurde, zeigt ihre von der des alten Vocabulars abweichende Orthographie, sie mag auf den Rand von β geschrieben gewesen sein.

Folglich war der deutsche Theil auch schon in der Vorlage β vorhanden. Der Seite 8 angeführte Umstand machte seine Existenz auch schon für A wahrscheinlich.



TABELLE.

Die in Klammern stehenden Ziffern geben die Zahl der Zeilen an. Wo solche nicht beigefügt sind, ist die Zahl 20 zu ergänzen.

A.

Blatt 1b. homo — tribunus (8)
2. centurius — parentes
5. infidus — scabia (21)
6. cicatrix — uerruga (21)
3. genitor — sapiens
4. scitus — effeminatus
7. statua — popus
8. facies — mamilla
9. babille — pruina
10. ros — uer
11. estas — ligna
12. silva — palatus
13. templus — uirge
14. baculus — portum
15. turris — uentilabrus
16. pala — lacus
17. stagnus — lucrus (19)
19. mugit — curvus (24)
18. ligatus — armentum (23)
20a. milvus — tauanus (9)

a.

Blatt 1. homo — puplicani (18)
5. coniuntio — pulcher
6. humanus — nares
7. os — prachia
8. manus — luna
9. stellas — obscuris
10. lux — disciplina (21)
17. possessio — curvus (26)
11—16. terra — lutus (126)
2—4. populus — genelogia (62)
18. ligatus — armentum (23)
19a. milvus — tauan (9)

β.

Blatt 1. homo — puplicani (18)
2. coniuntio — pulcher
3. humanus — nares
4. os — prachia
5. manus — luna
6. stellas — obscuris
7. lux — disciplina (21)
8. possessio — rana
9. uolatilia — ramos (21)
16. 17. infidus — uerrug (42)
18. 19. genitor — tauan (42)
10—15. surculus — parentes (121)

γ.

V. Blatt 1b—7b. homo — ascendit (130)
W. „ 8. 9. tempus — curuus (40)
X. „ 10. 11. terra — fetet (41)
Y. „ 12—14. cecus — tauan (58)
Z. „ 15—20b. surculus — parentes (121)

Neue Ordnung: V, X, Z, W, Y.

δ.

Seite **11—16.** surculus — lutus (111)
2. homo — puplicani (18)
3a. coniuntio — uidia (8)
3b. contaminata — fortis (9)
4. uirtus — umbra (20)
5. membra — uultus (21)
6. capilli — cor (19)
7. 8. iegor — puluis (38)
9. arcilla — contumax (19)
10. elatus — fetet (19)
17. populus — ebdomata (18)
18. 19. bisextus — claudus (35)
20—24. hidpropecis — stipitem (105)
25. comebat — corumpo (18)

V. DER URSPRÜNGLICHE TEXT.

DER ALTE VOCABULARIUS.

1b homo man 112
himines manniscun
rex cuninc
regina cuningin 115
dux herizoho
ducissa herizohin
preses grâue
tribunus sculthaizeo
2a centurius scario 120
uillicus ampaht
uilla dorf
habitat pûuuit
seruus scalc
· ancella diu 125
pastor hirti
iudex sônari
farisei artailta
puplicani suntîga 129
2b populus liuti 283
ple*bs* irdisc
deotia pha*r*ra 285
generatio uera*lt*
seculus itgart
proles framcunft
uicini gap*û*ra
pro*p*in*q*ui 290
proximi .....
parentes friunt 291
3a genitor fater 348
genetrix môter
nouerca steofmôter 350
germanus prôder
germana suester
cossofrenus gatulinc
cosina mâgin
sotia gadofta 355
tribus cumpurie
genelogia cunni 357
3b coniuntio hîuuida 130
uir uuer
con*iunx* quena
uirgo magad
meretrix huore
casta gahaltana 135

Uebergeschriebene Buchstaben und unzweifelhafte Correcturen der Handschrift werden hier nicht wieder verzeichnet. Die Seitenzahlen sind die vermuthlichen des Archetypus, die Zahlen rechts erinnern an die überlieferte Ordnung. 2 manniscunt 20 plex 21 phasra 22 uuera : : 25 gapara 26 proquinti 41 con 44 carta

(45) repudiata unga-
haltana
uidia uuitua
contaminata farlegana
sapiens uuizzo
4a scitus uuîsêr 140
(50) prudens frôtêr
fidelis holdêr
firmus fasti
audax gaturstîc
ropustus snel 145
(55) fortis starc
uirtus craft
potestas maht
pulcher scôni
[albus huuîz 150
(60) niger suuarz
fus*c*us erpfêr
ruffus rootêr
ballidus ualauuêr]
4b h*u*manus miltêr 155
(65) mansuetus mitiuuâri
modestus gaduadi
pudicus scamahaft
sanus hailêr
perfectus duroh-
goot 160
(70) probatus cacostôt
stabilis stâtîc
malus ubilêr
effeminatus un-
cûsgêr 164
5a infidus urtriui 257
(75) inuidus abanstinc
iniquus nîdîc
uiziosus arccustîc 260
auarus argêr
cupidus girêr
(80) contumax uncûsgêr
elatus g*a*il
superbus plooz 265
fur deob
5b raptor nôtnumeo
(85) lotro muuheo
bifarius zuispreho
carrulus chreho 270
mendax luggeo
intentiosus ainfêri
(90) temporalis huuîlîn
detractor bisprehho
in*sanus* unhailêr 275
lebrosus ûzscazeo
s*c*abia hruf
6a *ci*catrix chuadilla
(96) ignominia urslaht
plaga uunta 280
uulnus tolc
fetet suuihhit 282
(100) cecus plint 332
mancus hamf
claudus halzêr
hidropecis lam 335
lippus ainaugi
6b fari*u*s feeh
(106) diuersus meslîh
torpur scanda
contumilia hônida 340
increpatio gapulch*t*
(110) rixa secce
lites strîta

61 fustus 64 hamanus 81 geeil, *zu Dm* LVII, 1—3 92 in ——, *vgl. Z.* 68 94 stabia 95 ucatrix 103 hidpropecis 109 gapulch

gippus sceleher
gebberusus houar-
ehti 345
caluus calauuêr
(115) uerrug*a* uuarza 347
7a statua manalîho 165
umbra s*c*ato
membra lidi
coniunctura galâza
(120) caput haupit
uertix scaitila 170
testa ancha
ceruellus hirni
oculos augun
(125) nares nasa
7b os mund 175
gula cela
mandilla cinnipeini
maxillares cinnizeni
(130) mentus cinni
palatus goomo 180
lingua zunga
labia leffura
supercilia opara
prâuua
(135) popus seha
8a facies uuanga 185
aspectus gasiunu
uultus antluzi
capilli fahs
(140) pilus hâr
collus hals 190
sanguis ploot
uene plôtâdra
ner*v*i âdra
(145) prachia arma

8b manus hant 195
cumito elinpogo
umerus ahsla
scapula hartin
(150) polix thûmo
palma preta 200
pugna fûst
pectus prust
ubera tilo
(155) mamilla tutto
9a babille tutten
haubit 205
cor herza
iegor lebara
pulmones lungunne
(160) stomahus mago
umpiculo nabulo 210
tronus stool
celus himil
sol sunna
(165) luna mâno
9b stellas sterron 215
archus pogo
n*u*bes uuolcan
uulgor uunst
(170) uentus uuint
pluuia regan 220
imber regan
pluit reganôt
nix snêo
(175) pruina hrîfo
10a ros tau 225
aera luft
gutta tropfo
*sti*lla*t* triufit
(180) glaties iis

115 uerrug 117 stato 144 ner 168 gugernabes 171 regana?
179 cellax

gelus frost 230
nebola nebul
turpines zui*rbila*
tenebre dinstrî
(185) obscuris dinstar
10b lux leoht 235
serenus haitar
radia scîmo
cl*a*rus hlûtar
(190) turbul*us* trôbi
fu/git scînit 240
ascendit stîgit 241
tempus ziit 292
annus jaar
(195) uer lenzin
11a estas sumar 295
autumnus herpist
hiemis uuinta*r*
mensis mânô*d*
(200) ebdomata uuehha
bisextus scaltjâr 300
tempestas scuur
corruscatio plecca-zen
timor forhta
(205) tremor piped
11b disciplina aigi 305
terra erda 242
humos molta
puluis stuppi
(210) arcilla laimo 245
uirescit grôit
arescit dorrêt
erba gras
arbores pauma
(215) ligna uuitu 250
12a silua holz
ermis uualt
radix uurza
radices uurzûn
(220) scorzia rinta 255
ramos ęsti 256
surculus zuî 1
folia laup
folius plat
(225) cippus stoch
12b astellus scaide 5
recidere drumôn
rectus rechti
curuus crump
(230) curuatus gapogan
*t*ortus garidan 10
uolutus gauuntan
materia zimpar
domus huus
(235) palatius phalanze
13a templus huus za petônne 15
columna sû*l*
parietas uuanti
trapi gepretta
(240) culmes first
laterculi scintilûn 20
tectus gadacha
tegitur dachit
cinulus dil
(245) cellarius puur
13b stabulus stal 25
cupiculus camara
lectus petti

183 zui 189 clurus 190 turbul : : 191 fugit 198 uuinta : 199 mano : 201 sclaltiar, *s. zu Dm* LXXV, 10 231 : ortus, *verbessert von Wackernagel* 237 sili

thorus petti
(250) ostium turi
poste turisûli 30
sublimitare dris-gûfli
superlimitare ubar-turi
sepes zuun
(255) uirge gerte
14a baculus stap 35
foramen loh
pertusus derh*il*
integer ganz
(260) pauimenta airin
astricus plastar 40
ignis fuir
brune gloot
carbones cholon
(265) fafilla falauuiscûn
14b cineres asga 45
scindilla ganastra
fenestra augatora
atrius opasa
(270) angulos uuincil
stratum petti 50
pifuircus zuisillochti
ciuitas purc
platea strâza
(275) portum portum
15a turr*is* urrea 55
quadrus feorhahi
lapis stain
petra stain
(280) saxus stain
cimentus calc 60

ortus garto
cl*ausu*ra piunte
campus feld
(285) ager accar
15b cultura azuuisc 65
germinat archînit
nascit arrinit
semen sâmo
(290) pallea sprin
festuca halma 70
triticus corn
spicas hahir
scopa pesamo
(295) uentilabrus uuint-scûfla
16a pala scûfla 75
area chasto
scorea stadal
flaigellus driscila
(300) montes perga
colles puhila 80
ualles tal
plane epanî
asper hart
(305) prades uuise
16b mare mari 85
fluctus unde
gurgus uuâc
profunditas diufî
(310) fundus grunt
alto hôho 90
riba stat
alueus greoz
arena sant
(315) lacus sêo

249 throrus 258 derha, *verbessert von Grimm Gr.* I,[3] 86 276 turrea 283 cluasara 299 flaigegellus

17a stagnus s*uebo* 95
fons prunno
surgit springit
fluet fliuzit
(320) natat suuimmit
riuos paahc 100
flumen aha
pontes pruege
naues scef
(325) peanius stec
17b pisces fisca 105
locustę crepazun
uia uuec
semita stîga
(330) insola uuarid
palutes mos 110
lutus horo 111
possessio heeht 306
lucrus gauuin 307
18a ligatus gabu*n*-
tan 358
(336) solutus antbuntan
uenales fali 360
emere caufen
uendere ficaufen
(340) dissociare intmahôn
uolo uuille
nolo niuuille 365
pecunia scaz
oui*um* cu*r*tis ouues*t*
(345) gregies filu

18b pecure scâf
ouicula au 370
aries ram
agnus lamp
(350) belat plazit
*ca*pre gaizi
miccit rêrêt 375
[: : : : : : : : ch
hedi geizi]
porci suuîn
*quirit*at cirrit
(355) equus hros
hinnit hnuaijôt 380
armentum hrind 381
19a mugit hlôit 308
bones ohson
(360) uaege chôi 310
uitulus calp
taurus far
fera teor
siluaticus uuildi
(365) domesticus hai-
misc 315
singularis epur
ceruus hiruz
ursus pero
lupus uuolf
19b uulpes foha 320
(371) lepus haso
mustella uuisula
talbus scero

---

316 saedo, *verbessert von K. Hofmann in seiner mir von Prof. Steinmeyer mitgetheilten Abschrift des Vocabulars* 335 gabutan 344 ouiu : cu : ti : ounes 351 : : : re 352 : : : : : reret *Die Stimme der Ziege ist miccit. Die beiden folgenden Zeilen sind eine letzte Interpolation (siehe in der Ueberlieferung zu Zeile 376), in der auch die Thierstimme fehlt, in der ersten mag* hircus poch *gestanden haben* 354 carrulat

fespertilia f*l*edarm*ûs*
(375) rana frosc 325
uolatilia fleoganti
cupile looc
apes pini
aquila aro
(380) accipiter hapuh 330
curuus hram 331
20a miluus uuiio 382

nidus nest
passer sparo
(385) musca fleoga 385
gubrunes hornazza
uuespa uuafsa
cinomia *mu*egge
• sci*ni*fes mîzûn
(390) tauan*us* premo 390

ERSTER ANHANG.

stercur dôst
mucca hroz
inmuntitia unhreinî
ueritas uuâr
(395) mendacium lugin 395
prope nâh
longe fer
mox nuua
in*d*ostr*ia* mundrî
(400) indiga zeigô 400
decipere pisuuîhhan
seducere pitreogan
eleuare arhafen
deponere in*tsaz*en
(405) nauiter : : : stic-
lîhho 405
nimbus strôm

nubus scrâuunc
obligamentum gi-
buntilin
obbium haitar
(410) colus uuollameit 410
cornicula câha
cre*culus* *hrôh*
cuculus gauh
cardelle zuuistila-
uinco
(415) cicer baona
crus *scena* 415
clatica uueual
dedascalus meister
e uastigio an spore
(420) er*piga* egida
tendal*ia* *fl*lôgreost 420

374 fredarmi 388 : : ege *Die Herstellung nach Graffs richtiger Lesung* 389 scifes 390 tauan

399 inostrui 404 instagen *Ueber die Verwechselung von* g *und* t z *s. oben S.* 57, *in der Vorlage wird* insagen *gestanden haben Schon Graff* VI, 298. 305 *dachte an* insazen 412. 413 crecuculus gauh. graculus *ist fast durchgehends* hrôh, hruoh *Graff* IV, 1150 416 *Die Ergänzung nach den Lesungen bei Wackernagel und Hattemer* 420 eri : : egida 421 tendal : : : : logreost *Der Anlaut des deutschen Wortes nach Hattemers Lesung*

essox lahs
elimosina dei donum
examurs gerulîho
(425) fofet formôt 425
fulix *gunazz*o
fungus suam
fringilla uinco
fibra darm
(430) f*a*ler*e* hrusti 430
crus cranuh
gurgustium celur
gladiator cempheo
gibulum galga
(435) lecina lauga 435
exta tharma
bidendum scâffo

ZWEITER ANHANG.

diruit *ualta*
ad congreg*ationem* ze demu *hr*inge
(440) stipite stocca
comebat hrustita
fomentat lâhinôt
non gest*iit* ni corôta
conpella*uere* grooz-tun
(445) fraudauere bitai-lit*un*
librate gimez — r
trutinat uigit
molimina *mahhunga*
. . . . gifrumita
(450) perpendicula spret*a*
petulcum unstilleun
inormen ungamez
indegenos lantpûant
*celebra*runt mârtun
(455) pro*pitius* sôn*lîh*
insontem unsuntî-ga*n*

426 g : : : : : o 430 —ler hrusti

438 *Das jetzt unerkennbare* ualta *lasen noch Lachmann und Hattemer* 439 ad congreg ———— o demu : : inge. 441 comebati : : *Welche Geltung die beiden letzten unlesbaren Buchstaben haben, weiss ich nicht zu sagen* 443 gestat 444 conpella 445 bitailit : : 448 molimina ———— n : : *Die Ergänzung des deutschen Wortes nach Graff* II, 648: mahhunga molimen *G. Zur Bedeutung vergleiche ebenda,* res et negotia, de quibus fiunt controversiae causae dicuntur i. e. machunga dis stritis *Db.* 450 spret : 454 : : le : rũ. *Die Herstellung ist eine leichte und empfiehlt sich auch in Rücksicht auf das deutsche Wort* na^t^run, *das wohl aus* marun *verderbt ist* 455 phepi : i : s s : n — *Die sinnlose Ueberlieferung lässt sich so wohl am besten herstellen, vgl. Graff* VI, 243 suonlîh propitius *N* 456 unsuntiga:

pro*prius* *aigan*
co*rumpo* farmero

457 proapor : : *Die wenigen Buchstaben der Ueberlieferung müssen trotzdem ein lateinisches und ein deutsches Wort enthalten. Diese wie andere Stellen der Seite zeigen, dass es dem Schreiber selbst nicht mehr leicht war, seine Vorlage ordentlich zu entziffern. Ich denke mir über der Abkürzung für* pro *ein* i *weggefallen und das* ap *aus* us *(mit dem nach unten gezogenen* r*-ähnlichen s) hervorgegangen. Das* or *entspricht unserem* aig, *denn* ig *in der Schriftgattung des Manuscripts nahe an einander gerückt ähnlichen dem* R 458 co : u : : : *Das Wort war sicher das* merjan *stets übersetzende* corumpo, *vgl. Graff* II, 840

— — —

ANMERKUNGEN.

16. In der früheren Periode des Althochdeutschen kann die erste Silbe von ari noch nicht den Werth einer Länge gehabt haben. Für Tatian schloss es Grimm Gramm. II, 125 fg. aus dem häufigen Umlaut, für die anderen Denkmäler liess er es unbestimmt, nur bei Otfrid entschied er sich für Länge in den tieftonigen Silben, welche Kelle Otfrid 2, 454 fg. überall durchführen will. Thatsächlich ist sie nur in einem Fall nachweisbar, in dem uns auch sonst Verwendung der Kürze als Länge bekannt ist, in der tieftonigen vorletzten Silbe des Verses (Lachmann, über ahd. Betonung und Verskunst S. 266, Müllenhoff zu Dm. XI, 8). Doch findet noch ein Unterschied statt. Während die letzteren nur im ersten Buche und dem Widmungsgedicht an die St. Galler Mönche begegnen, später von Otfrid gemieden werden, finden sich jene ohne Unterschied in allen Theilen des Gedichts. Aber es ist zu beachten, dass er auch sie überhaupt nicht gerne im Versschluss anwendet, während er sonst dreisilbige Worte, in denen ausser der Stammsilbe auch die nächstfolgende oder viersilbige, in denen auch die zweitfolgende lang ist, gerne an dieser Stelle benutzt. Von 40 Beispielen kommen 7 auf den Versschluss: 2, 4, 5 tho sleih ther farari; 2, 14, 121 thaz er ist heilari; 2, 9, 80 in thes cruces áltare; 3, 4, 3 filu-uuíari; 4, 7, 10 thie mánegun lúginara; 5, 8, 36 themo unizod spéntare; 5, 13, 34 thie sine físgara. Beobachtung über Zu-

lassung gewisser Silben am Versschluss hat zuerst Wilmanns (Metrische Untersuchungen über die Sprache Otfrids Zs. XVI. 113 fg.) zu richtigen Schlüssen über die Quantität derselben geführt. Obige Beispiele scheinen zu lehren, dass die vorletzte Silbe der in Rede stehenden Worte schon nicht mehr als vollständige Kürze, sondern als sillaba anceps im Gebrauch war. Auch der Wechsel mit e und i spricht gegen Länge des Vocals. Der erste, bei dem ausdrückliche Bezeichnung der Länge auftritt, ist Notker. Vgl. auch Steinmeyer Zs. XV, 22.

21. Graff V. 126 sucht mit Unrecht in deotia das deutsche Wort, es steht vielmehr für das gewöhnliche dioecesis; ebensowenig haben wir mit ihm an das langobardische fara (generatio) zu denken. Diefenbach Vergl. Wörterbuch der goth. Sprache I, 372 will in phasra das s von fisan giggnere (Gramm. II, 52) wiederfinden. Aber pharra (*παρόχια*) übersetzt auch sonst (Graff III. 345) dioecesis.

26. 27. Zwei Zeilen habe ich auch deshalb angesetzt, weil nach Seite 59 die beiden Abschnitte populus bis parentes und genitor bis genelogia gleichviel Reihen gehabt haben werden.

36. Weinhold Alem. Gramm. S. 43 nimmt langen aus altem au monophthongirten Wurzelvokal an, was nicht rathsam ist. Es gehört vielmehr mit ahd. dofta schw. f. transtrum, tabula ubi remiges sedent (Summarium Heinrici, Cod. Trev. bei Hoffmann Althochdeutsche Glossen S. 17. — Graffs Lesung V, 232 dostun für doftun wird danach auf einem Irrthum beruhen) und dem altn. þopta transtrum, scamnum, worin schon Vigfússon s. v. kurzen Vocal ansetzt, zum ags. þofte jugum. Bank scheint der ursprüngliche Begriff zu sein. Die angelsächsischen Ableitungen (Ettmüller Lex. Anglos. S. 605; Grein Glossar II, 552. 706) geþofta schw. m. socius. consors; þoftscipe consortium, societas; geþoftscipe foedus; geþoftjan associare; treóvgeþofta confoederatus, vilgeþofta socius obseqnens gewähren keine Aufschlüsse über die specielle Bedeutung unseres Wortes. Es ist ähnlich an cossofrenus und cosina angereiht wie noverca an genitor, genetrix und bezeichnet wörtlich diejenige, welche mit der Familie dieselbe Bank theilt.

37. cumpurie, das stets tribus übersetzt (Graff IV. 405), stellt Grimm Gramm. II, 59 und zu Andreas 4 zu ahd. champ corona, crista, welches auch im altn. cumbl. ags. cumbol, ahd. chumpal vorliegt. Es wird ursprünglich vom Kamm des Helmes gebraucht. chumbirra ist mittelst ȧr und des Suffixes ja von cumb abgeleitet und bezeichnet die Gemeinschaft der die Heeresrüstung tragenden; das Volk (die Tausendschaft) wird nach den wehrhaften Männern benannt.

65. wâri mitis, tranquillus geht durch die meisten germanischen Dialekte: vorausgesetzt wird es durch das goth. unvêrjan *ἀγανακτεῖν*, dazu altn. værr hilaris, tolerabilis, ags. være benignus, mitis. mitiwâri ist der in Gesellschaft Anderer, im Umgang Freundliche. Gramm. II, 762.

66. Grimm Gramm. II. 747 schreibt gaduâdi und vergleicht ags. geþvædel (exiguus), welches Grein und Ettmüller nicht belegen. Weinhold Al. Gr. S. 42 statuirt gaduadi für gadôdi, welcher Diphthong in unserem Denkmal noch nicht begegnet. Kurzes a sichert mhd. getwedic willfährig (Pfeiffer Jeroschin S. 163, vergleiche Mhd. Wb. III, 158), twedigen willfährig machen, dazu noch twerdunga Dm. XCI, 18, vgl. Note S. 602.

75. abanstinc muss substantivische Bedeutung haben = homo invidus, so dass es Bildungen wie mahtinc (homo potens), muodinc (homo infelix) entspricht, Gramm. II, 350 vgl. 1004. Weinhold Al. Gr. S. 228. Auch im Angelsächsischen und Altnord. werden mit ing ausser den patronymischen Substantiven andere mit allgemein persönlicher oder sachlicher Bedeutung gebildet, Gramm. 351. Die Correctur abanstiic, an die man denken könnte, ist also unnöthig.

82. Wir haben hier das mhd. blôz, nhd. bloss, ahd. ist es nur hier belegt (Graff III, 259. Grimm Wb. II, 144). Die Geschichte des Wortes und seiner Bedeutung ist keineswegs klar. Altnordisch blautr bedeutet: ‚frisch, zart, weichlich‘ und ganz üblich schon ‚verweichlicht, effeminatus‘ (Vigf. 67). Für angelsächsisch bleát hat Grimm die Uebersetzung ‚miser‘ in Umlauf gebracht, welche den Sinn nur im Allgemeinen treffen will. Wir werden letzteres an ‚hülfsbedürftig‘ (wie auch in unserem ‚bloss‘ nudus und egenus zu-

sammenfliessen) anzuknüpfen haben, so dass es mit emphatischer Steigerung des Begriffs dasjenige bezeichnet, woran keine Hülfe mehr ist. Unser plooz superbus möchte ich zum altnordischen blautr effeminatus stellen: ‚verwöhnt, hochfahrend, stolz‘ liegen nicht weit von einander ab. Was auch der Grundbegriff des Wortes sein mag, eine starke Bedeutungsverschiebung hat jedenfalls stattgefunden. Zu vermitteln suchen Wackernagel Wb. 41 und Weigand Wb. 211, welche ‚Leerheit und Aufgeblasenheit‘ als ursprüngliche Bedeutung annehmen und es an blæjen anknüpfen. Doch befriedigt diese Ansicht keineswegs, da abgesehen von der lautlichen Unmöglichkeit auch die dann nöthige Uebertragung von räumlichen auf geistige Bezüge sehr misslich für so frühe Zeit, und der Weg zu dem rein sinnlichen ‚frisch, zart‘ des Altnordischen sehr bedenklich erscheint.

87. Hildebrand im DWB 5, 1956 und schon vor ihm Wackernagel im Wörterb. 165 setzen chrëho an und stellen es zu chrëkên crepitare (Graff IV, 590), wozu auch die dialektischen grigeln ‚heiser reden‘ u. A. (Hildebrand a. a. O.) gehören. Von der Stammform mit a abgeleitet sind cragênt strepunt (in den Brüssler Prudentiusglossen Zs. XVI, 92) und chragil garrulus mit chragilôn (Graff IV, 584). Zu Grunde liegt überall dem zweiten Gutturallaut indogerm. Tenuis (vergl. lat. grac-ulus, grac-illare, ksl. grak-ati krächzen, gruk-ati gurren, Fick Vergl. Wörterb. I³, 565), welche nur in chreho regelmässig verschoben ist, in den übrigen Formen zwischen den tönenden Elementen zur Media erweicht wurde.

89. einfêri, auf einer Seite befindlich, aber auch intentiosus, pervicax (Graff III, 579) gehört zu ahd. fêra, feara, fiara entfernte Gegend, Seite (Graff III, 579. 669). Goth. fêra ‚Gegend‘ scheint dem skr. pâra n., das jenseitige Ufer, Ende, Ziel (Fick Vergl. Wörterb. I³, 140; Leo Meyer Goth. Sprache S. 71) zu entsprechen, worin sich also gleichfalls Raum und Zweck berühren. Aber sollte hier wirklich ahd. ê auf goth. ê zurückgehen? Soweit wir sonst wissen ist jenes überall aus Ersatzdehnung von kurzem e entsprungen (Scherer zur Geschichte S. 430 Note).

109. Das auslautende t von gapulcht muss in einer

früheren Abschrift verloren gegangen sein. Eine Form gapulch von belgan ist undenkbar.

133. Diese seltene Bildung begegnet im Deutschen nur noch je einmal im Tatian und den altndd. Gl. Lips., häufiger in den altndd. Psalmen (Heyne s. v.). Das Altniederdeutsche sichert das st. Masc. lepor, daneben mit Sievers Tatian S. 398 noch ein st. Fem. leffura anzunehmen ist unnöthig. Es ist das lateinische labrum.

151. Ueber dies schwierige Wort siehe J. Grimm Gramm. I³, 415, III. 403 fg. und Wh. Grimm zu Gloss. Cass. E. 19 (S. 453).

156. Isidor. Et. IX, 1, 75: ‚papillae capita mamillarum sunt', aber der Ausdruck liegt an sich zu nah, so dass man bei tutten haubit nicht an wörtliche Uebersetzung aus dem Lateinischen zu denken braucht.

168. In guger muss der Rest eines lateinischen Wortes stecken, welches man wohl aufgeben muss mit Sicherheit wiederzuerkennen. Doch will ich zwei Vermuthungen hersetzen. guger kann eine Verstümmelung im Anlaut erlitten haben wie es auch bei andern Worten des Denkmals der Fall gewesen (S. 57). Nun handelt Isidor de nat. rer. XXX ‚de fulminibus' = Voc. 169 vulgor, das voraufgehende Capitel XXIX ‚de tonitruo'. Es beginnt ‚Tonitrua autem ex fragore nubium generantur'. Kann dies ‚fragor nubium' nicht gugernabes 168 sein? Wenn im Anlaut von fragor das f und der senkrechte Strich von r (in einer dem R ähnlichen Gestalt) geschwunden waren, musste die übrig bleibende Krümmung für g angesehen werden, gleichwie andererseits auch Z. 457 das nah zusammengedrängte ig für r gelesen wurde. Der Verfasser mag aus Nachlässigkeit oder Missverständniss nur das letzte Wort übersetzt haben. Sehr ansprechend ist auch die Vermuthung von Hrn. Prof. Studemund: er denkt daran, dass in guger vielleicht der Rest von ‚cogitur' erhalten sei (de nat. rerum XXXII ‚de nubibus': in nubes cogitur aer). Die deutsche Erklärung würde dann von einem Abschreiber wie bei Z. 26. 27 übersprungen sein.

183. Ueberliefert ist nur zui, ohne dass das Ende des Wortes in der Handschrift beschädigt wäre. Grimm Deutsche

Mythologie I. 184 emendirt ziu und findet darin Ziu, den höchsten Stammesgott der alten Bewohner des Landes wieder: es soll hier das Wetter der Schlacht oder ein mythischer Name des Sturmwinds sein. Ich kann mich nicht entschliessen, so weit zu gehen, denke lieber an eine der vielen Flüchtigkeiten des Schreibers oder Verletzung einer früheren Abschrift (vergl. S. 57). Das Mhd. Wb. III, 959 verzeichnet ,Zwirbeln vorticinare, zwirben kreisen'; wirbel, hwirvil ist gleichfalls vortex, gyrus, turbo (Graff IV, 1238). Danach wird zwirbila herzustellen sein.

198. Die Schreibung uuinta kommt unter den Belegen für die Schwäche des auslautenden r bei Scherer zur Gesch. S. 98 in Wegfall, da in der Handschrift der Auslaut des Wortes nur verstümmelt ist; dagegen ist 339 ficaufen als ein gleichfalls frühes Beispiel für jene Erscheinung herbei zu ziehen.

239. Graff III, 290 sieht in gepretta den Dativ vom st. Neutrum gepret, was der Zusammenhang nicht erlaubt, vielmehr ist trapi der Plural von trapus. gepretta als Plural (eines st. Femininums) ist gesichert durch trapes capretta Gl. Cass. Ga 19 und trabes gipretta in den Tegernseer Virgilglossen 2011 (Zs. XV, 81). Es ist eine Bildung wie galâza 119 (Gramm. II, 741 vergl. 739). Aus diesem Grunde wage ich auch Z. 242 gadacha nicht zu emendiren.

252. Das Wort zeigt andere Ableitung wie die entsprechenden altn. þreskuldr, ags. þresvold, eine Ableitung, die ich hochdeutsch nur noch in dem schon von Grimm Gramm. III, 431 angeführten, aber nicht genau entsprechenden innôvili viscera wiederfinde; wituobili Graff I, 771 erscheint fraglich. Es ist das bairische ,Drischäufel' (Schmeller I², 570).

253. Du Cange s. v. kennt nur superliminare ὑπέρθυρον, doch in den Florentiner Glossen 1502 (Zs. XV, 359) superlimitaros ubirtur.

258. Noch weiter in durhil zu emendiren, ist in Rücksicht auf das goth. þaírh, þaírkô nicht nöthig.

262. Müllenhoff Zs. XVIII, 136 von der Form fiur ausgehend, erklärt dessen Declination nach der a-Classe (entgegen dem griech. πῦρ), indem er es mittelst der Nebenform

fuir an die ebenso behandelten ahir. kalbir anlehnt. Aber schon Scherer Zs. f. öst. Gymn. 1873, S. 287 setzt gewiss mit Recht fu-ir als die ursprüngliche Grundform an und weist auf die Vertretung des griech. Suffixes ir durch das germanische ira hin.

269. Die Uebersetzung ist ungenau, goth. ubizva ist στοά, opasa (durch Assimilation und Vereinfachung des sv aus der Grundform ubasva entstanden) ist der technische Ausdruck für den Raum zwischen dem herabragenden Dach und der Wand des Hauses. Grimm Gramm. III, 427. RA. 549.

277. An eine Ableitung, wobei das h epenthetisch innerhalb der Silbe stehen würde wie bei Sichilheih für Sigileih (Wartmann I No. 148), ist nicht zu denken, da das Wort weder zu den Neutris auf ahi gehören kann, welche überall den Sinn der lateinischen auf -etum haben (ausser etwa das dunkle gabissahi migma, quisquiliae? Gramm. II. 312), noch von feorah abgeleitet sein kann, welche Formen ausser dem Abstractum apahî im Althochdeutschen mangeln. Es ist vielmehr ein Compositum von feor und hahi; ags. häcce, altn. haki bedeuten uncus. extremitas. Wir haben also eine Bildung wie feorecki, quadrangulus, vor uns.

316. Graff VI, 57 sucht in saedo nur eine falsche Schreibung für sæo, aber letzteres ist gegen die Orthographie unseres Denkmals. Ich habe Hofmanns Conjectur in den Text gesetzt, weil die durch sie vorausgesetzten Lesefehler (a für u, d für b) wohl am einfachsten die Entstellung erklären. Graff VI, 856 fg. verzeichnet sueb aer, vanum, gurges und gasueb fretum st. m. Hier müssten wir das sonst nicht belegte schwache Masculinum annehmen.

335. Möglicherweise bezeichnet gabutan nasalirte Aussprache des Vocals und war im Text beizubehalten, vergl. Weinhold Al. Gr. 168, Sievers Die Murbacher Hymnen S. 19.

337. fali repräsentirt dem späteren fail gegenüber noch eine ältere Stufe des Wortes und stimmt zum altnordischen falr, angelsächsischen fäle. Aus fali ist dann ganz in derselben Weise durch Epenthese des i fail geworden, wie in den von Scherer zur Geschichte S. 472 aufgedeckten Fällen.

Dass ebenso wie i auch u durch Epenthese in die Wurzel gekommen ist, belegt goth. bisauljan, vergleiche altn. sölva.

354. carrulat ist unpassend und nimmer die Stimme des Schweines. Die Stimme des Ebers ist aber quiritat (Reifferscheid a. a. O. S. 249, Wackernagel Voces variae S. 29), woraus durch den Unverstand eines Abschreibers carrulat geworden ist.

391. Florentiner Glossen 1782 (Zs. XV, 363) coenum vel fimus dôst, mit Bezeichnung der Länge.

405. Da nach Prof. Steinmeyers Mittheilung die obere Spitze des zweiten Buchstabens höher hinaufreicht als f und s, so kann nur noch an b, d, h, l gedacht werden. Wenn wir an drei Buchstaben festhalten, finde ich, soweit Graffs Materialien reichen, nur zwei Worte, welche denkbar wären. Entweder hiess das Wort chustîclîhho von chust electio, aestimatio, scientia (IV, 514), obgleich davon kein chustîc noch chustîclîh belegt ist, oder von chunst scientia, chunstîc gnarus (IV, 413), wie oben gabutan für gabuntan stand — oder es hiess chistîclîhho von chistîc pertinax (IV, 531).

407. scrâwunc wird von Wackernagel Zs. VI, 290 fg. mit Recht zu mhd. schræje stiebe, spritze, bairisch jetzt soviel als hageln (Schmeller III, 502) gestellt; doch werden wir nicht mit ihm dabei an eine männliche Person zu denken haben, sondern scrâwunc steht für scrâwunga wie arnunc für arnunga u. A.; es bedeutet wohl nichts als Unwetter.

421. Ausser unserem reost begegnen ahd. riosta riostar, riostra und dazu noch mhd. riester (Graff II, 553, Mhd. Wb. II, 1, 700, Schmeller Wb. III, 145).

426. Hofmann in seiner Abschrift des Vocabulars erinnert an ags. ganot fulica, ahd. ganazzo belegt in der That Graff IV, 220.

437. Isid. Etym. XII, 1, 9: ex iis (ovibus) quasdam bidentes vocant, quod inter octo dentes duos altiores habent.

446. Das Wort kann seiner Bedeutung nach nur zu gimezan demetiri, librare, nicht zu kimezôn moderari, mitigare gehören, so dass nicht in gimezôt ir zu emendiren ist. Hattemers Lesung gimezoner unterliegt gerechten Zweifeln, da im Part. Praet. Schwächung des an zu on ausser in den durch

Assimilation bewirkten Fällen unbelegbar ist. Da nun librate ebenso libratus vertreten mag, wie conpella conpellavere, hat man die Wahl zwischen gimezanêr und gimezat ir.

Im lateinischen Theil des Vocabulars habe ich nur da emendirt, wo die vorliegenden Formen nicht aus dem Vulgärlatein herzuleiten waren. Den Charakter des letzteren wollte ich nicht antasten. Dahin gehört das Schwanken in der Aussprache der Vocale (pifuircus, flaigellus für bifurcus, flagellus, sonst e für i, ae, a; i für e, o, u; o für a, u; u für a, o) sowie in der Verwendung des h, das im Anlaut häufig abfällt (umerus, erba etc.), im Inlaut aber auch für ch steht (stomahus).

Dasselbe gilt für die Consonanten, bei denen fortwährendes Schwanken zwischen Media und Tenuis herrscht. Daneben ist nur noch zu bemerken z für c, t (viziosus, scorzia), f für v (fafilla, fofet), v für b (cervellus f. cerebellum), m für b (cumito).

Starke Contractionen sind eingetreten in cosina (consobrina), cervellus, mandilla (mandibula), ermis (eremis).

Auch die Flexion steht ganz auf der Stufe des Vulgärlateins: der Accusativ fängt an den Nominativ zu verdrängen (stellas, spicas), das m des ersteren beginnt zu schwinden (cumito, umpiculo, alto, cardelle).

Die verschiedenen Declinationen gehen in einander über: die zweite in die erste (pugna f. pugnus), die zweite in die dritte (obscuris, ermis), am häufigsten die dritte in die zweite (gurgus, nubus, trapi, scorzia), auch in die erste (poste, parietas, fespertilia). Ebenso die erste und vierte in die zweite (talbus: gelus).

Von den Geschlechtern ist das Neutrum, besonders der zweiten Declination, schon fast verdrängt und an seine Stelle (15 Mal) das Masculinum getreten (saxus, templus etc.).

Auch in der Conjugation machen sich Uebertritte geltend, so steht fulgit für fulget und umgekehrt fluet für fluit.

VI. GRAMMATIK DES VOCABULARIUS.

Der Vocalismus unseres Denkmals bewahrt im Haupttheile hohes Alter, schon jüngere Formen begegnen im Anhang, dessen beide Theile für lautliche Beobachtungen zu wenig charakteristisches Material bieten, um sie gesondert zu betrachten.

Schon die Gestalt der Vorsetzpartikeln, deren Bedeutung für alle solche Untersuchungen Steinmeyer in seinem Aufsatze Zur ahd. Litteraturgeschichte Zs. XVI, 131 bis 141 gezeigt hat, gibt einen Einblick in den ganzen grammatischen Stand.

V(oc.) hat	16 ga (worunter 1 ea)	1 ge		— gi
A(nhang) „	1 ga	—		3 gi
V.	1 za	— ze	V. 1 ant	1 int
A.	—	1 ze	A. —	1 int

Der Umlaut: umgelauteter und unumgelauteter Vocal halten im Voc. einander noch nicht die Wage, auf 18 unumgelautete a (2 manniscun, 9 scario, 52 fasti, 66 gaduadi, 75 abanstinc, 95 chuadilla, 149 hartin, 238 uuanti, 242 gadacha, 243 dachit, 277 feorhahi, 286 azuuisc, 293 hahir, 306 mari, 330 uuarid, 337 fali, 350 plazit, 387 uuafsa) kommen 14 umgelautete, deren Bezeichnung verschieden ist. Neben der üblichen e (5 herizoho, 6 herizohin, 110 secce, 129 cinnizeni, 147 elinpogo, 195 lenzin, 197 herpist, 248. 249. 271 petti, 255 gerte) und ę (221 ęsti) begegnet 206 aigi, 260 airin, und 93 ûzseazeo zeigt Schwanken zwischen a und e an.

* Ich zähle von hier an die Zeilen nach der neuen Ordnung, gemeint sind also immer die eingeklammerten Zahlen des hergestellten Textes.

Der Anhang zeigt viermal umgelauteten (420 egida, 433 cempheo. 450 spreta, 458 farmero) zweimal unumgelauteten Vocal (403 arhafen, 404 intsazen).

In 321 paahc ist unorganische Vocalverdoppelung eingetreten. — Schwaches e der Ableitung in 113 hovarehti und in der Endung 418 meister des Anhangs, gegenüber dem hier constanten ar des Vocabulars.

Die ganze Eigenthümlichkeit des Vocabulars und seine Stellung innerhalb der Lautentfaltung der ahd. Sprache zeigt sich charakteristisch in der Behandlung von germanischem ô und den Diphthongen ai und au.

Germanisch ê zunächst hat noch keine Diphthongirung erlitten: 89 ainfêri. — Germ. ô ist unter 17 Fällen 16 Mal bewahrt, nur das eine huore 43 weicht ab. Auch der Anhang hat 421 fhlôgreost, 444 grooztun.

Germ. ai begegnet in V. 23 Mal, wovon es in 4 Fällen vor h und w monophthongirt ist (105 feeh, 333 heeht; 174 snêo, 315 sêo), 17 Mal steht ai, einmal ei in 128 einnipeini. Dass das junge geizi nach 352 erst von letzter Hand interpolirt wurde, ist Seite 73 bemerkt. — Im Anhang 4 ei (393 unhreinî, 400 zeigô, 410 uuollameit, 418 meister) neben 2 ai (409 haitar, 445 bitailitun).

Bei germanischem au ist vor den Lingualen und h die Monophthongirung constant (58 scôni, 62 rootêr, 82 plooz, 84 nôtnumeo, 108 hônida, 311 hôho), in den übrigen Fällen ist es als au erhalten. Der Anhang hat ausser 413 gauh und 435 lauga vor n 415 baona, aber vor s 391 dôst.

Von iu ist eo die gebrochene Form; eu, io begegnen nicht.

Noch ist zu erwähnen die häufige Bezeichnung der Längen durch Verdoppelung in V. bei a 1 Mal (194 iaar), e 2 Mal (105 feeh, 333 heeht), i 3 Mal (180 iis, 193 ziit, 382 wiio), o 8 Mal (62 rootêr, 69 durohgoot, 82 plooz, 131 goomo, 142 ploot, 162 stool, 263 gloot, 377 looc), u 7 Mal (85 muuheo, 169 uunst, 202 scuur, 234 huus, 245 puur, 254 zuun, 275 portuun).

Im Anhang nur das einzige grooztun 444.

Die beiden angehängten Vocabularien erwiesen sich in Bezug auf den Vocalismus hinreichend durch ihren zahlreicheren

Umlaut, durch ihre geschwächten Partikeln, sowie durch ihr überwiegendes ei, als jünger wie der voraufgehende Haupttheil, auch das abweichende Bezeichnen der Länge durch Verdoppelung mag uns die verschiedenen Verfasser anzeigen.

Der Consonantismus bietet manches Eigenartige und zeigt nicht den spätern Bestand des Strengalthochdeutschen, auch der Anhang trägt in den meisten Fällen dasselbe alterthümliche Gepräge wie der ältere Vocabularius.

Die Lautverschiebung ist für die Dentalreihe ziemlich regelmässig durchgeführt.

1) Im Anlaut ist t durchgehends zu z geworden (13 Mal); d zu t (18 Mal), nur 309 diufî bewahrt sein d; th zu d 18 Mal, th zeigen noch 150 thûmo in V. sowie 436 tharma im Anhang. Einmal begegnet dafür der seltsame Laut zuu in 414 zuuistilauinco.

2) Gleich regelmässig ist der hochdeutsche Verschiebungsstand im Inlaut durchgeführt. Auch zwischen Vocalen gilt für die Tenuis einfache Spirans (ausser 386 hornazza), Tenuis affric. nach Liquiden und im Consonantumlaut, der einmal (48 wizzo) durch Verdoppelung ausgedrückt ist. Das Fremdwort 275 portuun behielt sein t. 286 azunisc (got. atisk) kann ich ebensowenig erklären wie zuuistilauinco. d und th sind überall verschoben, Ausnahme macht nur 399 mundrî im Anhang. Consonantumlaut wird in 239 gepretta vorliegen, ebenso in 248. 249. 271 petti, 155 tutto, 156 tutten haubit.

3) Im Auslaut steht z stets für got. t; t für got. d, nur 284 feld hat d; d für goth. th, nur dass es sich von 6 Fällen, wovon zweimal nach Liquida (126 mund, 357 hrind), einmal (312 stat) schon zu t verhärtet hat.

Schon weiter entfernt sich die Labialreihe:

1) Im Anlaut: p bleibt unangetastet in 261 plastar und 275 portuun, Ten. affr. drückt der Verfasser des alten Vocabulars durch ph aus in 21 pharra, 235 phalanze, der des ersten Anhangs dagegen mit ungewöhnlicher Lautgebung durch fh in 421 fhlôgreost, vergl. Schreibungen mit einfachem f wie flanzôta, fluoc bei Weinhold Al. Gramm. S. 122. — Auch in der Durchführung der Verschiebung von alter Media

unterscheiden sich beide Theile: im alten Vocabular wird b 38 Mal zu p verschoben, beibehalten nur in drei Fällen, 91 bisprehho, 335 gabuntan, 336 antbuntan, während die Verfasser des Anhangs beide in gleichem Maasse verwenden, 401 pisuuîhhan, 402 pitreogan, 453 lantpûant neben 408 gibuntilin, 415 baona, 445 bitailitun.

2) Im Inlaut hat der alte Vocab. für germ. p zwischen Vocalen 5 Mal einfache Spirans nach langem (175 hrîfo, 179 triufit, 309 diufî, 338 caufen, 339 ficaufen) ein Mal doppelte nach kurzem Vocal (133 leffura); vor s einmal einfache Spirans (387 uuafsa); der Anhang dagegen keine einfache, nur Doppelspirans, diese aber nach langem Vocal (437 scâffo). Nach Liquida gilt pf (61 erpfêr V.). im Konsonantumlaut gebraucht V. gleichfalls pf (178 tropfo), A. ph (433 cempheo). — Germ. b ist zum Theil erhalten: neben 12 verschobenen (Consonantumlaut in 209 stuppi) stehen noch 7 unverschobene (72 ubilêr, 156 tutten haubit. 161 nabulo, 158 lebara, 182 nebul. 190 trôbi, 253 ubarturi); im Anhang fehlen die Beispiele.

3) Im Auslaut ist regelmässig p zu f verschoben (4 Mal); p für b nicht überall durchgeführt: neben 5 p (223 laup, 229 crump, 256 stap, 349 lamp, 361 calp) begegnen 75 ab-anstine, 83 deob. Für den Anhang lässt sich wiederum Nichts ausmachen.

Am abweichendsten stellen sich die Gutturales dar.

1) Im Anlaut ist im Hauptheil alte Tenuis zum grössten Theil beibehalten, auf 25 unverschobene kommen nur 6 Affrikaten (87 chreho, 95 chuadilla, 264 cholon. 287 archînit, 297 chasto. 360 chôi). Der Anhang zeigt kein Beispiel der Verschiebung, wohl aber 411 câha. 431 cranuh. 432 celur, 433 cempheo, 443 corôta: ein höchst merkwürdiger Fall. — Noch ausnahmsloser ist alte Media bewahrt: im Hauptheil steht den 35 g nur das eine c in 70 cacostôt entgegen. der Anhang zeigt nur g (9 Mal).

Geschrieben wird alte Tenuis sowohl wie neue (geflüsterte Media) mit c, auch vor e und i (127 cela, 128 cinnipeini, 129 cinnizeni, 130 cinni. 270 uuincil, 354 cirrit, ebenso im Anhang 432 celur, 433 cempheo); dem entsprechend wird

auch nie, wie sonst wohl. z durch lateinisches c ausgedrückt. Ob etwas daraus zu folgern? etwa dass der Verfasser aus einer angelsächsischen Schreibschule hervorgegangen? Wie sonst die Urkunden sich dazu stellen, werden wir unten beobachten.

2) Im Inlaut zwischen Vocalen ist die Verschiebung durchgeführt und zwar kommen in V. auf 6 einfache (86 zuispreho, 85 muuheo, 87 chreho, 116 manalîho, 277 feorhahi, 340 intmahôn) 3 Doppelspiranten (91 bisprehho, 99 suuihhit, 200 uuehha), in A auf 2 h (424 gernlîho, 442 lâhinôt) 2 hh (401 pisuuîhhan, 405 — stîclîhho). — Hinter Liquiden stehen in V. die verschobenen ancha 122 und derhil 258 neben 168 uuolcan, 270 uuincil, in A. nur 414 zuuistilauinco, 428 uinco. — Im Consonantumlaut steht im Falle der Verschiebung Tenuis affricata in 243 dachit und (wie in 239 gepretta auch wohl in) 242 gadacha, sonst cc (110 secce, 203 pleccazen; 440 stocca).

Alte Media ist ausnahmslos geblieben (35 Mal); 88 luggeo im Consonantumlaut, ebenso 323 prucge, 388 mucge.

3) Im Auslaut ist die Behandlung des germ. k wieder in bekannter Weise zu unterscheiden: Spirans dreimal h (106 meslîh, 257 loh, 380 hapuh), einmal hc (321 paahc); Tenuis affricata, einmal ch (225 stoch), Tenuis unverschoben dreimal c (13 scalc, 55 starc, 281 calc).

Die Media hat sich im Auslaut durchweg zu c verhärtet, das früher vereinzelte uuâg 308 beruhte auf Missachtung der vom Schreiber vorgenommenen Correctur, gleich wie auch 20 irdisc aus irdisg corrigirt ist. Nur in A. 421 fhlôgreost.

Die Spirans der Labialreihe ist im alten Vocabular anlautend ausnahmslos (24 Mal) f, ualauuêr 63 kennzeichnete den Interpolator, im Inlaut findet sich daneben u in 7 grâue, 113 houarehti. Im Anhang ist anlautend u (zuuistilauinco 414, 428 uinco. 438 ualta) fast so häufig wie f (397 fer, 425 formôt, 449 gifrumita, 458 farmero). Im Inlaut 417 uneual. — Für w hat u im Anlaut nur A. (447 uigit); V. stets uu, für wu überall uu; für w im Inlaut zwischen Vocalen V. 6 Mal uu, aber 77 urtriui, für ûw uuu (1 Mal); A 1 uu und für das eine wu uu; nach Consonanten V. 8 u, ebensoviel uu; A. 2 uu, 1 u.

Die gutturale Spirans wird vor t in (109 gapulcht) 228 rechti. 272 zuisillochti durch ch ausgedrückt, sonst 7 Mal durch ht. Unorganisches h begegnet anlautend in 293 hahir. 333 heeht. Im Anlaut vor l. r. w ist es durchaus erhalten, w vor r nicht mehr, 231 garidan. Für die Formen 73 uncûsgêr, 252 drisgûfli, 266 asga finde ich die richtige Erklärung in der Ansicht Scherers, der sie aus der tönenden Natur des ahd. s begründet (Zs. f. österr. Gymn. 1870, S. 637; 1873, S. 292). Anderen Erachtens sind Paul und Braune, siehe darüber in ihren Beiträgen I. 528.

Im Consonantismus unterscheidet sich der alte Vocabularius vom Anhang in 3 Punkten: 1) Im Voc. fast ausnahmslose Verschiebung von b zu p, während im Anhang beide gleichen Raum haben; 2) gutturale Tenuis ist im Voc. zum Theil verschoben, im Anhang nie; 3) anlautende lab. Spirans ist im Voc. f, im Anhang ziemlich gleich berechtigt f und v.

Die Flexion.

Von den Masculinen auf -a begegnet ausser dem Nom. Sing. der Nominativ Pluralis, der konstant auf a ausgeht. sonst nur noch im Anhang 439 der Dativ Sing. hringe (und wahrscheinlich 440 stocca). Auch die Neutra haben im Dativ e, 236 petônne. 419 spore. Von den ja-Stämmen zeigt den Nominativ Plur. 137 gasiunu.

Das Femininum der a-Declination bewahrt im Nom. Sing. a, im Nom. Plur. stehen 2 a (143 plôtâdra. 144 âdra) neben einem -o (154 tilo). Die ja-Stämme zeigen hier häufig jene seltsame Erscheinung von Contraction, wenn man es so nennen darf, die auch sonst grade in den ältesten alemannischen Sprachdenkmälern auftaucht, neben den üblichen 250 turi, 253 ubarturi, 351 gaizi, 352 geizi und 387 uuafsa stehen 276 urrea; 110 secce, 226 scaide, 235 phalanze, 283 piunte, 305 uuise, 307 unde, ebenso, wie es scheint, im Plural 159 lungunne, 255 gerte, 323 pruege: alles lange zwei- oder mehrsilbige Worte. Für diese ‚Zusammenziehung bei unvollständiger Assimilation' siehe Schleicher Comp. S. 52, der aus dem Zend und Litauischen Analoges beibringt, und Scherer zur Gesch. 117.

Doch wäre über diesen Vorgang noch nähere Aufklärung erwünscht, vor allem auch eine vollständige Belegsammlung nöthig. Dass es noch einen andern Weg als den über ia, ea gegeben, beweist das alleinstehende 37 cumpurie (cumbarjâ).

Auch 239 gepretta und vielleicht 242 gadacha sind hier als Pluralformen zu nennen. Hierher gehören ferner die aus Masculinis movirten Feminina auf -inna, -in (4 cuningin, 6 herizohin, 35 mâgin). Beide Suffixe sind nicht von einander zu trennen. Grimm. Gr. I[2] 368. 678 betrachtete die mhd. în, in als Abkürzungen von inna, während er II, 319. 175 annimmt, dass alle diese Feminina auf inna aus einfachem häufig daneben fortbestehenden in erst weitergebildet seien. Mit ihm pflegt man jetzt inna neben in als unorganische spätere Form anzusehen. Anders Bopp, der Vergl. Gramm. III, S. 235 von inna ausgeht. Wir müssen uns der Frage etwas näher zuwenden.

Wir kennen als weibliche Motionsendung in den indogerm. Sprachen das Suffix anjâ (Bopp III, 234 ff., vergl. Scherer zur Gesch. 340), ein Suffix în in derselben Eigenschaft gibt es daneben nicht. Von ersterem gehen wir aus, dann stehen am nächsten den Grundformen die schwach flektirenden altn. âs-ynja, ap-ynja, varg-ynja (Gramm. II, 319), welche Verdumpfung zu u in wirtun O. I, 6, 3 und in den Tegernseer Virgilglossen (Zs. XV, 66) wiederkehrt. Sonst ist Färbung zu i und Assimilation des j an n Regel.

Das Richtige über den Vorgang lehrt die Flexion, welche ahd. durchaus die der jâ-Stämme ist, nur dass das j der Ableitung schon früh vollständig in der Assimilation unterging. Grimm Gr. II, 171 stellt einen Theil derselben mit Unrecht zu seiner vierten starken Deklination.

Ich gebe die Beispiele, welche mir zur Hand sind, doch werden sie sich noch vermehren lassen. Danach ist es wesentlich allein der Nominativ Singularis, den die Verstümmelung getroffen hat und von dem sie auf einzelne andere Casus übertragen ist. Hier ist sie aber in ältester Zeit ganz regelmässig durchgeführt: neben zahlreichen Beispielen für in aus dem Vocab. S. Galli, Kero, Tatian, Otfrid und den Glossen finde ich kein inna, welches vielleicht erst im 11. und 12. Jhdt daneben um sich greift (siehe bei Graff I 159 affinna, 487

eselinne, II 889 meisterina, III 277 brachinna, IV 958 heinnahenna, 977 hundinne), um im Mhd. immer mehr Umfang zu gewinnen (Gramm. II 320, III 337). Daraus folgt, dass diese Formen durch Uebertragung (aus dem Accusativ) erst wieder in den Nominativ hineingekommen sind. Der Genetiv und Dativ flektirt (wo er nicht in seltenen Fällen der Analogie der schwachen folgt) im Singular überall nach geba, siehe bei Graff die Artikel esilin I 487, wirtin I 932, kuningin IV 447, guttin IV 153, mâgin II 630, meistarina II 889, brûtina III 294.

Im Accusativ herrschen beide Formen in gleicher Weise: neben zikin T. 97, 7, esilin T. 116, 1. kuningin O I. 3, 31, später friudalin Can. 13 treffe ich drûtinna O. II, 13, 10, friudilinna in Monseer und TegernseerGlossen des 9/10 Jhdts. (Graff III 788), später gnôzzina und Andere.

Der Nom. Plur. hat sowohl êwartinna in denselben Mons. u. Tegerns. Glossen (Graff I 955), kuninginna, kuninginno bei Williram wie die geschwächten kuningen, zikkan, -en, -in ebenfalls bei Williram, Gr. V, 599 (lionna leaenae Rb. Diut. I, 20 kann ebenso gut Singular sein). Der Accusativ zeigt, ausser einem zikkin wieder bei Williram, die Endung inna, siehe bei Graff unter affin I, 159, friuntin III 786, gutin IV 153, esilin I 487.

Im Gen. Plur. steht neben kuninginno, -eno bei Will. heninnono in Rb. (Diut. I, 526). Für den Dativ finde ich bei Graff V, 600 rechzikkinôn aus Will., durch welche Form zugleich ein Femininum zikkin gesichert wird, Sievers Tatian S. 491 setzt es als Neutrum an. wozu ags. ticcen Plur. ticcenu (Ettmüller Lex. Angl. 524) stimmt.

Daraus geht hervor, dass diese Bildungen ahd. ohne Ausnahme der a-Classe angehören. Im Plural sind die geschwächten Formen Williram allein eigenthümlich, in den obliquen Casus des Singulars haben sie nie statt, zum Theil im Accusativ des Singulars, dagegen stets im Nominativ. Wie ist diese Erscheinung zu erklären? Bopp Vergl. Grammatik III, 236 Anm. beruft sich ganz richtig als Analogie für den Abfall des a, worauf Vereinfachung des n im Auslaut eintreten musste, auf die Nominative -ung für unga bei

Kero und Isidor (Grimm Gramm. I², 1076, II 362), auch der Vocab. S. Galli hat scrâwunc 407. Zwar kommen bei Isidor (Holzmann S. 140) einzelne unzweifelhafte Uebergänge zu den Masculinis oder Neutris vor, wie im Dativ Sing. samanunghe. im Plural bauhnungum, doch finden diese ihre Erklärung grade in der durch den Nominativ -unc erst veranlassten falschen Analogie. Joh. Schmidt K. Zs. XIX. 283 Anm. erkannte in den Formen auf -unc die regulären Nominative. Denn Scherer zur Gesch. S. 429 hat gezeigt, dass die Nominative wie gëba durch Formübertragung von den schwachen Femininis zu erklären sind, während sonst urdeutsches auslautendes a ahd. entweder noch als o, u erhalten oder ganz geschwunden ist, wie maneghiu für managjâ, Nom. Acc. Pl. wortuo, wort für wortâ, Nom. Sing. Fem. blint für blintâ stehen. Joh. Schmidt fügte noch als neues Beispiel den Nom. puoz in der Formel mir wirdit puoz hinzu. In diesem Gesetz finden auch unsere regulär auf in auslautenden Nominative ihre Erklärung, die einzelnen -in des Accusativs dürfen als Formübertragung aus dem Nominativ angesehen werden, welche beiden Casus ja überall auf einander einwirken.

Damit ist begreiflich auch die Kürze von -in erwiesen, welche man für die ganze ahd. Periode noch anzunehmen berechtigt ist. Jetzt pflegt man es als lang anzusetzen, aber kurzer Vocal wird ausserdem noch bewiesen 1) durch die genau entsprechenden ags. Substantiva wie gyden, wyrgen, þignen (siehe diese bei Sievers in Paul u. Braunes Beiträgen I 492), 2) durch die schwachen e bei Notker und Williram (Grimm I² 631). Diese haben im Nom. Sing. neben -in sangenten, wirten N. Gen. gutenno wirtenno N. Nom. Plur. kuningen N. W. u. s. w. Erst im Mhd. scheint die Anlehnung und Vermischung mit der Klasse menegîn erfolgt zu sein, wodurch sich die neue Länge des Nominativs und einige flexionslose Formen des übrigen Casus erklären.

Nicht so rein von Vermischungen wie diese movirten Feminina haben sich die verwandten Bildungen auf anjâ erhalten, welche meist auch wie managîn, managî flektiren. Befördert wurde diese Vermischung dadurch, dass neben den

Ableitungen, mit anja auch solche mit jâ (î) bestanden, so burdî neben burdin (alts. burdinnia, ags. byrden), festî neben festina (alts. fastunnia) u. A. Hierher gehören aus dem Vocab. 149 hartin, 395 lugin und der Nom. Plur. lungunne.

Ob das vorkommende masc. 117 scato der u- oder schon der a-Declination angehört, können wir nicht wissen, der Pluralis folgt der i-Klasse: 118 lidi, 129 cinnizeni. — Die consonantischen Stämme auf ar lauten stets auf er aus: 29—33: fater, môter, steofmôter, prôder, suester.

Der Nominativ der schwachen Masculina lautet natürlich auf o aus, altes j davor ist einmal als i (9 scario), sonst als e bewahrt in 8 sculthaizeo, 84 nôtnumeo, 85 muuheo, 88 luggeo, 93 ûzscazeo, 433 cempheo. Eine ähnliche Art von Contraction wie bei den Femininis ist 7 grâue für grafio. Der Gen. Sing. bietet in dem einen vorkommenden Fall — en (156 tuttenhaubit). Der Nom. Plur. lautet 2 Mal auf — un (2 manniscun, 327 crepazun), aber daneben drei Mal auf —on aus (166 sterron, 264 cholon, 359 ohson); auch unter den schwachen Femininis auf —ôn ist ein Beispiel von Contraction von ja zu e in 43 huore für huorjâ, huorra, — für den Accus. Sing. ist die Länge des —un durch die Schreibung 275 portuun ausdrücklich bezeugt.

Das starke Adjectivum hat im Dat. Sing. Masc. emu (zweiter Anhang 439 demu), im Nom. Plur. a (17 artailta, 18 suntîga), das schwache bietet im Singular eine bemerkenswerthe Form: zu dem mâreo des Wessobrunner Gebets und den in der neuen Auflage der Grammatik (I Seite 729 der alten) aus Urkunden hinzugefügten mildeo, scôniûn, scônea gesellt der zweite Anhang ein neues Beispiel mit 451 petulcum unstilleun, vgl. auch im St. Emmeraner Gebet uualtenteo, milteo; Pfeiffer Forschung und Kritik II, 30 fg.

Das Verbum bietet nichts Bemerkenswerthes ausser der auch hier stattfindenden Contraction des ja zu e in der 1. schw. Conjug.: 203 pleccazen, 338 caufen, 339 ficaufen, 403 arhafen, 404 intsazen. Aehnlich 341 uuille, 342 niuuille.

ZWEITES KAPITEL.

DIE SANCTGALLISCHEN URKUNDEN BIS ZUM TODE KARLS DES GROSSEN.

I. QUELLENBENUTZUNG.

Durch Wartmanns vortreffliche Publication der Sanct-Gallischen Urkunden (Urkundenbuch der Abtei Sanct Gallen. 2 Bände, Zürich 1863. 1866. Umfassend die Jahre 700—920). sowie durch seine werthvollen Untersuchungen über den diplomatischen Charakter der einzelnen sind wir im Stande das in jenen vorhandene Material von deutschen Ausdrücken und Namen zu einer Geschichte der hochdeutschen Orthographie in und um St. Gallen zu vereinigen.

Wir beschränken uns auf den Anfang derselben. bis zum Tode Karls des Grossen, die Jahre 700—814 (Nr. 1 bis 211). Es ist dies diejenige Zeit, in welcher wir für St. Gallen die Entwickelung des strengahd. Lautbestandes anzusetzen haben.

Müllenhoff DM² XXXI weist für unsere Urkunden auf die Beeinflussung der deutschen Lautgebung durch die romanischen Schreiber hin. Diese fällt sofort in die Augen an der unsichern Verwendung des Spiritus asper und des v für hd. w. Allein diese Beeinflussung greift tiefer: Urkunden von hervorragend romanischer Sprachfärbung zeigen in den Namen bisweilen merkwürdige Atavismen, so z. B. Nr. 111. 114 mit ihrem au für ô, ihrem eu für iu, ihrem th, t für d,

ihren unverschobenen Medien. Allein es ist nicht möglich letztere Gattung einer gesonderten Betrachtung zu unterwerfen, denn erstens treffen diese Merkmale nicht überall zu, so hat Nr. 138 (a. 795), diejenige Urkunde, welche aus späterer Zeit die allermeisten romanischen Bestandtheile in der lat. Sprache aufweist, mit Ausnahme der Verwendung von h und v einen viel genaueren strengahd. Charakter (Verschiebung der Medien), wie die meisten andern Urkunden derselben Zeit, der Verfasser hatte mit Erfolg seine Schreibschule durchgemacht, und zweitens, wo wäre die Grenze zu ziehen?

Allein, was wir doch daraus lernen können ist dies, dass die romanischen Schreiber hier in der That die hemmenden Elemente gewesen sind in der hd. Lautentfaltung, während wir die deutschen als die Träger des Fortschrittes anzusehen haben. Es sind gleichsam zwei Lager, die sich ihrem Wesen nach feindlich gegenüberstehen. Aber wir müssen auch weiter annehmen, dass jede der beiden Parteien naturgemäss unter dem Einfluss ihres Gegners stand, dass eine mehr oder weniger gelungene Durchdringung beider Tendenzen stattfand. Wenn auch Einzelne manche Eigenthümlichkeiten aus der ihnen anhaftenden Mundart einmischen mochten, so war doch die grosse Majorität aus derselben Schreibschule hervorgegangen. Ich habe wohl versucht möglichst alle Eigenthümlichkeiten auseinanderzulegen, um nicht vorschnell bestehende Sonderexistenzen zusammenzuwerfen, bin aber zu keinem einzigen durchgehenden Gesichtspunkt gekommen, habe mich vielmehr überzeugt, dass ein einheitlicher Zug durch die ganze Entwickelung geht. Wir dürfen nicht daran denken, die zusammengehörige Bewegung auseinander zu reissen, um ihre einzelnen Faktoren zu untersuchen.

Noch ein Anderes ist zu bedenken. Wieviel mag überall einheimische Schreibmethode, wieviel aus der Fremde importirt sein? Unter der Fremde kann hier füglich nur an Franken gedacht werden, dessen unter Karls segensreichen Händen mächtig anwachsende Bildung ihre Wege fand zu allen Stätten damaliger Kultur.

Doch was wir wissen können ist nur dies. Von den

charakteristischen Merkmalen ist sicher einheimischer Brauch th, t für hd. d; ch, gh für hd. k, weil sie von allem Anfang an erscheinen. Auf der andern Seite ist ch, c für hd. h hier zu selten, um es als einheimische Tradition anzusehen, und wir dürfen aus der sonstigen Behandlung des Hauchlautes eher auf einen schwächern als einen stärkern Charakter desselben schliessen. In Franken dagegen war diese Bezeichnung noch üblich bis ins 9. Jahrhundert, Müllenhoff Zs. IX, 246, Heinzel Niederfränkische Geschäftssprache S. 42. Seltsam ist auch das plötzliche unvorbereitete Auftauchen von dh für älteres th, hd. d, so dass wir wohl an die Uebernahme der fränkischen Schreibweise denken könnten.

Schliesslich noch ein Wort über die Verwendbarkeit der Namen zu Untersuchungen über die Chronologie der Sprache. Man scheint sich dahin zu neigen, sie aus allgemeinen Betrachtungen heraus als sehr verdächtige Zeugen hinzustellen. Seiler in Paul und Braunes Beiträgen I, 481 wendet ein, dass sich in ihnen alte Lautstände länger zu erhalten pflegen, überhaupt seien sie ein unsicheres Kriterium. Noch entschiedener ist Ad. Bezzenberger Ueber die A-Reihe der got. Sprache, 1874. S. 13, er entscheidet sich dahin: „Ueberhaupt repräsentiren Namen stets eine vergangene Zeit und können deshalb kein sicheres Bild der Sprache des Zeitraumes geben, in welchem sie aufgezeichnet wurden.“ Wenn dies so sicher ist als es unumwunden hingestellt wird, wie will man sich da den Vorgang denken? Wir haben zum Beispiel in den folgenden Zusammenstellungen eine ansehnliche Sammlung von Namen vor uns. Wir sehen daraus, dass sich das gesammte Namenmaterial unausgesetzt in Fluss befindet, wir bemerken eine in allen Feinheiten ausgeprägte in kurzer Zeiträumen sichtlich fortschreitende Entwickelung, die bis in alle Nüancirungen der sonstigen Sprachgeschichte analog ist, mit allen Kennzeichen, wie sie einer jeden Entwickelung anhängen, Schwanken hinüber und herüber, nach vorwärts und rückwärts, in denselben Namen zu derselben Zeit. Sollen sie nun etwa ihre Geschichte für sich haben? Doch unmöglich! Oder stehen sie zwar unter denselben Gesetzen, wie sie in jeder Periode über dem Wandel der

übrigen Laute herrschen, nur nicht zu derselben Zeit, sondern immer eine Frist hinter diesen zurück, aber sie unverwandt im Auge behaltend und sicher ihre Pfade nachfindend? Noch unglaublicher! Wenn wir in ihnen Alterthümlichkeiten entdecken, welche die gleichzeitigen Litteraturdenkmäler nicht mehr belegen, so beweisen sie eben, dass jene Alterthümlichkeiten zu der Zeit noch nicht aus der Sprache aller Redenden geschwunden waren. Und die oft an Einfällen hängende Behandlung von Kosenamen darf man noch weniger herbeirufen. Solche Verdächtigungen sind nur dazu angethan, das helle Wasser zu trüben. Ich vermag die Laute der Namen nicht zu trennen von denen der übrigen Worte, halte sie überhaupt für eine vollwichtige und sichere Grundlage, um darauf eine chronologische Lautgeschichte zu erbauen.

Um nun die völlige chronologische Sicherheit zu erreichen, welche solchen auf urkundlichem Material fussenden Untersuchungen ihren Werth gibt, ist es nöthig alle diejenigen Urkunden von der Betrachtung auszuschliessen, welche wir nicht als Originale oder als gleichzeitige Copien derselben anzusehen haben. Somit fallen für uns fort:

1) Die von Wartmann ausdrücklich als Copien späterer Zeit aufgeführten Urkunden: 2. 3. 4. 14. 16. 24. 34. 35. 44. 45. 47. 48. 49. 52. 61. 71. 72. 73. 75. 79. 104. 107. 110. 112. 113. 115. 121. 125. 126. 127. 134. 137. 140. 149. 152. 157. 169. 171. 173. 174. 181. 182. 183. 185. 188. 192. 198. 202. 203. 210. 211.

2) Urkunden, wovon das Original nicht erhalten ist, so die aus dem Codex traditionum (über ihn Wartmann S. VIII) abgedruckten: Nr. 1. 5. 7. 25. 56. 58. 66. 74. 189. Auch Nr. 2 des Anhangs ist entweder Copie oder Original aus späterer Zeit, siehe Wartmann II, 383.

3) Urkunden, deren Ausstellungsjahr unbestimmbar ist: Nr. 13 (2. Hälfte des 8. Jahrhunderts), 32, 40 (zwischen 753 und 781), 208.

4) Auch diejenigen Urkunden, welche Wartmann eher für Copien als für Originale hält: Nr. 60 („entweder Original oder Bemühung eines späteren Schreibers, ein Original

nachzumachen'). 81 (,eher Copie'). 101. 128. 165. 167 (alle ,schwerlich Original'). 200 (,wahrscheinlich Copie').

5) Ueber Urkunde Nr. 10 und Nr. 1 des Anhangs (W. II, 381), die Wartmann für Originale hält, die es aus sprachlichen Gründen aber nicht sein können; sowie über Nr. 11. 12 (vom J. 745), über die er Seite 6 Note zu keinem andern Resultat gelangt, als dass beide dem VIII. Jhdt angehören können, siehe Seite 121 ff. In Nr. 70 verzichte ich darauf, die arg verderbten deutschen Namen wieder in Ordnung zu bringen. — Die Kaiserurkunden Nr. 65 und 92 fallen gleichfalls als nicht für S. Gallen zeugend fort.

Ausser den ausdrücklich als Originale oder gleichzeitige Copien bezeichneten benutze ich auch alle diejenigen Urkunden, gegen deren Originalität Wartmann Nichts einzuwenden hat und gegen die auch von sprachlicher Seite Nichts zu bemerken ist: Nr. 18. 19. 23. 27. 29. 33. 36. 43. 46. 59. 100. 129. 142. 178. 207.

Die benutzten Urkunden.

Wartmann I Nr. 6. Petto schenkt an St. Gallen Güter und Hörige in Glatt (Kanton St. Gallen). Act: Glata. Selvester diagonus. 731 resp. 736, 8. Daghilinda verkauft Güter in Gebhardswil (K. St. Gallen). Act: in vigo Ghiperati. Audo clericus. 744, 9. Gauzoinus schenkt seinen Besitz an St.G. Audo clericus. 744, 15. Dudarius schenkt an St. G. seine Güter in Anghoma, Corberio und Nollingen (Aargau?). Act: in Augusta (Kt. Basel). Bero. 752, 17. Abt Otmar überträgt dem Liutger Güter in Beckhofen und Welschingen (Baden). Marcus presbiter. Zu Otmars Zeit, † 759, 18. Rothpald überträgt an St. Gallen eine Anzahl Güter aus den Kantonen Thurgau, St. Gallen, Zürich. Actum in villa Aninauva (Kt. St. Gallen). Liutfretus presbiter. 754, 19. Cauzbert überträgt an St. G. seine Besitzungen im Grossh. Baden. Actum ad monastirium St. Gallonis. Liutfritus presbiter. 754. 20. Lazarus presbiter schenkt an St. Gallen den Weiler Diessenhofen (Thurgau). Act: St. Gallen. Lazarus. 757, 21. Podal schenkt an St. G. seine Besitzungen im Elsass. Act: Cham-

biz (Bezirk Oberrhein). Arnulfus. 757, 22. Rihcar überträgt seinen Besitz an St. G. 758, 23. Starchfrid schenkt an St. G. seine Besitzungen in Baden. Act: in ipso monasterio. Theotbaldus monachus. 758, 26. Aimo schenkt seinen Besitz in Elgg (Kt. Zürich) an St. G. Act: in ipso monasterio scti Gallones. Ilteri presbiter. 760, 27. Wieram schenkt seinen Hörigen Hadopert an St. G. Act: in monastirio scti Gallonis. Audoinus lector. 761, 28. Theoda vermacht ihren Besitz in Elgg (Kt. Zürich) an St. G. Act: in villa Ailiheeaugia. Waringis. 761, 30. Hungaer schenkt seinen Besitz in Liptingen (Grossh. Baden) an St. G. Act: in ipso monasterio. Winitharius presbiter. 761, 31. Isanhard verkauft für ein Pferd und Schwert seine Besitzungen im Kt. Zürich und Thurgau an St. G. Act: in Stamhaim (Zürich). Perteauzus. 761, 33. Hrothard überträgt seinen Besitz an St. G. Act: Constantie. Autwinus lector. 762, 36. Abt Johannes verleiht an Rodsinda den von ihr in Nordstetten (Baden) geschenkten Besitz. Act: in ipso monastirio. Audoinus presbiter. 762, 37. Winibert schenkt seinen Besitz in Brenggau (Kt. Zürich) an St. G. Act: in villa Wila (Kt. Zürich). Varinkis. 762, 38. Gundpert schenkt Hörige und Besitz in Egringen (Grossh. Baden) an St. G. Act: Stetiheim (Grossh. Baden). Maginratus presbiter. 763, 39. Hug überträgt seinen Besitz in Weigheim (Kgrch. Wirtemberg) an St. G. Act. in Wigahaim. Winitharius presbiter. 763, 41. Ippo schenkt seinen Besitz in Nordstetten (Grossh. Baden) an St. G. Act: Wilarresbah (Baden). Elis bresbiter. 764, 42. Entwurf. Duto überträgt Besitzungen in Geisingen (Grossh. Baden) an St. G. Act: Chiriheiim (Baden). Werdo. 764, 43. Diotfrid schenkt einen Hörigen mit seiner Hube in Stammhaim (Kt. Zürich) an St. G. Act. in ipso monasterio. 764, 46. Theotram überträgt seinen Besitz in Kluftern (Grossh. Baden) an St. G. Act. in Fisepah (Kngrch. Wirtemberg). Theotpertus presbiter. 764, 50. Offo überträgt seinen Besitz in Sanninga (Grossh. Baden) an St. G. Ato diaconus. 766, 51. Amalpert überträgt Besitzthümer im Grossh. Baden und Kngrch. Wirtemberg an St. G. 768, 53. Die Nonne Cotaniwi schenkt ihre Besitzungen und Hörige im Kngrch. Wirtemberg an St. G. Albuwinus

clericus. 769, 54. Matzo überträgt seinen Besitz in Waldhausen (Grossh. Baden) an St. G. Ato diaconus. 769, 55. Abt Johannes verleiht an Chrodhoch und Raginswinda den von ihnen in Baldingen (Grossh. Baden) an St. G. übertragenen Besitz. Act. in ipso monasterio. Ato diaconus. 769. 57. Graf Rotbert überträgt seinen Besitz in Aulfingen (Grossh. Baden) an St. G. Act. Iburinga (Grossh. Baden). Waldo diaconus. 770. 59. Presbyter Hymno schenkt seinen Besitz in Wirtemberg an St. G. Act. Helingas (Kngreh. Wirtemberg). Hartker clericus. 771, 62. Blitgaer schenkt seinen Besitz in Seen (Kt. Zürich) an St. Gallen. Act. in monasterio St. Galli. Waldo diaconus. 771, 63. Sighihar überträgt eine Hube in Wolterdingen (Grossh. Baden) an St. G. Act. Paumcartun (daselbst). Walto diaconus. 772, 64. Rihbert verkauft um einen Hörigen 25 Juchart in Bettenau (Kt. St. Gallen) an St. G. Waringisus cancellarius. 772, 68. Presbyter Macanrad verkauft seinen Besitz den Patronen der Kirche des heil. Petrus in Fischingen (Grossh. Baden). Act. Fisgineas. Lantherius presbiter. 772, 76. Emthrudis und ihr Sohn Gaerwin schenken ihren Besitz in Hroadgisinchova an St. G. Act. Ustra (Kt. Zürich). Walto diaconus. 775, 77. Cundhoh und seine Gattin Boazila schenken ihren Besitz in Eschenbach (Kt. St. Gallen) an St. G. Act. Vurmheresvilari. Walto diaconus. 775, 78. Atta schenkt 2 Hörige an die Kirche des heilg. Gallus in Egringen (Grossh. Baden). Lantarius presbiter. 775, 80. Abt Johannes verleiht an Theotbald den von seinem Vater Graloh an St. G. übertragenen Besitz. Act. in ipso monasterio. Walto diaconus. 776, 82. Lantbert und Hiuto übertragen Hörige an St. G. Act. Louphaim (Kgrch. Wirtemberg). Salamonus diaconus seu canzalarius. 778, 83. Waltfrid überträgt Besitzungen und Hörige in Leipferdingen (Grossh. Baden) an St. G. Waldo diaconus. 778, 84. Hrambert überträgt seinen Besitz in Fischbach (Kgrch. Wirtemberg) an St. G. Act. Fiscbahc. Waldo diaconus. 778, 85. Waldrata und ihr Sohn Waldbert übertragen ihren Besitz in Romanshorn (Kt. Thurgau) an St. G. Act. in monasterio Scti Galli. Wolvinus lector. 779, 86. Hiso überträgt seine Besitzthümer im Kt. Thurgau und St. Gallen

an St. G. Act. Svarcinbah (Kt. St. Gallen). Helfant clericus scripsi, Walto relegi. 779, 87. Abt Johann verleiht an Ato und seine Gattin Herosta den von ihnen an St. G. übertragenen Besitz in Bermatingen (Grossh. Baden). Act. in monasterio scti Galli. Majo presbiter. 779, 88. Erlobald überträgt seinen Besitz in Flozolvestale (Kgrch. Wirtemberg) an St. G. Act. in ipso monasterio. Waldo diaconus. 779, 89. Immo überträgt seinen Besitz in Affeltrangen (Kt. Thurgau) an St. G. Act. in ipso monasterio. Waldo diaconus. 779, 90. Gebalinda überträgt ihren Besitz in Löhningen (Grossh. Baden oder Kt. Schaffhausen) an St. G. Act. in ipso monasterio. Alboinus. 779. 91. Abt Johannes verleiht an Bato den von ihm an St. G. übertragenen Besitz. Act. Witartingas (Grossh. Baden). Amulbertus clericus. 779, 93. Abt Johannes verleiht an Managold den von ihm an St. G. übertragenen Besitz in Sveiningas. Act. in monasterio scti Galloni. Rodolaicus lector. 780, 94. Witerich überträgt seinen Besitz in Weizen (Grossh. Baden) an St. G. Act. Wizia. Liutfritus presbiter. 781, 95. Wolfhart überträgt seinen Besitz in Britthelm (Kgrch. Wirtemberg) an St. G. Act: Obarindorf (ebenda). Waldo diaconus. 782, 96. Otgaer überträgt seinen Besitz in Bickelsberg (Kgrch. Wirtemberg) an St. G. Act: Obarindorf (ebenda). Waldo diaconus. 782, 97. Dhanco und seine Gattin Svabin schenken 7 Juchart in Steinach (Kt. St. Gallen) an St. Gallen. Act: in ipso monasterio. Engilbertus diaconus. 782, 98. Roadpert überträgt die Hälfte seines Besitzes in Zuckinried (Kt. St. Gallen) an St. G. Act: Zuckinreod. Wincencius monachus. 782, 99. Wichar überträgt seinen Besitz in Altenbeuren (Grossh. Baden) an St. G. Ratifridus lector. 783, 100. Wano schenkt seinen Besitz in Theuringen (Kgrch. Wirtemberg) an St. G. Act. in monasterio scti Galli, Wano. 783, 102. Anshelm überträgt Acker- und Wiesland zu Althaim (Grossh. Baden?) und Hoolzaim (ebenda?) nebst einem Walde zu Lahha an St. G. Act: in Sceringas (Kgrch. Wirtemberg). Berachtozus presbiter. 785, 103. Ekino schenkt eine Hufe und Hörige zu Rietheim (Kgrch. Wirtemberg) und Amulpertiwilari (ebenda?) an St. G. Act: Diripihaim (ebenda). Reginbald lector. 786, 105. Ercanpert überträgt seinen An-

theil an den Kirchen in Brombach (Grossh. Baden) und Weil (ebenda) an St. G. Act: Murperch (ebenda). Folcramnus presbiter. 786, 106. Chnuz schenkt seiner Tochter Maganrada Ackerland, einen Hof und Hörige zu Chnuzeswilari. Act: Duringas (Kgrch. Wirtemberg). Hadubertus presbiter. 786, 108. Graf Gerold überträgt eine Reihe Besitzungen im Kgrch. Wirtemberg und Fürstenthum Hohenzollern an St. G. Act: Nagaltuna (Kgrch. Wirtemberg). Solomonus diaconus. 786. 109. Bischof Egino verleiht an Hupert den von seiner Schwiegermutter Herosta an St. G. übertragenen Besitz in Bermatingen (Grossh. Baden). Act: in ipso monasterio. um 786, 111. Bischof Agino verleiht an den Diaconus Ato St. Gallische Besitzungen im Grossh. Baden. Act: Siginga (ebenda). Bobosinnus clericus. 787, 114. Himma schenkt ihren Besitz in Weizen (Grossh. Baden) an St. G. Act: Wiza. Theoderamnus presbiter. 787, 116. Petto schenkt seinen Besitz in Glattburg (Kt. St. Gallen) und Zuckenried (ebenda) an St. G. Act: Zozinwilare (ebenda). Engilbertus brespiter. 788, 117. Presbyter überträgt einen Theil seines Besitzes in Legau (Kgrch. Bayern) an St. G. Act: Nibulgauia (dasselbe). Mauwo diaconus. 788, 118. Abt Werdo vertauscht an Werinbert Land in Fridapertesvilare gegen ebensoviel in Zuckinried (Kt. St. Gallen). Act: Eliheauia (Kt. Zürich). Adam presbiter. 778, 119. Wolfcoz überträgt seinen Besitz zu Hounsteti (Grossh. Baden) an St. G. Act: Perahtmotingas (ebenda.) Mejo presbiter. 788, 120. Pratold überträgt seinen Besitz in Seen (Kt. Zürich) an St. G. Act. Tanninchova (Kt. Zürich). Waringisus cancellarius. 789, 122. Cundhart verkauft seinen in Dietingen (Kgrch. Wirtemberg) ererbten Besitz an St. G. Act: Rotunvilla (ebenda). Solomonus diaconus. 789, 123. Adalbert und Wolffret schenken Besitzungen und Hörige in Hechingen (Fürstth. Hohenzollern) an St. G. Act: Masginga (Kgrch. Wirtemberg). Herimarus presbiter. 789, 124. Cozbert schenkt seinen Besitz in Priari an St. G. Act: Sulza (Kgrch. Wirtemberg). Ratinh bresbiter. 790, 129. Adalold schenkt seinen Besitz zu Degerschen (Kt. Thurgau) an St. G. Act: Wangas (ebenda). Werinkis. 791, 130. Rihpert und seine Gattin Kebasinda übertragen Besitzungen

zu Dürbheim (Kgrch. Wirtemberg) und Spaichingen (ebenda) an St. G. Act: Scarcingas (ebenda). Wolwolt. 791, 131. Wolfgaer schenkt seinen Besitz zu Degerschen (Kt. Thurgau) an St. G. Act: in monasterio scti Gallonis. Mauwo. 792, 132. Clericus Rihpald überträgt Hörige und eine Hube in Brenggau (Kt. Zürich) an St. G. Act: Puzinesvillare (Kt. Thurgau od. St. Gallen). Mauwo 792. 133. Abt Werdo verleiht an den Clericus Rihpald den von ihm an St. G. übertragenen Besitz in Brenggau (Kt. Zürich). Mauwo. 792, 135. Bischof Agino und Abt Werdo verleihen an Peratold eine Reihe von Besitzungen im Fürstenthum Hohenzollern, Grossh. Baden, Kgrch. Wirtemberg. Act: in ipso monasterio. Mauwo. 793, 136. Hiltigaer überträgt seinen Besitz im Grossh. Baden und Kgrch. Wirtemberg an St. G. Act: Cheneinga (Grossh. Baden). Heriolt presbiter. 793, 138. Der Clericus Vunolf schenkt seinen Besitz zu Degerschen (Kt. Thurgau) an St. G. Act: Tecerscai. Werincis. 795, 139. Heriker schenkt der Kirche des Petrus in Rangendingen (Fürstth. Hohenzollern) 3/4 Theile seines Besitzes. Act: Rangodingas. Audadcar bresbiter. 795, 141. Abt Werdo vertauscht von Pruning dessen Besitz zu Egethof (Thurgau?) gegen ebensoviel zu Berg (St. Gallen?) Act: in ipso monasterio. Mauvo diaconus. 796, 142. Winithar und seine Mutter übertragen ihren Besitz zu Wil (Kt. St. Gallen) und Bronschhofen (daselbst) an St. G. Act: Johannisvilare (ebenda). Adam presbiter. 796, 143. Warin überträgt seinen Besitz zu Wurmlingen (Kgrch. Wirtemberg) und Gunningen (ebenda) an St. G. Act: in ipso monasterio. Mauvo. 797, 144. Die Presbyter Fromolt und Cacanward übertragen ihren Besitz zu Eichstetten (Wirtemberg) und Ausnang (ebenda) an St. G. Act: ûf Hova (ebenda). Cacanwardus prespiter. 797, 145. Liutpert überträgt seinen Besitz zu Dillendorf (Baden) an St. G. Act: Etibediga (ebenda?). Rihbertus clericus. 797, 146. Die Brüder Hupert und Isanbert schenken ihren Besitz zu Tuttlingen (Wirtemberg) an St. G. Act: Constantia. Mauvo. 797, 147. Trudbert schenkt seinen Besitz zu Weigheim (Wirtemb.) und Trossingen (ebenda) an St. G. Act: Dainingas (ebenda). Pertilo presbiter. 797, 148. Wolfbold

und seine Kinder übertragen ihre Besitzthümer im Kt. Zürich an St. G. Act: in ipso monisterio. Bernegarius bresbiter. 797, 150. Die Nonne Ata überträgt ihren Besitz zu Seedorf (Wirtemb.) an St. G. Act: Tagvingas (ebenda?). Salamon diaconus. 797, 151. Bischof Agino verleiht an Wigant den von ihm an St. G. übertragenen Besitz in Wurmlingen (Wirtemb.) und Gunningen (ebenda). Act: in ipso monasterio. Pertigarius diaconus. 798, 153. Ruadker überträgt seinen Besitz zu Unter-Lenginwane und Endingen (Wirtemb.) an St. G. Act: in ipso monasterio. Mauvo. 798, 154. Graf Ysanbard schenkt dem Kloster St. G. seinen Besitz zu Affeltrangen (Kt. Thurgau). Act: Matzingas (ebenda). Bertilo presbiter. 798, 155. Vurmher schenkt eine Reihe Besitzungen im Kt. Thurgau an St. G. Act: in ipso monasterio. Mauvo diaconus. 799, 156. Reginbold überträgt seinen Besitz zu Ratzenhofen (Wirtemb.) an die Kirche des heil. Gallus und Georg zu Wasserburg (Bayern). Act: Wazzarburuc. Deodoltus clericus. 799, 158. Abt Werdo verleiht an Waldrade den von ihren Eltern an St. G. übertragenen Besitz in Sigiratesdorf und Aspach. Mano diaconus. um 799, 159. Adalman überträgt seinen Besitz zu Dentingen (Wirtemb.) an St. G. Lanto presbiter. 799, 160. Unnid überträgt einen Hörigen mit Hufe zu Bonndorf (Baden) an St. G. Act: in ipso monasterio. Mauvo. 800, 161. Pruniche überträgt seinen Besitz zu Angin (Baden?) an St. G. Act: Hacanpahc (ebenda). Arnoltus presbiter. 800. 162. Wolfpot überträgt den Vierttheil der Kirche des hl. Petrus zu Fischingen (Baden) an St. G. Act: Agaringas (ebenda). Beratker. 800. 163. Willahelm überträgt eine halbe Hufe zu Eschenbach (Kt. St. Gallen) an St. G. Act: Eskinbah. Bernegarius presbiter. 801, 164. Die Presbyter Dingmund und sein Bruder Ratmund schenken ihren Besitz im Kreis Voralberg, Kaiserth. Oestreich, an St. G. Act: Pregancia. Radmundus presbiter. 802. 166. Erlobold überträgt seinen Besitz zu Aldingen (Wirtemb.) an St. G. Act: Speichingas (ebenda). Hetti presbiter. 802, 168. Ohilt überträgt ihren Besitz im Nibelgau (Baiern) an St. G. Act: Nibulgauva. Caganhart presbiter. 802, 170. Graf Pertold und seine Mutter übertragen ihren Besitz zu Asolfingen (Baden) und Mundel-

fingen (ebenda) an St. G. Act: Tusilinga (Wirtemb.) Wanilo. 802, 172. Hadubert und Nidger übertragen eine Hufe zu Böttingen (Wirtemb.) an St. G. Act: Wagingas (ebenda). Ratine presbiter. 802, 175. Ruading überträgt seinen Besitz zu Spaichingen (Wirtemb.) an St. G. Act: Speichingas. Hetti presbiter. 802, 176. Bischof Agino verleiht an Graf Peratbold Besitzungen zu Mundelfingen (Baden) und Seedorf (Wirtemb.). Act: Tuttiliningas (ebenda). Perahtgaer. 803, 177. Bischof Eghino und Abt Werdo verleihen an Morand den von ihm an St. G. übertragenen Besitz in curte Magaduninse. Autghisus. 804, 178. Graf Isanbard schenkt eine Reihe Besitzungen in den Kant. Zürich, St. Gallen, Thurgau an St. G. Werinkis. 804, 179. Reginhard überträgt seinen Besitz zu Hochdorf (Baden) an St. G. Act: Boahhem (ebenda). Hadarichus cancellarius. 804, 180. Hisnanus und sein Sohn schenken die Besitzungen ‚ad Saxu pilosu'. (Unterrhätien. Kt. St. Gallen?) Act: ad predicto monasterio. Eberulfos presbiter. 804, 184. Adaluni schenkt seinen Besitz zu Deilingen (Wirtemb.) an St. G. Act: Scerciuga (ebenda). 805, 186. Wago und Chadaloh, Söhne des Grafen Perahtold, schenken eine grosse Anzahl von Ortschaften im Kgrch. Wirtemb. an St. G. Act: Zell (ebenda). Scrutolf presbiter. 805, 187. Hrothelm und Flavinus erhalten durch gerichtlichen Spruch ein ihnen entzogenes Grundstück zurück. Act: ad Campos. Bauco. 806, 190. Isanbard schenkt zur Beilegung der Klagen des Klosters gegen ihn eine Anzahl Besitzungen im Kt. St. Gallen, Zürich, Grossh. Baden an St. G. Act: Wane (?). Mano diaconus. 806, 191. Adalhram vermacht seinen Nachlass an beweglichem Eigenthum an St. G. Act: Sulaga (Kt. Thurgau). Mano diaconus. 806, 193. Nanzo überträgt seinen Besitz zu Fägschwil (Kt. Zürich) an St. G. Act: in vico Turigo. Salerat. 807, 194. Emthrud überträgt ihren Besitz zu Wiechs (Baden) an St. G. Act: Harta (ebenda). Huzoni presbiter. 807, 195. Himmini und seine Söhne übertragen ihren Besitz zu Schopfheim (Baden) an St. G. Act: Pinuzheim (ebenda). Huzo presbiter. 807, 196. Blidsind, Ruadini und seine Gattin Swanahilt übertragen Besitzungen im Grossh. Baden an St. G. Act: Serozzinca (ebenda). Erchanmarus presbiter. 807, 197. Wolfbret

und Wingidiu geben Hörige frei gegen einen jährlichen Zins an St. G. Act: Arcuna (Wirtemb.). Patacho presbiter. 807, 199. Fagund überträgt ihren Besitz zu Bierlingen (Wirtemb.) an St. G. Act: in ipsa villa. Oto bresbiter. 809, 201. Rechinfrid überträgt seine Besitzungen und Hörige zu Ottikon (Kt. Zürich) an St. G. Act: Otinchova. Perincher presbiter. 809, 204. Adalhart überträgt seinen Besitz zu Mörswil (Kt. St. Gallen) an St. G. Act: in ipso monasterio. Pernwigus diaconus. 811, 205. Wolferim überträgt seinen Besitz zu Bubikon (Kt. Zürich) nebst 9 Hörigen an St. G. Act: Faffinchova (ebenda). 811, 206. Lantbert überträgt seinen Besitz zu Kempten (Kt. Zürich) und Irgenhausen (ebenda) an St. G. Act: Pulacha (ebenda). Perincher presbiter. 811, 207. Bischof Wolfleoz und Abt Werdo verleihen an Landpert den von ihm an St. G. übertragenen Besitz zu Kempten (Kt. Zürich). Act: Bülach (ebenda). Perincher. 811, 209. Amalbert überträgt seinen Besitz zu Amriswil an St. G. Act: Amalkereswilari (Kt. Zürich?) Gerbaldus. 812.

II. GRAMMATIK DER URKUNDEN.

1. Vocalismus.

Die Betrachtung mögen einige Beobachtungen eröffnen über die Geschichte mehrerer jener an zweiter Wortstelle stehenden Compositionsglieder, welche ihren ursprünglichen vollwichtigen Sinn einbüssend allmählig zu dem Werth von blossen Bildungssilben herabsanken. vergl. Müllenhoff Nordalbingische Studien I. 210 ff. Auch eine äussere Umwandelung der Form entspricht dem Process ihrer inneren Entwerthung.

1) -bald. Bis zum Jahre 787 herrscht -bald fast noch durchaus: neben den 24 -bald in Quolpoaldi 9. Rothpaldus. Aribaldi 18, Ratpaldi 20, Theotbaldus 23. Wolfbaldo 38, Erlapaldi 41, Theotbald 53, Deotbaldi. Sigibaldi 62. Ratbaldi 63, Teotbaldo. Haribaldo 64. Raginbald 76. 77. Theotbaldo 80. 86, Erlobald 88, Theotbald. Wolfbald 89, Deotpalt 98, Reginbald 103, Guntbaldo. Leutbaldo 114 stehen nur 7 -bold in Amalboldo 15. Teotbold. Haribold 37, Rihbold 39, Cundpoldo 82, Reginbold 91, Lantbold 100 — während letzteres vom Jahre 788 ab eine noch ausschliesslichere Oberherrschaft ausübt: die 7 -bald in Heribaldi 120, Wintarbal 124, Rihpaldus 132. 133. Gisalbald. Adalbald 168. Gerbaldus 209 — stehen ziemlich vereinzelt gegenüber den 44 -bold in Willibold. Hiltipold. Kiselbold. Ratpold. Erchanbold 117, Heripold 118. Reginboldi 120. Reginbold. Erchanbold 131, Reginbold 132. 133. Hiltipoldi. Ratpoldi 136. Heripold 142. Willipolt. Kisalpolt. Ercanpoldo 144. Wolfboldus 148, Reginbold. Rihbold 156, Engilbold 158, Engilpoldo. Willipold 164. Erloboldus. Kerboldus. Werinboldus 166. Werinboldus. Kerboldus 175, Hugibold. Wolfpoldessiaza 186. Reginboldi. Erchanboldi.

Heriboldi 190. Winipoldus 195, Lantbold 197, Witbold 205. Hildibold. Otbold. Isanbold 206. Enchilboldi. Hildibold. Otbold. Isanbold 207. Hiltipoldi 209.

2) -gald: dem Manogald 94 stehen Managoldus 93, Winicold 159 gegenüber.

3) -stald: dem Augustaldo in 20 die Hacastolt 91, Hagustolt 170.

4) -vald bewahrt bis zum Jahre 760 incl. (Urk. 26) zum grossen Theil die uncontrahirte Form: neben den 3 Baldoaldi 8, 9, Arnoladi 26 und dem einen Arialto 22 nur die beiden Manolto 22, Tincolti 26. Von da ab herrscht -old ziemlich ausnahmslos (etwa 50 Mal), -ald 3 Mal in Thegonaldo 31, Geraldo 124. Engilaldi 207.

5) -wini. Müllenhoff Dm.2 Seite 365. Es findet eine allmählige Umwandlung der Form statt: die alten ungeschwächten wiegen durchaus vor bis zum Jahre 787 incl. (Urk. 114): Gauzoinus. Quolfvinus 9, Deodvino 20, Audoinus 27, Friduino 28, Antwinus 33, Audoinus 36, Albvino 42, Ghervino 43, Albuwinus 53. Aldoino 59. Hroadoinum 64. Gaerwino 76. Deotvino 82. Wolvinus 85, Alboinus. Baldvino 90. Alcoino (besser wohl die andere Lesung Altoino) 99. Baldvino 114.

Diesen stehen bis dahin gegenüber: Gundinus 23, Albuni 42. Eborino 68, Hattino 86, Adaluni. Altuni 91, Eborini 102. Auch eine Endung -oni werden wir anzusetzen haben: Wolvoni 94 (in welcher Urkunde die Zeugennamen nicht mit lat. Endungen versehen sind). dazu stimmt Vulfuoni 178 (wo über die Zeugennamen ausser Werinbertus dasselbe gilt), dem entsprechend würde auch noch von den ebenso behandelten Namen in 95. 96. Hruadoni herbeizuziehen sein.

Fortan herrscht die abgeschwächte Form fast durchaus: Hettini — Hettin — Hatti Hetti 133. 153. 154 — 118—131. 132. 138. 166. 175. 178, Hiltini 120. 160. 190, Ebruini 130, Eburini 146*. 150, Muatini 130. 172, Moatini 179. Motini 184,

* Müllenhoff Zs. XII, 284 citirt diesen Namen als Eburin, doch sehe ich ihn mit Rücksicht auf die konstant fehlenden lateinischen Endungen lieber als Eburwini an.

Hrodini — Rodini — Ruadini — Ruathin — Rodi: 190 (Hradino ebenda für Hrodino?) — 153 — 154. 196 — 142 — 131. Cunduni — Cundini 166. 175 — 156. Ratini 164. Folchuni 168. Adaluni 184. Himmini 195. Otini — Uatini 197 — 204. Altini 201. Richin 118. — Denen gegenüber sind nur noch erhalten: Adalwini 148, Rifoino 168. Renvini 186, Wolfwini 193, Albuinipara 199.

6) -wolf. -ulf ist die frühere Form, -olf die spätere: bis 762 (Urk. 36) herrscht -ulf, neben Liuddulfum. Causulfum 6, Rodulfovilare. Werinulfo. Libulfo. Starchulfo. Arnulfus 21, Radulfi 33, Winidulfo 36 stehen Fruochonolfi. Frochonolfo 19. 23, Roheolfo 31. Von da ab begegnen etwa 50 -olf, während -ulf nur in Starchulfi 57. Adalulfo 111. Rieulfus. Eberulfus 180, Burgulfo 187.

Der Umlaut

scheint beinahe vor unsern Augen erst in die Namen einzudringen. Für seine Durchführung können wir 5 Stadien ansetzen.

1) bis 757: in den acht zu benutzenden Urkunden findet sich kein Beispiel (vielleicht Broter 15?), während unumgelautetes a 18 Mal begegnet. Dudarius. Willaarius. Raginario. Maginberto 15. Pachinchova. Walahischinga. Harinperti 17. Wanzincovo. Wolfarium. Aninauva. Sicharii. Aribaldi. Warino 18. Artiovinia 19, Alpario. Amino. Fattilino 20. — Bis dahin muss der Umlaut jedenfalls ziemlich beschränkt gewesen sein.

2) 757 bis 776: Nicht umgelauteter und umgelauteter Vocal stehen etwa in dem Verhältniss von 8:5. Wenn die Urkunden scheinbar ein anderes Verhältniss (56 : 24) ergeben, so beruht es darauf, dass gerade diejenigen Namen, welche unumgelauteten Vocal bewahren, dauernd wiederkehren (5 Warino, 4 Agino, 3 Waringis, 2 Winithar u. A.). Jede einzelne Fixirung desselben braucht aber nicht als eigenes Beispiel zu gelten, da Schwanken in denselben Namen erst später (etwa seit 778) häufig wird, bis dahin

sind nur die sich näher berührenden -hari. -heri neben einander zu nennen.

Unumgelautetes a: Alsazas. Chambiz 21. Arialto 22. Aguringas (Agfingas) 23. 38. 78. Frawigiso. Wolfhario 27, Waringis. -kis 28. 37. 64. Warino 28. 31. 37. 43. 46. 64, Winitharius 30. 39, Agino 30. 63. 80. Nord(-t)stati 36. 41. Wurmhar 37, Wurumhari 38. Haribold -bald 37. 64, Liupdahingum. Liupdahingomarca 30. Walthario 38. 51, Maginratus 38, Arinperti 41, Paldinc 46, Sanninga (l. Suaninga) 50. Harioldus 51. Ragingaerns. Wantila. Asthari 53. Baldinga. Raginswinda. Waldila. Asthari 55. Hnabi. Hroadharii. Amichonis 57. Amizo 62. Sighiharius 63. Raghinbert 64. Raginbald 76. 77. Raginfrid 76. Maginberto. Lantarius 78, Wanilo 80 = 56 (40).

Umgelautetes a: Werinulfo. Rotteri. Ilteri 26. Werinberto. Erimberto 28. Stetiheim. Wibcherio 38, Herirat 39, Lant(d)heri 39. 68, Wolfdreghi. Eghilpret. Heripret. Muatheri 42, Maerolt 53, Aehsoni 54, Seligaer 57. Cozherio. Ekipert. Herifrido. Wolfheri 59, Sighiheri 63, Esghibach. Vurmheresvilari 77 = 24 (23).

3) 778 bis 783: Unumgelautetes und umgelautetes a halten einander ziemlich die Wage, doch schon mit etwas Uebergewicht des letzteren (16 : 18).

Isanhario 82. Mazcingas. Hattinus (Hatti) 86. Hariolt 88. Aschari 88. 89, Maginberti. Waniloni 90. Agino 91. Vuramhari. Hariman. Rathari 98. Wichari. Haechilino. Wolfhario 99. Raginbert 100.

Cherilo 82. Eghibert. Heribert 83. Reginberto. Meginberto 85, Herisindam. Wurmheri 86. Eginoni. Heriolt. Hecchili 87. Vurmheri 89. Reginbold 91. Sveiningas. Aeginone. Perahther 93. Reghinpert. Woleri. Engilbertus 97.

4) 785 bis 802. In diesem Stadium wird der Umlaut erst Regel. Urkunde 170 ist die letzte in der noch eine grössere Anzahl von nicht umgelauteten a erscheint. Letzteres nimmt jedoch während des ganzen Zeitraumes noch mehr als ein Drittel seines alten Gebietes ein.

Akibert. Azzilo 106, Agino 108. 109. 111. 122. 135. 136. 142. 151. 153. 162. 172. Hahhingum. Wassingum 108, Walasingas. Vulfhario 111, Waringisus 120. 154. Tanninchova. Raginboldi 120. Hachinga. Masginga 123. Scarcingas 130. Faffinga. Maginhusir 135, Waginga 135. 172. Zazil 135. 143. 170, Agitinchova 141. Winitharius 142, Warinus 143. 151. Waltharii. Lantharii 147, Sichihario 148. Matzingas. Warinberti 154, Ascpahc 158. Tantinga 159, Agaringas 162, Ascaha 164. Raginsinda. Rothario. Wanilo 170 = 47.

Scercingas 102, Wolfdregi 102. 160. Egino. Ekino 103. 135. 151. 164, Heriperti -pret 103. 116, Egilbert — Ekilpert 135. 103, Reginbald !03, -bold 131. 132. 133. 142. 156, Folchere 105, -heri 132. 133, Rekinhilt 106, Neribert 106. 141, Mereingum 108, Walt(d)heri 108. 135. 144. 164. Ekilolf. Ekibert 108. Engilbert -breht 109. 158. 159. Hegingas 111, Vurumheri 116. 155, Rekinhart 116. 130. 151, Lantheri 117. 144, Heribrant 117. 144, Werinbertus 118, Hettini — Hettin — Hetti 133. 153. 154 — 118 — 131. 132. 138. 166, Heripold 118. 142, -baldi 120. Weringis-kis 118. 129. 131. 132. 133. 138, Ho(h)unsteti 119. 135. Ruadheri 119. 132. 144, Liutheri 120. 142, Edillioz 119, Herimarus 123, Ecchiardo 124, Erinperto 124, Werinpret 129, Reginfrid 130, Heriger 132. 133. 139, Walohsteti. Hesilinwanc. Eindeinga. Cundheri. Muatheri 135. Heriolt 136, Jeripol 138, Ecco. Meginbert. Reginbert 141. Eihsteti. Rekinheid. Cuntheri. Merisvid. Ehso 144. Nendilo. Winitherio 142. Erinberti 143. 155, Honherio 145, Herimari. Engilhart 146. Wolfheri 148, Merolt. Lenginwanc. Entingas 153, Werimberti 155, Engilger 158, Engibold-pold 158. 164, Weidheri 159, Williheri 160. Werino 161, Eskinbah. 163, Elilant. Roadheri. Egipertus 164, Werimboldus. Reginheri 166, Ratheri. Heribrant 168, Engilram 172 = 120.

5) Seit 803 ist nicht umgelauteter Vocal eine seltene Ausnahme.

Agino. Zazil 176, Aschari. Warinbertus. Hatti 178. Wahhingas. Aginonis 186, Warini 190. Fakisesvilari 196. Faffinchova 205. Hahihhonis 209 = 11.

Werinboldus. Hetti. Reginheri 175, Engilberti 176. 193.

207, Reginhardus 176. 179. 199, Meginbreht 176, Egino — Eghino — Echino 177. 179. 184. 190. 194. 195. 201. 204, Waltherio 177, Wolfdiriki. Werinkis 178, Ortheri. Engildruda. Reginleoz. Mesgilo. Moatheri 179, Scercinga 184, Meringas. Erfstetim. Reginoldi. Ecchihart. Renvini (Reginvini). Reginger 186, Erinbreht-bert 186. 206. 207, Liubde(h)inga. 2 Werinberti. Liutheri. Reginboldi. Vurumheri. Albheri. Heriboldi. Hruadheri 190, Werinbert-breht. Neripreht. Meginbreht 191, Crimheri. Herigaeri 193, Hertum. Williheri. Meginrat. Reginger. Hecho 196, Wolfregin 197, Herliup. Recchiandi. Meginhardi 199, Reginhelmi. Rechinfrid. Echilolf. Werinfrido. Herimuat 201, Herimanni 204, Heriswind. Eliswind 205, Erfcher 206. 207, Engilaldi. Enchilboldi. Rechincher 207, Werinberti 209 = 74.

Die Bezeichnung des Umlauts ist danach fast durchaus die reguläre, bemerkenswerth sind nur die Schreibungen: Achsoni 54, Aeginone 93, Sveineingas 93, Eindeinga 135. vgl. Weinhold Alem. Gr. Seite 17. 49. 55.

e.

Auch für ë findet sich die Schreibung ai, falls Ailaghoga 26. Ailihccauge 28 (= Elihcauia 118) und Ailingas 59 (ibid. Helingas), die ich nicht zu deuten vermag, etwa diesen Laut enthalten sollten, — Tonerhöhung zu i in: Dacopirti. Ghiperativilare. Ghiperati 8, Dagopirti 9, Dichineshaim 51 (?), wirigeldo 88, Pirihteloni 102, Piritilone 103, Giltoni 138, Wolfdiriki 178.

i.

Es wird auch ei geschrieben, s. Weinh. Al. Gr. 56: Mereingum 108 (186 Meringas), Eindeinga 135 (Entingas 153), Cheneinga 136; auch e: Rihfredum. Winifredum. Lantfreti 6, frischenga. Nandeng. Liutfretus 18, Starcfreti 19, Rihfred 117, Wolffretus 123 (?), Erchanvred 146, fredum 148. 205, Unfredus 187. —y für i: Hymmo 59 (ibid. Immo), Sigybreht 93.

o.

Unorganische Verdoppelung desselben: Hoolzaim 102.

u.

Dafür o vor n in: Gondaharancum 6, Condramno 36, Chonzoni 105, Conninga 143, Coniggas 151.



Eingeschobene euphonische Vocale begegnen ziemlich früh: Walahischinga 17. Rihperat 37, Vurumhari 38 -heri 116. 190, Vuramhari 98, Perahmot 46, Perahtoltespara 39. 63. 122. 124. 143, Beffindoraf 53, Berachtgaero 62, Sedorof. Wildorof 108, Hiltipereth 86. Perihtilone 108, Piri(h)-teloni 102. 103. Pirihtilinpara 108. Perahtmuatingas 109, Perahtmotingas 119, Isanharat. Rekinharat. Clataburuhc 116, Pera(h)toldus 135. 176. 186, Purihdinga 130, Walohsteti 135, Diripihaim 103, Lantperet 144, Perhąthard 148, Berahttolti 150. Wazzarpuruc 156, Sigiratesdorof 158, Beratker 162. Walahicho 166, Perahtrih 170, Wolfdiriki 178, Wolfpirihc 179, Perahtfridi 191 u. A. — Carolo, Karolo, Caroli, Karoli, Caralo, Caruli, Karulo seit 779 (Urk. 86) 61 Mal, während Carlo, Callo, Charlo, Karlo bis dahin ausschliesslich (14 Mal) und später noch 18 Mal.

Metathesis: Ghislamundo 68, Werinpret. Erchanpret 129, Erhcanpret 161, Wolfbret 197, Helidpreht 199.

Syncope: Alsazas 21, Almania 26, Agringas 38, Seuzna 59, Filisninga 135. Tagvingas 150, Irmbert 201.

Lange Vocale.

â.

Wahaninco 42. Raacoz 89, Raatcoz 98, Maachelm 197. — Aadalswinda 64 zeigt eine unorganische Vocalverdoppelung bei thatsächlicher Kürze. wol aber werden Haato 42 und Aato 55 wirkliche Länge bezeichnen, da diese Rufnamen ebensogut Dehnung erlitten haben werden wie die Interjectionen und andere einsilbige Worte.

ê.

Paldgeer 116, Geerfrid 161, See 186.

Neben Welant 159 die Diphthongirung Wiolandus 139. Der Laut begegnet fast nur in der Silbe ger, wo er als æ, ę. ee, e geschrieben wird, und zwar wiegt die Schreibung gaer in der älteren Zeit vor: bis Urkunde 76 (a. 775): Walgaero 17, Hungaer. Teutgaeri 30, Liutgaeri 46, Ragingaerus. Rihgaero. Amalgaer 53, Seligaeri 57, Blitgaerus. Ricgaero. Berachtgaero 62, Teotgaeri 63, Waltgaerio 68, Gaerwini 76. — Daneben

noch Liutgęrus 17 — sonst: Rihcero 22, Nangheri 26, Erchangero 28, Sicker. Rihker 37, Ghervino 43. Hartker 59.

Für die Folge sind von gaer nur noch anzumerken: Otgaer 96, Gaerolt. Theotgaer. Hroadgaer 100, Wolfgaeri (Wolfgęri) 120. Gaerrinberg 119, Wolfgaer 131, Hiltigaer. Gaerberti 136, Gaersoinde 150, Nandgaeri 155. 168, Gaerhart 186, Herigaeri. Hiltigaer 193. Nandgaeri. Wolfgaer. Peralıtgaer 176, Siegaer 178. Diesen 19 gaer stehen 64 ger, eher entgegen. Daneben noch gar in: Ungari 6, Wodolgari 18, Adalghar 94, Autgario. Hildegario 111, Bernegarius 148. 163, Bernigarii 193, Pertigarius 151, Notgarii. Ruadgarii 207.

î.

Niizzoni 99. — Esanberti 28. — Ysanhardi 120, Ysanhart 131, Ysanbardo 154.

ô.

1) Bis zum Jahre 762 (Urk. 37) herrscht unangegriffenes ô fast durchaus: Bobuni. Totone. Rotperto 15, Rotperti 17, Rothpaldus. Wodolgari. oba 18, Rodulfovilare 21, Frochonolf 23, Rotteri 26, Toto 27, Rohcolfo. Rohtho 31, Hrothardus 33, Rodsinda. Rodperto 36. Daneben stehen vereinzelt Puopo 18, Fruochonolfi 19 (während Urk. 15 und 23 die älteren Formen bewahren). Zu beachten ist auch, dass die Originalität beider Urkunden nicht ganz ausser Zweifel steht.

2) 763 bis 780. Altes ô behauptet noch eine grosse Ausdehnung: Rodruda 42, Liutrod. Perahmot. Theotrod 46, Chrodhochus 55, Rotbertus 57. Dodone 68. 78, Odalhart. Unroh 82, Permodingas 87, Wodalbert 91, Rodolaicus 93; hobas 38, hoba 43. 51. 59. 83, hobam 63 = 19. Sonst ist die Diphthongirung durchgeführt und zwar finden sich alle drei Formen (oa, ua, uo) neben einander, aber oa behält die Oberhand bis zum Jahre 780 incl. (Urk. 93): Hroadbertus 39, Boazmanni 54, Roadberto. Hroadharii 57, Boazo. Boabo 62, Hroadoinum 64, Hroadgisinchova 76. Boazilane 77, Hroadberto 83. 84, Hroadhoh 84, Roadbertus 85, Roado 91 = 14, daneben steht ua schon ziemlich regulär: Ruadruda. Muatheri 42, Ruadho 51, Puati

59, Ruadingo 82, Guatani 85, Ruadger. Ruadolf 91 = 8, uo ist selten: Puopo 51.

3) 781 bis 800. O beherrscht noch einen gleichen Umfang: hobas 99, Rotperto 99. 105, Rodperti 102. Rodleu — 105, Crodberto 106, Bobosinnus 111, Zozinwilare 116, Totocha 117, Pozo 118. 129. 142, Odalrico 118. 120. 129. 131. 132. 133. 153. 155, — i 160, Perahtmotingas 119, Rodi 131, Hrodhoh 139, Gunduroh 141, Rodolti 145, Rodperti. Rodgeri. Scrot 151, Rodini 153, Liutrod 156. Rodperti 160, Odalpret 161; hoba 106. 132. 133. 143 = 37. Von den Diphthongen wird in diesem Abschnitt uo häufiger und vergrössert sein Gebiet auf Kosten des oa, das jetzt so gut wie ausstirbt, es begegnet noch 9 Mal: Roadpertus 98, Hroadgaer. Hroadfrid 100, Permoatingum. Toromoatingum 108, Toato 139, Roadhoi 143, Roadberto 156, Roadlant 161. etwa gerade so gebräuchlich ist schon uo: Ruothard. Uodolrico 94. Ruodhoi 102, Buoso 106, Puolo 108, Uodalmar 119. Uoto 122, Guodilo 141 = 8. Eine merkwürdige Erscheinung ist, dass dieser Diphthong auf eine Reihe von Jahren fast gänzlich verschwindet: trotz der hier grossen Fülle von Urkunden kann ich den zahllosen ua gegenüber von 790—824 neben jenem Guodilo 141 nur noch das eine Duodini 257 (a. 820) anführen, später wird dieser Laut etwas häufiger, — der bei weitem vorwiegende ist aber schon ua: Hruadoni 95. 96, Ruadberto 100, Ruadhoi 102, Ruadker 106, Perahtmuatingas. Ruadperti 109, Fruachanolf 117, Ruadheri. Uadalmar. Ruadberto 119, Ruadoltus 120. Ruadger 122. huaba 123, Ruatho 129, Ruadprehti. Muatini 130, Ruadheri 132, Tormuatinga. Muatheri. Ruadpert 135. Ruadperti 136, Ruathin 142, Hruadheri. Hadacuan 144, Uadalhart. Uadalrih 146, Ruatfridi. Ruatmanni 147, Ruadinco. Ruadbert. Ruadcher 148, Ruadkerus 153, Buazoni. Ruadini 154, Ruadperti 155, Hruadlant 159, Puazonis. Ruadhoh. Ruadperti 160 = 40.

4) Seit 800. Altes ô wird seltener: Wolvoroh 164, Liuthorodh 166. 175, Rohinc 168, Rothario 170, Potingas. Poto 172, hoba 163. 179, hobam 172, Roholvesriuti 178, Odalrico 179. 196, Motini 184, Hrothelmus 187, Hro-

dino 190, Hodalrihcho 197 = 17. Oa gebrauchen noch 5 Schreiber: Roadlant. Roadheri 164, Zoacinuuilari. Boazzo 178, Moatolf. Boahhem. Moatheri. Moatini 179, Roadperto 184, Roadberti 209. — Die ältere Diphthongirung uo ist gänzlich geschwunden, die jüngere ua gilt als Regel (35 Mal), in Fruachanolvi. Ruatto 163, Ruadingus. Ruathart 166, Hruadtac 168, Muatini 172, Ruadingus 175, Ruadpreht 176, Cruaningum 186, Ratolvespuah. Puazzonis. Hruadhohi. Hruadheri. Hruadberto 190, Ruadperti. Puasonis 191, Huadalperti. Fruatini. Ruadperti 193. Uadalberti 194, Ruadini 196, Clatamuat. Ruadlant. Buaso 197, Ruadcunt. Ruadmundi 199, Muattram. Ruadolt 201, Uatini 204, Puapinchova 205, Huadalbert. Ruadalha 206, Ruadgarii. Huadalberti. Ruadalha 207.

Längenbezeichnung durch Verdoppelung (des ô für au) findet sich nur in Ootcoz 89, Wolfcoozreod 179.

û.

Längenbezeichnung durch Verdoppelung in Huunperti 103, Tuurcauga 138.

Die Diphthonge.

ai.

Bis zum Jahre 762 incl. (Urk. 33) findet sich neben ai noch kein ei: Stainhaha. Habuhineshaim. Haimberto 21, Mulinhaimo 23, Aimo 26. Stamhaim. Haimoldo 31, Bainoni 33. — Vor r tritt die Schreibung ai für ê auf: Airici 6 (a. J. $7^{31}/_{36}$), woneben Earihco 21.

Zwischen 763 und 793 schwanken ai und ei.

Dichineshaim. Hathaim. Althaim 51, Tailo 53, Schaim 62, Haitoni 78, Louphaim 82, Britihaim 95, Hailrat 99, Althaim. Hoolzaim. Laibolfi 102, Reothaim. Diripihaim 103, Haimo 106, Stainhardo 117, Schaim. Praitoldus 120, Wathaid. Aigant. Wolflaih 123, Alaicho 135, Haitonis. Haimo 136 = 24.

Stetiheim 38, Chiriheiim 42, Stamheim 43, Eitrahuntal 57, [Rahheil. Rihheil 82,] Pacinweidu 86, Leidrat 87, Ceizman 95. 96, Steinaha 97, Heilo 118, Lantheida 124, Speichingas. Dirboheim 130, Eiginhova 136 = 16.

Für die Folgezeit ist ei das herrschende, ai

begegnet nur noch in: Wigahaym. Dainingas 147. Haimo 177; ei in: Weidimanno 140, Eihsteti. Rekinheid 144, Keilo 146, Leiderat 148, Sichilheich 148, Heidcauge 149, Waleicho 150, Heitaroni 154, Heimo 155, Weidheri 159, Einart 161, Speichingas 166, Heimo 170, Speichingas 175, Leipolf 184. Heistilingauwe. Stiviloheim. Heidcauwe. Wolfleip 186, Seheim. Eitarhaha 190. Heidinc 193, Scofheim. Pinuzheim 195, Steinaha. Eihheim 196, Zeizlind 205, Heimonis 209.

Bemerkenswerth ist Stenharto 82, Stenhart 144, Boahhem 179. vgl. Weinhold Al. Gr. S. 37.

au.

Hd. ou für au begegnet in dem einzigen Fall: Louphaim 82, sonst überall au: 74 Mal in den Zusammensetzungen mit gau und auwa, sonst nur noch in: Paumcartun 57, Wolalaup 82, Widogaugio 114. Witigauwo 124, Mauvo 117. 131. 132. 133. 135. 141. 143. 146. 151. 153. 155. 176. Laufo 135, Baucolfivilare 163, Taugindorf 186, Bauco 187. — Die Monophthongirung von germ. au zu ahd. ô sehen wir vor unseren Augen sich erst vollziehen.

Bis 762 incl. (Urk. 36) begegnen neben: Causulfum 6, Audo 8, Gauzoini. Audemaro 9, Autmarus 15. 23. Autumaro 17, Autmaro. Bertcauzi. Rathcauzi 18. Audomaro. Cauzpertus 19, Audemarus 21, Audoinus 27. 36. Pertcauzus 31, Autwinus 33 — nur Gozperto. Otberto 23 (a. 758), doch ist zu bedenken, dass Wartmann über die Originalität letzterer Urkunde nicht sicher ist (‚Minuskel des VIII. Jhdts‘).

In den ersten sechziger Jahren ist die Monophthongirung ausgemacht, neben Aoto. Aotahar 53, Maorinzan 55. Gaozberto 90 (769—779) und vereinzelten au: Mauri 54. Autgario 111, Gausberto 114, Audadcar 139, Autghisus 177, Maurini 204 steht ô in: Gozperto 38, Morinzani. Paldhohi 41, Otpret. Cozpret 42. Ruadho. Theotho 46, Chrodhochus 55, Cozherio 59, Cozberti 64. Odonis 68, Cundhohi. Cozolt 77, Otbert 83. Hroadhoh. Theothoh 84. Ratcoz. Wolfcoz 86. Otrih 87, Raacoz. Ootcoz 89. Deothoh 95. 96, Otgaer 96, Raatcoz. Liutcoz 98, Berachtozus. Ruadhoi 102, Ota. Otker. Oto 106. Helmcoz 108, Liutho 116, Cozhilt 117, Hounsteti. Wolfcoz. Adalgoz 119, Cozbertus 124, Ruatho

129, Hohunsteti. Cozninga. Odhonis 135, Otperti 136, Hrodhoh. Wolfhoh 139, Otberti 141, Roadhoi. Otperti. Honheri (?) 145, Otfrid 147, Otsinda 148, Cozberti 151, Noti 153. 190, Otmunt. Ruadhoh 160, Hohinwilari. Otperto 164. Ohilta 168, Otpert 170. Otgeri 172, Chadaloh 175. 186, Morando. Bertgoz 177, Rihcoz. Adalcoz 178, Hohofdhorof. Wolfcoozreod. Cundihoh. Wolfhoh 179, Hohdorf 186, Odmaro 187. Otinesvilare. Hruadhohi. Otaloh. Ratcozzi 190, Otachar 191, Otini 197, Oto 199, Otinchova. Othilt 201, Otperti 204, Paldcoz 205, Otbert. Cherho. Otbold 206, Notgarii. Cozperti. Otbert. Cherho. Otbold 207.

iu.

Der ungebrochene Diphthong ist nur selten eu: Teutgaeri 30, Rotleu — 105, Theutardo 111, Leutbaldo. Theutone 114, Leubmunt 205, sonst iu: Liuddulfum 6, Liutgęrus 17, Liutfretus 18, Liutheranni. Liutfritus 19, Liudone 20, Liutramno 23, Liupdahingum. Liupdahingomarca 30, Liutrod. Liutram 46, Liutgaeri 50, Liuto 55, Hiuto. Cartdiuha. Liuta. Liuplih 82, Liutfridingas 83, Liutpald. Liutfridus 94, Liupert 97, Liutcoz 98, Liutsinda. Liubila 99, Liuphilta. Liula. Liupwara. Liutolfi 103, Hiutone 114, Liutho 116, Liutpot 117, Liutheri 120. 142, Liutprant 123, Liubilo. Liuparat 144, Liutpertus 145, Liutpreht 146, Niezliub. Liutoni 148. 154, Liutbert 91. 150, Liutrod 156, Tiuto 161, Liubilunaha 164, Liuthorodh 166. 175, Roholvesriuti 178, Hiuto 186, Liubdeinga. Liutheri. Liutbrandi 190, Liutpreht 191, Liutolf 197, Herliup 199. Liuppo 201, Liutberti. Liutkeri 209.

Von den Formen der Brechung ist eo die üblichste: Deozincova. Deodvino 20, Deotperto 22, Theotbaldus 23, Deota 26, Theoda 28, Theotoloch 31, Teotbold 37, Teotfridus 43, Theotram. Theothad. Theotho. Theotrod. Theotpertus 46, Pleoni 50, Theotbald 53, Deotperdi 59, Deotbaldi 62, Theotgaeri. Teotberti 63, Teotbaldo 64, Theotbaldo 80, Deotvino 82. Theotrih. Deotrih 83, Theothoh. Theotinc 84, Theotuni. Theotsinda 85, Theotbald 86. 89, Dheothad 87, Theotmund 91, Dheotinc 93, Deothoh 95. 96, Zuckinreod. Deotpald 98. 116, Theotgaer 100, Reothaim 103, Deotingum 108, Theodhram 114, Teotingas 122, Dheothilda. Dheotingo.

Dheothram 132, Dheotram 133, Teotinga. Dheodolt 135, Theotperti 136, Teoto 139, Theotrih 142, Deothelmo 145, Dheodoldi 148, Deoto 150, Hamadeohc. Deodoltus 156, Deothard 158, Wolfleoz 162, Deotpurga. Deotbertus 166, Theodolt. Theotpert 170, Deotperti 172, Deotlind 175, Reginleoz 179, Dheotini 184, Dheotinc 186, Deothardi 190, Deotonis. Deotperti 191. Hamadeoh 197, Dheotwic 199, Deodoldi 205, Deotalha 206, Deotcher. Deotalha 207, Wolfle(o)zzus 206, Wolfleoz 207.

Seltener sind io: Thiotones 19, Diothardus 38, Thiodrih 42, Diotfridus 43, Diotolfo. Diodoldo. Diotingo 106. Edillioz 119, Wollioz 176, Thioto 195, und ia: Zuckinrihat 118, Wolfpoldessiaza 186.

Ie begegnet schon einmal: Niezliub 148 (a. 797).

Iu ist verengt zu û in Dudarius 15. Tuto 42. 51. 53, Lutinbah 53, Lutonis 86 und Ludimar 106, vgl. Weinh. Al. Gramm. Seite 47.

An diese Darstellung lassen sich einige allgemeinere Bemerkungen knüpfen:

1) Die altnordische und angelsächsische Sprache kennen wir nicht ohne Umlaut, ebenso haben die westgothischen Namen des 7. Jahrhunderts reichlichen Umlaut nach Dietrich Die Aussprache des Gothischen zur Zeit ihres Bestehens S. 61. Für das Althochdeutsche pflegt man seine Einführung ins 6. und 7. Jhdt zu setzen, leider fehlt es darüber ganz an urkundlichen Untersuchungen. Dem alemannischen Sprachgebiet um den Bodensee dürfen wir ihn sicher nicht so früh zutrauen, sondern müssen seine Entstehung und Entwickelung noch mit in die erste Hälfte des 8. Jhdts verlegen.

2) Wir werden durch kein Beispiel darauf geführt, dass auch hier dem hochd. â ein ê voraufgegangen sei, welches sich in den fränkischen Namen noch bis ins 8. Jhdt hinein nachweisen lässt, Th. Jacobi Beiträge zur deutschen Grammatik S. 112.

3) Germanisches ô zeigt ziemlich die gleiche Entfaltung wie in den von Th. Jacobi behandelten Gegenden, nur dass wir für unsern Bezirk zum Theil etwas spätere Daten ansetzen müssen. Dort herrscht unangegriffenes ô bis 700, hier bis

750. Oa ist dort häufig von 700—800, hier von 760 bis 800 (doch wird es in den letzten 20 Jahren schon seltener). Ua ist dort häufig von 750 bis 900, hier finden sich gleichfalls nach 760 schon manche Beispiele, es gewinnt jedoch erst seit 780 grössere Ausdehnung. Uo kommt daneben nirgend zur rechten Geltung, ist aber in dem fränkischen Gebiete verbreiteter wie in dem alemannischen.

4) Für die älteste Zeit (bis 763) können wir neben ai kein ei nachweisen, während Jacobi es seit dem 6. Jhdt antrifft.

5) Auch die Monophthongirung des au zu ô vor den Lingualen hebt in Alemannien später an als in Franken. Dietrichs Bemerkung a. a. O. S. 68, dass ô statt au in Alemannien bereits im 7. Jhdt entschieden sei, kommt nicht in Betracht, da die Vita S. Magni, worauf er sich stützt, eine Fälschung ist, siehe Wattenbach Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter[3] I, 211. II, 360. Erst am Anfang der zweiten Hälfte des VIII. Jhdts tritt Monophthongirung zu ô ein, welche durch ao vermittelt ist, während in Franken ao seit 700 häufig wird.

6) Die Brechung des iu ist schon in den ältesten Urkunden vorhanden.

So sehen wir, dass der Stamm der Franken auch was die Entwicklung der Laute betrifft, den Alemannen vorangeeilt ist, ob ebenso den übrigen Stämmen bleibt zu untersuchen.

Excurs.

An dieser Stelle lässt sich am Besten die Stellung der fraglichen Urkunden Nr. 10, 11, 12 und 1 des Anhangs betrachten. Ich glaubte sie nicht in den Zusammenhang der Darstellung aufnehmen zu dürfen, weil ich aus sprachlichen Gründen ihre Originalität anzweifle.

1) Ueber Nr. 10, welche als Datum den 9. November 744 trägt, urtheilt Wartmann I, 12 Note: ‚Das Bremer Exemplar ist mit Schriftzügen des VIII. Jhdts . . . . . geschrieben und wurde daher als Original vorausgestellt.‘ Ich sehe sie als spätere Copie an,

a) wegen ihres ô für au vor t in Otmarus, Otmaro. Der Abt († 759. S. Wartm. zu Nr. 27) heisst in keiner einzigen Originalurkunde so, sondern Audomarus 19, Audemarus 9. 21, Autumarus 17, Autmarus 15. 18. 23. Als Audomarus ist er auch in den Lib. Confessionum eingetragen (Wartm. I, 10). — Die frühesten auch noch nicht vollständig gesicherten Belege für ô statt au sind aus dem J. 758 (s. S. 118), üblich wird es erst mit dem J. 763.

b) wegen ihres ou in Luzilunouva, welches auch vor v noch überhaupt keine Analogie hat. Das nächste Beispiel (welches allerdings gleich vereinzelt dasteht) ist Louphaim 82 (a. 778). Doch wäre dieser Grund für sich allein nicht zwingend.

c) wegen ihres Umlautes: zweimal Rekinberti neben Smarinchova. Nancinchova. Babinchova.

d) wegen ihres etwas bessern Lateins als in den übrigen gleichzeitigen Urkunden.

2) Ueber Nr. 11 und 12 (beide am 10. Sept. 745 ausgestellt) urtheilt Wartm. 1, 6 Note: ‚dem VIII. Jhdt können beide angehören'. Wir werden spätere Copien darin vor uns haben:

a) weil Nr. 11 sowohl Aottuni wie Hroadgaer aufweist.

b) wegen ihres häufigen Umlautes (Herigaer 11, Tekilinwanc. Werinberath 12 neben Magisinchova 11. 12, Warinberti 11, Harigaer 12).

c) weil auch in ihnen ein verhältnissmässig gutes Latein geschrieben ist.

3) Anhang Nr. 1 (Wartm. II, 381. 382), 759 oder 760 ausgestellt*. Wartmann hält die Urkunde unbedingt für das Original, was mir unwahrscheinlich,

a) weil sie schon 2 Mal ei aufweist (Boasinheim. Hei-

* Wartmanns Datirung dieser Urkunde (zu I, Nr. 25) ist, wie mir scheint, nicht nothwendig richtig. Er stützt sich darauf, dass Johannes in dieser Urkunde nur Abt und noch nicht Bischof genannt werde, allein Wartmanns eigener Index II. 449 erweist, dass Johannes auch später noch in einer Anzahl Urkunden blos abbas genannt wurde, als er schon längst Bischof war.

dinhova), woneben kein ai. Das erste Beispiel für ei überhaupt datirt vom Jahre 763 (Nr. 38).

b) weil sie schon 2 Mal ua enthält (Cuatlinda. Fruachanolf), während wiederum das erste Beispiel für ua i. J. 764 (Nr. 42) auftaucht.

Wenn die Differenzen der Jahre auch nur gering sind, dürfen wir doch nicht von ihnen absehen, weil gerade erst nach den ersten sechziger Jahren (nachdem Johannes aus Reichenau in St. Gallen Abt geworden) die entschiedene Wendung zu den jüngeren Formen sich auf allen Gebieten geltend macht.

Jedenfalls sind wir berechtigt auch Erwägungen sprachlicher Art zu Hülfe zu nehmen, um über die Originalität von Urkunden zu entscheiden.

Consonantismus.

hd. z.

1) Anlautend: Zezinwilare 31, Zantoni. Morinzani 41, Zutto. Zusa 51, Moarinzan 55, Zubbo 63, Zurihgauvia 77, Zuzzo 86, Zotano 87, Zvakilino 88, Zuckinreod 98. 116, Zilla 117, Zozinwilare 116, Zuckinrihat 118, Zillinhusir 135, Zazil 135. 143. 170. 176, Zupponis 136, Zoacinwilare 178, Zutonis 204, Zeizlind 205. — Für lat. C Zibroneswanga 18.

Ceizman 95. 96.

2) Inlautend: a) zwischen Vocalen, vielfach in Kosenamen*: Tuzzinwang**. Puzzinberch 18, Zuzzo 86, Nüzzoni

* Wenn diese Kosenamen ganz so behandelt werden, als läge ein germanisches t zu Grunde, so ist das nur eine falsche Analogie, da ihr z nicht erst durch die Verschiebung entstanden ist. Das Vorkommen derselben Namen in rein niederdeutschen Gegenden (Grimm Gr. III, 692 f., Heinzel Niederfr. Geschäftssprache Seite 19) lässt sich nicht ausreichend durch Beeinflussung des Hochdeutschen erklären. Auch werden wir nicht ta, za als ableitendes Suffix anzusehen haben, sondern mit H. Kern (Verkleinwoorden op sa sia, Taal- en Letterbode S. 18—32 des Separatabdrucks) -sa, -so. Da thatsächlich überwiegend auf Dentalis auslautende Wurzeln damit weitergebildet wurden, so entstand hier z aus t + s (Nanzo aus Nant-so etc.), welches dann auch durch Formübertragung an anderen Stammesauslaut antrat.

** Grimm Myth. 488 erklärt es als Tursinwanc.

99, Azzilo 106, Wazzarpuruc. Uzzo 156, Boazzo 178, Puazzonis. Ratcozzi 190, Scrozzinca 196, Wolfleozzus 206. — Matzo 54, Hitzi 85, Matzingas 154, —. Mazcingas 86, — Beczo 116; — Hassuni 33, Usso 106.

Gauzoinus 9, Bertcauzi. Ratheauzi 18, Deozincova 20, Alsazas. Tezone 21, Zezinvilare. Pertcauzus 31, Boazo. Amizo 62, Boazilane. Cozolt 77, Flozolovestale 88, Wizia 94, Berachtozus 102, Chnuzesvilare 106, Wiza 114, Zozinwilare 116, Pozo 118. 129. 142, Puzinesvillare 132, Zazil 135. 143. 170. 176, Wezinwilari 148, Buazoni 154, Puazonis 160, Cunzo 168, Wolfpoldessiaza 186, Huzoni 194, Huzo 195, Wolfleozi 207. — Bucinesvilare. Pacinweidu 86, Vicili 172, Zoacinwilari 178. — Causulfum 6, Puasonis 28. 191, Zusa 51, Huso 59. 99, Busilo 98, Buoso 106, Puaso 146, Trosinga 147, Buaso 197.

b) nach Liquiden: Quanzonis 8, Wanzincovo 18, Vanzones. Cunzones 26, Wanzonis 28, Wanzo 37. 64. 129. 131. 164. 178, Cunzo 39. 95. 96. 168, Panzo 51, Gonzo 68, Chonzoni 105, Sulza 124, Nanzo 148. 193, Chonzo 161, Wilzinga 186, Cunzonis 199, Winzo 201. — Scercingas 102, Lincone 116, Scarcingas 130, Linconis 155, Henco 156, Scercinga 184.

3) Auslautend: Cauzpertus 19, Chambiz 21, Gozperto 23. 38, Cozpret 42, Boazmanni 54, Linzgauvia. Cozherio. Chnuz 59, Cozberti 64, Linzcauvia 84, Ratcoz. Wolfcoz 86, Linzgauginse 87. 106, Raacoz. Ootcoz 89, Gaozberto 90, Ceizman 95. 96, Raatcoz. Liutcoz 98, Linzgauwa 100, Hoolzaim 102, Helmcoz 108, Chnuz 106, Cozhilt 117, Wolfcoz. Adalgoz. Edillioz 119, Cozbertus 124, Cozninga 135, Niczliub 148, Cozberti 151, Wolfleoz 162. 207, Wollioz 176, Bertgoz 177, Rihcoz. Adalcoz 178, Wolfcoozreod. Reginlcoz 179, Pinuzheim * 195, Zeizlind. Paldcoz 205, Cozperti 207.

Pasnandingas (f. Pazmundingas) 31, Gausberto 114.

Abfall: Lincauginsi 99.

* Weinh. Al. Gr. S. 153 fälschlich Binushaim, vermuthlich nach Neugart.

hd. t.

1) Anlautend: Unverschobenes d in Daghilinda. Dacopirti 8, Dagopirti 9, Dagolvingas 135, Dagabert 141. Ausserdem 27 Mal in Durgauia etc. Sonst t in: Tuzzinwang 18, Toto 27, Tailo 53, Truhtolf 62, Tuni 83, Flozolvestale 88, Talahusum 108, Tunningas 108, Totocha. Takebreht 117, Tanninchova 120, Tegaraschahe 86, Tekarascahi 129, Tekerescahi 131, Tecersca 138, Truhtinga. Tagawinga. Wolvotal 135, Toato 139, Tuttiliningas 146, Tukiman 156, Tagarato 164, Hruadtac 168, Marahtale 186, Tagaberti 191, Takaberti 209 und 15 Mal in Turgauia etc.

2) Inlautend: Zum Theil ist d noch bewahrt: Audo 8. 9, Audemarus 9. 21, Dudarius 15, Wodolgari 18, Audomaro 19, Liudone 20, Podalus 21, Theoda 28, Vidiramno 33, Macanradus. Odoni. Ratbodo 68, Permodingas 87, Wodalbert 91, Magaurada 106, Widogaugio. Theoderamnus 114, Eindeinga 135, Podal 146, Dhanchradi 155. Waldrade 158 = 23.

Etwa 110 Mal ist die Verschiebung durchgeführt.

Ursprünglich folgendes w scheint ebenso wie vorhergehende Liquida die Media gestützt zu haben: Liuddulfum 6, Audoinus 27. Radulfi 33, Winidulf. Audoinus 36, Diodoldo 106, Winidolf. Werdolfi 123, Dheodolt 135, Dheodoldi 148. 205, Deodoltus 156, Theodolt 170.

Durch Liquida geschützt blieb d in: Landonis. Baldoaldi 8. 9, Quolpoaldi 9, Volfardo 15, Agustaldo 20, Ghisalmundo 21, Arnoladi 26, Hildi 27, Pasnandingas. Isanhardo. Haimoldo. Tingoldo. Wanmundo. Thegonaldo 31, Hrothardus 33, Diothardus 38, Wichardo 53, Waldilane 55, Aldoino 59, Waldo 9 Mal, Isanbardo. Crimoldi 62, Ghislamundo 68, Isanbardo 80. 86, Sighimundum 83, wirigeldo 88, Hildirich 90, Managoldus 93, Aldunpurias 99, Werdo 40 Mal, Langubardorum 105. 164, Langabardorum 144, Langobardorum 148. 163. 193. 201. 205. 206, Sigiardo 105, weregeldos. Ceroldus 108, Aldemanni. Walderanni 109, Theutardo. Hildegario 111, Stainhardo 117, Praitoldus. Ratoldi. Lantoldi. Ysanhardi. Wolfhardi 120, Perahtoldespara 122, Geraldo. Eburhardo. Ecchiardo 124, Adaloldus 129, Dheothilda 132, weregeldo. Peratoldus 135, Wolfhardi 136, Wiolandus 139,

Hildibert 141, weraceldo 142, Perahtoldipara. Ermenoldi. Erchanhardi 143, Cacanwardus. Heriprando. Hiltiprando 144, Isanhardi 153, Ysanbardo 154, Crimoldi. Isanhardi 155, Waldarat. Waldrade 158, Dingmundus. Ratmundus 164. Aldingas 166, Pertoldus 170, Peratholdus. Reginhardi. Wichardi 176, Morando 177, Isanbardo 178. 190, Reginhardus 179, Perahtoldi. Reginoldi 186, Lantoldi. Deothardi. Liutbrandi 190, Ansoldowilare. Sigimundi 194, mundiburdium 197, Regin-Adalhardi. Recchiandi. Ruadmundi. Meginhardi 199, Hildibert. Hildichern. Hildibold 206. 207, Engilaldi 207. — Deotperdi 59 nach Analogie dieser Formen.

Verschoben ist d nach Liquiden in: Arialto. Manolto 22, Hiltibrant 37, Adalharto 39, Waltoni 41, Altolffi 41, Wolfharti. Ratolti 50, Wantilane 53, Walto 55. 63. 76. 77. 80. 83. 86. 116. 155, Adalhartespara 55, Folchholti. Isanharti 57, Wolfharti 62, Perahtoltipara. Paumcartun. Adalharto 63, Odalharto 82, Wolfharto 85, Hiltipereth 86, Bertoltipara 88. 95, Affaltrawangas 89, Hiltimunt 93, Loncobartorum 102, Longobartorum 145, Langobartorum 147. 154. 196, Langabartorum 161, Liuphilta. Hiltiperto 103, Nagaltuna. Arnolto. Gerolto 108, Gaganarto 111, Hiltipold 117, Hiltipreth 118, Ruadoltus. Hiltini 120, Cundhartus. Wolfolto. Vicharto 122, Hattenthuntari. Liutpranti. Hiltibranti 123, Perahtoltipara 124, Reginharti 130, Hiltigaer. Hiltipoldi 136, Fromoltus. Steinharto. Hiltolf. Hiranharto. Hiltiprando 144, Rodolti 145, Hiltibreht 146, Berahttolti 150, Reginharti 151, Lantolti. Alterati 153, Affaltrawanga 154, Deodoltus 156, Hiltini 160, Arnoltus 161, Wolfharto. Roadlanto 164, Pertoltespara 166, Ohilta 168, Bertoltipara 170, Bertoltespara 175, Lantolt 178, Folcholtespara 186, Hiltini. Hiltiberti. Paldolti. Erminolti 190, Wolfharti. Sigolti. Hiltigaer 193, Harta. Witolti. Emharti. Wolfharti 194, Emhartus. Cundharti 195, Hertum 196, Alta 197, Altini 201, Isanharti. Wolfharti 204, Liutbrantus. Hiltipoldi 209. — Epurartdo. Witpertdo 22.

Verdoppelung: Lantcotti 9, Fattilino 20, Berahttolti 150.

3) Auslautend ist d erhalten in Deodvino 20, Widberto 90, Radmundus 164, Wolfcoozreod 179, Odmanno 187.

Ausserdem in einzelnen Fällen nach Liquiden: Waldfrid. Sighimund 42, Hariold 51, Waldhusa 54, Waldberti 63, Waldtrudi. Waldgaero 78, Waldhram 80, Waldbert 83. 84. 93. 178, Waldrata 85, Waldramno 85. 91, Manogald. Ruothard 94, Waldram 106, Waldberto 116, Waldheri 135, Waldkeri 136. 162, Waldperti 143, Waldfrid 148, Waldramni 151, Winicold 159, Waldpreht 176, Candrihesvilare 190. Sonst finden wir regelmässig (etwa 120 Mal) t. In 18 dafür th: Rathcauzi.

Unorganisches t tritt hinter n an in Hattenthuntari 123 (?). Abfall: Perahmot 46, Raacoz 89, Ohilta 168. — Hinter l: [Rihheil. Rahheil 82?], Rihihil 205.

hd. d.

1) Anlautend. Für die Durchführung von d lassen sich zwei Stadien ansetzen. So lange dem d als ältere Nebenform nur th, t zur Seite steht (bis 779) ist es sehr in der Minorität (th, t : d = 36 : 19). Sobald daneben dh auftaucht (seit 779) ist die Majorität von d entschieden. (th, t, dh : d = 41 : 50).

dh vermag während der Zeit seines Bestehens nicht, dem th, t den Vorrang abzugewinnen (th, t : dh = 23 : 18).

Thiotone 19, Theotbaldus 23, Theoda 28, Theotoloch. Thegonaldo 31, Thiotrih 42, Theotram. Theothad. Theotho. Theotrod. Theotpert 46, Theotbald 53. 86, Theotgaeri 63, Emthrudis 76, Theotrih 83, Theotinc. Theothoh 84, Theotuni. Theotsinda 85 = 20.

Theotbald 89, Theotmunt 91, Theotgaer 100, Theutardo 111, Theutone. Theoderamnus 114, Theotperti 136, Theotrih 142, Thrutberti 147, Theodolt. Theotpert 170, Emthrud 194, Thioto 195 = 13.

Sehr geläufig ist daneben die romanische Schreibweise mit t: Trudolfi 9, Tincolti 26, Teoda 28, Teutgaeri 30, Tingoldo 31, Teutbold 37, Titoni 41, Tuto 42. 51. 53, Teotfridum 43, Wuldartingas. Teotberti 63, Teotbaldo 64, Waldtrudi 78, Tita 82 = 16, — Tuto 91, Toromoatingum 108, Witertingas 111, Teotingas 122, Teotinga. Tormuatinga 135, Teoto 139, Trudbertus. Trosinga 147, Tiuto 161 = 10.

dh: Dheothad 87, Dheotinc 93, Dhanco 97, Dhingmunt 119, Dheothilda. Dheotingo. Dheothram 132, Dheotram 133, Dheodolt 135, Dheodoldi 148. 205, Dhanchradi 155, Hohofdhorof 179, Dheotinc 184. 186, Dhahdhorf 186, Dheotwic 199 = 18.

d: Dudarius 15, Deozincova. Deodvino 20, Deotperto 22, Deota 26, Liupdahingum. Liupdahingomarca 30, Diothardus 38, Wolfdreghi. Duto 42, Diotfridus 43, Beffindoraf 53, Deotperdi 59, Deotbaldi 62, Imdrudis 76, Cartdiuha. Deodvino 82, Deotrih 83, Dancrat 86 = 19.

Obarindorf. Deothoh 95. 96, Drudbert 95, Deotpalt 98, Wolfdregi 102, Duringas 100. 106, Diotolfo. Diotingo. Diodoldo 106, Wildorof. Deotingum. Sedorof 108, Drudone 114, Danchonis 123, Purihdinga 130, Tillindorf. Deothelmo 145, Rihdrud 148, Sedorf. Deoto. Irmindecan 150, Deodoltus 156, Deothart. Sigiratesdorof 158, Pondorf. Wolfdregi 160, Dingmundus 164, Deotpurga. Deotbertus 166, Deotperti 172, Deotlind 175, Sedorf 176, Wolfdiriki 178, Engildruda. Pliddruda 179, Hohdorf. Taugindorf 186, Liubdeinga. Deothardi 190, Deotonis. Deotperti 191, Wingidiu. Hamadeoh 197, Deotcher. Deotalha 206. 207 = 50.

2) Inlautend ist die Affricata in etwa 300 Fällen regelrecht zu d geworden, daneben nur noch Ruathin 142, Adthane 205; — Lantfreti 6, Liutfretus 18, Starcfreti. Liutfritus 19, Fritoni 50, Liutfritus 94, Wolffretus 123 und die sehr häufigen Ato, Hato. — Assimilation in Bollo 166. 175.

3) Auslautend finden sich noch Rothpaldus 18, Nandhker 150, Liuthorodh 166. 175, — sonst gilt d in fast 200 Fällen.

Daneben euphonische Verhärtung zu t in: Rotperto 15. 17, Rotteri 26, Rohtho 31, Hrothardus 33, Nortstati 36, Hathaim 51, Sinthram 54, Rotbertus 57, Blitgaero 62, Adalfrit 82, Ruothart 94, Deotpalt 98, Rotperto 99, Guntbaldo 114, Winitharius. Willipolt. Kisalpolt 144, Ruatfridi. Ruatmanni 147, Ruathart 166, Rothario 170. Hrothelmus 187, Ruadcunt 199. — Cuntdhart 144.

Abfall: Wintarbal 124, Jeripol 138.

hd. ph, ff.

1) Anlautend: Faffinchova 205.

2) Inlautend: Zwischen Vocalen Affaltrawangas 89. 154, Niffodenka 144, Criffo 179, Faffinchova 205, — Laufo 135.

Nach Liquiden Erpho 139. Erfo 106.

3) Auslautend: Obarindorf 95. 96, Erfmann 100, Pillindorf 145. Sedorf 150. 176, Sigiratesdorof 158, Pondorf 160. Hohofdhorof 179, Hohdorf. Dhahdhorf. Daugendorf. Erfstetim 186, Seofheim 195, Erfeher 206. 207.

hd. p.

1) Anlautend. Wir haben drei Perioden zu scheiden.

Erstens: Bis 768 incl. b: p = 32: 58.

Zweitens: 769 bis 779 incl. b: p = 79: 19.

Drittens: Seit 780 stellt sich ein ziemlich gleichmässiges Verhältniss heraus (b: p = 262: 202).

Berterici 6, Baldoaldi 8. 9, Ghisalberto. Bobuni. Bero. Amalboldo. Maginberto 15, Richinbach. Bruna. Bertcauzi. Aribaldi 18, Brisegauginse. Warminbach 19, Haimberto 21, Brisigauginse. Otberto. Theotbald 23, Ghisalberto 27, Werinberto. Esanberti. Erimberto 28, Bettune. Bainoni 33, Winibertus. Haribold. Hiltibrant. Teotbold 37, Wolfbaldo 38, Rihbold. Hroadbertus 39, Willarresbah 41 = 32.

Beffindoraf. Isanberto. Lutinbah. Wolfbert 53, Boazman 54, Baldinga 55, Rotbertus. Lantberti. Berthadi 57, Blitgaerus. Berachtgaero. Boazo. Erchanberti. Deotbaldi. Bero. Boabo. Sigibaldi. Isanbardo 62, Ratbaldi. Teotberti. Waldberti 63, Bilifrido. Rihbertus. Cozberti. Betinauwia. Erchanbertus. Teotbaldo. Haribaldo. Raghinberto 64, Witberto. Ratbodo. Isinberto 68, Raginbald 76, Boazilane. Esghibach 77, Maginberto 78, Bilifrid 80, Lantbert 82, Otbert. Waldbert. Eghibert. Hadubert. Heribert. Hroadbert 83, Hrambertus. Fiscbahc. Waldbert. Wolfbert. Baldmunt, Hroadbert 84, Waldberto. Reginberto. Meginberto. Roadberto. Amulberto 85, Rihinbah. Buciņçsvilare. Suarcinbah. Theotbald. Erchanbert. Rihbert. Adalbert. Isanbardo 86, Erlobald. Bertoltipara. Amalbert 88, Theotbald. Wolfbald 89, Maginberti. Widberto. Bald-

vino. Gaozberto. Gundberto. Witbert 90, Bato. Wodalbert. Liutbert. Reginbold. Amulbertus 91 = 79.

Hugiberti. Sigybreht. Waldbert 93, Ughubert 94, Bertoltipara. Lantbert. Hadubert. Drudbert 95, Bertoltipara. Buchilesperc. Hadubert 96, Sigibert. Engilbertus 97, Walberto. Busilo 98, Langobardorum etc. 15 Mal, Chuniberti. Berachtozus 102, Raginbert. Asbrant. Lantbold. Ruadberto 100, Reginbald 103, Brunichoni. Berefrido 105, Akibert. Sikibert. Buoso. Asbrant. Neribert. Wolfbert. Crodbert. Hadubertus 106, Eburinbah. Adalbert. Ekibert 108, Bertilonis. Engilberti 109, Uguberto. Bobosinnus 111, Baldoino. Guntbaldo. Lantbaldo. Huguberto. Gausberto. Lantberto 114, Clataburuhc. Betto. Waldberto. Engilbertus 116, Willibold. Takebreht. Kiselbold. Erchanbold. Heribrant 117, Werinbertus 118, Gaerrinberg, Erchanbreht. Amalbreht. Ruadberto 119, Adalbertus. Erchamberti. Reginboldi. Heribaldi 120, Isanbert. Erimbert 122, Adalbertus. Amalberti. Erbert. Wanberti. Ramberti. Hiltibranti 123, Cozbertus. Wintarbal. Baldila. Amalberto 124, Winburc 130. Reginbold 131. 132. 133, Erchanbold 131, Rihinbah. Egilbert. Rambert 135, Gaerberti 136, Adalberti. Berga. Babo. Neribert. Megin- Gisal- Daga- Regin- Sigi- Otbert 141, Erinberti 143, Rihbertus 145, Isanbertus. Hiltibreht. Amalbreht 146, Thrutberti. Hugiberti. Witberti. Hartberti 147, Wolfboldus. Bernegarius. Hart- Cund- Wald- Ruadbert 148, Berahttolti. Liutbert 150, Cozberti 151, Adalberti 153, Ysanbardo. Buazoni. Amal- Warinberti. Bertilo 154, Isan- Erim- Werimberti 155, Reginbold. Wazzarburuc. Roadberto. Sikabertus. Batucho. Wolfbertus. Rihbold 156, Engilbreht, -bold 158, Engilbertus 159, Isanberti 160, Sigi- Nordberti. Beratker 162, Eskinbah. Baucolfivilare. Ratbert. Bernegarius 163, Bennato 164, Erlo- Werin- Kerboldus. Rat- Rih- Deotbertus. Bollo 166, Bertoltipara. Bertoldus. Hubbertus. Ratbret 170, Hadubertus. Isanbreht 172, Bertoltespara. Bollo. Werin- Kerboldus. Rat- Rihbertus 175, Engilberti. Rat- Meginbreht 176, Betto. Bertgoz 177, Isanbardo. Boazzo. Waldbert. Warinbertus. Bato 178, Brisagauginse. Boahhem 179, Balfredus 180, Isan- Erinbreht. Hugibold 186, Burgulfo. Bauco 187, Isanbardo. Werin- Wit- Hart- Hiltiberti. Regin- Erchan-

Heriboldi. Liutbranti. Hruadberto 190, Werin- Taga- Wolfberti. Werin- Meginbreht 191, Bicco. Engilberti. Bernigarii 193, Brisicauwe. Rihberto. Uadalberti 194, Blidsind. Brisagauginse. Ascabah 196, mundiburdium. Wolfbret. Sigibert. Buaso 197, Williburc. Palde- Adal- Williberti 199, Fridu- Wolf- Wini- Isan- Irmbert 201, Witberti 205, Lantbertus 206, Erin- Ot- Huadal- Willa- Hildi- Adal- Rihibert. Hildi- Ot- Isanbold 206. 207. Bertilonis. Enchilboldi. Rihbert 207, Amalbertus. Liutbrantus. Werin- Adal- Liut- Road- Takaberti. Gerbaldus 209 = 262.

Pepo. Petto. Vultperti 6, Dacopirti 8, Quolpoaldi. Dagopirti 9, Prisegauginsi 15, Pachinchova. Rotperti. Harin- Walperti 17, Rothpaldus. Puopo. Puzzinberch 18, Cauzpertus. Vulfperti. Potichones 19, Ratpaldi 20, Podalus 21, Deotperto. Witpertdo. Pertramno. Arpertdo 22, Gozperto. Putigo 23, Hadopertum 27, Puasonis 28, Pasnandingas. Richperto. Pertcauzus 31, Perefrido 33, Rodperto. Pichone. Pilifrido 36, Pramacunauia. Peto. Rihperat 37, Gundpert. Gozperto 38, Hadupertus 39, Erlapaldi. Paldhohi. Arinperti. Williperti 41, Otpret. Eghilpret. Heripret. Cozpret 42, Fiscpah. Paldinc. Perathad. Peratmot. Theotpertus 46, Pleoni 50, Amalpertus. Puopo. Panzo. Paldrichus 51 = 58.

Witperti. Haduperti 54, Adalhartespara. Hugiperto. Haripert 55, Deotperdi. Walperti. Puati. Ekipert 59, Perahtoltipara. Paumcartun 63, Wolfperto 68, Witperto 78, Cundpoldo 82, Pacinweidu. Hiltipereth 86, Permodingas. Perahthad 87, Bertoltipara 88 = 19.

Perahther. Paldolt 93, Walpert. Liutpald 94, Bertoltipara 95. 96, Buchilesperc 96, Reghinpert 97, Roadpertus. Deotpalt 98, Aldunpurias. Purcolfo. Plidkero. Rotperto 99, Pirihteloni. Rodperti 102, Piritiloni. Amulpertiwilare. Hiltiperto. Heriperti. Huunperti. Rihperti. Ekilperti. Wolperto 103, Ercanpertus. Prampahch. Murperch 105, Pirihtilinpara. Purrum. Pisingum. Pirihtilone. Puolo 108, Perahtmuatingas. Huperto. Ruadperti 109, Petto. Paldgeer. Heripreth 116, Ratpot. Liutpot. Hiltipold 117, Rihepertus. Fridaperteswilare. Pozo. Heripold. Witpret. Hiltipret 118, Perahtmotingas 119, Praitoldus. Hartpertus 120, Perahtoldespara 122, Liutpranti

123, Perahtoldipara. Erinperto. Pald 124, Pozo. Werinpret. Erchanpret. Paro 129, Rihpertus. Purihdinga. Wolfpreht. Ruadprehti 130, Rihpaldus. Pramegunauia. Witpreht. Ratpreht 132. 133, Wolfperto. Puzineswilare 132, Rihpertus 133, Nehhepurc. Prisigauia. Uperti. Ruadpert 135, Pettinchova. Theotperti. Hiltipoldi. Otperti. Ruadperti 136, Rihperto. Gisalpertus 139, Pruning 141, Pramolveshova. Pozo. Heripold 142, Perahtoldipara. Ratperti. Waldperti. Lantperti 143, Willipolt. Lantperet. Kisalpolt. Heriprando. Ercanpoldo 144, Liutpertus. Sichiperti. Otperti 145, Hupertus. Podal. Puaso. Liutpreht 146, Pilifridi. Pertilo 147, Perhathart 148, Rodperti. Pertilonis. Pertigarius 151, Pruninci. Paldonis 153, Pluwileshusirum. Perahtruda. Ruadperti. Prunine 155, Wazzarpuruc 156, Asepahc. Lantpreht 158, Petilo 159, Pondorf. Rodperti. Puazonis 160, Prunicho. Prisiegauginse. Hacanpahc. Erhcanpret. Odalpret 161, Wolfpoto 162, Otperto. Engilpoldo. Willipold. Egipertus 164, Pertoltespara. Deotpurga 166, Pertoldus. Bertoltipara. Theotpert. Otpert. Perahtrih 170, Deotperti. Cundpreht. Poto. Potingas 172, Bertoltespara 175, Peratholdus. Ruadpreht. Waldpreht, Perahtgaer 176, Pecchilo. Wolfpirihc. Pliddruda. Perinharet 179, Roadperto. Adu'-Hadu- Wolfpert 184, Perahtoldi. Wolfpoldessiaza. Folcholtespara. Pald. Peranwic. Swindpreht 186, Ratolvespuah. Puazzonis. Paldolti. Pertrici. Patonis 190, Deot- Ruadperti. Puasonis. Perahtfridi. Neri- Liutpreht. Adalpreht 191, Rat- Huadal- Ruadperti 193, Winipoldus. Prisicauginse. Pinuzheim. Prunico 195, Patucho 197, Albwinipara. Pilcheringa. Paldwic. Helidpreht. Paldeberti 199, Perincher 201. 206. 207. Pabonis. Sigi- Otperti. Pernwigus 204, Puapinchova. Piccho. Paldeoz 205, Pulacha 206, Hiltipoldi 209 = 202.

2) Inlautend ist die Verschiebung zu p bis zum J. 769 incl. ziemlich häufig.

Neben Bobuni 15, hoba etc. 18. 38. 43. 51, Libulfo 21, — Ilbingo 31, Albuni 42, Albuwinus 53 (= 9) stehen Pepo 6, Puopo 18. 51, Eporartdo 22, Sipichune 31, — Apponi 20. 54 (= 7).

Später ist sie nur selten durchgeführt und zwar in Epurhart 67, Liuperat 144, Leipolf 184, Puapinc-

hova 205, — Alpegauia 94, — Zupponis 136, Seppinwanc 155, Liuppo 201 = 8; während Media bewahrt ist in Hnabi. Iburinga 57. hoba etc. 10 Mal, Boabo 62, Eborino 68, Gebalinda 90, Obarindorf 95. 96, Suabin 97, Liubila 99, Eborini. Laibolfi 102, Eburinbah. Eberhart 108, Nibulgauia 117, Eburhardo 124. Kebasinda. Ebruini 130, Ebinga. Heburinga 135, Hibonis 136, Babo 141, Liubilo. Nibalcoge. Ebarahar. Suabilo 144, Eburini 146. 150, Swaboni 154, Pabo 162, Liubilunaha 164, Nibulgauva 168, Eburharct 179, Eberulfus 180, Libo 186, Eburharti 208, — Zubbo 63, Abbo 106, — Albowinus 90, Alba 123 = 49.

Dafür w in Kewirih 132?

3) Im Auslaut ist die Verschiebung in der früheren Periode gleichfalls strenger durchgeführt als in der späteren: Alpario 20, Liupdahingum. Liupdahingomarca 30, Liuplih. Wolalaup 82, Liuphilta. Liupwara 103, Wolfleip 186, Herliup 199.

Albvino 42, Albheri 116. 190. Niezliub 148, Albchis 163, Suabalah 168, Liubdeinga 190, Albwinipara 199, Liubmunt 205.

hd. f.

Im Anlaut herrscht f, Ausnahme machen nur Hasuvar 142, Erchanvred 146, Vieili 172, Ghisalvred 186.

Inlautend wird es nach l zu v in: Auwolvinca 57, Flozolvestale. Wolvoni 94, Wolvolto 122. Dagolvinga. Wolvotal 135. Pramolveshova 142, Wolvolt 146, Fruachanolvi 163, Wolvoroh 164. Asolvingas. Munolvingas 170, Muniolvingas 176, Roholvesriuti 178, Ratolvespuah 190, sogar Wolwolt 130, sonst Stiviloheim 186. Constant ist v in den Ortsnamen, welche mit -hova zusammengesetzt sind.

f ist verdoppelt in Altolffi 41, assimilirt in Wollioz 176, abgefallen in Woldreghi 102. Auslautend steht immer f.

hd. w.

Im Anlaut häufig die romanische Schreibweise mit v: Vultperti 6, Quolfvinus 9, Volfardo 15, Deodvino 20, Vanzones 26, Valafrido 33, Volframno 36. Vurmhar. Varinkis 37, Vurumhari 38, Ghervino 43, Vutrihho 51, Vurmheresvilari 77, Deotvino 82, Wolvinus 85, Vurmheri 89. 155, Baldvino 90,

Vurambari 98, Vulfario 111, Vurumheri 116. 190, Vicharto 122, Vunolf. Verdone. Volfcer. Volfolt. Vicram 138, Vurmmeringa 143, Tagvingas 150, Vurmmaringas 151, Vulfuoni 178, Renvini 186, Valonis 190. Ich sehe dabei ab von romanischen Namen wie Vincentius, Viventius, Valerius etc., doch Wincencius 98.

v und w schwanken in den mit -villare zusammengesetzten Ortsnamen.

In der Verbindung mit s: Sveiningas 93, Svabin 97, Svabilo. Wolfsvid. Merisvid. Willisvid 144, Gaersoinde 150, Svabalah 168, Svanihilt 196 — w ist hier seltener und später: Aadalswinda 150, Swaboni 154, Swindpreht 186, Swidgeri 190, Swanahilt 196, Heriswind. Eliswind 205.

W im Anlaut vor r ist nicht mehr ausgedrückt: Recchiandi 199. Eigenthümlich sind die Schreibungen: Quanzo 8, Quolpoaldi. Quolfvinus 9.

Im Inlaut schwankt v und w im Namen Mauvo, Mauwo, sonst Frawigiso 27, Witigauwo 124. — In den Zusammensetzungen mit -auwa finden sich meistens die Formen -auvia, -auia, -auva, nur Rammesauwa 186; ebenso bei den mit -gauvi componirten -gauvia, -gaugia, -gauia, -gauva nur Linzgauwa 100, Heistilingauwe 186, Arbuncauwe 204.

Assimilation in Liuddulfum 6, Rammolfo 78. Ausfall in Druangum 86?

hd. ch, hh.

1) Im Anlaut: Chambiz 21, Chiriheim 42, Chnuz 59, Cherilo 82, Charlo 94, Chuniberti 102, Chadoloh 175. 186, Chadolt 186, Chirihheim 190.

2) Im Inlaut: a) zwischen Vocalen. c findet sich geschrieben ausser Wacar 22 in Wacolf 51, Riculfus 180, Prunico 195, ferner in den lateinischen auf -ricus: Airici. Berterici 6, Hartrico 64, Adalrico 78, Hadarico 82, Uodolrico 94, Adalrico 116, Odalrico 118. 120. 131. 132. 133. 153. 160. 179. 196. Sigirici 135. Wisirici 143, Ascarici 150, Adalrici 151, Pertrici 190, Fridurici 199, Helmerici 209.

Verschoben wird es in der Regel ch geschrieben: Pachinchova 17, Richinbach 18, Fruochonolfi. Potichones 19.

Nicharo 20, Frochonolfo 23, Salucho 26. 86, Sipichune 31, Amichoni 57, Wachar 55. 136, Richinbah 86. Cantricheswilare 86. 178. Adalricho 87, Erchanmaro 89, Adalrichus 91, Witerichus 94, Kericho 103, Brunichoni 105, Fruachanolf. Totocha. Richin 118, Alaicho 135, Salacho 142, Waleicho 150, Batucho 156, Prunicho 161, Fruachanolfi 163, Walahicho 166, Speichingas 175, Hadarichus 179, Otachar 191, Wechsa 194 (?), Patucho 197, Odalricho 200, — daneben hc in Asrihco. Earihco 22, Wahcincova 161, Adalrihco 164 und hch in Hodalrihcho 197, cch: Salacchoni 78.

hh in: Vutrihho 51, Waltrihho 53, Lahha 102, Hahhingum 108. Gundihhinhova 111, Nehhepurc 135, Winihho 144, Wahhingas 186, Hahihhonis 209.

h: Habuhineshaim 21, Saluho 37, Aotahar 53, Riholfum 83, Sigurihi 130, Rihinbah. Himiho 135, Salaho 138. Ebarahar 144, Candrihesvilare 190, Rihihil 205, Rihibert 206. 207.

Schlechte Schreibung für ch, hh ist g in: Putigo 23, Waginga 135. Wagingas 172, Wagolf 166. 175, Wago 186, Wagonis 199. Siehe darüber Müllenhoff Zs. XII, 258.

b) Nach Liquiden: ch: Franchorum seit Urk. 20 37 Mal (daneben Franghorum 124 und Frangorum 148. 163. 201. 205. 206), Starchulfi 21. 57, Urchilin. Herchanfrid 42, marcha 46. 55. 161, Folcholti 57, Erchanberti 62. 64, Erchanbert 86, Erchanmaro 89, Danchoni 102. Erchanbold 117. 131, Erchanolf 118, Erchanbreht 119, Erchamberti 120, Danchonis 123, Folcharat. Erchanpret 129, Erchanhardi 143, Erchanvred 146, Folchuni 168, marcho 184, Erchanboldi 190, Erchanmarus 196, Erchanolt 205. (Murchingomarca 148?). — Erhcanpret 161.

Dafür h in Uadalscalhi 136, Antarmarhingas 186.

Unverschoben blieben: Francorum seit Urk. 28 23 Mal, Scalco 87, Starcolf 89, Dhanco 97, Franco. Dancrat 99, Ercanpertus 105, Ercanpoldo 144, Toronomarca. Murchingomarca 148, marca etc. 12 Mal.

Konsonantumlaut: Fricho 94, Frichoni 145, Fricho 87. 93. 186, Fricchoni 99, Hecchili 87, Hacchilino 99, Hachinga 123, Ecchiardo 124, Ecchihart 186, Eccho 146, Hecho 196, Recchiandi 199, Bicco 193, Piccho 205, Pecchilo 179, Tocchin-

vilari 148, Machoni 20, Maccho 99. Ebenso wie Bicco unverschoben sind Hacconi 50, Hacco 83. 146. 170. 176, Macco 123, Hacconis 135. 143, Ecco 141, Sicco 63. 163.

3) Im Auslaut: Unverschobene Tenuis in Starcfreti 19, Ricgaero 62, Dancrat 86, Folcramnus 105 (in Folchere ibid. steht ch für ch + h).

Neben dem üblichen h findet sich auch besonders in der früheren Zeit ch: Richinbach 18, Warbinbach 19, Starchfridus 23, Richpert 31, Esghibach 77, Hildirich 90, Murperch 105, Erich 108. Folchheri 132. 133, Dhanchradi 155 oder hc: Wihcherio 38, Baturihc. Fiscbahc 84, Sikirihc 106, Rihcpertus 118, Ascpahc 158, Hacanpahc 161, sogar hch: Prampahch 105, sonst h in 62 Fällen nach Vocalen; nach l in Willi-Cotesschalh 87. 205, Folhker 158. — Abgefallen in Folrato 99, Rifrid 144. 150.

hd. k.

1) Im Anlaut:

Etwa bis zum Jahre 772 ist die Verschiebung nur zum geringsten Grade durchgeführt: Clata. Causulfum 6, Cauzoinus. Lantcotti 9, Bertcauzi. Rathcauzi 18, Cauzpertus 19, Cunzones 26, Pertcauzus 31, Condramno 36, Sicker. Rihker. Varinkis 37, Cunzo 39, Cozpret. Wolfcrim 42, Cotaniwi 53, Hartker. Cozherio 59, Cramanni. Crimoldi 62, Paumcartun 63, Cozberti 64 = 23.

Dann wird sie häufiger und ist bis Ende des Jahrhunderts fast ebensoviel im Gebrauch wie die Media: Cundhohus 77, Cartdiuha, Cundpoldo 82, Linzcauvia 84, Crimolt 85, Cantricheswilare. Ratcoz. Wolfcoz 86, Raacoz. Ootcoz 89. Cunzo 95. 96, Raatcoz. Liutcoz 98, Kerhilt. Plidkero 99, Kericho. Kisoni. Cundoloh 103, Ruadker. Otker 106, Ceroldus. Helmcoz 108, Clataburuhc 116, Cozhilt. Kiselbold. Kaganhart 117, Wolfker. Nanderim. Werinkisi 118, Wolfcoz 119, Nanderim 120. Cundhartus 122, Cozbertus 124, Wolfkeri. Werinkis 129, Kebasinda 130, Werinkisi 131. 133, Wolfcrim. Kewirih 132. 133, Cozninga. Cundheri 135, Waldkeri 136, Werincis 138, Heriker 139, Tuurcauga 138, Wolfker. weraceldo 142, Conninga. Caramanni 143, Cacanwardus. Cuntheri. Kisalpolt. Cuntdhart 144, Keilo 146, Cundhad. Cundbert 148, Nandhker 150, Cozberti 151, Ruadkerus.

Sicker 153, Cotesmanni 154, Crimoldi 155, Kerolt. Cundini 156, Folhker 158. Winicold. Wolfcrim 159 = 70.

Fortan überwiegt k bereits mit einiger Entschiedenheit: Waldkeri. Adalker. Cundart. Beratker 162, Markeri 163, Cawicca 164, Cunduni. Kaganhart. Kerboldus 166, Crimolt. Cunzo. Cundhart. Caganhart 168, Cundpreht 172, Cunduni. Kaganhart. Kerboldus 175, Caremanni. Cundheri 176, Candricheswilare. Rihcoz. Adalcoz. Werinkis 178, Wolfcoozreod. Criffo. Cundihoh 179, Cruaningum. Heidcauwe. Cundhart 186, Candriheswilare. Cralohi. Ratcozzi 190, Sicker 191, Crimheri 193, Brisicauve 194, Prisicauginse. Wolfcanc. Cundharti 195, Clatamuat 197, Mahtcunde. Ruadcunt. Cunzonis 199, Arbuncauwe 204, Wolfcrim. ... crim. Paldcoz. Cotesschalh 205, Cozperti 207, Amalkereswilare. Sickeri, Liutkeri 209 = 51,

Denen stehen gegenüber: Gondaharancum. Glata. Ungari 6, Gauzoinus 9, Prisegauginse 15, Liutgęrus. Walgaero 17. Durgauginsi. Wodolgari 18, Durgaugensi. Brisegaugense 19, Durgaugense 21, Durgauginsi. Brisigauginsi. Gozperto. Gundinus 23, Turgauia 26, Frawigiso 27, Durgauia 28. 31. 37, Erchangero. Waringis 28. Hungaer. Teutgaeri 30, Gundpertus. Gozpert 38, Turgauinse 43, Turgaugense 46, Liutgaeri 50, Ragingaero. Rihgaer. Amalgaer 53, Seligaeri 57, Linzgauvia 62, Theotgaeri 63, Durgauginse. Gramanni. Waringisus 64, Waltgaerio. Gonzo 68 = 41.

Durgauvia 76, Gaerwino. Hroadgisinchova 76, Zurihgauvia 77, Durgauginse 77. 86. 116, Waldgaero 78, Graloh 80, Guatani. Gramanno 85, Linzgauginse 87. 106. wirigeldo 88, Durgauia 89. 94. 98. 131. 132. 133, Gaozberto. Gundberto 90, Ruadger. Germunt 91, Managoldus 93, Manogald 94, Otgaer 96, Linzgauwa. Gaerolt. Theotgaer. Hroadgaer 100, Nandgeri 102, Turgauginsi 105, weregeldos. Gerolto 108, Gundihhinhova. Gaganarto. Autgario. Hildegario. Egauinsse 111. Guntbaldo. Widogaugio. Gausberto 114, Paldgeer 116, Nibulgauia 117, Turgauia 118. 129, Gaerrinberg. Adalgoz. Linzgauia 119, Durgaugense 119. 155, Wolfgaeri. Amalgisi. Waringisus 120, Ruadger 122, Geraldi. Witigauwo 124, Turgaugense 130. 145, Wolfger. Haduger 131, Weringisi 132, Heriger

132. 133, weregeldo. Prisigauia. Nandger 135, Hiltigaer. Gaerberti 136, Herigero. Gisalbertus 139, Gunduroh. Gotesman. Gisalbert 141, Turgaunense 142, Helmgeri 143, Turgauensi 147. 154, Bernegarius 148, Gaersoinde 150, Winigeri 153. Amalgeri. Waringisi 154, Nandgaeri 155, Engilger 158 = 86.

Geerfrid 161, Turgaunensi 162, Bernegarius 163, Nandgaer. Gisalbald 168, Adalger 170, Nidger. Otgeri 172, Nandgero. Wolfgaer. Perahtgaer 176, Bertgoz 177, Durgauva. Sicgaer. Brisagauginse 179, Heistilingauwe. Gaerhart. Reginger 186, Durgaugense 190. 193, Hegauvi. Hadageri. Nandgeri. Swidgeri. Wolfgeri 190, Herigaeri. Hiltigaer. Bernigarii 193, Gerfridi 194, Gerfrid 195, Reginger. Turgauge. Brisagauge 196, Willigund 199, Turgauensi 201. 206, Notgarii. Ruadgarii 207, Gerbaldus 209 = 39.

Daneben sind im Gebrauch die Schreibungen mit ch und gh vor den hellen Vocalen: Chiperati(wilare) 8, Chisincas 42, Ruadcher 148, Wolfcheri 154, Albchis 163, Wolfchrim. Perincher 201, Deotcher. Hildichern. Perincher. Erfcher 206. 207, Cherho 206, Rechincher 207. Ausserdem noch Chancharone 23, — Ghiperativil(are). Ghiperati 8, Ghisalberto 15. 27, Ghisalmundo. Amalghisus 21, Nangheri 26, Ghervino 43, Ghislamundo 68, Gheltfrid. Autghisus 177, Ghisalvred 186; — Adalghar 94.

Vor r ist g (mit der Aussprache ch, gh) abgefallen in Wolfrimus 42.

2) I n l a u t e n d k o m m t k w ä h r e n d d e s g a n z e n Z e i t r a u m e s ü b e r h a u p t n o c h n i c h t z u r G e l t u n g u n d b e h ä l t v o n A n f a n g b i s E n d e e i n e n g l e i c h g e r i n g e n U m f a n g.

a) z w i s c h e n V o c a l e n: Dacopirti 8, Pramacunauia 37, Wicahaim 39, Ekipert 59, Macanradus 68, Hacastolt 91, Ekino. Ekilperti 103, Rekinhilt. Akibert. Sikibert. Sikirihc 106, Ekilolf. Ekibert 108, Rekinharat 116, Takebreht 117, Tekarascahi 129, Tekerescahi 131, Tecersca 138, Cacanwardus. Rekinheid 144, Facarlind 148, Irmindecan(?) 150, Sikabertus. Sikahart. Tukiman 156, Hacanpahc 161, Cawicca 164, Wolfdiriki 178, Bauco 187, Fakiseswilari 193, Sikifrid 195, Takaberti. 209 = 33.

Dagopirti 9, Raginario. Maginberto 15, Agustaldo 20, Aguringas 23, Aginoni 30, Thegonaldo 31, Agringas. Maginratus 38, Wigahaim 39, Sigimari 41, Ragingaer 53, Hugiperto. Raginswinda 55, Sigibaldi 62, Reginbald 76. 77, Maginberto. Agurincas 78, Reginberto. Meginberto 85, Tegarascahe. Sigimar 86, Eginoni 87, Maginberti 90, Agino. Reginbold 91, Hugiberti. Aeginone. Sigybreht 93, Sigibert 97, Raginbert 100, Reginbald 103, Sigiardo 105, Maganrada 106, Agino 12 Mal, Nagaltuna 108, Gaganarto. Uguberto 111, Huguberto 114, Kaganhart 117, Raginboldi 120, Aginone 122, Sigihad. Aigant 123. Reginfrid. Reginharti. Sigurihi 130, Reginbold 131. 132. 133, Pramagunauia 132, Pramegunauia 133, Maginhusir. Tagawinga. Sigirici. Egilbert. Eginone 135, Eiginhova. Aginonis 136, Meginbert. Dagabert. Reginbert. Sigibert 141, Wigahaym. Hugiberti 147, Wigant. Reginharti 151, Reginbold 156, Sigiratesdorof 158, Wolfdregi 160, Haginone 161, Agaringas. Sigiberti 162, Eginone. Tagarato. Egipertus 164, Kaganhart, Reginheri 166, Sigihart. Sigifrid. Sigibert. Caganhart 168, Reginhardi. Wigant. Meginbreht 176, Raginsinda. Hagustolt 170, Kaganhart. Reginheri 175, Reginhardus. Eginone. Reginleoz 179, Egino 184. 190. 194, Aginonis. Reginolti. Reginger. Hugibold 186, Reginboldi 190, Tagaberti. Hagano. Meginbreht 191, Sigolti 193, Sigimundi 194, Meginrat. Reginger 196, Sigibert. Wolfregin 197, Reginhardi. Meginhardi 199, Sigiperti. Eginone. Pernwigus 204 = 126.

b) Hinter Liquiden. k: Lollincas 15, Tincolti 26, Chisincas. Wahaninco 42, Auwolvinca 57, Agurincas 78, Purcolfo 99, Lancobartorum 102, Ruadinco 148, Pruninci 153, Waninci 190, Scrozzinca 196, Muninci 209 = 13.

g: Walahischinga 17, Zibroneswanga. Wangas 18, Liupdahingum. Liupdahingomarca 30, Pasnandingas. Tingoldo. Ilbingo 31, Iringus 38, Waniggo 42, Sanninga 50, Baldinga, 55, Adalungus. Iburinga 57, Ailingas. Helingas 59, Wuldartingas 63, Liutfridingas 83, Mazcingas 86, Permodingas 87, Affaltrawangas 89. 154, Loninga 90, Witartingas 91, Sveiningas 93, Engilbertus 97, Duringas 100, Scercingas 102, Langubardorum etc. 14 Mal, Duringas 106, Tuningas. Mereingum. Deotingum. Usingum. Toromoatingum. Pisingum. Hahhingum.

Wassingum 108, Perahtmuatingas. Engilberti 109, Hegingas. Walasingas. Sisinga. Amalungo 111, Engilbertus 116, Perahtmotingas 119, Teotingas 122, Hachinga 123, Wangas 129, Purihdinga. Scarcingas 130, Dheotingo 132, Filisninga. Ebinga. Lutilinga. Faffinga. Dagolvinga. Eindeinga. Truhtinga. Teotinga. Cozninga.' Tormuatinga. Tagawinga. Waginga. Heburinga 135, Rangodinga 139, Berga 141, Wurmmeringa. Conninga 143, Asinwanga 144, Tuttiliningas. Engilhart 146, Trosinga 147, Wurmmaringas. Coniggas 151, Lenginwanc 153, Matzingas 154, Engilger. Engilbreht. Engilbold 158, Engilbertus 159, Fiscingas 162, Engilpoldo 164, Deotpurga. Speichingas. Ruadingus. Ratingo 166, Asolvingas 170, Muniolvingas 170. 176, Potingas. Engilram 172, Ruadingus. Speichingas. Ratingus 175, Tuttiliningas. Engilberti 176, Wisuntwangas 178, Engildruda 179, Scercinga 184, Wangas. Meringas. Cruaningum. Antarmarhingas. Wahhingas. Wilzinga 186, Burgulfo 187, Liubdeinga 190, Engilberti 193, Engilheri 195, Rammingus 196, Pilcheringa 199, Engilaldi. Engilperti 207 = 127.

ch: Dichineshaim 51, Sichiperti 145, Sichilheih. Sichiliario 148, Rechinfrid. Echilolf. Echino 201, Enchilboldi. Rechincher 207, Irincheshusa 206. — Chancharo 23.

gh: Daghilinda 8, Adaghilineswilare 19, Eghilpret. Sighimund. Wolfdreghi 42, Aghine. Sighiharius 63, Raghinberto 64, Esghibach 77, Aghino 80, Eghiberto. Sighimundum 83, Sighiman 95. 96, Reghinpert 97, Adalghero 114, Eghinone 177. — Ughubert 94.

Assimilation: Huperto 109, Uperti 127, Hupertus 146, Hubbertus 170.

Ausfall: Einart (?) 161, Dainingas 147.

3) Im Auslaut ist die Media meist (60 Mal) zur Tenuis verhärtet, Clataburuhc 116 und Wolfpirihc 199 mögen gleichfalls die Tenuis bezeichnen. Bewahrt ist die Media (meist hinter Liquida) in Tuzzinwang. Nandeng 18, Hug 39, Munhing 111, Gaerrinberg. Dhingmunt 119, Pruning 141, Dingmundus 142, — Ratinh 124, Purihdinga 130, — Puzzinberch 18.

Geschrieben wird die Tenuis vor den hellen Vocalen k (ausser friscinca 42, friscingam 46, Ceroldus 108, Tecersca.

Werincis 138, weraceldo. friscinga 142, — vielleicht Rihcero 22), vor den dunkeln c. Seit 779 (Urk. 90) findet sich vor a auch k, zunächst im Namen Kaiser Karls: Karolo 90. 98. 111. 116. 150. 156. 180. 191. 209, Karlo 99. 142. 147. 194. 195, Karoli 100. 151. 168. 178. 204, Karulo 114, daneben überwiegt jedoch die Schreibung mit C (56 Mal). Merkwürdig ist, dass in den Urkunden aus der Kaiserlichen Kanzlei erst seit 800 sich Karolus findet, Sickel Die Urkunden der Karolinger S. 263 f.

Seit 788 (Nr. 117) gilt k auch sonst: Kaganhart 117. 166. 175, Sikahart 156, Takaberti 209, Tekarascahi 129.

c ist vor i überall gebräuchlich in den lateinischen Genetivendungen wie Arici, Berterici etc.

hd. h.

In seiner Verwendung herrscht grosse Unsicherheit, vgl. Müllenhoff Zs. XII, 286 Note.

Bis etwa zum Jahre 760 (Nr. 26) wird es im Anlaut willkürlich gesetzt oder fortgelassen und zwar in gleicher Weise vor Vocalen wie Consonanten. Vor Vocalen steht h bis dahin überhaupt nur in Pachinchova 17, Sicharii 18, Habuhineshaim. Haimberto 21, Mulinhaimo. Onninchova 23. Es fehlt in Ungari 6, Dudarius. Willaarius. Raginario. Volfardo 15, oba. Wanzincovo. Wolfarium. Aribaldo 18, Artiovinia 19, Deozincova. Alpario. Agustaldo 20, Arialto 22, Aimo. Ilteri 26. — Prosthetisch in Harinperti 17, Stainhaha 21.

Vor r steht es nur in Liutheranni 19; es fehlt in Rotperto 15, Rotperti 17. Rothpaldus 18. Rino. Rodulfovilare 21, Pertramno 22, Liutramno 23.

Später wird es vor Vocalen ziemlich regulär gesetzt, es fehlt nur noch in Lantarius 78, Unroh 82, Ughubert 94, Woleri 97. Hoolzaim 102, Sigiardo 105, Egauinsse. Mulinusa. Theutardo. Willelmo. Gaganarto. Wulfelmo. Vulfario. Uguberto 111, Ecchiardo 124, Uperti 135. Einart 161, dafür prosthetisch in Herchanfrid 42. Hymmo 59. Hiso 86. Hurolf 94, Harboninse. Hanshelmmi 102. Hanno 105, Himma 114, Hiso 116. Himiho. Heburinga 135, Hiranharto 144, Hufo 155, [Hisuanus 180?] Huadalperti 193, Himmini 195, Hemhart 196, Hodalrihcho 197, Huadone 201, Huadalbert 206. 207.

Vor r ist es verhältnissmässig nicht oft geschrieben: Wichramno 30, Rohtho (f. Hrotho) 31, Hrothardus 33, Hroadbertus 39, Sinthramni 54, Hroadharii 57, Wolfhramno 59, Hroadoinum. Wolfhramno 64, Hroadgisinchova 76, Junchram 77, Waldhram 80, Hroadberto 83. 84, Hrambertus. Hroadhoh 84, Hruadoni 95. 96. Hroadgaer. Wichram. Hroadfrid 100, Deothram 132, Hrodhoh 139, Hrammunc. Hruadheri 144, Hruadlant 159, Liuthorodh 166. 175, Hruadtac 168, Hrothelmus 187, Hrodino. Hruadhohi. Hradini. Wolfhramni. Hruadheri. Hruadberto 190, Adalhram 191 = 37. Daneben sind die westfränkischen Schreibungen mit Ch, C selten: Chrodhochus 55, Wicchram 142, Crodberto 106.

Sehr häufig ist anlautendes h unbezeichnet: Hwicramnus 27, Wolframno 31, Vidiramno 33, Condramno. Volframno. Rodsinda. Rotperto 36, Rodruda 42, Theotram. Ruadho. Liutrod. Liutram. Theotrod. Liutram 46, Rotbertus 57, Rammolfo 78, Ruadingo 82, Waldramno. Wolfrámno. Roadberto 85, Ramo 87, Roado. Waldramno. Ruadger. Ruadolf 91, Rodolaicus 93, Ruothard 94, Rodpertus. Zuckinreod 98, Rotperto 99. 105, Ruadberto 100, Rodperti. Ruodhoi 102, Reothaim 103, Folcramnus. Rotleu- 105, Waldram. Ruadker 106, Walderanni. Ruadperti 109, Theoderamnus 114, Zuckinreod 116, Zuckinrihat. Wolfram 118, Ruadheri. Ruadberto 119, Ruadoltus. Wolframni 120, Ruadger 122, Ramberti 123, Ruatho. Wolfram 129, Ruadprehti 130, Adalramnus. Rodi 131, Ruadheri 132, Dheotram 133, Ruadpert. Rambert 135, Ruadperti 136, Vicram 138, Ruathin. Wolfram 142, Ruadhoi. Rodolti 145, Ruatfridi. Ruatmanni 147, Ruadinco. Wolframni. 2 Ruadbert. Ruadcher 148, Rodperti. Waldramni. Rodgeri 151, Ruadkerus. Rodini 153, Wolframmi. Ruadini 154, Adalramnum. Ruadperti 155, Roadberto. Liutrod 156, Rodperti. Ruadhoh. Ruadperti 160, Roadlant. Rамminc 161, Ruatto 163, Roadlanto. Roadheri 164, Ruadingus. Ruathart 166, Rothario 170, Ruadingus 175, Ruadpreht 176, Roholvesriuti 178, Wolfcoozreod 179, Roadperto 184, Rammesauwa 186, Adalramni 191, Ruadperti 191. 193, Winiramni 194, Ruadini.

Ramingus 196, Ruadlant 197, Ruadcunt. Ruadmundi 199, Ruadolt 201, Ruadalha 206. 207, Ruadgarii 207, Roadberti 209 = 115. Ferner nie vor Rat- (ausser Hradini 190) und Roh-.

h vor l ist nicht belegt, dagegen Lotto 59. 100, Ludimar 106. Vor w Hvaloni 154, Hwadal 159. Vor n Hnabi 57.

Eine eigenthümliche Aussprache des h vor e zeigt die Schreibung Jetti. Jeripol 138 d. h. das h wird unter dem Einfluss des folgenden hellen Vocals tönend (y^1 für χ^1).

h steht epenthetisch innerhalb eines langen Vocals oder Diphthongs: Wahaninco 42, Zuckinrihat 118; — sonst Sichilheih 148.

Vor t ist h in der Regel verflüchtigt: bis 771 (Urk. 62) findet sich neben 55 bert kein berht oder breht, später neben 251 bert etc. 52 breht etc: Berachtgaero 62, Berachtozus 102, Perahtoltipara 63, Hiltipereth 86, Perahthad 87, Sigybreht. Perahther 93, Pirihteloni 102. 108. Pirihtilinpara 108, Takebreht 117, Perahtmuatingas 109, Heripreth 116, Erchanbreht. Amalbreht. Perahtmotingas 119, Perahtoldespara 122. 124. 143, Wolfpreht. Ruadprehti 130, Witpreht. Ratpreht 132. 133, Hiltibreht. Amalbreht. Liutpreht 146, Perhathart 148, Berahttolti 150, Perahtruda 155, Engilbreht. Lantpreht 158, Perahtrih 170, Isanbreht. Cundpreht 172, Peratholdus. Ratpreht. Meginbreht. Ruadpreht. Waldpreht. Perahtgaer 176, Isanbreht. Erinbreht. Perahtoldi. Swindpreht 186, Perahtfridi. Neripreht. Liutpreht. Adalpreht. Werinbreht. Meginbreht 191, Helidpreht 199.

H geht in ch über in den obigen Beracht- 62. 102, ferner in Chrodhochus 55, Buchilesperc 96; Theotoloch 31.

Es fällt aus oder ab zwischen Vocalen oder am Wortschluss: Ruodhoi 102, Hounsteti 119, Roadhoi 145, Waleicho 150. Alaicho 135; — Liutho 116, Ruatho 129, Ruatto 163, Cherho 206. 207, Valafrid 33.

Assimilirt ist es in: Wallodu 17, Wallodi 191, Rotteri 26, Ruatto 163. Willelmo 111, Wolffram 138, Wurmmeringa 143. Wurmmaringas 151, Muattram 201.

s.

Uebergang in r, der nur aus der tönenden Natur des s erklärlich: Hiranharto 114.

hd. sk, daneben sg vor i: frisginga 39. 55. 57. 80. 83. 84. 86. 89. 91. 95. 96. 120, frisgingas 85 (neben 14 friskinga), Fisgincas 68, Masginga 123, Mesgilo 179, — Esghibach 77, sowie sch in: frischiga 17, frischenga 18, frischinga 94. 145, Walahischinga 17; — Cotesschalh 205.

s verdoppelt: Juhchussa 135.

l.

Verdoppelung: Hadellinde 190 (wenn es nicht = Adallinde). Assimilation: in den Kosenamen Appo, Abbo, Ippo, Woffo, Hitto, Watto.

r.

Verdoppelung: Wilarresbah 41, Purrom 108, Gaerrinberg 119. — rct für rt? Perinharct. Eburharct 179.

Assimilation in: Cluftirrun 46, Betto, Petto. Immo, Imma. — Callo 82.

m.

Dafür b in Warbinbach 19.

n.

Es ist ausgefallen in Asrihco 22, Asbrant 100. 106. Asinwanga 144, Asolvingas 170, Asinheim 186 (dagegen Anshelm. Hanshelmmi 102, Ansoldowilare 194). Wolsvid. Merisvid. Willisvid 144, Swidgeri 190. — ng als gg: Waniggo 42, Coniggas 151, vgl. Grimm, Grammatik I,² 124 und 194 (im neuen Abdruck). — Erfmann 100. — Umfredo 187.

Flexion.

A- und ja-Stämme: Sing. Gen. stets auf -es, ausser Adaghiliniswillare 19, Rumanishorn 85. Dat. Die Fälle auf -a lassen sich nicht von denen für den Nom. Plur. sondern. Auf-e: Sclatte 18, Flozolvestale 88, Marahtale 186. — Heistilingauwe. Heidcauwe 186, Brisicauve 194, Arbuncauwe 204.

Plur. Nom. Im Masc. z. Th. noch auf -as (Förstemann K. Zs. XIV, 116 ff. vgl. Scherer zur Gesch. Seite 427): Wangas 18, Affaltrawangas 89, Wisuntwangas 178, Pasnandingas 31, Mazcingas 86. Matzingas 154 aus der Schweiz (Sveiningas Förstem. S. 165 ist unbestimmbar, siehe Wartm. zu Nr. 93), aus Schwaben: Aldunpurias 99, Wangas 186, Aguringas 23,

Agringas 38, Agaringas 162, Duhtarincas 42, Ailingas. Helingas 59, Wuldartingas 63, Fisgincas 68, Fiskingas 162, Liutfridingas 83, Permodingas 87, Perahtmuatingas 109, Perahtmotingas 119, Sveiningas 93 (?), Duringas 100. 106, Scercingas 102, Scarcingas 130, Tunningas. Tulingas 108, Hegingas. Witertingas. Walasingas 111, Teotingas 122, Speichingas 130. 166. 175, Rangodingas 139, Tuttiliningas 146. 176, Dainingas 147, Tagvingas 150, Vurmmaringas. Conniggas 151, Entingas 153, Aldingas 166, Azolvingas. Munolvingas 170, Potingas. Wagingas 172, Muniolvingas 176, Meringas. Antarmarhingas. Wahhingas 186; — ausserdem auf a (siehe oben beim Dativ).

Im Neutrum: Zillinhusir. Maginhusir 135.

Dativ: Liupdahingum 30, Druangum 86, Usingum. Mereingum. Deotingum. Toromoatingum. Pisingum. Hahhingum. Wassingum 108, Cruaningum 186, Hertum 196. — Daneben Purrom 108, — Scafhusirum. Pluwileshusirum 155 neben Talahûsum 108.

Â- und jâ-Stämme: Artiovinia 19 Nom. Sing.? — Dat.: Minsilido 19, Mulinhaimo 23, Pacinweidu 86. — (Acc. ad Widahe 86?).

I-Stämme: Nordstati 41, Hounsteti 119, Hohunsteti Walohsteti 135, Nortstati 136, Eihsteti 144: Dat. Sing. oder Nom. Plur.? Dat. Plur.: Erfstetim 186.

An-Stämme: Nom. Plur.: Cluftirrun 46, Paumcartun 63. Gen. Plur.: Toronomarca 148?

Ân-Stämme: Eitrahuntal 57, Aldunpurias 99, Pramagunauia 132. 133, Liubilunaha 164.

DRITTES KAPITEL.

CHRONOLOGIE DER LITTERATUR-DENKMÄLER.

Erst jetzt, wo die Entfaltung der hochdeutschen Sprache in St. Gallen bis zum Tode Karls des Grossen durch feststehende Daten gesichert uns vor Augen liegt, dürfen wir daran gehen, die erhaltenen Litteraturdenkmäler in diesen Zusammenhang einzuordnen und die Zeit ihrer Abfassung zu bestimmen, indem wir die characteristischen lautlichen Erscheinungen derselben mit denen der Urkunden vergleichen.

I. DER VOCABULARIUS SANCTI GALLI.

a) Der alte Vocabularius.

1) Im Vocab. stehen sich unumgelautetes und umgelautetes a noch nicht gleichberechtigt gegenüber (18 : 14). In den Urkunden herrscht grössere Ausdehnung des Umlauts seit 757, Regel wird derselbe erst mit dem Jahre 785. (a : e von 757—776 = 56 (40) : 24 (23), aber von 778—783 schon = 16 : 18).

2) Im Vocab. steht altes ô : uo im Verhältniss von 16 : 1, — in den Urkunden bis 762 incl. in dem von 16 : 2. Dann tritt eine entschiedene Wendung zur Diphthongirung ein, und es verhält sich zwischen 763 und 780 ô: uo, oa, ua = 19 : 23.

3) Im Vocab. ai : ei = 17 : 1, — in den Urkunden bis 762 incl. 8 ai, kein ei. Dann wird letzteres häufiger und

steht für die nächsten 20 Jahre zu ai im Verhältniss von 16 : 24.

4) Im Vocab. ist altes au vor den Lingualen durchaus monophthongirt, was in den Urkunden mit ziemlicher Regelmässigkeit erst seit dem Jahre 763 feststeht (s. Seite 118), und zwar findet sich seltsamer Weise bis 769 kein ao, sondern nur 9 Mal ô. Im Vocab. kommt ebenfalls kein ao vor.

5) Hd. p. Im Anlaut. Im Vocab. steht b : p im Verhältniss von 3 : 38. In den Urkunden ist bis zum Jahre 768 incl. Verschiebung der alten Media das Vorwiegende, b : p = 32 : 58. Darauf gewinnt wieder b, Anfangs sehr entschieden, die Oberhand, und es verhält sich von 769 bis 779 b : p = 79 : 19.

Im Inlaut. Im Vocab. b : p = 7 : 12, — in den Urkunden bis 769 incl. (wenn wir von dem constanten hoba absehen) = 5 : 7. Darauf gewinnt gleichfalls b wieder die Oberhand.

6) Hd. k. Im Anlaut. Im Vocab. verhält sich g : c = 35 : 1. In den Urkunden ist bis 772 g im Ganzen doppelt so häufig wie c (g : c = 41 : 23). Dann nimmt c an Umfang bedeutend zu, g : c von 773—799 = 86 : 70.

Im Inlaut. Im Vocab. herrscht ausnahmslos g, auch in den Urkunden kommt k während des ganzen Zeitraums noch nicht zur Geltung, und wir sind nicht einmal im Stande bis 814 in seinem Vordringen einen erheblichen Fortschritt zu bemerken.

Fassen wir zusammen, so lässt den weitesten Raum zur Datirung des Vocab. der Stand des Umlautes, durch den wir auf die Jahre von 757 bis 777, höchstens bis 785 geführt werden. Etwa bis 770 hin könnte er auch nach der Behandlung von hd. p und k verfasst sein. Allein die beibehaltenen alten ô und ai einerseits, sowie das vor den Lingualen regelmässig monophthongirte au andererseits führen mit Nothwendigkeit darauf, die Abfassung des Vocabularius etwa in die Jahre 760 bis 765 zu setzen, also schon nach Otmars Tod, in die erste Zeit des Abts Johannes.

Anzumerken sind zwei abweichende Eigenthümlichkeiten des Vocabulars:

1) dass darin nur ein th begegnet, während in den Urkunden bis 779 th, t im Anlaut das Uebliche sind und noch bis 800 fast so gebräuchlich bleiben wie d.

2) dass im Voc. anlautende gutturale Tenuis nur 6 Mal verschoben ist, während sie 25 Mal unverschoben blieb (ebenso stets im Anhang): eine Merkwürdigkeit, die in den benutzten Urkunden nicht begegnet, da wir den Namen Carolus nicht herbeiziehen dürfen. Doch ist sie aus den Copien nachweisbar. Freilich fänden sich während der ganzen Periode auch nur 10 Beispiele für die Verschiebung.

b) Der Anhang. Für seine Chronologie haben wir folgende Anhaltspunkte.

1) Der Anhang hat überwiegenden Umlaut (a : e = 2 : 4). In den Urkunden herrscht ein nicht widersprechendes Verhältniss von 778 bis 783 (a : e = 16 : 18), vorher überwiegt unumgelautetes a, nachher ist umgelauteter Vocal strengere Regel.

2) Im Anhang verhält sich ai : ei = 2 : 4. In den Urkunden schwanken ai und ei zwischen 763 und 793.

3) Für altes au = hd. ô findet sich neben einem ô ein ao. Letztere Uebergangsform ist in den Urkunden von dem Jahre 769 bis 779 belegt, zwar nur mit 4 Beispielen, aber sie scheint hier überhaupt nie recht in Curs gekommen zu sein, da sie sich ausser in den Namen und dem Beispiel im Anhang nur noch (aber reichlicher) in dem grossen Bibelglossar findet. vgl. Weinhold Seite 50, wo die Belege aus der Exhortatio wegfallen müssen. Durch diese Thatsache erhält Scherers Vermuthung (DM² Seite 520), dass die Entstehung jenes Glossars eher an das Jahr 781 als an 787 anzuknüpfen sei, eine erwünschte Bestätigung. Ueber die Bedenken, welche DM² S. XX. XXII. 517 dafür sprachen, die Abfassung der Gl. Ker. von St. Gallen weg ins Elsass zu verlegen sogleich.

4) Hd. p. Im Anlaut b : p = 3 : 3. In den Urkunden ist bis 768 p das herrschende, dann sehr entschieden b bis 779, worauf sich ein ziemlich gleichmässiges Verhältniss herausstellt. — Für inlautendes b, p kein Beispiel.

Durch den schon in der Majorität statthabenden Umlaut, sowie durch das gleichmässig verwandte b und p würden wir etwa auf das Jahr 780 geführt. Ganz sicher ist

die Fixirung natürlich nicht und das ao mag dafür sprechen, dass der Anhang eher noch etwas früher als später verfasst sei.

Mit der Zeitbestimmung der sog. Keronischen Glossen wird man am Besten noch warten bis eine neue kritische Ausgabe vorliegt. Hier möchte ich nur den Bedenken gegenüber, welche in den Denkmälern gegen die Sanctgallische Herkunft derselben erhoben sind, darauf hinweisen, dass dh im Anlaut seit 779 häufiger begegnet. Für den Inlaut freilich kann ich es nicht nachweisen, im Auslaut ist es vereinzelt wieder vorhanden, siehe Seite 128. Ebenso begegnet gh anlautend und inlautend zu verschiedenen Zeiten, siehe S. 138. 140.

Gleichfalls ist vereinzelt inlautendes th vorhanden, Ruathin 142 (in einer im Kanton St. Gallen ausgestellten Urkunde). Häufiger ist dafür die romanisehe Schreibweise mit t. Seite 128.

Endlich ist auch inlautendes d für hd. t (DM² XXII) in den Urkunden eine häufiger belegbare Erscheinung, siehe Seite 125.

II. DAS SANCTGALLER PATERNOSTER UND CREDO.

(Dm². LVII. vgl. Seite 518—520.)

1) Im Paternoster und Credo findet sich 3 Mal unumgelautetes a (almahtîcun 5, kiuualtiu 7, almahtîkin 9). 6 Mal umgelautetes (emezîc 2*, 5 Mal enti). Dieselbe reichlichere Entfaltung des Umlauts herrscht in den Urkunden zwischen 785 und 802 (a : e etwa = 1 : 3), vorher sind a und e fast gleich häufig, nachher ist a schon seltene Ausnahme.

2) Altes ô erscheint im Patern. und Credo nicht diphthongirt (erstoont 9, sônen 10, urstôdalî 12). Nachdem in den Urkunden ô bis 762 fast ausschliesslich geherrscht hat, steht es noch in dem ganzen Zeitraum von 763 bis 800 zu seinen Diphthongirungen in dem sich gleich bleibenden Verhältniss von 56 : 80, darauf von 800 bis 814 in dem von 17 : 45.

---

*) emezzihic die Handschrift. Steinmeyer Zs. XVII, 448.

3) Neben einem ai (ainacun 6) stehen 7 ei (firleiti 4. keiste 7. keist 10, kemeinitha 11, fleiskes 11, stehic 8. 9). In den Urkunden können wir nur beobachten, dass ai : ei zwischen 763 und 793 in dem constanten Verhältniss von 24 : 16 steht. Hernach ist es fast wie mit einem Schlage verschwunden. Wir werden aber natürlich schon überwiegendes ei für die letzten Jahre der angegebenen Periode glaublich finden.

4) au = hd. ou wofür noch au (2 Mal in kilaubu), wie in den Urkunden bis 814 stets, mit einer einzigen Ausnahme.

au = hd ô, welches in derselben Form erscheint (prooth 2, lôsi 4, tôt 8, tôtêm 9, tôte 10), — wie stets in den Urkunden, nachdem seit 763 (ausser vereinzelten Nachzüglern) die au geschwunden, und nachdem auch seit 780 die Uebergangsform ao aufgehört hat.

5) Längenbezeichnung durch Buchstabenverdoppelung in unseer 1. 2. 3, diin 2, prooth 2, emezzihic 2, erstoont 9, chuumftîc 10, liip 12. Diese ist auch oben in den Urkunden von den Jahren 764 bis 807 angemerkt.

6) Inlautende dentale Tenuis ist (zwischen Vocalen) 2 Mal zu z (oblâzem 3, sizit 9), 3 Mal zu zz (emezzihic 2, ûzzer 4, uuîzzi 8) verschoben, wie auch in den Urkunden häufiger einfaches als verdoppeltes z geschrieben ist. — Alte Media ist hinter Liquida wie in den Urkunden bewahrt oder verschoben (sculdî 3, sculdikêm 3, — kiuualtiu 7).

Für hd. d steht im Anlaut einmal th (thû 1), 1 Mal dh (dhana 10), 4 Mal d (dînan, dîn 1, diin 2, drittin 8). In den Urkunden ist th an dieser Stelle während der ganzen Periode nachweisbar, aber doch schon seltener seit 779. Daneben taucht dh überhaupt erst seit 779 auf und d gewinnt mit dem Zeitpunkt die Majorität über beide zusammen (S. 127 ff.).

Im Inlaut ist d das Reguläre (uuerde 2, erdu 2, erdâ 5, macadî 7, urstôdalî 12), woneben nur ein th zwischen Vocalen (kemeinitha 11), — ganz wie in den Urkunden neben dem grossen Uebergewicht von d sich th resp. t nachweisen lässt bis 796.

Im Auslaut findet sich prooth 2, in den Urk. existirt neben mehreren späteren dh nur ein th aus früherer Zeit (754).

7) Hd. p. Im Anlaut ist b durchaus verschoben (pist 1, prooth 2, kiporan 7, pislacan. picrapan 8). In den Urkunden stimmt dazu einzig die Zeit von 769 bis 779 durchaus nicht, weil hier durchaus b Regel ist, vorher hat p entschiedenes Uebergewicht, nachher wird b und p von den Schreibern abwechselnd gebraucht.

Inlautend steht b in ubile 4, kilaubu 5. 10 (auch oblâz. oblâzem 3 werden wir der engern Composition mit dem Verbum halber eher hierher als zum Auslaut rechnen, s. DM[2] S. 518), daneben picrapan 8. In den Urkunden ist die Verschiebung üblich bis zum Jahre 769, nachher finden wir b in entschiedener Majorität

Auslautend kip 2, liip 12.

Anlautende Spirans einmal ph (inphangan 6).

8) Hd. ch. Anlautend steht ch (Christ 6, chuumftîc 10), qh (qhueme 1, qhuekhe 10) und kh (khorunka 4, khirîhhûn 11), ebenso kh im Consonantumlaut (qhuekhe 10). In den Urkunden geben für den Anlaut die 10 Beispiele nur ch, ebenso im Consonantumlaut, kein kh.

Im Inlaut zwischen Vocalen steht hh (rîhhi 1, khirîhhûn 11), wie auch die Urkunden neben dem häufigern ch öfter hh aufweisen.

9) Hd. k erscheint anlautend regelmässig als solches (6 ki, 1 ke, kip 2, kot 5, keiste 7, picrapan 8, cotes 9, keist 10). In den Urkunden ist die Verschiebung bis 772 nur zum geringsten Grade durchgeführt, bis 800 sind g und k in abwechselndem Gebrauch, dann überwiegt k schon etwas.

Inlautend zwischen Vocalen ist die Verschiebung streng durchgeführt (sculdîkêm 3, almahtîcun 5, ainacun 6, macadî êuuîkeru 7, pislacan. take 8, almahtîkin 10, suntîkero 11, êuuîkan 12). Diese Regelmässigkeit könnte im Hinblick auf die Urkunden, in denen k überhaupt noch nicht zur rechten Geltung kommt, befremden. Indessen finden sich auch Schreiber, welche vorwiegend k gebrauchen, z. B. Hadubertus, der in Nr. 106 (786) 4 k und 1 g verwendet. — Hinter Liquiden findet sich wie in den Urkunden k (khorunka 4) und g (inphangan 6).

k und c sind an- und inlautend wie gewöhnlich ver-

theilt, doch steht k auch vor o und a in kot 5, ěuuîkan 12. In den Urkunden begegnet das erste k vor dunkeln Vocalen (abgesehen von Karolo, das schon seit 779 auftaucht) im Jahre 788.

Im Auslaut ist g wie auch mit wenigen Ausnahmen in den Urkunden zu c verhärtet (emezzihic 2, stehic 8. 9, chuumftîc 10).

h fungirt unorganisch in emezzihic 2, stehic 8. 9 (Dm.[2] 519).

Fassen wir zusammen: Punkt

1 (Umlaut) führte dahin, dass unser Denkmal zwischen 785 und 802,

2 (altes ô) dass es vor 800,

3 (ai: ei) dass es zwischen 763 und 793,

4 (au-ô-ao) dass es nach 763 — und sehr wahrscheinlich des mangelnden ao halber auch nach 780 abgefasst sei. Dadurch würden wir auf den Zeitraum von 785—793 geführt, welcher durch den Stand der Consonanten aufs Genaueste bestätigt wird. Denn Punkt

6 (anl. dh) macht wahrscheinlich dass es nach 779,

7 (anl. b—p) dass es nicht in den Jahren 769—779, und (inl. b—p) doch nach 769,

9 (anl. g—c) dass es nach 772, und (wegen k vor a) vielleicht gar nach 788 anzusetzen ist.

Kein einziger Widerspruch der Punkte untereinander findet statt, vielmehr stimmen 1. 3. 6. 7. 9 so völlig überein, dass wir die Abfassung unseres Denkmals nach 779 als absolut sicher ansehen können. Auf der andern Seite ist es nicht annehmbar, dass es nach 793 (keinenfalls wegen Punkt 1. 2 nach 800) entstanden, weil von dort an ai in den Urkunden so gut wie gänzlich erlischt.

Dazu kommt noch ein neuer Anhaltspunkt, nämlich der, dass es entschieden jünger sein muss als der Anhang des Vocabularius St. Galli, den wir uns etwa um 780 entstanden dachten. Darauf weist wieder der Stand der Vorsetzpartikeln.

Im Anhang hatten wir noch 1 ga, — ge, 3 gi
im Paternoster u. Credo — 1 ke, 6 ki.

Ebenso hat der Anhang noch 1 far (farmero 458), — fir,
das Paternoster u. Credo — 1 fir
(firleiti 4).

Beide gleichen sich darin, dass sie gemeinsames int- (resp. in-) je einmal, und pi (im Anh. 2 pi, 1 bi — im Patern. u. Credo 2 pi) aufweisen.

Damit wird hoffentlich erwiesen sein, dass das Sanctgaller Paternoster und Credo in dem Zeitraum von 780 bis 793 verfasst ist und zwar nach Punkt 3 und 9 eher mit Annäherung an das Ende als an den Anfang der Periode. Dadurch wird zugleich auch die Richtigkeit von Scherers Vermuthung, der es aus Erwägungen anderer Art auf das Jahr 789 setzte, zur Genüge bestätigt.

III. DIE BENEDIKTINERREGEL.

Eine Analyse von dem Lautbestand ihrer verschiedenen Theile brauche ich nicht zu geben, da sie in Steinmeyers schönem Aufsatz Zur ahd. Litteraturgeschichte Zs. XVI, 131—141 vorgezeichnet, und kürzlich von F. Seiler in Paul und Braunes Beiträgen I, 402 ff. statistisch ins Einzelne ausgeführt ist. Ich berufe mich auf letztere Arbeit, indem ich sie als vollständig und zuverlässig ansehe. Ich hebe im Folgenden nur wieder die für die Chronologie wichtigen Punkte heraus.

Zum Zweck chronologischer Bestimmung hat schon Seiler Seite 480. 481 die St. Galler Urkunden herbeigezogen, sie aber als unausgiebiges und unsicheres Kriterium wieder bei Seite gelegt. Leider hat er sie in sehr sorgloser Weise eingesehen. Er verwendet als gleichberechtigte Zeugen Originale und späte Copien. Von den 12 Urkunden, welche er benutzt, sind, wenn wir von Nr. 10. 11 absehen, 3 sichere Originale (119. 120. 122), 2 sehr wahrscheinlich Originale (18. 19), 3 sichere Copien (Nr. 2: aus der Zeit um 700, worüber Wartm. a. a. O. ‚die Schrift der Urkunde erlaubt nicht, sie als Original zu betrachten.‘ 16: v. J. 752, Wartm.: ‚flüchtige Copie, frühestens Ende des IX. Jhdts.‘ 125: v. J. 790, Wartm.: ‚Copie des ausgehenden IX. oder X. Jhdts‘), von zweien fehlt das Original ganz (5. 7.).

Zwischen die daraus folgenden Irrthümer drängen sich unwahre Aussagen. So behauptet Seiler Seite 480 ‚die St. Gallischen Urkunden um das Jahr 789 haben ohne Ausnahme schon ua'. darauf 4 Zeugnisse aus Originalen und Copien aus Wartm. S. 110 ff. (= Seite 113. 117). Allein wenn das soviel heissen soll, als gäbe es um 789 gar kein ô mehr, so wären aus denselben drei aus diesen Jahren citirten Urkunden Perahtmotingas 119, Odalrico 120 zu finden gewesen; oder heisst es nur, dass es um 789 keine Urkunde gäbe, welche neben ô nicht schon ua hätte (was nicht viel aussagen würde), so hätten ihm Nr. 105 (786). 111 (787), 116, 118 (788), 131 (792) das Gegentheil beweisen können. — Ueber das Thatsächliche siehe oben S. 115—117. Seiler kommt danach zu dem Resultat (S. 481), dass sich aus den Urkunden keine sicheren Resultate gewinnen lassen und tröstet uns über die nicht angestellte Untersuchung mit der Behauptung, dass ‚der Lautstand der Eigennamen etwa vom Jahre 745 an im Allgemeinen mit demjenigen der Benediktinerregel stimmt... Aber auch bis tief in das 9. Jahrhundert zeigen die Eigennamen der Urkunden im Wesentlichen noch keine jüngeren Formen.' Glücklicherweise liegen die Verhältnisse nicht so schlimm.

Da wir nach Steinmeyers Untersuchungen in der Benediktinerregel 2 Verfasser anzunehmen haben (Zs. XVII, 432 f.), dürfen wir des Resultates um so sicherer sein, wenn sie beide mit den Urkunden aus einem bestimmten Zeitraum gemeinsame Berührungspunkte aufweisen.

1) In der Benediktinerregel ist der Umlaut Regel. In den Urkunden herrscht noch zum dritten Theile unumgelautetes a zwischen 785 und 802. Darauf ist e Regel.

2) Für altes ô gilt ohne Ausnahme ua. In den Urkunden dringt dies allmählig vor seit 763, bis 780 gilt es noch nicht zum vierten Theile, bis 800 noch nicht zur Hälfte. Erst seit 800 wird es das Reguläre.

3) Neben zahlreichen ei finden sich 4 ai. In den Urkunden steht der letzte Nachzügler von ai, welches seit 793 ausser Gebrauch gekommen, im Jahre 804.

4) au. a) = hd ou. Dafür gilt noch in der Benediktiner-

regel wie in den Urkunden au. b) = hd. ô, welches in der Benediktinerregel ausnahmslos herrscht, wie auch in den Urkunden überall. seit i. J. 779 das letzte ao verzeichnet steht. (Von vereinzelten au abgesehen).

5) Hd. d. a) Im Anlaut steht neben dem üblichen d in der zweiten Hälfte öfter th. In den Urkunden befindet sich d seit 779 in der Majorität, obwohl daneben von vielen Schreibern noch th. dh verwendet wird.

b) Im Inlaut ist die Verschiebung völlig durchgeführt, wie auch in den Urkunden ausnahmslos seit 790 resp. 796.

6) Hd. p. a) Im Anlaut finden sich neben dem regulären b verhältnissmässig wenige p. In den Urkunden überwiegt p bis 768, tritt dann vollständig zurück bis 779, worauf es von den Schreibern mit b abwechselnd gebraucht wird.

b) Im Inlaut ist b gewöhnlich beibehalten. selten p gebraucht. In den Urkunden überwiegt p bis 769, seit 770 entschieden b.

7) Hd. k. es herrscht im Anlaut in den allermeisten Fällen, in den Urkunden wird es häufiger seit 773. gewinnt die Oberhand aber erst seit 800.

Im Inlaut wird k und g gleichmässig verwendet, wie auch in den Urkunden.

8) Ausser vor den hellen Vokalen ist k auch vor a im Gebrauch; ebenso in den Urkunden seit 779. resp. 788.

Die einzige Eigenthümlichkeit der Benediktinerregel, welche sich nicht in den Urkunden nachweisen lässt, sind die (auch im Paternoster begegnenden) kh, qu, qhu für hd. ch im Anlaut.

Demnach beweisen einerseits Punkt

4. 5a. 6a. 8 dass die Benediktinerregel nach 779,

3. 5b. dass sie nach 790,

1. 2. 7 dass sie nach 800 verfasst ist; andrerseits macht Punkt 3 auch wieder unwahrscheinlich, dass sie vor 804 entstanden ist. Wir sind also grade wieder auf die Jahre von 800—804 geführt, in welche Scherer die Uebersetzung der Regel verlegte und nach dieser doppelten Bestätigung dürfen wir wohl auch für die verwandten Denkmäler die methodische Wahrheit des Satzes glaubhaft finden, dass bei diesen Werken, die

einem praktischen Bedürfniss ihre Entstehung verdankten, der Nachweis, wann dies Bedürfniss eingetreten, für die Bestimmung ihres Alters entscheidend sei (Dm.[2] S. 519).

Seiler wurde a. a. O. dahin geführt, dass die beiden zuletzt besprochenen Denkmäler um 760 von Kero verfasst seien, und auch Sievers ist des Glaubens, dass die Seilersche Ansicht über die Entstehungszeit der Benediktinerregel mit der Scherers als gleich wenig beweisbar konkurriren dürfe (Jenaer Litteraturzeitung 1874 Nr. 38), trotz dem ausdrücklichen Hinweise in der Zeitschrift XVIII, 149. Ueber Kero vergl. Scherer ebenda S. 145 fg. [dem sich jetzt Seiler Beiträge II, 171 anschliesst].

SCHLUSS.

Zum Schluss will ich nur darauf hinweisen, dass sich aus der Latinität der Urkunden ein Bild von der litterarischen Bildung St. Gallens bis zum angegebenen Zeitpunkt zusammensetzen lässt. Indessen stehe ich davon ab, das reichliche Material hier in statistischer Zusammenstellung aufzuführen. Der Raum würde zu sehr dadurch in Anspruch genommen werden. und man wird ohne dies von andrer Seite aus die Untersuchung einmal in umfassenderer Weise anstellen müssen. Hier begnüge ich mich mit der Angabe der hauptsächlichen Thatsachen.

Das Aufblühen des Klosters fällt in die Zeit der lang andauernden Unterwerfung der alemannischen Stammesherzöge unter die fränkische Herrschaft. Alemannien war der Schauplatz wiederholter feindlicher Einfälle und Verwüstungen, von denen zweimal auch das Kloster selbst heimgesucht wurde. Das angrenzende Rhätien blieb von diesen Wirren verschont und scheint sich deshalb auch im ungestörten Besitz einer höheren Bildung erhalten zu haben, welche auf St. Gallen nicht ohne Einwirkung blieb. Vor allen ist es ein wichtiger Umstand, dass Abt Otmar, unter dessen Verwaltung das Kloster seine äussere Machtstellung gewann, seine ganze Bildung in Chur erhalten hatte. Diesen Zusammenhang mit rhätischer Cultur veranschaulichen die ältesten Urkunden, die völlig innerhalb der romanischen Sprachentwickelung stehen. Urk. Nr. 6. 8. 9. 15 (731—752) tragen alle Merkmale derselben an sich, sie verwenden ē, ī für ā, a für e, i für e, e für i, o für u, u für o. Er findet häufiger

Uebergang von den Tenues zu den Medien statt, seltener von den Medien zu den Tenues. Unorganisches h steht ebenso häufig wie das organische fortbleibt. Anlautendes s vor c, t wird zu es, is. Die einzelnen Declinationen und Conjugationen gehen in einander über, in ersteren beginnt der Accusativ die Casus obliqui zu verdrängen, in deren Gebrauch Verwirrung herrscht. Fortan tritt ein stetiger Fortschritt ein in der Annäherung an die klassische Latinität. Nur selten zeigt eine Urkunde aus späterer Zeit ein so stark romanisches Gepräge. Das Latein wird zusehends besser und richtiger. Hier wie in der Folge findet sich überall das schlechteste Latein in den auf rhätischem Boden ausgestellten Urkunden. Sickel Die Urkunden der Karolinger I, 141 Note 6, Wartmann I. zu Nr. 67. Das Ungenügendste leistet wohl noch Varinkis (Nr. 37), während andere sich schon dialektfreier halten (Nr. 26. 27. 28).

Die in dieser Zeit entstandene Beichtanweisung Othmars (Othmarus ad discipulos, bei Wasserschleben Die Bussordnungen der abendländischen Kirche S. 437) ist in einer Handschrift des neunten Jahrhunderts erhalten. Das darin nicht stark hervortretende Schwanken der Laute muss in späterer Zeit herausgebessert sein, doch herrscht besonders in der Rection der Casus noch grosse Willkürlichkeit.

Eine entschiedene Wendung können wir erst datiren seit Karlmanns und Karls Regierungsantritt (769, Nr. 53). Von da an bis 791 (Urk. Nr. 131) dürfte etwa die nächste Periode gerechnet werden. In ihr sinken einzelne Schreiber noch wieder zurück auf das Durchschnittsmaass der vorangegangenen Entwicklung (so z. Th. Nr. 64. 68. 103. 111, besonders aber 78. 87. 102. 105), während die Mehrzahl sich darüber erhebt. Vor allen ist es der als Schönschreiber gepriesene Waldo, der zwischen 770 und 782 in den 12 von ihm ausgestellten Originalen eine ziemliche Reinheit der Sprache aufweist, und an seinen Namen dürfen wir daher wohl mit Recht einen grossen Theil dieser reformatorischen Bestrebungen knüpfen. Auch nach dem Aufhören seiner Thätigkeit ist kein wesentlicher Rückschritt bemerkbar, freilich auch kein Fortschritt mehr. Auch durch das St. Galler Paternoster und Credo wird ein noch fehlerhaftes Latein vorausgesetzt. Die

in diese Periode gehörige alte Vita Sancti Galli repräsentirt uns das beste Können der Zeit, sprachlich ist sie viel reiner wie die meisten Urkunden und der romanischen Anklänge sind im Verhältniss zu ihnen nicht viele. Die Hauptklippe für den Verfasser derselben ist seine Unbehilflichkeit im Periodenbau.

Mit 792 kann man einen neuen Abschnitt beginnen lassen. Es ist wiederum eine bestimmte Persönlichkeit, die neben einer ausgebreiteten Thätigkeit zugleich an Correctheit ungefähr den Höhepunkt dessen bezeichnet, was die Zeit bis zum Tode Karls des Grossen zu leisten vermochte: Mauvo. Er schreibt schon 788 (Nr. 117) ein ziemlich, wenn auch noch nicht gleich gutes Latein; seine meisten Verstösse macht er gegen die Rection der Casus. Die allermeisten Urkunden weisen eine recht reine Sprache auf. Daneben wird in manchem wiederum viel weniger geleistet (Nr. 138, nicht ganz so 139, 144. 154, 170, 180. 187, 194, 196, 205), und man könnte einige dieser Schriftstücke mit den ältesten wieder in eine Reihe stellen. Aber solche einzelne Rückfälle sind begreiflich. Zwischen beiden Extremen steht wenig Mittelmässiges. Mit dieser grösseren Reinheit der Sprache lassen sich die zahlreichen Missverständnisse in der Benediktinerregel recht wohl vereinigen, da es ein Anderes ist, nach vorliegenden Mustern selbst lateinisch zu schreiben als einen Text richtig zu übersetzen, der voll romanischer Einmischungen ist.

Aus Inhalt und Formeln der Urkunden können wir nichts schliessen, da sie fast ganz traditionell sind, nur hie und da tritt eine selbständige theologische Ausschmückung hinzu.

Wie sehr neben der neu angeeigneten Bildung dieser Boden noch zusammenhieng mit dem besten Leben der Vergangenheit zeigen die zahlreichen Namen aus der altdeutschen Heldensage, welche Müllenhoff als directe Anspielungen auf dieselbe in seine ZE. aufnehmen konnte.

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt.

QUELLEN UND FORSCHUNGEN

ZUR

SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE

DER

GERMANISCHEN VÖLKER.

HERAUSGEGEBEN

VON

BERNHARD TEN BRINK UND WILHELM SCHERER.

IV.

REINMAR VON HAGENAU UND HEINRICH VON RUGGE.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1874.

REINMAR VON HAGENAU

UND

HEINRICH VON RUGGE.

EINE LITTERARHISTORISCHE UNTERSUCHUNG

VON

ERICH SCHMIDT.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1874.

MEINEM LIEBEN GROSSVATER

PASTOR EMER.

EDUARD SCHMIDT IN BARBY.

Docen (Museum für altdeutsche Litteratur I, S. 167; vgl. S. 162) zuerst vermuthete, dass unter der *nahtegal von Hagenouwe* (Tristan 121, 18) kein anderer als Reinmar, mit dem Beinamen *der alte,* zu verstehn sei. Man ist seitdem gewohnt, in den Worten *von Hagenouwe* die Angabe von Reinmars Heimatsort zu erblicken. Aber die Ehre, welche dadurch der kleinen elsässischen Stadt Hagenau geschieht, ist eine unverdiente. Reinmar war ein Strassburger aus dem Geschlechte derer *von Hagenouwe.* Den Nachweis dieses Geschlechtes verdanken wir dem bewährten Kenner elsässischer Litteratur und Geschichte, Prof. Karl Schmidt an der hiesigen theol. Facultät.

Wir lesen in Schmidts Aufsatze Gottfried de Haguenau poëte du treizième siècle (Revue d'Alsace 1873 2. Heft) das folgende: „Nous ne savons que fort peu de chose sur sa vie; son nom n'est mentionné par aucun chroniqueur; son manuscrit ne paraît pas avoir été connu en dehors de Strasbourg, où il est resté enfoui pendant longtemps dans la bibliothèque de la cathédrale. Sans les quelques détails qu'il donne lui-même sur sa personne dans le prologue de son ouvrage principal, sans son épitaphe et sans deux ou trois chartes appartenant aux archives de l'ancien chapitre de Saint-Thomas, nous serions dans la plus complète ignorance sur son compte. Dans ces documents il est appelé Gottfried ou Götzo de Hagenowe. Cette qualification de Haguenau ne signifie pas qu'il ait été originaire de cette ville; il y avait à Strasbourg*

* Ein altes elsässisches Adelsgeschlecht von Hagenau erlosch schon im 13. Jahrhundert. S. Schöpflin Alsatia illustrata I, p. 646: „Mareschalli de Hagenau Beinhemium a Landgraviis inferior. in feudum

une famille de ministeriaux de l'évêque appelée de Haguenau; un de ses membres, Frédéric, est mentionné en 1227 et quelques années plus tard parmi les magistrats de la cité; d'autres figurent parmi les Hausgenossen dans la seconde moitié du XIIIe siècle, d'autres encore paraissent dans le cours du XIVe, les uns comme ecclésiastiques, les autres comme chevaliers; un de ces derniers périt dans la bataille de Sempach. C'est a cette famille qu'avait appartenu le poëte Reinmar de Haguenau, un des plus brillants et des plus gracieux des Minnesänger. Notre Gottfried est de la même race, dans laquelle s'était conservé sans doute le souvenir de gloire littéraire dont Reinmar l'avait illustrée; il ne serait pas étonnant que Gottfried eût voulu devenir un imitateur de ce dernier, bien qu'il n'eût pas hérité de son génie."

Welche Anregung Gottfried von Hagenau für seine Stoffe* von seinem Vorfahren Reinmar empfangen haben sollte, weiss ich nicht; aber dass Reinmar dieser angesehenen Strassburger Familie angehörte, ist eine Vermuthung von der grössten Wahrscheinlichkeit. Die urkundlichen Belege reichen bis in die ersten Decennien des 13. Jahrhunderts zurück und wenn Reinmar selbst in keiner öffentlichen Stellung erwähnt wird, so findet dieser Umstand allein darin seine Erklärung,

---

tenentes seculo XIII iam expirarunt. Engelhardus miles de Hagenowe frater fuit Alberti, qui coenobium vallis S. Mariae fundavit An. MCCLVII. Hermannus et Heinricus fratres, filii Heinrici militis d. Tozeler de Hagenowe possessiones suas in Ehenheim inferiore Capitulo S. Thomae Argent. vendiderunt An. MCCLXIX." (Lehr Alsace noble war mir nicht zur Hand). Reinmars Abstammung von einer der hervorragendsten Familien des Landadels würde schwerlich ganz unbekannt geblieben sein.

* Das Hauptwerk, der nicht publicirte Liber sex festorum beatae Virginis, ist seit dem Bibliotheksbrande nur in einer Schmidtschen Abschrift erhalten. Zwei von den 4 kleineren lateinischen Gedichten sind a. a. O. p. 177 ff. mitgetheilt. Die Angabe, wir besässen von ihm auch „un petit nombre de strophes allemandes" ist dann richtig, wenn die verbrannte Hs. die Originalhandschrift war — nach Schmidts Ausführungen scheint sie es allerdings gewesen zu sein — und wenn die deutschen Str. am Schlusse von derselben Hand geschrieben sind; Graff aber, „l'éditeur de ses poésies allemandes", sagt von einer Verfasserschaft Gottfrieds nichts (Diutiska I, p 312).

dass er früh die Vaterstadt verliess und an den österreichischen Hof übersiedelte, wo seiner feinen Reflexionspoesie reicherer Ruhm und regere Anerkennung zu Theil werden musste, als es in den heimatlichen Kreisen möglich war, denn nur in höfischer Luft konnte eine Lyrik wie die Reinmars gedeihen. Das beredte Lob, welches Gottfried im Tristan (121, 18 ff.) dem todten Reinmar zollt, mag durch Localpatriotismus an Wärme gewonnen haben:

sît diu von Hagenouwe
ir aller leitevrouwe
der werlt alsus geswigen ist
diu aller dœne houbetlist
versigelet in ir zungen truoc?
von der gedenke ich vil und gnuoc.
ich meine ab von ir dœnen
den süezen den schœnen,
wâ si der sô vil næme,
wannen ir daz wunder kæme
sô maneger wandelunge.
ich wæne, Orfenses zunge
diu alle dœne kunde
diu dœnete ûz ir munde.

Ihm war die Gelegenheit willkommen, einem der berühmtesten Söhne seiner Vaterstadt ein Denkmal zu setzen, und es ist bezeichnend, dass nur hier, in dieser Strassburger Schöpfung, Reinmars Geschlechtsname genannt wird. Für Deutschland hiess der Sänger schlechtweg Reinmar. Der Name war nicht eben häufig und der Träger so bekannt, dass man keine Verwechslung zu fürchten hatte. Strassburg dagegen sah in Reinmar den gefeierten Sprössling des heimischen Geschlechtes *von Hagenouwe.* Gottfried a. a. O. sagte eben *von Steinahe Blikêr* u. s. w., aber bei den Lyrikern lässt er den Vornamen weg.

Im übrigen Deutschland bedurfte es, wie gesagt, der Hinzufügung des Geschlechtsnamens nicht. Die Weingartener Liederhandschrift lässt nacheinander folgen: *Her Hainrich von Rugge, Maister Hainrich von Veldeg, Herre Reinmar, Her Uolrich von Guotenburg* u. s. f. In der Heidelberger Hs. heisst er nur *Reimar,* obgleich ein *Reimar der videler* und ein *Reimar*

der junge sich anschliessen. Der Name *Reimar* liess nur an ihn denken. — Als später Reinmar von Zweter auftrat und Anerkennung fand, wurde, da Reinmars Ruf im Laufe der Zeit wohl an Glanz verloren hatte, für die *zwêne Regimâr* (Marner HMS II, p. 173a) eine Unterscheidung nothwendig. Es hätte nun nahe gelegen, einem *Reinmâr von Zweter* einen *Reinmâr von Hagenouwe* entgegenzustellen, aber der Geschlechtsname des letzteren war, wenn überhaupt je zu allgemeinerer Kenntniss in Deutschland gekommen, schon verschollen. Der Schreiber der Pariser Hs. — welche doch, da sie nach Ständen ordnet, auf den Geschlechtsnamen ein besonderes Gewicht zu legen hatte — schrieb über die Lieder des älteren Dichters *Her Reinmar der Alte,* eine Benennung, welche uns die gewohnte geworden ist. Ohne gegen diese Bezeichnung im Geringsten ankämpfen zu wollen, dürfen wir doch dem Strassburger Sänger den Namen nicht vorenthalten, welchen sein Geschlecht Jahrhunderte hindurch in der alten Reichsstadt führte. Wir mögen uns zugleich der Wahrnehmung freuen, dass gerade in dieser Stadt einer der grössten Epiker und einer der hervorragendsten Lyriker der ersten Blüteepoche unserer Nationallitteratur erstanden. Eine Untersuchung über Reinmar ist zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Strassburger Litteratur. Wenn die folgenden Blätter der Sammlung Reinmarscher Lyrik manche schöne Strophe entziehen wollen und so dem Strassburger Dichter einen schlechten Liebesdienst zu erzeigen scheinen, ist zu erwägen, dass wir dem Dichter nur sein Recht thun, indem wir sein Bild aller fremden Zuthaten entkleiden.

In unseren Minnesingerhandschriften ist es bekanntlich oft misslich um die Autorschaft überlieferter Strophen bestellt, sei es, dass dieselben ohne Angabe des Verfassers (etwa unter einem Spielmannsnamen), sei es, dass sie an nachweislich falscher Stelle oder doppelt erscheinen. So stehen in der Pariser Handschrift C an zwei Stellen in Mitten Reinmarscher Strophen Gruppen von Liedern, welche in C selbst oder

in A (Heidelberger Hs.) und B (Weingartner Hs.) als Eigenthum Heinrichs von Rugge erscheinen. Auch in A sind Ruggesche Strophen mit Reinmarschen vermengt. Auf eine weitere Vermischung macht Müllenhoff Zs. 14, 133 aufmerksam: „Von den 48 in B unter dem Namen Friedrichs von Hausen überlieferten Strophen gehören 12 (Str. 12–23) anderen Dichtern an. Der Sammlung ist ein zufällig eingelegtes Doppelblatt, das ein Lied Heinrichs von Rucke (MSF 109, 9–25), 2 Strophen Reinmars (MSF 150. 10–27) und den Anfang (Str. 1–6. 8) der in C aufgenommenen Liedersammlung des Markgrafen von Hohenburg (MS 1, 17) enthielt, einverleibt worden." Die Frage liegt nahe, ob nicht noch andere im MSF unter Reinmar mitgetheilte Strophen, solche besonders, welche in den Hss. neben den nachweislich Ruggeschen stehen, gleich diesen auszuscheiden und vielmehr den Ruggeschen Liedern anzureihen sind. Finden wir nun thatsächlich in der Nachbarschaft der Stellen, wo eine Interpolation mit Sicherheit nachgewiesen werden kann, Strophenreihen, welche in Stil, Stimmung, Darstellung des Liebesverhältnisses u. s. w. sich nicht in den Rahmen des Bildes fügen wollen, das wir uns aus den vorhergegangenen durch die Einhelligkeit der Hss. als Reinmarisch verbürgten Liedern von diesem Dichter entworfen haben, so werden wir geneigt sein, auch sie, wenn Ton und Inhalt es zulassen, für Rugge in Anspruch zu nehmen. Herr Professor Scherer, dem ich die Anregung zu dieser Arbeit verdanke, hat diese Frage neulich in seinem Aufsatze über den Kürenberger (Zs. XVII, 561 ff.) aufgeworfen und die auffallende Aehnlichkeit der Verse 98, 28 ff. und 181, 5 ff. hervorgehoben. S. u.

Wir werden zuvor die sicheren Züge der beiden dichterischen Persönlichkeiten fixiren müssen, um dann, auf die Kenntniss ihrer Eigenart gestützt, über die strittigen Strophen urtheilen zu können.

Heinrich von Rugge.

Von den äusseren Lebensschicksalen dieses Dichters wissen wir sehr wenig. Er war ein Schwabe. Pfeiffer (Germania 7, 110—112) hat einen *Heinricus miles de Rugge* in den Jahren 1175—1178 urkundlich nachgewiesen (Wirtemb. Urkundenbuch 2, 178), der Zeit nach schwerlich unseren Dichter, vielleicht seinen Vater. Die Burg Rucke lag gleich Söfflingen nahe bei Ulm. Pfeiffer ist deshalb zu der Annahme geneigt, dass Heinrich von Rugge in seiner Dichtung von Meinloh von Sevelingen beeinflusst worden sei. Spricht auch zeitlich nichts gegen eine persönliche Bekanntschaft beider, so vermag ich doch irgend eine innere Verwandtschaft nicht zu erkennen. Wohl aber haben wir, wenn in der Pariser Hs. Rugge (XLIV) auf Meinloh (XLIII) folgt, einen neuen Beleg dafür, dass die Anordnung in C mehrfach nach localen Gesichtspunkten geschah. In der für B und C vorauszusetzenden Urhandschrift stand, wie es scheint, Rugge neben Reinmar. B hat, gewiss einem litterarhistorischen Principe folgend, nach einander: *XI her Hainrich von Ruche XII maister Hainrich von Veldeg XIII herre Reinmar*. Ganz ähnlich beim Marner HMS 2. 173a: *der von Rugge, zwêne Regimâr, Heinrich der Veldeggære*. Rugge steht in seiner Dichtweise zwischen den beiden anderen; er geht von Veldeke zu Reinmar über, bis er sich auch von diesem lossagt.

Gleich das grösste Ruggesche Gedicht, der Kreuzleich, gibt uns Gelegenheit, Beziehungen zwischen Rugge und Veldeke zu verzeichnen; da es uns veranlasst, die Erscheinung der Responsion im Leiche und den Liedern zu verfolgen.

Zum Eingange des Leichs (MSF 96, 1—99, 28) ist zu bemerken, dass Rugge, hat er auch eigentlichen Refrain fast gar nicht, es liebt, einzelne Worte oder Sätze zu wiederholen oder wieder anklingen zu lassen. So kehrt der Anfang des Leiches am Ende wieder; 96. 1—2 = 99. 21—22: *der tumbe man von Rugge hât gegeben disen wîsen rât*, während das Folgende nicht wörtlich wiederholt, sondern variirt wird. Drei Abschnitte des Leiches heben mit *nu* an: 96, 17. 97, 7. 97, 27; das von den beiden letzteren eingeschlossene System

hat das Wort im Eingange der Schlusszeile. Die beiden Abschnitte 98, 28 - 32 und 98, 33—99. 2, welche episodisch eingefügt sind und zu einander im Verhältnisse des Vordersatzes zum Nachsatze stehen, beginnen mit den Worten: *sô sprichet.* 99, 1 f. correspondirt mit 99, 20 (*vorhte . . . tôt — fürhtent . . . . tôt).* —

Die Strophe 100, 12 knüpft deutlich an 100, 1 an: *wurd ich ein alsô sælic man — sô sælic man enwart ich nie.*

Merkwürdig ist die Responsion in dem dreistrophigen Liede 101. 15 — 101. 38. Str. 2 und 3 haben den Refrain: *sît ich ir dienen begunde, als ich kunde,* Str. 1 dagegen schliesst mit einem ganz anderen Gedanken, dessen Ausdruck aber dem Refrain sehr angeähnlicht ist: *sît ich niht mâze begunde nochn kunde.* Sind auf diese Weise Str. 2 und 3 enger verkettet, so werden Str. 1 und 2 näher verbunden, indem in der je 4. Zeile an derselben Stelle des Verses die Worte *vor liebe ze verre* erscheinen. In Str. 3 gewahren wir zweimal *ze verre:* in der 3. und 6. Zeile, und es ist wiederum kein Zufall, dass *ze verre* in Zeile 3 zurückzielt auf *ze vaste* in Zeile 3 der 2. Strophe. Dem *ze verre* in Zeile 6 entspricht *ze vil* in der 6. Zeile der 1. Str. Nicht genug; die je vorletzte Zeile der 2 ersten Strophen beginnt mit *diu mich,* dieselbe Zeile in Str. 3 mit *der mich;* durch die Responsion *diu mich — diu mich — der mich, sît ich — sît ich — sît ich* stimmen die je 2 ersten Worte der beiden Schlusszeilen. Heben wir nun auch aus der je 6. Strophenzeile das 2. Wort heraus, so erhalten wir:

Str. 1 *ich mich ich* — Str. 2 *ich mich ich* — Str. 3 *mich mich ich;* also wieder eine leise Variation in Str. 3. Nicht so sicher ist mir, ob auch Zeile 5 in Str. 1 und 3 mit ihrem starkbetonten *daz* correspondiren. Doch scheint es glaublich, denn die Str. 1 und 3 zerfallen in je 2 Hauptsätze; der je 2. Hauptsatz nun beginnt mit diesem stark accentuirten *daz.* Die 2. Strophe hat 3 Sätze: 3 Verse — 2 Verse — 3 Verse. Ich mache darauf aufmerksam, dass Str. 1 und 2 einander am ähnlichsten sind, indem Strophe 3 auch metrisch abweicht. S. u. Jedenfalls haben wir hier eine sehr kunstvolle Responsion vor uns.

102, 27 — 103, 2. Man beachte am Schlusse der je vorletzten Zeile das *valschen muot.*

108, 22 — 109, 8. Str. 1 und 2 beginnen mit *Diu werlt,* Str. 3 nicht.

110, 8—25. Reime *bî sî vrî — bî sî vrî;* 110, 16 *ich lieze in vrî* — 110, 25 *sô lâze si mich vrî.* 110, 24 *freisch* entspricht dem *mære kome* in Zeile 15, ebenso *mit valsche* dem *unstæte.*

In dem dreistrophigen Schlussgedicht ist wiederum Str. 3 von der Responsion ausgeschlossen. 110, 26 *ich suoche wîser liute rât* — 110, 34 *ich hôrte wîse liute jehen.* Auch die je drittletzte Zeile ist beizuziehn: *si kan verkêrn sorge der ich walde — si kan vertrîben senelîche swære.* Rugge mag diese Manier dem Veldeker abgelernt haben. Dass er diesem näher steht, beweist, um von inneren Gründen jetzt abzusehen, schon der Umstand, dass die Str. 100, 34 ff. mit ihrer abgeschmackten Häufung des Wortes *minne* sicher dem Veldekeschen Gedicht 61, 33 ihre Entstehung verdankt (s. Scherer Deutsche Studien I, p. 53). Scherer weist auch darauf hin, dass der Dietmarsche Ton 35, 16 bei Veldeke 67, 9. 65, 13 und bei Rugge 103, 3 wiederkehrt. Des Veldekers Lieder sind mit wenigen Ausnahmen einstrophig, also schon desshalb der Responsion in sehr geringem Masse zugänglich, denn dass gewisse Stichworte, wie *blîde, die bœsen,* immer wiederkehren, ist hier von keinem Belang, gleichwie die sachliche Anordnung im Spervogel es mit sich bringt, dass dieselben Worte im Anfange mehrerer Strophen erscheinen. Doch hat Veldeke vollen Refrain und Responsion.

59, 30 *rehte minne sunder riuwe und âne wanc* — 60, 7 *rehte minne sunder wîch und âne wân* — 60, 11 *rehte minne.* Str. 3 correspondirt also auch bei Veldeke weniger!

60, 17 — 60, 25 Refrain von 4 Zeilen mit der kleinen Abweichung dass 60, 25 an Stelle von *er ist* ein *si ist* getreten ist; doch bilden diese demselben Tone angehörenden Strophen kein einheitliches Gedicht.

57, 15 f. *daz ich, daz ich* — 57, 22, *dat hê, dat ich* — (57, 29 *dat hê)* 57, 31 f. *dat hê, dat hê.*

62, 13 *diu wîp hazzen grâwez hâr* — 62, 20 *ich hazze an wîben kranken sin.*

Wenn wir die Vielstrophigkeit der Hausenschen Lieder in Erwägung ziehen, so bietet er verhältnissmässig wenig. Dasselbe gilt in noch höherem Grade von Reinmar. 151, 17 *genâde* – 151, 25 *Genâden.* — 176, 5 ff. 4strophiges Lied: Str. 2 und 3 beginnen *Frouwe ich hân,* Strophe 1 und 4 enthalten das Wort *frouwe* in der Schlusszeile. — 177, 10 ff.: in Str. 1 und 2 sind Frage und Antwort so vertheilt, dass die Anrede *frouwe* dieselbe Stelle erhält; ebenso in Str. 3 und 4 der Ausruf *ôwê.**

Wir können in dieser Hinsicht, wie auch sonst, die Proportion aufstellen, Veldeke: Rugge = Hausen: Reinmar. Zu Veldeke und Rugge gesellt sich der Morunger.

Es scheint mir gut, gleich mit der Betrachtung der einzelnen Gedichte eine Characteristik des Dichters zu verbinden und am Schlusse erst die so im Einzelnen gewonnenen Züge zusammenfassend zu einigen. Bei der Behandlung des Leichs habe ich eigentliche Interpretation in weiterem Masse eingewebt, als ich es bei den Liedern thun zu dürfen glaubte, um die einheitliche Betrachtung nicht durch eingeschobene Abschweifungen zu zersprengen und eine übersichtliche, zusammenhängende Argumentation zu wahren. Ich verweise deshalb auf die angehängten Anmerkungen und Excurse.

Für die Beurtheilung des Handschriftenverhältnisses ist der Kreuzleich von gar keiner Bedeutung, da er nicht in B, C oder A, sondern in der Benedictbeuern-Münchener Hs. N überliefert ist. — 96, 1 *ein tumber man.* Aehnliche Ausdrücke sind bei Rugge häufig, aber nicht nur bei ihm. Im Leiche (96, 1. 96, 9. 96, 18. 99, 21) ist es die göttliche Macht und

* Ich gedachte eigentlich hier einen Excurs über Refrain und Responsion im älteren Minnesang einzurücken, doch dürfte es jedenfalls angezeigter sein, diese Erscheinung auf dem ganzen Gebiete der alten Lyrik zu verfolgen, was ich mir vorbehalte. Besondere Beachtung verdienen dabei die Tagelieder und die dreistrophigen Gedichte. Ich unterlasse es, schon jetzt Beispiele dafür anzuführen, dass in den letzteren, wie bei Rugge, Refrain und Responsion in Str. 3 oft gar nicht oder variirt erscheinen.

der hohe Ernst der Kreuzfahrt, denen gegenüber er sich gering und unerfahren dünkt. Göttlicher *(wîser)* Rath spricht aus seinem *tumben* Munde. *Tump* auf Minne angewandt ist formelhaft[1]); der unglückliche Liebhaber schilt sein fruchtloses Bemühen, oder es soll das gänzliche Gefangensein aller Sinne ausgedrückt werden. Rugge 103, 36; 104, 1 *(guoch)* 104, 3 *tôr*. 110, 26 setzt er sich in Gegensatz zu *wîsen liuten*; auch das ist häufig. *Tumber man* kann im Leiche keinesfalls die Bedeutung: jung, jugendlich, unerfahren haben (etwa wie Nib. 2187, 1 *dô garte sich der wîse durch des tumben rât)* ebenso wenig wie sich das *ir wîsen* an das Alter wendet. Solcher Ausdruck der Bescheidenheit ist häufig, vgl. Ulrich von Lichtenstein 251, 18 *ez ist mîn tumber mannes rât,* oder, wo kein Zweifel bleiben kann, Guter Gerh. 5388 *ein tumber man vil dicke gît an einer nôt vil wîsen rât* (siehe auch 6881). Da unser Dichter 1075—1078 als *miles de Rugge* urkundlich vorkommt, wenn er es ist, der Leich aber zu Ende des Jahres 1190 gedichtet wurde, als man den Tod Kaiser Friedrichs I. erfuhr (s. Haupts Anm. auf S. 270), so stand Rugge damals im gereiften Mannesalter, dem auch der hier bekundete ernste, gottergebene Sinn geziemt.

Wer sein Augenmerk auf die Syntax der Ruggeschen Gedichte richtet, nimmt sofort wahr, dass die Satzfügung überaus einfach ist. Kurze Sätze werden paratactisch an einander gereiht. Er geizt so sehr mit copulativen oder adversativen Partikeln, dass seine Redeweise nicht selten etwas Abgerissenes an sich hat. Namentlich sind knappe Schlusssätze, welche in wenigen Worten und darum um so eindringlicher Schlüsse aus dem Vorhergesagten ziehen oder recapituliren, in Rugges Art. Mit seiner schlichten Parataxe steht er durchaus auf altem Boden. 97. 19. 97, 26. 97, 34. 98. 16. 98, 20. 99, 16 *(daz ist ein michel nôt* ganz in der ursprünglichen, einfachen Art des Urtheiles wie *daz ist lobelîch; daz ist schedelîch)* 99, 28. 99. 39. 100, 27 *(daz ist wol schîn)* 100, 33. 101, 14. 102, 13. 102, 26. 104, 32. 105. 23. 106, 14 *(jô meine ich nieman wan ein wîp* vgl. 8, 31 *jon mein ich golt noch silber)* 106, 23. 108, 13 *(daz ist wol).* So wird besonders am Schlusse eine Liebesbetheuerung oder ein Lob der Frau

angebracht, indem das Gefühl gleichsam noch ein Mal voll hervorströmt: 99, 39 *si ist mir liep alsam der lîp* 106, 23 *ich bin diu sîn noch nie vergaz* u. s. w. Auch sonst sind bei Rugge diese kurzen Sätze häufig, besonders im Leiche. 96. 25 *als müezen wir* bestimmt und eindringlich. 99. 18 wird der Gegensatz durch das Asyndeton ausgedrückt: *diu helle dinst ein bitter hol — daz himelrîch genâden vol.* Auf diesen Stil hat vielleicht auch die Kreuzpredigt eingewirkt. Der zur Aufmerksamkeit anspornende Ruf *nu hœrent, nu merkent* war in der Predigt sehr beliebt; *nu merkent* lesen wir bei Meister Eckhart auf jeder Seite. — Vgl. noch 104, 9. 104, 28. 105, 9. 96. 26 *jâ* dieser bekräftigende Ausruf findet sich bei Rugge noch 97, 23. 106, 14; andere Ausrufe 98, 8. 98. 22. 98, 38 *(fiu)* 107. 12. 108, 18.

Ueber einige Stellen des Leichs wird zu 108, 28 ff. gehandelt werden. Sowohl hier, wie in Rugges übrigen Gedichten sind sinnliche volksthümliche Redensarten zahlreich, welche bei streng höfischen Sängern nur vereinzelt erscheinen. 96, 12 *mêre danne vil* 98, 34 *nieht bastes wert* 102. 25 *niht wan siben füeze lanc* 104, 14 *an dem hât haz bî nîde ein kint* (Walther 59, 1 *haz unde nît* als Boten) 105, 32 *ûf mîner hant wolt ich in tragen* 108, 5 *ze Rôme keiser.* Beizuziehen sind auch 108, 24 *fröwent sich zwêne, so spottent ir viere* 108. 31 *daz ir der vierde niht rehte nu tuot* 109, 7 *drî oder viere*[2]). Dazu kommen die übermüthigen Hyperbeln 102, 23 *(tûsent lande),* 104, 6 *(tûsent jâr),* 106. 31 *(het ich von heile wunsches wal über elliu wîp).* Die Sentenzen im Leich 97, 39 f. *diz kurze leben daz ist ein wint:*
wir sîn mit sehenden ougen blint
sind in diesem Zusammenhang fast typisch zu nennen[3]). Auch hier sei an den Einfluss der Kreuzpredigt erinnert.

Bei der Aufforderung zum Kreuzzuge wird immer an die Nichtigkeit des Erdenlebens erinnert. 94, 24 *daz wirt der sêle ein iemerleben* der von Kolmas 121, 9 *ditze leben smilzt als ein zin* (Psalm 68. 3 *sicut fluit cera a facie ignis)* 120, 5 *ditz leben ist unstæte.* Walther klagt in wörtlicher Uebereinstimmung mit 97, 40. wo er Christus um Befreiung aus den Sünden der Welt bittet, 123. 35 *ich was mit sehenden*

ougen blint. Bruder Wernher im Kreuzlied II, 235b *wir wâren in der finster mit gesehenden ougen blint.*

Auch durch schöne Vergleiche und Bildlichkeit des Ausdrucks zeichnet sich der Leich aus: 97, 19 ff. Gott bietet *süezen market,* die *sedel* im Himmel sind feil. der Kaufpreis ist treuer Dienst, vgl. 98, 8 ff. 98, 7 die Seele wird mit einer *liehten himelskrône* geziert. 98, 16 *in hât sîn gnâde erwecket.* 98, 17 *wir wâren lâzen under wegen,* in der Welt verirrt[4]). — 102, 31 falsche Leute werden mit tückischen Hunden verglichen. 102, 38 ein gleissendes Prunkkleid birgt oft Arglist der Gesinnung.

97, 10 *der rîche got* ist formelhaft[5] ; noch ein Mal 98, 14.

97, 25 *grôz liep ân allez leit* im Gegensatz zum Minnedienst, wo „Liebe“ und Leid typisch verknüpft sind. 97, 28 die im Kreuzzuge mit Kaiser Friedrich Gefallenen. 98, 2: Wie höhere und weltliche Minne hier überhaupt einander gegenüber gestellt werden, wenn dieser Gedanke auch nicht bestimmt hervorgekehrt ist, so kehren Ausdrücke wieder, welche sonst von der Frauenliebe gebraucht werden: *mit rehten triuwen meinen* sagt Rugge 106, 29 zur Dame.

Die Allitteration in den Zeilen *sælec sêle .... sunder strît* ist gewiss beabsichtigt: ebenso 99, 7 ff. *daz heil der kristenheite, diu helle diust ein bitter hol, daz himelrîch.* — 98, 12 *nâch wünneclîchem lône* (97, 16 *nâch dem wünneclîchen heile),* wie in der weltlichen Minne um die *wünneclîche* Gunst der Frau geworben wird. Rugge stellt öfters den Satz auf, dass ein Liebesverhältniss ohne *lôn* abzuweisen sei[6]). Er dient nur, wo gelohnt wird. 100, 2. 102, 26 *bezzer lôn,* der göttliche. 104, 19 *swer dienest ungelônet nimet, daz ist ein site, der niemen zimet.* 110, 29 *diu ..... ie nach êren frouwen prîs bezalde.* Anders Reinmar. – 98. 14 *entslâfen,* d. h. um uns unbekümmert. Vgl. die Minnepoesie z. B. MSF 78, 13 *ich wæne an ir ist genâde entslâfen deich ir leider niht erwecken enkan.* Gott will der Menschen *phlegen,* sie erretten; 102, 19 *dô er unser wolte flegen* (Christus). Johannsdorf 95, 14. Freidank 59, 24 *und lân die sêle underwegen, daz hulfe, woltir ieman pflegen.* Unzählig oft bei Abschieden (also besonders im Tagelied), z. B. HMS I, 27b.

99, 3 *stolze helde*; 98, 19 *vil manegen stolzen degen**). — 99, 8 Antithese. wie sie in der populären geistlichen Poesie beliebt war. Vgl. z. B. Dkm. XXX. — Wie schon oben bemerkt, liebt Rugge den Imperativ mit einem *nu* einzuleiten, so auch hier zweimal 99, 10. 99, 18. Der Vers 99, 17 *ich râte in dar ich selbe bin* lehrt, dass Rugge persönlich am Kreuzzuge Theil nahm. 99, 19 = 96, 5.

Aehnliche Schlüsse, wie hier, hat Konrad v. Würzburg. Der Welt Lohn 203: *von Wirzepurc ich Kuonrât gib iu allen disen rât.* Die Mahnung am Schlusse, man solle der Zeit wahrnehmen, bald sei es zu spät, finden wir auch im Kreuzliede des v. Kolmas MSF 121, 10 ff. *(. . . . sô wirt ez ze spâte).* Der Gedankenzusammenhang des Leichs ist etwa folgender: Ich bin gering, aber mein Rath ist gut, denn die Dienstmannschaft Gottes führt zur Seligkeit. Der Dienst verlangt Freiheit von allem Weltlichen. Dann kann es auch uns so wohl werden, wie Kaiser Friedrich und seinen Mitstreitern, welche die himmlischen Freuden geniessen. Diese sind uns allen zugänglich. Die Todten sind nicht zu beklagen, denn unser Leben ist kurz und werthlos. Wie herrlich ist es dagegen im Himmel unter Gottes Pflege. Nehmet deshalb das Kreuz. Gegenrede und Abfertigung eines feigen Weltdieners. Erneutes Preisen der Gefallenen und Mahnung zur Nacheiferung. Ich bin gering aber mein Rath ist gut (s. o.); folgt ihm rasch, sonst ist es zu spät.

In den Reimen des Leichs herrscht strengste Reinheit; alle Lieder, in denen unreiner Reim vorkommt, sind früher anzusetzen.

Die ergreifende Simplicität der Sprache, die Eindringlichkeit der Mahnungen, die Bescheidenheit und Frömmigkeit der Gesinnung machen es begreiflich, dass Rugge mit diesem Gedichte (vielleicht sind andere verloren) zu den namhaftesten Leichdichtern jener Zeit gehört, wie die Aufzählung bei dem v. Gliers MS. I. 43b bezeugt: *lebte der von Guotenburc, von Turn, von Rugge Heinrîch, von Ouwe und der von Rôtenburc, dâ bî von Hûsen Friderîch . . . . daz wâren alse guote man, daz man an leichen ir genôz niemer mê gevinden kan. ir kunst*

was âne mâze grôz. Heinrich v. Türlein 2841 f. zeichnet unseren Dichter durch besonderes Lob aus:

ir (der Dichter) sûl und ir brüke
Heinrîch von Rüke.

Wo es darauf ankommt, eine Reihe der besten älteren Minnesinger aufzuzählen, wird er nicht vergessen. S. die von Haupt in den Anm. p. 260 f. angeführten Stellen. Er gehört zu den wenigen, welche tiefen Sinn für den Ernst des Lebens und Verständniss für die religiösen und politischen Fragen der Zeit mit frischer Lust an den Lebensfreuden zu verbinden wussten.

Bevor wir uns einer kurzen Betrachtung der Lieder zuwenden, wird es sich empfehlen einen Blick auf die handschriftliche Grundlage zu werfen, wie sie sich uns in der Hs. B zusammen mit C darbietet. A ist erst in zweiter Linie von Belang. Scherer hat in der Zs. a. a. O. den Plan der in B erhaltenen Strophen folgender Massen dargestellt: B 1—4 = MSF 103, 3—34 Gegenseitige Erklärung. Das Resultat ist an die Spitze gestellt, wie beim Regensburger und Rietenburger, oder bei Veldeke die Entzweiung.

B 5 = 105, 15 ff. Abwesenheit. (B 6 = 105, 24 ff. Allgemein gehalten.)

B 7. 8 = 106, 24—107, 6 Es ist Winter. Er ist betrübt, bittet die Dame um Trost.

B 9. 10 = 107, 7—26 Es ist Sommer. Er sehnt sich nach Liebesbotschaft. Die Dame verkündet ihm solche.

B 11 ff. = 107, 27 ff. Sprüche, in denen eine streng-historische Ordnung nicht inne gehalten ist. Die Winterstrophe B 14 *ich hôrte gerne ein vogellîn* ist vor B 13 zu stellen, denn hier spricht der Dichter die freudigen Empfindungen aus, welche er im Winter schmerzlich ersehnte. Vielleicht folgt nun erst B 12: Abschied.

B 15—17 = 103, 35—104, 23 Allgemeiner gehalten.

B 18—20 = 108, 22 ff. Ernste Satire, welche mit der Liebeslyrik nichts zu thun hat.

B 21 = 100, 23 ff. Sorgen der Frau.

B 22. 23 = 110, 26—111, 4. Hierher gehört (s. Scherer) eigentlich der Anfang von B. Umgekehrt glaube ich, dass mit B 22. 23 das ganze Liebesverhältniss überhaupt eingeleitet wird, also Anfang und Ende gleichsam vertauscht sind. Damit soll nicht behauptet sein, dass 110, 26 ff. das erste Lied ist, sondern nur, dass es den Anfang des Verhältnisses zurückblickend behandelt. Wir erfahren gleich im Eingange das Resultat und erst am Ende die anfängliche Entwicklung. Die Strophe C 34 stand auch in der gemeinsamen Quelle von B und C und zwar auch hier schon lückenhaft. B nahm die verstümmelte und in ihrer zweiten Hälfte unverständliche Strophe nicht auf. B 23 möchte ich vor B 22 gestellt wissen, dann haben wir eine vortreffliche Einleitung zu einer Folge von Liebesliedern.

B 23 Der Dichter erzählt, wie er durch *wîse liute* auf die Damen aufmerksam gemacht wurde. Er erkennt ihre Vorzüge und findet, als er sich ihr nähert, freundliche Aufnahme, der ein glücklicher Besitz folgt.

B 22 Die *wîsen liute* sollen ihm nun auch rathen, wie er, nachdem er auf ihren Rath sich an die Dame gewandt und ihre Güte erfahren hat, sich die Gunst der Geliebten erhalten könne. Die zweite Hälfte der Strophe richtet sich an die Frau selbst und bittet, sie solle ihre bisherige *güete mêren,* d. h. sie solle ihm ihre volle Liebe schenken.

C 34 schliesst sich hier trefflich an: das Flehen des Geliebten rührt die Frau; sie versichert ihn ihrer Huld, *des er betwinget mich mit sîner güete. an mir er niemer missevert.*

Dass uns in B der alte Kern der Ruggeschen Liebespoesie vorliegt, beweist die von Scherer (a. a. O.) gemachte Beobachtung, dass sich gerade in den Strophen der Hs. B die unreinen Reime (ausser 109, 19 *naht — gedâht)* finden: 103, 20—22 *wîp — lît,* 103, 31—33 *hân — kan,* 103, 36—38 *kan — stân,* 106, 35 ff. *sinne — minne — gedinge,* 107, 17 ff. *verzagen — tragen — haben — klagen — sagen,* 108, 27 f. *genuoge — truobe,* 110, 35 ff. *wîbe — lîbe — vertrîben — belîbe.* Die mehrstrophigen Lieder haben 3 Strophen oder 3 Strophen + 1 Frauenstrophe (oder B 7—10). —

In C ist nach Scherers Darstellung eine Sammlung vor-

geschoben: C 1—12. Es fehlt B 5 *wan daz ich friunden volgen sol,* ferner B 15—17 = MSF 103, 35—104, 23.

Fragen wir nun, ob die Str. C 1—12, abgesehen vom Reim, einen bestimmten einheitlichen Character tragen, so können wir, abgesehen von der Wortspielerei der Str. C 4 *Minne minnet,* sagen, dass uns darin grösstentheils ernste Lieder vorliegen. Sie gehören einer etwas späteren Periode, in welcher Reinmarscher Einfluss wirkte, aber auch überwunden ward. Frauenstrophen fehlen. Liebessehnsucht und Liebesgram, in welchen aber ab und zu der Lichtblick der Freude und des Scherzes fällt, wechseln mit gehobenen Strophen, die sich mit Zeitfragen beschäftigen. An der Spitze steht eine Winterstrophe.

A endlich gibt unter der Ueberschrift *Heinrich der Riche* die 4 Str. des Tones 106, 16 ff. unter der Ueberschrift *Heinrich von Rucche* die 4 Strophen des Tones 107, 27 ff. A 1: Winter — A 8: Winter.

Wir kehren nun zu dem Anfang von B zurück.

103, 3—34 Rugge wünscht der Frau alles Heil. Sie hat seine Wünsche erfüllt: 110, 33 *daz sol si mêren* — hier *si mêret vil der vröide mîn.* Er preist sich glücklich, dass er sie zur Geliebten erkor, freut sich ihrer Vorzüge und schwört ewige Treue. Die Frau antwortet im gleichen Sinne: ihr Herz ist froh; des Ritters Liebe verscheucht alle Sorgen. Sie lohnt ihm seinen treuen Dienst.

103, 3 *vriunt.* Die Freunde (oder Verwandten) des Dichters werden auch sonst häufig erwähnt[8]). Rugge gedenkt ihrer mehrmals: 105. 15. 107, 37. 110, 3. *friunt* ist ihm sowohl Geliebter als Geliebte (Walther immer *friundinne):* 98, 35. 100. 23. 104, 5. 103, 34. 110, 12. — 103, 31 *ze guote* Rugge: 96, 3. 99. 24 *(in guot).* 100, 8. 103 1.

103, 32 *daz ist uns beiden guot gewin,* vgl. auf den göttlichen Dienst angewandt 96, 5. 99, 19 *daz wirt iu ein vil grôz gewin.* —

105, 15 ff. Der Dichter ist von der Geliebten entfernt. Er scheint in Gesellschaft von Freunden zu sein. An den Kreuzzug darf man nicht denken; schon deshalb nicht, weil Rugge im Leich die Frauen nicht über die Abreise der

Männer klagen, sondern sie im Gegentheile die daheimbleibenden als Feiglinge verachten lässt. Er überträgt einen Theil seiner ernsten Gesinnung auch auf die Frauen. Wie sollte er im hl. Lande sagen: *ich bin mir schedelîchen hie,* oder: *si zürnet sêre, wæne ich wol, diu guote, diech dâ senende lie.* Die letzten Worte zeigen, wie treu ihm die Geliebte anhing.

105, 24 ff. Die Strophe ist gnomisch. Er selbst liebt die Freude, missgönnt keinem anderen die seine, sondern sieht gern alle Welt froh.

105. 32 *ûf mîner hant wolt ich in tragen*[9]).

106. 24 — 107, 6. Der Eingang zeigt das typische Naturgefühl. Sehr mit Unrecht spricht Liliencron (s. u. bei Reinmar) unserem Dichter die Naturempfindung ab: er hat ihr an den folgenden Stellen schönen Ausdruck verliehen:

99, 29: erst hatte die Heide *liehte varwe,* der Wald war grün, jetzt sind *beide val,* die *bluomen* sind *betwungen vom winter,* die *liebe nahtegal*[10]) hat ihren Sang *vergezzen* — er bleibt der Geliebten treu (vgl. z. B. 38, 1).

106, 24 die *heide* ist *val, snê,* keine *bluomen,* die Vöglein trauern: das thut der Geliebten weh. Er betheuert ihr seine treue Liebe.

107, 14 *diu zît hât sich verwandelôt, der sumer bringet bluomen rôt:* frohe Hoffnung, welche sich auch erfüllt.

108, 6 *schœner sumer,* viele *vogele, der grüene walt mit loube stât:* die Frau hat ihn *getrœstet,* er ist froh.

108, 14 Sehnsucht nach Vogelsang, der Winter ist *swære und âne mâze lanc:* er freut sich auf den Sommer, die Zeit des *hôhen muotes.*

109. 10: Freude im Sommer. Man sieht, Rugge steht auf dem Boden der alten Tradition. S. über die ganze Frage unter Reinmar. — In 106, 24 ff. ist die Frau traurig, er selbst wartet missmuthig auf *lôn* und Trost. Ein unnützes Gerede übelwollender Leute (s. u.) scheint eine Verstimmung herbeigeführt zu haben. Man kann daran denken, dass sie ihn der Untreue ziehen, da er sich hier so lebhaft dagegen verwahrt[11]). Oder es trat eine strengere Bewachung der Frau ein. 107, 1 *nu machet valscher liute nît daz guot gedinge wirt ein teil ze*

spæte. Diese *valschen liute* werden *merkære (kleffære)* sein. Rugge hat den Terminus *merkære* nicht. 107, 4 *betwungen* s. Haupts Anm. MSF p. 233. – Die inneren Reime sind in Str. 1 stumpf, in Str. 2 klingend.

107, 7 — 107, 26. Auf eine Abwesenheit Rugges deutete schon 105, 15 ff. Er wartet hier traurig auf eine Liebesbotschaft von der Dame 107, 16: *wolte si mir künden liebiu mære*. Möglich ist auch, dass er, verstimmt über den *haz* der *valschen liute*, sich zu rückzog. Dazu würde ganz gut der Vers 107, 23 passen: *sîn langez fremeden muoz ich klagen*, denn *fremeden* bezeichnet oft freiwilliges, absichtliches Fernbleiben. Da aber der Sommer naht, muss die winterliche Missstimmung weichen. Die Dame entsendet einen Boten; sie will die Sommerwonne geniessen und auch, dass er in Freude lebt, vernehmen.

107, 21 *zouberliste;* die Stelle wird zu 185, 14 des weiteren besprochen werden.

107, 27 ff. ist allgemeineren, didactischen Inhaltes; deshalb die Einstrophigkeit.

107, 35 ff. Ein kurzer Abschiedsgruss. An den Kreuzzug ist (s. o.) kaum zu denken. Irgend wahrscheinliche Vermuthungen über diese Abwesenheit lassen sich nicht aufstellen. Der Eingang *ich tuon ein scheiden daz mir nie von keinen dingen wart sô wê* ist von Rubin nachgeahmt worden: HMS I, 319a *Er tuot ein scheiden von mir hin, daz mir nie scheiden leider wart*.

108, 6 ff. Er hat den *trôst* genossen. Das Liedchen ein Ausfluss von Rugges sanguinischem, leichtbeweglichem Sinne, gehört wohl demselben Sommer an wie 107, 7 ff. und ist diesen Strophen anzureihen. Ueber 103, 35 ff. s. u.

108, 22 — 109, 8. Ein ernstes, die Gebrechen der Zeit rügendes Lied. Böse Sitten nehmen überhand. Missgunst und Habsucht haben sich überall eingenistet. Die Welt ist freudlos. Sogar die Frauen werden angefeindet. Der Dienst verfällt. Rugge ist darüber betrübt. Dass diese seine Betrübtheit allen auffällt, ist ein Beweis, wie wenig man an ihm eine solche Stimmung gewohnt war. 108, 28 *truobe* ist eine zweifellos richtige Conjectur Haupts; C: *ich tumbe niht singe*, AB: *ich niht singe*.

108, 32 *juden und cristen, in weiz umb die heiden*[12]). Das *in weiz* kann kaum darauf deuten, dass Rugge dies Gedicht vor dem Kreuzzuge verfasst hat; dies geht freilich schon aus dem unreinen Reim *genuoge : truobe* klar hervor.

108, 35 das Gut soll im Lande bleiben, nicht fortgerafft werden. Soll hier gegen römische Habgier polemisirt werden? Ist doch die Klage, dass das deutsche Gold in den römischen Säckel wandere, eine allgemeine. Carm. bur. XVIII. Freidank 152, 19 *rœmesch netze vâhet golt silber bürge und lant.* Walther 34. 11 *ir tiuschez silber vert in mînen welschen schrîn.* Rugge zeigt in seinen ernsten Liedern mehrfache Aehnlichkeit mit Walther. Beide, und keine andern Minnesinger ihrer Zeit, schelten den weltlichen Sinn der Menschen, die Lust am Gelde, den Verfall guter Sitte, die einreissende Missachtung der Frauen. Im Minneliede huldigen sie der durch Reinmar von Hagenau zur allgemeinen Geltung gebrachten Mode des *trûrens,* bewahren sich aber einen freieren, volksthümlicheren Ton, sinnliche Frische und unbekümmerte Fröhlichkeit. Freilich steht Walthers Lyrik hoch über der Ruggeschen, aber Standpunkt und Ziele sind die gleichen. Als directe Zeugnisse eines näheren Verhältnisses möchte ich anführen, dass mehrfache Anklänge es wahrscheinlich machen, jeder habe des anderen Gedichte gekannt. S. u.

Rugge 100, 1 *wurde ich ein alsô sælic man daz,* 109, 33 *und wirde ich noch sô sælic man* — Walther 99, 34 beginnt eine Str. *wirde ich iemer ein sô sælic man daz.* Rugge 101, 23 Str. 2 beginnt *Kunde ich die mâze* — Walther 43, 19 Str. 2 beginnt *Kunde ich die mâze.* Bei beiden geht das Wort *mâze* schon in der Endzeile der ersten Strophe vorher. Stropheneingänge haften ja besonders leicht im Gedächtniss. Vgl. auch Rugge 102, 18 f. und Walther 15, 13 ff.

Rugge 103, 3 f. *Hân ich iht vriunt, die wünschen ir, dazs iemer sælic müeze sîn* (er hat es wohl vom Morunger 140, 31 *und wünsche ir dazs iemer sælic müeze sîn)* — Walther 100, 18 *dazs iemer sælic müezen sîn* (die Frauen). Die am Schlusse der 2. Str., der zum Persönlicheren überleitet, erhobene Klage, dass der Frauendienst verfalle, wird zuerst von Veldeke ausgesprochen. Ihm dankt Rugge viel-

fache Anregung. 61, 18 ff.: *rehte minne* und mit ihr die *êre* haben *bœsen siten* weichen müssen. Wer die Blütezeit der Minne noch schaute, muss jetzt trauern; die Männer schelten die Frauen. Vgl. Ulrich v. Lichtenstein 609. 635, 11. Walther 24, 12 *si* (die Jüngeren) *schallent unde scheltent reine frouwen.* Diese arge Sitte weist Rugge 109, 1 ff. gebührend zurück. Solchen Männern soll alle Minne abgesprochen sein, und Rugge wird ihre Trauer von Herzen verlachen. Str. 3 ist leichter und heiterer, als Str. 1 und 2. Wir finden oft, dass die erste Strophe allgemein gehalten ist, die zweite Hälfte der zweiten aber zu der individueller gefärbten dritten überleitet.

100, 23 ff. Sorgen der Frau.

Ueber das Lied 110, 26 wurde schon gesprochen. Die Str. 110, 34 ff. ist vor 110, 26 ff. zu stellen.

Wir gehen jetzt zu der Sammlung C 1—12 über.

99, 29 ff. Einer Naturschilderung folgt die Versicherung der Treue. Zum Schlusse fasst der Dichter alles zusammen in der allen Minnesingern eigenen Betheuerung: *si ist mir liep alsam der lîp.* MSF 11, 15. 12, 32. 43, 21. 54, 18 u. s. w. Ulrich von Lichtenstein hat die stereotype Wendung: *si ist (ir sît) mir liep für elliu wîp und lieber dan mîn selbes lîp.*

100. 1 ff. In Reinmarscher Manier sind besonders die Verse 100, 4 *so erwurbe ich daz ich nie gewan,* 100, 6 *ân alle valsche missetât.* Diese und die folgende Str. gehören zu Rugges schwächeren Leistungen. Er schlägt den conventionellen Ton der Klage über verschmähte Liebe, allzulanges Warten und drohende Gefahren an, doch sieht man leicht, dass ihm dieses Kleid nicht passt. Er bewegt sich hier in einem ausgetretenen Geleise, ohne eigene individuelle Züge hinzuzuthun. Den Dichtern jener Zeit fehlt nur zu oft die Kraft, sich über das Typische und Traditionellle hinweg auf den subjectiven und dabei doch allgemeinen Standpunkt des Selbsterlebten und Selbstgefühlten zu schwingen. 100, 1 *wurde ich ein alsô sælic man daz,* ebenso Dietmar 35, 18 *wurde ich sô sælic daz*[13]). 100, 7 *nu geschiht* Verschleifung.

100. 12 über das Fehlen des Artikels s. Haupt zu Neidhart 89, 17. Ebenso 109, 33 *sô sælic man,* Bernger 115. 15 *noch niene wart sô trûric man.* — 100. 19 der noch nicht erhörte Liebhaber tröstet sich mit dem auf der geistlichen Vorstellung von der göttlichen Versuchung beruhenden Gedanken, die Frau wolle ihn nur auf die Probe stellen: 19, 17. Rugge hat diese Anschauung vielleicht von Reinmar entlehnt: 161, 30 *daz si mich noch wil versuochen baz.* Die Strophe schliesst mit einer eidlichen Liebesbetheuerung[14]).

100, 34 ff. Solche abgeschmackte Kunststücke sind öfters vollführt worden. *Liep* und *liebe* gehäuft HMS I, 351a. 353a. Mehrfach bei Reinmar v. Zweter, z. B. HMS II, 219a *(wunder).* Zu unserer Stelle vgl. man noch HMS I, 290b:

Minne, minnecliche Minne
minne mich, sît ich von herzen minne dich,
mich, ich minne dîne sinne,
Minne, wiltu danne dîne sinne an mich
Unminnecliche kêren, Minne, owê
sô ist, Minne, ir minne unminneclich, wil si
daz fröude an mir zergê.

Rugges Wortspielerei scheint, wie erwähnt, auf einer Nachahmung Veldekes zu beruhen, der 61, 13 ff. ebenfalls das Wort *minne* und seine Ableitungen, verbunden mit dem Possessivpronomen *mîn* häuft (vgl. Veldeke 65. 3 *dû mîne minne schînen min).* Rugge geht aber weiter. — Er hat mit Veldeke mehrere Berührungspuncte. Dass beide die Responsion in ganz ähnlicher Weise angewandt haben, versuchten wir oben zu zeigen. Die Stimmung ihrer Lyrik ist eine verwandte: *fröide* und *blîdeschaft.* Sie bekunden durchweg die alte Naturempfindung. Beide haben viele einstrophige Gedichte. Ihre Satzfügung ist kunstlos und einfach. Man vgl. die kurzen Sätze bei Veldeke: 58, 31 ff. 60, 20 *(daz ist guot)* 61, 7 f. 66, 31 *(des ist lanc)* u. s. f. (Fremdworte und Citate hat nur Veldeke: 58, 35 *Tristrant,* 59. 1 *poisûn,* 62, 16 *amîs,* 66, 16 *Salomône.* Ebenso grammatischen Reim 57, 20 ff. *gunde gan gunde kan kunde).* Auch der für Rugge wichtige innere Reim erscheint, obgleich nur in geringem Masse. S. das Lied 62, 25 — 63, 19 *genôz*

— *grôz, verdrôz; hô — alsô, frô; tôt — nôt, gebôt* (der Vocal *ô* geht durch). Mit Recht nimmt Bartsch, auf dessen Untersuchung über den inneren Reim (Germania XII, 128 ff.) ich überhaupt verweise, auch in den Zeilen 60, 18 f. 60, 26 f. inneren Reim an.

er (si) ist edel unde fruot
swer mit êren, kan gemêren
sîne blîtschaft daz ist guot.

wo der trochäische Dimeter mit der Diärese vortrefflich passt. Die vorletzte Zeile ist eine Waise mit innerem Reim. Zuerst hat ihn Friedrich v. Hausen, und zwar in derselben Art, wie Veldeke. Weiter geht Gutenburg. Rudolf v. Fenis hat ihn in bescheidenem Masse. Bernger 115, 3 ff.; kunstvoll 115, 27 ff. Der von Kolmas 120. 121 (Str. 4 enthält 2 unreine Reime). Heinrich v. Morungen bietet zweimal inneren Reim. 140, 32 ff. Auffallend, denn in MSF finde ich nichts ähnliches. ist die Art des inneren Reimes in dem 4strophigen Liede 137. 27 ff. Die Reimstellung in der 7zeiligen Str. ist folgende: a b a b b a b; zum Ersatz nun, dass 4 Reime b, aber nur 3 a sind, erscheint der Reim a als innerer Reim in der auf b reimenden 5. Zeile jeder Str. Morungen bevorzugt im Allgemeinen sehr kurze Reimzeilen, in denen der Raum für nneren Reim fehlt.

Reinmar kennt den inneren Reim (— 180, 28) nicht.

Von den älteren Minnesingern hat ihn Heinrich von Rugge am meisten gepflegt: 1) die ersten Halbzeilen reimen ohne Rücksicht auf die Endreime der betreffenden Verse. 100, 12—15; 100, 23—26. 101. 15—17; 101, 31—33; drei: 106, 25—27—29; 106, 35—37—107, 2 (unrein) 107, 8—10—12; 107, 18—20—22. vier: 110, 27—29—31—33 (unrein). Nur in nicht unmittelbar auf einander folgenden Zeilen, deren zweite Halbzeilen (Endreime) auch mit einander reimen: a β b: a β b u. s. f.

2) Binnenreim: zwei Worte im Innern derselben Zeile reimen. 101, 20 *wand ich mich kêre an ir lêre ze vil.* 101, 28. 102, 23. 103, 2. Das Kunststück des Schlagreims hat er 101, 36 *verlân hân.*

3) Mittelreim: die Langzeile zerfällt in zwei unter sich reimende Halbzeilen. 101, 22. 101, 27. 101, 30. 101, 35. 101, 36 ff.

So baut Rugge auf den metrischen Grundlagen weiter, welche Veldeke und Hausen in Nachahmung der Romanen geschaffen hatten.

Auch sonst bekundet unser Dichter ein bedeutendes Formtalent. So wechseln 4 stumpfe Reime a mit 4 stumpfen b 97, 27—34. Die beiden Abschnitte 97, 35—38 und 97, 39—98, 2 bieten zusammen genommen folgendes Reimschema: aa Waise b, aa Waise b. Vgl. auch die Abschnitte 98, 3—12 und 99, 3—12 (Abweichung in Zeile 10 f.) Regelmässiger Wechsel von stumpfen und klingenden Reimen herrscht in den Str. 106, 24 ff.: a β b a β b a β b a a Waise b; in dem Schlussliede 110, 26 ff.: a β b a β b a β b a β b. — In dem 3strophigen Liede 101, 15 ff., über dessen Responsion schon gesprochen wurde, stimmen in der ersten Hälfte Str. 1 und 3. in der zweiten Str. 1 und 2 metrisch genauer überein. Str. 2 entbehrt der inneren Reime in Zeile 1 und 3, während Str. 3 keinen Mittelreim in Zeile 6 hat. Zum Ersatz hat Str. 3 Binnenreim in Zeile 6 und 7. Schlagreim in Zeile 6. Diese Binnenreime müssen der Endreime wegen im Gegensatze zu jenem Mittelreime in Str. 1 und 2 stumpf sein, daher die Verschiedenheit: *wand ich mich kêre* — ⌣ ⌣ — ⌣ *ach ich vil arme* — ⌣ ⌣ — ⌣, aber 101, 36 *deich mich verlân* — ⌣ ⌣ —. Kunstvoll sind auch die Reime 102, 27 ff.: 5 klingende Reime a (Str. 1 *unde,* Str. 2 *æte),* 2 stumpfe b (Str. 1 und 2 *not),* in der Schlusszeile Mittelreim. 5a b β β b.

Alle Reime rein zu erhalten wäre einem so geschickten Verskünstler nicht schwer gefallen; auch begegnet uns der unreine Reim in Strophen, welche im übrigen grosses Formgeschick zeigen. Er steht mit dieser Nachlässigkeit der älteren Zeit näher und erfüllt erst später das Gesetz des reinen Reimes. So streng im Leiche.

Es ist nicht zu bemerken, dass der Uebergang zur strengen Reinheit auf Rugges Reimtechnik erschwerend eingewirkt habe[15]). Die unreinen Reime wurden schon erörtert. Ich trage nach, dass 108, 27 *genuoge-truobe* das einzige Bei-

spiel ist, wo die in Frage kommenden Reimzeilen unmittelbar aufeinander folgen. Auch für dies 3strophige Gedicht nimmt Bartsch Mittelreim an; wie ich glaube, mit Recht:

nu sprechent genuoge war umbe ich (sus) truobe
ez muoz hie belîben daz niemen den wîben
dâ bî vind ich schiere wol drî oder viere.

Besonders leicht sind die Fälle, wo sich in drei und mehr innere Reime ein unreiner einschleicht.

101, 7 ff. Alle seine Sorge gilt der Geliebten.

101, 15—38[16]). Responsion und Metrum s. o. Auch dieses Lied entspringt dem Missmuthe über langes vergebliches Warten. Ob der Zeitraum wirklich ein so grosser war (101, 29 *nu lange)*, dürfen wir fast bezweifeln. da sich der Dichter in der Schlusszeile der 1. Str. und in der ganzen 2. als einen leidenschaftlichen, unruhigen Sanguiniker schildert. Str. 2 knüpft mit den Worten *kunde* und *mâze* an Str. 1 an. Er will *lôn* für sein Werben. Er begehrt ungestüm und gibt sich der Leidenschaft immer mehr gefangen. Aus der 3. Str. kann man muthmassen, dass diese Liebe nicht die erste ist. was zu dem heissblütigen Character stimmt, der sich in diesen Liedern ausspricht. 101, 27 *gebunden*[17]). —

Die folgende Str. berichtet von einer Entzweiung. Unfreundlichkeit der Geliebten ist ihm neu, erst jetzt muss er sie empfinden. Zuvor war sein Liebesverhältniss glücklich: auch die Dame hatte ihn lieber als Leib und Leben. Die Satzfügung dieses Liedes ist besonders einfach: *nu scheidet mich dâ von ein ungemacher gruoz. der was mir unbekant. nu ist er mir alsô bî. vil gerne wære ichs frî.*

Wir können das Ganze in 3 Theile zerlegen, deren jeder einen mit *nu*, der bei Rugge beliebten Partikel, eingeleiteten Gegensatz enthält: a) Früher war ich sorgenfrei — nun bringt ihre Kälte mir Sorgen. b) Solche Kälte war sonst fern — nun empfinde ich sie nahe (dazu: gern wäre ich wieder davon befreit). c) Sie ist mir so lieb; früher war ich es auch ihr — nun ist es anders geworden.

102, 14—26 stammt jedesfalls aus Rugges späteren Jahren und wird dem Leiche nahe anzusetzen sein. Die Reime sind rein. Er sagt sich von der Welt los und preist

im Hinblicke auf den Kreuzzug den glücklich, welcher Christus für seinen Opfertod lohnen kann. Der Gedanke, dass Christus zur Rettung der Menschheit sich *wunden* oder tödten liess, ist auch im Leich ausgesprochen und kehrte gewiss in allen Kreuzpredigten wieder: 99, 4 ff: *erst sælic der dâ sterben sol, dâ got erstarp, dô er warp daz heil der kristenheite* — hier: *jâ liez er wunden sich, dô er unser wolde pflegen: der im des lônen kan, wie sæleclîch er tuot.* Christus heisst beide Male *got.* Rugge hat sich der Weltfreuden entschlagen *(des lîbes,* 97, 3 *die blœden gir,* Walther 3, 13 *bœses vleisches gir,* Heinrich v. Melk *des vleisches gierde,* HMS II. 183b *vleischlîcher gir,* Carm. bur. *carnis desideria) tumber man* ist hier dasselbe wie *werlttôre.* Hartmann 210. 13. Für die Güter der Erde, die er hyperbolisch zurückweist, sucht er höheren *lôn,* den er im Leich so beredt preist. 102. 22 der Vorwurf, die Menschheit hänge zu sehr an äusseren Gütern, wird von Rugge auch 108, 32 erhoben [18]). Der Ausdruck *toben umbe* bezeichnet zügelloses Begehren [19]). 102, 25 der Lohn solcher Güter ist nur das Grab [20]); die Seligkeit der Seele ist *bezzer lôn.*

102, 27 ff. ist aus Rugges späterer Zeit, die Form vollendet, der Inhalt polemisch und bitter.

Dazu kommen die Strophen im MSF, welche zwar unter Reinmars Namen überliefert, aber Rugge zuzusprechen sind. Von der Sammlung in B stehen manche Str. in C (auch in A) unter Reinmar. Gleich das 1. Lied 103, 3—34 erscheint in C sowohl unter Rugge, als Reinmar, in A Str. 1—3 unter Liutold v. Seven. Am grössten ist die Verwirrung in den Sprüchen des folgenden Tones, von denen B nur einige bringt. C und A, wo diese Hs. in Frage kommt, vindiciren Reinmar die Verfasserschaft der Strophen dieses Ruggeschen Tones, mit Ausnahme von Strophe B 6 = 105, 24, welche wir in C unter Reinmar und Rugge lesen. Der Schreiber war nicht sicher. Scherer vermuthet, dass B6 in der Urhandschrift nur am Rande hinzugefügt war. Die Autorität von B gibt den Ausschlag zu Gunsten Rugges. Die Einstrophigkeit entscheidet gegen Reinmar. Die Vermengung muss

schon früh eingetreten sein. Stil und Stimmung sind ganz in Rugges Art. Nur in C unter Reinmar sind überliefert: 104, 24 ff. 104, 33 ff. 105, 6. 105, 33. 106, 6. 106, 15. Wir haben die Str. 15—17 bis hieher verspart, da sie mit den übrigen Strophen dieses Tones grosse Aehnlichkeit zeigen und allem Anschein nach derselben Zeit entstammen.

103, 35 ff. Klage über verschmähte Liebe. Auf ein kleines Zerwürfniss wies auch die Str. 102, 1 ff.; hier wird an etwas ähnliches zu denken sein. Im Eingang ist wie im Leich der Gegensatz von *tumber man* und *wîser man* aufgestellt. Er geht einer thörichten Liebe nach. Um diesem Gedanken grösseren Nachdruck zu verleihen, wird der Ausdruck pleonastisch: *ein tumber man, gouch, üppeclîche vart, tôr.*

104. 6 ff. Er ist wieder *in ir gnâden;* deshalb der laute Jubel. Er lobt den treuen Sinn der Frau und weist alle bösen Zungen zurück. Der Eingang ist ganz unreinmarisch, während bei Rugge ähnliche übermüthige Hyperbeln keineswegs vereinzelt dastehen. 107. 8 Liebeslust gibt ewige Jugend[21]. Diese beiden Str. sind durch den plötzlichen Umschlag der Stimmung so recht ein Zeugniss für Rugges sanguinischen Character.

104, 15 ff. Wieder der Ruggesche Satz: man soll nur für Lohn dienen. Die Str. schliesst mit einer scherzhaften, versteckten Drohung an die Geliebte, welche aus kluger Vorsicht ihm den *lôn* vorenthält.

104, 24 ff. Neue Polemik gegen die Anfeindung arglistiger Leute; vgl. 102, 27 ff. Sie haben dem Dichter durch übelwollendes, indiscretes Gerede geschadet.

104, 33. Er ist sehr glücklich und blickt froh in die Zukunft. Zu dem Schlusse 105. 4 f. *mîn lîp in grôzer senfte lebt des tages sô si mîn ouge siht* vgl. den Ausgang der inhaltlich gleichen Strophe 103, 3 ff., wo jedoch der Gedanke negativ gefasst ist: *ichn trûwe den lîp vor leide ernern, sô si mîn ouge niht ensiht.* Diese Strophe ist in B gut bezeugt.

Auch aus den folgenden Strophen erfahren wir. von einigen conventionellen Seufzern abgesehen, dass sein Liebesverhältniss ein durchaus erfreuliches ist.

105, 33 ff. Unbedeutend. Er zählt sich zu den *tôren* der Minne.

106, 6 ff. ist in sehr heiterem Tone gehalten: er hat keine Freude — nur eine, aber diese ist so gross, dass es auf der ganzen Welt keinen froheren Menschen gibt. (106, 8 *sô rehte hêr* 101, 10 *ein rîcher man* 59, 37 *rîch und grôz hêre).* Dazu der lustige Schluss: *jô meine ich nieman wan ein wîp.* Diese Art Strophen gelingen Rugge weit besser, als jene, in denen er der modischen Melancholie seinen Tribut bringt. Man beachte auch hier die sehr einfache Syntax.

Eine Strophe, wie die 106, 15 ff., würden strenghöfische Dichter vom Schlage Reinmars und Hausens nie gedichtet haben. Rugge lässt in diesen der Dame in den Mund gelegten Zeilen noch etwas von dem Selbstgefühle jener Epoche nachklingen, wo das Weib um den stolzen Mann warb und ihn um Erwiderung treuer Liebe bat. Sie hat *gedienet* und verlangt *lôn: nu lône als ich gedienet habe.* Die Frau bedient sich derselben Wendungen, welche sonst der Dichter von sich selbst gebraucht: Heftiges Verlangen erfüllt auch sie: 106, 15. Wie Rugge 103, 5. 105, 3. 105. 22 seine Geliebte allen anderen Frauen vorzieht, so sie ihn allen Männern. 106, 23 *ich bin diu sîn noch nie vergaz* — 100, 8 *ze guote ich ir noch nie vergaz.* Mit starkem Accente treten in Zeile 2 und 9 die Worte: *daz bin ich* und *ich bin diu* hervor. Diese (vgl. Wackernagel Altfranzösische Lieder und Leiche S. 198; Mätzner Altfranz. Lieder S. 190) aus dem Französischen in die deutsche Hofsprache gedrungenen Wendungen stammen aus Reinmars Schule: 168, 24 *diu in iemer weinet, daz bin ich (je suis cil qui plus a de tourments).* 188, 28 *ich bin der siz verswîgen sol.* 183, 23 *si ist ez . . . . diu mich trœsten mac für elliu wîp* (diese Stelle gehört Rugge.)[22])

106, 24 — 108, 21 BA: Rugge, C: Reinmar und Rugge. Dagegen 108, 22 — 109, 8 BC: Rugge, A: Reinmar.

Was die 3 Str. 109, 9—35 anlangt, so lässt Haupt die Frage offen, ob Rugge oder Reinmar als Verfasser anzusetzen sei. Da er das Gedicht unter denen Rugges abdruckt, neigt er sich offenbar der Autorschaft dieses Dichters zu. Die Hss. AEC nennen Reinmar, B Hausen als Verfasser (12—14,

es folgen 15, 16 zwei Reinmarsche Str. S. o.). In A gehen anerkannt Ruggesche Strophen vorher: MSF 108. 22 – 109, 8 (B: Rugge) und es folgen die Ruggeschen Strophen 109, 36 – 110, 7 (C: Rugge). In C folgt nach MSF 187, 30 eine längere Reihe von Strophen: zuerst unser Lied, darauf die im Vorigen betrachteten Str., welche dieselbe Hs. C, wie angegeben, grossentheils auch unter Rugge bringt. (E ist von secundärer Bedeutung.) Demnach und da alles mehr für eine Interpolation Ruggescher Strophen in die Reinmars, als umgekehrt, zeugt, ist ein Irrthum in A und C* sehr wahrscheinlich. Auch die Parallele 109, 33 und 100, 12 spricht, kann man gleich mit Haupt nur geringes Gewicht darauf legen, immerhin für Rugge. Im Anfange der 1. und 2. Str. wird der Sommerzeit als einer Zeit der Freude gedacht; der Dichter macht Pläne, wie er dieselbe am besten geniessen könne. Er hat in diesem Sommer noch keine Gelegenheit zur Annäherung gefunden; also der *sumer* ist die Zeit des Minneverkehrs. Er ist der alten Auffassung der Jahreszeiten treu. Reinmar (s. u.) weist sie ab. Reinmar erzählt uns oft, dass er in tiefer Trauer lebe, aber kaum: *in mîner besten fröide ich saz.* Auch den Wunsch nach einer *guoten naht* würde er in seiner höfischen, fein auspielenden Manier nur verblümt ausdrücken, nicht so frei und geradezu. Dieser Dichter hat kühnes, echt sanguinisches Selbstvertrauen. Für einen gnädigen Blick der Geliebten will er allen Ränken *von wîben* und *von bœsen mannen* trotzen (vgl. Rugges *bœse liute).* 109, 11[23]). 109, 31[24]).

109, 27 ff. C: Rugge. AC[2]: Reinmar. Derselbe Ton. Der Schluss ist entschieden unreinmarisch. Reinmar zieht sich von der Welt zurück, in welcher Rugge Ehre und Lob sucht. Wer mit den *friunden* 110, 3 gemeint ist, bleibt unklar.

110, 8 ff. Responsion s. o. Reinmars Liebesverhältniss ist ganz anderer Natur. — Die Drohung, der Geliebte solle sich ja vor Untreue hüten, wär, wie man aus 110, 15 schliessen kann, vielleicht nicht unberechtigt.

* Str. 109, 36 ff. und 110, 17 ff. (derselbe Ton) steht in C auch unter Rugge.

Fassen wir unser Urtheil über Heinrich von Rugge zusammen, so steht er mit einem Fusse noch auf dem Boden der alten Tradition, während er mit dem andern unter Reinmarschem Einflusse schon die Stufen der höfischen Minnedichtung betritt, welche ihren Hauptvertreter eben in Reinmar von Hagenau findet. Er baut die Metrik Veldekes und Hausens weiter, bildet namentlich den inneren Reim kunstvoll aus, hat aber noch nicht jede Unreinheit vermieden. Ein beliebtes Bindemittel ist ihm die Responsion. Da er nicht grübelt und lange reflectirt, ist eine grosse Zahl seiner Gedichte einstrophig. Im Allgemeinen bleibt er dem Gedankeninhalte der volksthümlicheren Lyrik, besonders was die traditionelle Naturempfindung betrifft, treu, thut aber auch der Manier des *trûrens* Genüge. Weit besser gelingt ihm das heitere Lied. Sein glückliches Liebesverhältniss zwang ihn selten zur Trauer. Er war ein frischer, lebenslustiger Sanguiniker. Seine Sprache ist sehr einfach. Er bedient sich schlichter Parataxe und bevorzugt kurze, knapp gefasste Schlusssätze. Die asyndetische Parataxe erscheint im Leiche fast als Manier.

Ueber der Minnepoesie vergisst Heinrich v. Rugge nicht das politische und sittliche Leben der Zeit. Ihm sind kräftige, ernste Strophen gewidmet, welche einen festen Sinn und eine edle Frömmigkeit offenbaren. In dieser Hinsicht ist er ein Genosse Walthers, wenn auch ein schwächerer. Der Leich ist eines der hervorragendsten Kreuzzugsgedichte.

Reinmar von Hagenau.

Wenn wir von den äusserst spärlich fliessenden Quellen M, m, s, i und p (r?) absehen, kommen für Reinmar die Hs. B, A, C, E mit dem sehr ungenauen Nachtrage e in Betracht. A und C sind durch Ruggesche Strophen zersetzt. Die interessanteste Stelle nimmt die Weingartener Hs. B ein. Sie enthält 2 Reihen Reinmarscher Strophen, welche nach

dem Vorgange Lachmanns und Haupts als B und b citirt werden. (Zum Unterschiede von der Hs. werde ich hier die erste Strophen-Reihe mit B[1] bezeichnen.) Ich suche mir dies Verhältniss auf folgende Weise zu erklären. Leider sind Pfeiffers Angaben über die Hs. nicht so genau, als man wünschen möchte.

Der Schreiber von B liess, wenn er mit den Liedern eines Minnesingers zu Ende war, den noch übrigen Raum der betreffenden Seite leer, einerseits, um äusserlich das Ende anzuzeigen, dann, weil für das Portrait des demnächst anzureihenden Dichters eine leere Seite gebraucht wurde. Nur bei Rubin ist ausser den übrig bleibenden 13 Zeilen der Schlussseite noch die folgende Seite unbenutzt geblieben; doch liegt die Vermuthung nahe, man habe so einen bedeutsamen Einschnitt anzeigen wollen, denn es folgt der hervorragendste Minnesinger: Walther von der Vogelweide.

Dass S. 171—177 unbeschrieben sind, ist für uns gleichgiltig, denn mit S. 170 hat der erste Schreiber abgebrochen.

Anders ist die Sachlage bei Reinmar: B[1] und b haben mehrere leer gelassene Seiten. B[1] 31—35 rühren von 2. Hand. S. 70—72 blieb leer. Der Schreiber liess, wohl wissend, die Strophenreihe B[1]* sei unvollständig, einige Seiten zu Nachträgen frei. Nachdem die Abschrift der Lieder Heinrichs von Morungen beendet war, erhielt er eine neue grössere Sammlung Reinmarscher Gedichte; der Raum auf S. 69—72 erwies sich als ganz unzureichend, daher schaltete er die Strophenreihe b nach den Liedern des Morungers ein und liess auch am Ende von b vorsichtig nicht nur den übrigen Theil der S. 103, sondern auch die S. 104—108 leer. Da das Ende der Morungenschen Str. durch ein kleineres Intervall genügend bezeichnet war und man die folgenden Str. als reinmarisch kannte, hielt der Schreiber eine neue

* Wenn, wie nicht bezweifelt werden kann, für B und C eine Urhandschrift als gemeinsame Quelle anzunehmen ist, so müssen wir glauben, dass in dieser Urhandschrift von Reinmar nur die Sammlung B[1] aufgenommen war. b und C haben eine andere gemeinsame Quelle. Oder B und die Urhandschrift theilen ein Versehen, welches C corrigirte.

Ueberschrift für unnöthig; um so mehr, als er sonst den Namen des Dichters oben in die arabeskenartige Umrahmung des Bildes eintrug. Ein solches entfiel aber hier von selbst, da es schon an der Spitze von B[1] gebracht war.

Ein Späterer controlirte die Hs. und trug die Str. B[1] 31—35 am Schlusse der ersten, durch das Bild Reinmars ausgezeichneten Sammlung nach.

An eine grössere Blattverschiebung (die Lagen in B sind lose) zu denken, verbietet, um von anderen Schwierigkeiten abzusehen, allein der leere Raum in b. Auch misslingen alle auf Erweisung einer derartigen Verschiebung hinzielenden Zählversuche.

Wir fassen zunächst die in B[1] überlieferten Str., dann was in C dazwischen hinzugekommen ist, darauf die in C und b gemeinsam erhaltenen Lieder ins Auge. Die im MSF folgenden Lieder aus C müssen einer besonderen Erörterung unterworfen werden.

B beginnt mit einem *prîsliet* zu Ehren der Dame. B 1 = C 1. Durch irgend einen Irrthum sind Str. 2 und 3 desselben (= C 2. 3) in B unter die Gedichte Hausens gerathen. S. o. (B Hausen 15 f.) C gibt dieselben an rechter Stelle. C stimmt im Folgenden mit B überein. Eine Str. wäre auch für ein erstes *prîsliet* zu wenig.

B 2: Frauenstr. B 3: Str. des Mannes. B 4: Str. des Mannes. B 5: Str. der Frau. B 6: Str. des Mannes. B 7: Str. des Mannes. B 8: Str. der Frau. Weiter lässt sich ein Princip der Anordnung nicht erkennen, während hier klärlich ein bestimmter Wechsel von Str. des Mannes und der Frau herrscht. Erstere bilden bei weitem die Mehrzahl.

B 1 C 1 das erste *prîsliet: des êre ich singe unde sage* (166, 12. 175, 11. 189, 6). Er klagt nicht über unglückliche Liebe, sondern nur über den Schmerz, der ihn fern von der Geliebten erfasst. Er will ihr immer treu sein. 150. 10—27 ist hinzuzuziehen. Str. 2 ist allgemeiner gehalten. 150, 10 f. *ez wirt ein man der sinne* (höfische Bildung) *hât vil lîhte sælic unde wert,* vgl. Hartmann 205, 15 *sinne machent sældehaften man.* Dagegen 150, 25 *swacher sinne,* vgl. Hartmann a. a. O.: *unsin.* Am Schluss von Str. 3 verkündet der Dichter,

er habe *sînes herzen künegimne* gefunden. In A (Str. 46 ff.) folgen 6 Ruggesche Str. (MSF S. 103)!

B 2 f. C 4 = 151, 1—16. Die Dame antwortet, sie möchte ihn immer bei sich haben: vielleicht eine Einladung. Wie er in C 2 und C 3 gegen den *nît* polemisirt hat, so schilt sie zudringliche Störenfriede, welche ihrem Glück scheel sehen. Voll Freude erwidert der Mann, diese Kunde mache ihn für sein ganzes Leben froh (151, 10 vgl. 157, 35). Der Schluss von B 3 deutet darauf, dass er früher nicht gerade *stæte* war.

Auf diese Einleitung folgt ein 2strophiges Lied 151, 17—32. Er bittet um *genâde*. Sie gewährt ihm *genâde* und verspricht ihm *lôn* für seinen *dienest: ich sage im liebiu mære daz ich in gelege alsô* u. s. f. Das Wort *genâde* steht an der Spitze beider Strophen, wie eine Ueberschrift. Wendungen wie *mich diuhte es vil ob ez der keiser wære* finden sich bei Reinmar in sehr geringem Masse. 158, 20 *daz gelte ein ouge*. 160. 39. 170, 14 *sô grôz als umbe ein hâr*.

Mit B 6 beginnt wiederum ein neuer Ton. B 6 8 = C 8—10 bilden ein Lied. Es ist mir nicht klar, warum im Minnesangs Frühling die Str. B 6 und B 7 eine Umstellung erfahren haben. Der Eingang von B 6 *ich hân vil ledeclîche brâht in ir genâde mînen lîp* und noch mehr das Ende *ein liebez mære ist mir gesaget* sollen den innigen Zusammenhang zur vorigen Strophe 151, 25 ff. bekunden (*Genâden . . . ich sage im liebiu mære*). Nur in E hat die Str. *mir kumet eteswenne ein tac* den Vortritt. B 7: Sehnsucht des Mannes nach Liebesfreude, wie sie ihm durch *liebiu mære* verheissen war. Auch jetzt in dieser glücklichen Zeit schildert er sich als einen stillen, in sich versenkten Menschen, der seine Freude nicht laut ausspricht. B 8: Die Frau sehnt sich nach ihm und fürchtet, *sich scheide diu triuwe der wir pflâgen ê*.

B 1 — B 8 enthält Reinmars älteste, einem früheren Liebesverhältnisse angehörige Lyrik.

Mit B 9 treten wir schon in das Bereich der Reinmarschen Klagelieder, welche während seines langen zweiten Liebesverhältnisses (s. u.) so zahlreich entstanden. Man beachte, dass diese dem ersten Verhältniss zugehörigen Lieder noch

keineswegs zu der Länge gestreckt sind, welche den späteren Klageliedern nicht immer zum Vortheile gereicht. Auch die Dame spinnt ihre Ansichten später weitläufig aus. Unsere Lieder fallen in eine kurze Anfangsperiode, in welcher Reinmar von dem Einflusse Hausens wenig oder gar nicht berührt ist; denn Hausen ist es, der die Vielstrophigkeit zuerst einführte.

A hat so gut wie nichts von den Str. erhalten, welche das erste Liebesverhältniss Reinmars zum Gegenstande haben, nämlich nur das erste *prîsliet* (A 44 = B 1 C 1 u. s. f.) Dieses, als an der Spitze eines Liederbuches stehend, blieb leichter erhalten. Die älteren Frauenstrophen haben in A keine Aufnahme gefunden. A beginnt sofort mit einer Str., die, wie wenig andere, den Character Reinmar'scher Klage trägt und den Gegensatz der neueren Minne Reinmars zu seiner ersten froheren ausspricht: 154, 32 ff. A schliesst aber mit einer Str., die sich mit dem Anfange des zweiten Verhältnisses beschäftigt: A 70 *mich betwanc ein mære.*

Was ich eben andeutete, dass nämlich Reinmars Lieder (– 180, 27) in 2 Klassen zerfallen, bedarf der Ausführung. Wir müssen Lieder, die einer früheren Epoche, der Jugendzeit des Dichters, angehören und ein glückliches Liebesverhältniss zur Voraussetzung haben, von der ungleich grösseren Zahl derer scheiden, welche streng höfisches Gepräge tragen und ein ohne Liebesgenuss verlaufendes Verhältniss behandeln. Dies letztere war von langer Dauer. Das erstere wird sich abgespielt haben, bevor Reinmar an den österreichischen Hof kam; vielleicht in Strassburg. Jedesfalls war er zuvor als Dichter bekannt. In Oesterreich wird er dann die rein höfische Dichtweise, auf welche ihn seine ganze Anlage hindrängte, immer ausschliesslicher gepflegt haben. — Dass aber die Annahme von zwei verschiedenen Verhältnissen nicht etwa ein nach Waltherscher Analogie ersonnenes Phantasiegebilde sei, scheinen mir folgende Erwägungen zu lehren:

1) Er deutet auf frühere Verhältnisse hin.

174, 7. Die Contrastierung: *mîn muot stuont mir eteswenne alsô, daz ich was mit den andern frô: desn ist nu niht; daz was allez dô.* Reinmar spricht nur von Liebesfreuden,

demnach ist die Einwendung, er habe früher überhaupt ohne Minne und deshalb unbekümmert gelebt, unstatthaft. Was sonst zum Glücke gehört, besitzt er auch jetzt (168, 32. 175, 1 ff.)

174, 27 *diu mich vil unstæten man betwungen hât;* 197, 26 *war zuo sol ein unstæter man? daz was ich ê: nu bin ichz niht, ouchn wart ichz niemer mê sît ich dienen ir began.* Damit gesteht er offen, dass er vor diesem Verhältnisse schon in einem (oder mehreren?) anderen gestanden hat; er betheuert nur, während der langen Dauer des jetzigen immer treu geblieben zu sein. Er weist auf frühere Eroberungen hin: 160, 12 ff.

2) Das erste Verhältniss war glücklich; er empfieng Liebesgenuss. Die Frauenstrophen sind in Inhalt und Stimmung ganz verschieden. Während die zweite Dame streng höfische Anschauung zeigt und (s. u.) jeden Liebesgenuss verweigert, drückt die erste heftiges Verlangen nach dem Geliebten aus und verspricht offen, ihm alles zu gewähren. 151, 3 *ein ritter des ich lange ger* erinnert durchaus an die Frauenstrophen der älteren Art. 152, 15 ff. 151, 30 *ich sage im liebiu mære daz ich in gelege alsô, mich diuhte ez vil, ob ez der keiser wære.* Hier herrscht noch alte, frische Sinnlichkeit. Diese Str. stehen im Anfange von B und C. Wir müssen annehmen, dass die Reinmarsche Lyrik sich auf mehr als eine Frau bezieht. — 151, 9 *mir ist geschehen daz ich niht bin langer frô, wan unz ich lebe* 152, 3. 152, 14 *ein liebez mære ist mir gesaget.* 152, 27 *als ich ein hôhez herze trage* — von der zweiten Geliebten 162, 27 *si hât mir fröide in mîner jugent mit ir vil schœnen zuht gebrochen abe* 165, 26 *mir ist eteswenne wol gewesen, gewinne ab ich nu niemer guoten tac?*

3) Das zweite Verhältniss war ohne Liebesgenuss. Die Geliebte kümmerte sich lange Zeit gar nicht um ihn. 155, 9 *swie lange ich was, iedoch meit si daz ie* (das *trûren* um ihn) 155, 8. 155, 26 *ez taget mir leider selten nâch dem willen mîn. si hât leider selten mîne klagende rede vernomen (selten* = nie) 156, 28 er hat *anders niht wan den blôzen wan* 157, 18 *daz si mîn niht nimet wâr* 158, 14 *waz sprichet der von fröiden, der dekeine hât?* 158, 17 *wan lânt si mich*

erwerben daz u. s. f. 158, 29 *hât si mir anders niht gegeben, so erkenne ich doch wol sende nôt.* Wenn es 158, 30 heisst: *genâde ist endelîche dâ,* so sieht man aus der vorigen und aus der folgenden Zeile *diu'rzeige sich, als ez an mînem heile sî,* dass damit allerdings ein huldreicheres Benehmen, aber keineswegs volle Hingebung gemeint ist. 159, 36 ff. er hat sie noch nie geküsst 161, 10 *und erbôt mir leit ze aller stunde* 162, 22. 164, 7 *ich diende ir ie: min lônde niemen* (kann er unmöglich derselben Frau vorwerfen, der er früher so sehnsüchtige und verlangende Worte in den Mund legte) 165, 23 *nie getrôste si darunder mînen muot* 166, 20 *wan ich noch nie den boten gesach, der mir ie bræhte trôst von ir, wan leit und ungemach.* (Wie stimmt dazu 151, 30 *ich* (die Frau) *sage im liebiu mære* 152, 20 *bote nu sage ime* u. s. w.? Sehr wohl aber stehen diese Worte im Einklange mit den Stellen, wo später ein *bote* auftritt: 175. 13. 178, 1. 178, 29 u. s. w.) 182, 2 f.

Die Lieder sind nicht immer streng nach diesen Verhältnissen zu scheiden, da gerade Reinmar wenig Thatsächliches und Greifbares gibt, sondern sich mit Vorliebe der Reflexion und Gefühlsanalyse überlässt. Auch in den Jugendliedern sind die Keime zu Reinmars späterer Lyrik wohl bemerkbar. Die Diction ist gewählt. Naturempfindung fehlt so gut wie ganz. Einstrophigkeit ist selten, da seine dichterische Begabung mehr auf breites Ausströmenlassen der Gedanken, als auf prägnante Kürze zielt. Die Reflexion hat nicht Raum in einer Str. Sie fliesst über und bedarf der Mehrstrophigkeit. Nur der ist Meister im kleinen Liede, welcher naiv empfindet und nicht die Geburten langen Denkens und Grübelns darbietet.

Das erste Verhältniss war von sehr kurzer Dauer, denn das spätere begann früh und währte lang. 159, 26 *ein liep . . . . dem ich ze dienste unt wære ez al der werlte zorn muoz sîn geborn* 162, 27 *si hât mir fröide in mîner jugent . . . . gebrochen abe.* — 157, 16 *volle ein jâr* 157, 17 *alse lange* 157, 26 *nu lange* 163, 14; 171, 33. 174, 29 *vil lange* 158, 11. 163, 33 *sô lange* etc. 167, 13 ff. Die Leute fragen

ihn spottweise nach dem Alter der Dame, der er schon so gar lange huldige.

Wir können in dem zweiten Verhältnisse eine bestimmte Entwicklung entdecken. Der Dichter nähert sich, wird lange Zeit hindurch gänzlich verschmäht; er ist der Dame gleichgiltig, *unmære* (ein von Reinmar viel gebrauchtes Wort: 155, 13. 157, 16. 159, 11. 163, 27. 163, 33. 166, 23. 169, 8 u. s. w.). Andere werden ihm vorgezogen 162, 30 ff., da er zu massvoll auftritt und nicht rasch und keck zu werben versteht. Viele Lieder klagen in zuweilen eintöniger Weise über verschmähte Liebe, vergebliche Treue, verlorenen Dienst. Er gefällt sich darin und brüstet sich mit seinem Schmerze. Allmählich wendet sich die Dame ihm zu. Er kann von *genâde* sprechen. Ermuthigt wagt er um Liebesgenuss zu bitten. doch der Erfolg dieser Kühnheit ist ein übler. Diese *kleine rede* ist der Kern eines ganzen Cyclus von Gedichten, wie wir später genauer sehen werden. — In B (9 ff.) folgen kurze einstrophige Gedichte, was Hervorhebung verdient. Er setzt sich im Gegensatz zu dem, *dem herzelîchez liep geschiht;* klagt über seine Verlegenheit, welche ihn zur rechten Stunde nicht reden lasse (vgl. 162, 30. 164, 24. 176, 30. Morungen 135, 19 ff. 135, 29 ff. Diez Poesie der Troubadours S. 155 f.) Am Schlusse von B 11 (154, 2) scheint er sich zu einem neuen Angriff auf das Herz der Dame zu ermuthigen. B 12 (153, 5 ff.) zeigt deshalb eine gehobenere Stimmung: noch hat er zwar nichts erreicht, aber die Hoffnung auf Gelingen gibt ihm *hôhen muot: mîn leben dunket mich sô guot; und ist ez niht, sô wæne ichs doch.* Er fasst (B 13 = 152, 34 ff.) den Entschluss, sich endlich offen gegen die Dame auszusprechen. Mit den Attributen *reine wîse sælic* (153, 24 *ein sinnic wîp)* wird die höfische Bildung und das feine Benehmen der Geliebten characterisirt. 153, 10. *spot.* Vom Spotte und Gerede der Leute spricht Reinmar oft: 150, 22. 158, 12. 158, 35. 165, 12 ff. 165, 20. 166, 11. 166, 27. 167, 13. 175, 9. 188, 9 u. s. w. Hier ist er noch muthiger und frischer als später, wo ihn die Reden der Leute beunruhigen und schmerzen.

B 14—16 = 154, 32—155, 26. Ein dreistrophiges Klage-

lied. Der Eingang zeigt einen Ansatz zu grammatischem Reim: *tage tac.* Wirklichen grammatischen Reim hat Reinmar 164, 12 ff.: *leit — gesehen — geschehen — leide — geschach — sach.* — In unserem Liede ist ein anderes metrisches, von den Provenzalen übernommenes Kunststück angebracht: die Körner. 155, 3: *zît,* 155, 14: *strît,* 155, 25: *zît.* Ein zweites Beispiel ist uns bei Reinmar nicht erhalten. Der Dichter erwacht und begrüsst den neuen Tag mit Klagen. Kein Vogelsang vermag ihn zu trösten; Winter und Sommer sind ihm beide *alze lanc.*[25]) Andere haben Glück in der Liebe — ihm geht es anders. Er hat nur den Schaden. Er ist gramvoll — seine Dame ist froh. Am Schlusse kehrt die Klage zu ihrem Ausgangspunkte zurück: *ez taget mir leider selten nâch dem willen mîn**. — Reinmar klagt gern über seine Ausnahmestellung und er hat ein Recht dazu. Ein Anderer verlässt die Dame, welche seinen Bitten eine beharrliche Weigerung entgegensetzt, und sucht sein Glück bei anderen Frauen. Nicht so Reinmar. Er bleibt; er wagt nicht einmal die Dame anzuklagen, sondern hat kaum einen leisen Vorwurf, Er sagt hier offen 155, 12 ff. *und wær ich ander iemen alse unmære manegen tac dem hete ich gelân den strît* — dieser Frau gegenüber kann er es nicht. Wir begreifen nun auch die grosse Vorliebe für Antithese, welche Reinmars Stil kennzeichnet. Hier ist ein dreifacher Gegensatz: Str. 1: Einst und jetzt. Str. 2: Er und andere Männer. Str. 3: Er und die Dame. 155, 5 *im ist vil wol, der . . . so muoz ab i c h ein a n d e r klagen.* 155, 23 *s i was ie mit f r ö i d e n und lie m i c h in den s o r g e n sîn.* 158, 1 *wol ime* u. s. w. 162, 26. 159, 5 *lob ich sie sô man a n d e r frowen tuot, dazn nimet eht disiu von mir niht für guot.* 159, 10 *s i ist m i r l i e p und dunket mich, daz i c h i r vollecliche gar u n m æ r e bin.* 162, 16 *war umbe vüeget diu mir l e i t von der ich h ô h e solte tragen den muot?* 162, 34 *ez tuot ein l e i t nach l i e b e wê: sô tuot*

---

* In dem Volksliede „Vom braunen Annel“, welches Göthe an Herder sendet, schliesst Str. 2:

Bleib liegen, mein Schätzel, fein stille,
Es taget nach unserem Wille.

ouch lîhte ein liep nâch leide wol. 163, 14 *ich weiz den wec nu lange wol der von der liebe gêt unz an daz leit. der ander der mich wîsen sol ûz leide in liep. derst mir noch unbekant.* 163, 32 *wie mac mir iemer iht sô liep gesîn, dem ich so lange unmære bin?* 164, 7 *ich diende ir ie: mirn lônde niemen.* 165, 22 f. 165, 26 *mir ist eteswenne wol gewesen: gewinne ab ich nu niemer guoten tac?* 165, 35 *du gîst al der werlte hôhen muot: maht och mir ein wênic fröide geben?* Am Ende der Str. erscheint hier eine solche vorwurfsvolle Frage; sonst hat Reinmar, wie man gesehen haben wird, die Antithese gern im Anfang. 166, 26. 166, 39 *sô sich genuoge ir liebes fröunt, sost mir mit leide wol* ff. u. s. w. 172, 11 *ich hân ir vil manic jâr gelebt, und si mir selden* (= nie) *einen tac.* 172, 37 *stæte hilfet dâ si mac . . . . sin half mich nie.* 174, 3 *ich hân varender vröuden vil und der rehten eine niht diu lange wer.* 175, 29 *die ich mir ze fröuden hete erkorn, dâ envant ich niht wan ungemach.*

Oft *maneger wænet, m. sprichet, si jehent,* dann Gegensatz 150, 21. 166, 11. 151, 36. 167. 13 ff. 173, 29. —

B 17 = 156, 10. Der Dichter kehrt nach einer, wie es scheint, längeren Abwesenheit zurück. Bezieht sich das Lied auf die zweite Dame, so muss man annehmen, dass Reinmar in der freudigen Hoffnung des Wiedersehens statt wie sonst Grau in Grau zu malen, hellere Farben aufträgt, als es die Natur seines Liebesverhältnisses eigentlich zulässt. Ich glaube aber dass wir mit ungleich grösserer Wahrscheinlichkeit diese Strophe dem ersten Verhältnisse zuweisen. Es ist das frischeste, lebhafteste aller Reinmarschen Lieder, zeigt bildlichen Ausdruck und sinnliche Wendungen [26]). *owol mich danne langer naht,* Dietmar 35, 20 *sô wol mich danne langer naht.* Die Dame ist in *swære* um ihn; er will sie davon befreien. Die Stimmung ist sehr freudig. Auch die Satzfügung ist auffallend einfach. 156, 12. Mit dem Falken vergleicht sich Reinmar auch 180, 10 [27]). Hier tritt der Adler hinzu (MSF noch 66, 5) Reinmar hat wenig Vergleiche; von der Dame sagt er einmal *si ist mîn ôsterlîcher tac* 170, 19 (Morungen 140, 16 *si ist des liehten meien schîn und mîn ôsterlicher tac,* dann

öfter¹. Von einem Dichter, der den Blick nach innen kehrte und selten auf der Aussenwelt weilen liess, werden wir überhaupt wenig Vergleiche erwarten; kaum dass er ein oder das andere Mal den von Früheren gesammelten Vorrath benutzt.

MSF 156, 27 — 158, 40 B hat diese beiden grossen Klagelieder unvollständig überliefert. Es fehlen die Str. 157, 11–20. 21–30. 158, 11–20, so dass wir in B an Stelle eines fünfstrophigen und eines vierstrophigen Gedichtes 2 dreistrophige lesen. In MSF ist die Ordnung der Str. gemäss der Uebereinstimmung von A, C und E restituirt. Wir ziehen, um nicht von Bruchstücken reden zu müssen, die nur in A u. s. w. überlieferten Str. gleich bei.

156, 27 ff. Sein langes Singen hilft ihm nichts, ja, die Dame wird der ewigen Klagen überdrüssig. Er weiss sich keinen Rath gegen die *grôze swære* der Minne, die er jetzt in vollem Masse kennen gelernt hat. In seinem ersten Verhältnisse kannte er sie also nicht (157, 11 *ich wânde ie* u. s. w. 156, 33). Doch gönnt er keinem Andern den Dienst bei der ungnädigen Frau, sondern will weiter des Lohnes harren, obgleich er selbst nur schwache Hoffnung auf Erfolg hat: *waz hilfet daz? ich weiz wol, daz siez niht entuot.* Zum Schlusse *nu tuo siez durch den willen mîn und lâze mich ir tôre sin* vgl. HMS III. 434ª *nu tuoz durch mînen willen und lâze mich alsus sîn iren tôren* (s. Haupt zu Neidhart 63, 17). 157, 29 *âne schulde* Reinmars stäte Betheuerung, z. B. 165, 17. 169, 4. 174, 11. 176, 38.

Dass Reinmars eigenthümliches Liebesverhältniss auf den Stil seiner Liebespoesie einwirken muss, zeigte uns schon das häufige Erscheinen der Antithese. Da sich in dem eben besprochenen Liede mehrere Belege finden, sei jetzt auf ein zweites innig mit Reinmars Character zusammenhangendes Stilmoment aufmerksam gemacht, nämlich auf die Neigung zu condicionalem Ausdrucke. Weil seine Liebe nur von Hoffnungen, Sorgen, Wünschen getragen, nicht aber durch wirkliche Erlebnisse genährt wird, kann er wenig oder gar nicht von Geschehenem erzählen, sondern sich nur in Reflexionen über das, was hätte geschehen sollen oder was hoffentlich geschehen werde, ergehen. Er spintisirt gern und

ist kein eigentlicher Gelegenheitsdichter. Da er nun von keiner festen Basis des Geschehenen ausgeht, sondern von rein gedanklichen Vorstellungen, kann es nicht fehlen, dass man seinem Stile es ansieht, wie wenig Erlebtes diesen Gedichten zu Grunde liegt, d. h. der Stil wird viele condicionale Elemente in sich aufnehmen müssen.

Reinmar freut sich nicht über das Genossene, sondern das zu Geniessende: *daz ich des trôstes lebe wie ich ir gediene und si mir swære ein ende gebe* oder 153, 7: *mîn leben dunket mich sô guot und ist ez niht, sô wæne ichs doch.* So doppelter Condicionalsatz 159, 37: *und ist daz mirs mîn sælde gan deich . . . . gît got deichz . . . . sô;* darauf ein dritter Condicionalsatz 160, 1 *und ist daz siz für grôze swære* u. s. w. 154, 27. 159, 14. 175, 13 *gesæhe ich wider abent einen kleinen boten sô gesanc nie man von vröuden baz.* Er überlegt, wie seine Sache stehen würde, wenn er anders dächte und handelte: 160, 12 ff. *kunde ich mich dar hân gewendet dâ manz dicke bôt mînem lîbe rehte als ich ez wolde, ich het eteswaz verendet.* 160, 35. 171, 4 *spræche ich nu des ich si selten hân gewent, dar an begienge ich grôze unstætekeit* 171, 32 *lâze ich mînen dienest sô, dem ich nu lange her gevolget hân, sône wirde ich niemer frô.* Vgl. auch 157, 31 *und wiste ich niht daz sie mich mac vor al der welte wert gemachen, ẹ'e si wil, ichn diende ir niemer mêre tac.* Er disputirt in Gedanken über Streitfragen nach provenzalischer Art: ob — oder 165, 37 ff. Eine condicionale Alternative schliesst 167, 10 ff. einen Vorschlag, den er der Dame macht: *gevalle ez danne uns beiden, sô sî stæte; verliese ab ich ir hulde dâ, sô sî verborn als obe siez nie getæte.* Seine Betheuerungen sind oft condicional gefasst: 176, 13 *sol ich iemer lieben tac oder naht geschen, daz muoz, frouwe, an dir geschehen;* wenn er auch Leid erntet, so bleibt er doch treu 172, 19 *obe si mir ein leit getuot, sô bin ich doch ûf anders niht geborn wan daz ich des trôstes lebe* u. s. w.; er betheuert seine Unschuld „Hätte ich das und das gethan, dann wäre meine Lage eine verdiente, aber so . . .“ 160, 38 *het ich der guoten ie gelogen sô grôz als umbe ein hâr, sô lit ich von schulden ungemach* (cf. 173, 15). Er schliesst: wenn überhaupt jemand, so verdiene ich

glücklich zu werden 173, 20 *wart ie guotes und getriuwes mannes rât, sô kum ich mit vröiden hin.* Seine Existenz und Stimmung ist von der Dame bedingt 158, 28 *stirbet si, sô bin ich tôt.* 154, 5 *min herze ist swære zaller zît swenn ich der schœnen niht ensihe.* Da ihm seine Ergebenheit wenig fruchtet, so denkt er bescheiden: wenn ich nicht mehr erlange, so habe ich wenigstens dies; 158, 29 *hât si mir anders niht gegeben, so erkenne ich doch wol senede nôt* (174, 37 *hân ich anders niht, so hân ich daz)* 167, 1 *und kan ich anders niht an ir gewinnen* u. s. w. (167, 6 *sît mir niht anders mac geschehen).* Er sagt: wenn das (nicht) geschieht, so bin ich traurig, verloren und Aehnliches; 155, 3 *mirn kome ir helfe an der zît, mirst beidiu winter und der sumer alze lanc* 156, 34 *michn scheide ein wîp von dirre klage und spreche ein wort als ich ir sage, mir ist anders iemer wê* 157, 16 . . . . *ein wîp, sol ich der volle ein jâr unmære sîn und sol daz alse lange stân . . . . sô muoz mîn fröide von ir . . . . zergân* 158, 25 *swenne ich daz verliuse, sô enhân ich niht* 165, 17 *ichn gelige herzeliebe bî, son hât an mîner vröude nieman niht* 166, 5 *vergêt si mich, daz klage ich iemer mê* 166, 23 *unmære ich ir, daz ist mir leit.* Characteristisch für Reinmars selbstbewusstes Gebahren sind hypothetische Sätze wie 164, 32 *wan daz ich leit mit zühten kan getragen ich könde niemer sîn genesen* 171, 2 *ich solte in klagen die meisten nôt niwan daz ich von wîben übel niht reden kan.* Auch die beliebten Contraste fasst er mehrmals condicional: 155, 12 *wær ich under iemen alse unmære manegen tac, dem het ich gelân den strît* u. s. w. 157, 3 *und hete ein ander mîne klage, dem riete ich sô, daz ez der rede wære wert und gibe mir selben bœsen rât* 159, 5 *lob ich si sô man ander frowen tuot, dazn nimet eht disiu von mir niht für guot* 166, 39 *sô sich genuoge ir liebes fröunt sost mir mit leide vol;* vgl. 173, 27 *wart ie manne ein wîp sô liep als si mir ist, sô müez ich verteilet sîn.* Zur Hervorhebung dienen die Wendungen: 158, 15 *wil ich liegen sost mir wunders vil geschehen* 169, 37; vgl. 175, 12. Manierirt erscheint die condicionale Redeweise 168, 30 ff. *Ich was frô und bin daz unz an mînen tôt, michn wende es got aleine,* darauf *michn beswære ein rehte herzelîchiu nôt, mîn*

sorge ist anders kleine, darauf *sô daz danne an mir zergât, sô* u. s. w.; auch in der Umschreibung 169, 23 *guoten liuten leite ich mîne hende woltens ûf mir selben gân.* — Vgl. die condicional aufzulösenden Indefinita *swâ, swer* u. s. w. Z. B. Str. 162, 34 — 163, 4. 165, 31. 33. 166, 11. 172, 30.

Auch auf andere Weise macht es sich in Reinmars Stil geltend, wie er es nicht mit genossenen Freuden, sondern mit Beschwerden und Hoffnungen zu thun hat. Deshalb Sätze, in denen wir nhd. ein „eigentlich" oder „von Rechtswegen" einfügen. 162, 16 *war umbe vüeget diu mir leit von der ich hôhe solte tragen den muot* 166, 8 *daz ich von rehte in ir hulden solte sîn* 167, 7 *sô tuo gelîche deme als ez doch wesen solte.*

Er fasst seine Wünsche in Ausrufe 153, 21. 155, 36 *got helfe mir deiz wol ergê* (gern am Schlusse der Str.) 156, 19 *herre got gestate mir daz ich si sehen müeze* u. s. w. Schmerzlicher Ausruf: 158, 5 *wie deme nâhet manic wünneclîcher tac! wie lützel er mir, sælic man, gelouben kan!* 161, 15 *wie dicke ich in den sorgen doch des morgens bin betaget* 162, 6 *wê gewaltes dens an mir begât!* 163, 13 *owê wie rehte unsanfte ez mir doch tuot!* 164, 19 *owê . . . wie.* 174, 33 *owê, wanne wurde ez mir daz . . .* Bitten an die Frau 157, 38. 176. 5. Fragende Bitte: 176, 37 *sol ich dâ von schuldic sîn* (vorwurfsvoll) 177, 9. 165, 27 *gewinne ab ich nu niemer guoten tac?* 165, 35 *maht och mir ein wênic fröide geben?* (am Ende der Str.) (Lobender Ausruf, Preis der Frau 165, 28). Ueberhaupt liebt Reinmar die Frage. Rhetorische Frage 150, 7 *waz darf ich leides mêre, wan swenn eht ich si mîden sol?* 151, 7. 151, 23 u. s. w. Er fragt sich selbst 160, 3 *waz tuon ich danne, unsælic man?* 161. 31. 163. 23 *wie mac mir iemer iht sô liep gesîn dem ich sô lange unmære bin?* (er wundert sich selbst über seinen Langmuth). Er macht sich Vorwürfe 164, 24 *war umbe redte ich dô niht mê?* Fragen begegnen auch bei Vorwürfen anderer oder Einwendungen, die er selbst sich macht 150, 22. 157, 37. 158, 13 f. 175, 11. Eine eingehende Untersuchung über Reinmars Stil würde sich sehr gut mit einer Betrachtung des Waltherschen vereinigen, denn Walther hat in stilistischer

Hinsicht bekanntlich viel von Reinmar gelernt. Leider sind die gegenseitigen Beziehungen dieser Dichter noch immer nicht genügend behandelt. —

158, 1—40. Auf ermüdende Klagen folgt eine vierte frohere Strophe. 158, 1[28]). — Zwar hat er noch keinen *lôn* geerntet, ist jedoch von der Dame gnädiger als zuvor aufgenommen worden und frohlockt im Hinblick auf künftige Freuden. In B folgen (24—30) 7 Str. Dietmars v. Eist und Walthers von Metze. Die echte Sammlung Reinmarscher Lieder B¹ schliesst also mit Str. 23. Diese Str. bedeutet für Reinmars Liebesverhältniss eine, wenn auch nur scheinbare, Wendung zum Besseren.

Wir tragen jetzt den Ueberschuss der Hs. C nach. C 14 = 152, 25 ff. (E 332) A und C (hier doppelt) bringen diese und die folgende auch in B als Reinmarisch bezeugte Str. desselben Tones unter Walther. Eine allgemeine Betrachtung. Die Stimmung der Str. und die Zeile 152, 32 *wan hete ich wîsheit unde sin* sprechen dafür, dass sie Reinmars Jugend angehört.

C 16—18 A 31—33 = 154, 5—31. Das Lied gehört dem Anfange von Reinmars zweiten Verhältnisse an. Er ist froher Hoffnung, da er noch nichts von dem langen, unergiebigen Dienst ahnt. In A scheint hier ein Liederbuch zu Ende zu gehen, denn Str. 34 beginnt *swaz ich nu niuwer mære sage* u. s. w.

C 23—24 A 3—4 = 155, 27 — 156, 9. Lachmann bemerkt in den Anm. S. 290: „ich habe den Reim nach der folgenden Strophe eingerichtet, in welcher E das Korn der 3 ersten (d. h. 154, 32 ff.) hat, aber wenig geschickt (E liest 156, 8 *ir fremden müet immer sît).* Auch der Reim der 5. und 7. Zeile dieses Gesetzes ist anders, als in den vier übrigen. Die Echtheit des 2. Liedes in diesem Tone dürfte daher unsicher sein“. In B fehlt das Lied. Nicht nur äussere Gründe sprechen gegen die Echtheit, sondern dies Duett passt weder in Reinmars früheres, noch in sein späteres Verhältniss. Für das erstere ist es gar zu kläglich. Im zweiten Verhältniss klagt er mehr als genug, und auch der Dame sind melancholische Strophen in den Mund gelegt. Sie beweint aber nicht das

fremeden des Mannes, der ihr allen Kummer benehmen könne, und sagt gewiss nicht: *gehôrt ich sînen gruoz, daz er mir nâhen læge, sô zergienge gar mîn nôt. sîn fremeden tuot mir den tôt und machet mir die ougen dicke rôt.* Auch diese letzte Zeile ist entschieden unreinmarisch. Beide Strophen sind ziemlich unbedeutend. Ein Späterer vom Schlage des jungen Reinmar mag Reinmarsche Stimmung mit nicht ganz correcter Benutzung eines Reinmarschen Tones nachgeahmt haben.

Wir gehen jetzt zu der Sammlung b über, mit welcher C fast genau übereinstimmt. Wie B[1], so beginnt b mit einem *prîsliet* 159, 1 ff. Es ist aber nicht das erste, denn wie die Verse 159, 5 f. beweisen, hat die Dame schon andere *prîsliet* nicht *für guot* genommen. Dieses Lied, muss eines der bekanntesten Reinmarschen gewesen sein. Dafür zeugt Walthers in demselben Tone abgefasste Parodie 111, 23 ff. Vgl. Lachmanns Anm. S. 212 f. Die in MSF getroffene Anordnung der Strophen (richtig in E 297—301) findet auch darin ihre Billigung, dass Walther dann die erste und die letzte Str. Reimars parodirte. Reinmar hatte, um seine Dame zu loben, den Mund etwas zu voll genommen und Walther war die Gelegenheit, an ihm seinen Spott auszulassen, willkommen, denn gewiss ist die Parodie erst nach dem Zerwürfnisse mit Reinmar anzusetzen. Wie Reinmar gern seine isolirte Stellung hervorhebt, so stellt auch Walther ihn hier als im Gegensatze zu allen *anderen liuten* befindlich hin.* Walther selbst ist nur der Wortführer gegen Reinmar. 111, 27 *wie wære uns andern liuten sô geschehen, solt wir im alle sînes willen jehen?* Dann mit starkem Nachdrucke die Antwort und Kriegserklärung: *ich bin der imez versprechen muoz.* Ueber das *steln* des Kusses lässt er die Dame spotten 111, 32 ff. Vor dem Zerwürfnisse hat aber Walther selbst in deutlichem Anklange an Reinmars Schlussverse gesungen 54, 7 *si hât*

* Auch Wolfram polemisirt gegen diese übertreibende Reinmarsche Str., wenigstens scheint Parzival 115, 5 ff. *Sin lop hinket ame spat, swer allen frouwen sprichet mat durch sin eines frouwen* sich direct gegen die auch von Walther persifflirte Str. MSF 159, 1—9 (*daz ist in mat*) zu wenden. Einige Zeilen weiter ertheilt Wolfram nach Bartschs treffender Bemerkung Hartmann einen Hieb.

ein küssîn, daz ist rôt . . . . daz sol si lîhen mir: swie dicke sô siz wider wil, sô gibe ichz ir. Der Gedanke von dem gestohlenen Kusse, den der Dieb der Beraubten wieder zurückgeben will, gehört der romanischen Poesie. Diez a. a. O. 253 f. Wackernagel Altfrz. Lieder u. Leiche S. 211. Der Provenzale Peirol V, 282 *Gran talan ai qu'un baisar Li pogues tolr'o emblar, E si pueys s'en iraissia, Voluntiers lo li rendria* und imitirend oder vielmehr übertragend der französische Anonymus (bei de la Ravaillière 2, 213): *D'une chose ai grant desir Que vos puisse tolir Ou emblier un douz baisier Par si que si corrocier Vos en cuidoie Volontiers le vos rendroie.* Lachmann (Walther Anm. S. 213) glaubt nicht, dass Reinmar diese Verse nachahmt. Vielleicht hatte er eine dritte französische oder provenzalische Stelle im Auge. Die Worte bei Peirol *e si pueys s'en iraissia* erinnern an die Reinmarschen Verse 160, 1 f. — Vgl. auch 142, 7. — 159, 24 *der süezen arebeite* erinnert an Ausdrücke wie *douce dolour, douce grevance* u. a. Solche Verbindungen berechtigen zu der Auffassung, dass Reinmar sich in seinem Schmerze gefällt. 163, 9 er trägt sein Leid *sô schône*, darin will er *meister* sein. 164, 32 *mit zühten.* 166, 16 *der lange süeze kumber mîn.* Es ist nicht die Wollust des Schmerzes, sondern zahme Melancholie. Grosse Leidenschaft erfüllt seine Lyrik nicht; er bleibt „der Scholastiker der Liebe", wie ihn Uhland so bezeichnend nennt. 159, 23 vgl. 169, 27. 159, 25 ff. *doch hân ich mir ein liep erkorn dem ich ze dienste, und wære ez al der welte zorn, muoz sîn geborn,* vgl. die Reminiscenz bei dem von Sachsendorf HMS. I 301b *si ist mînes herzens küneginne* (Reinmar 150, 27) *waz dar umbe? und wære ez al der werlte zorn verliesen müeze ich mîne sinne, mîniu jâr diu sint ze dienste ir geborn.*

Diu rede.

Wir müssen jetzt in der von den Hss. und demgemäss in MSF herrschenden Anordnung, welche keine historische ist, absehen und eine Reihe von Liedern herausgreifen, die nach deutlichen Anzeichen zeitlich aufeinander folgen, indem auf vorausgehende Aeusserungen des Mannes oder der Frau — mehrmals wörtlich — Bezug genommen wird. Die Dame

war ihm etwas geneigter geworden. Er konnte von *genâde* sprechen, doch kann ihm dieser geringe Fortschritt nicht genügen und verdriesslich über die Resultatlosigkeit seines Dienstes ermuthigt er sich zu der Bitte um grössere, weiter gehende Gunstbezeugungen. Diese *rede* ist der Kern eines Cyclus von Gedichten, welcher mit dem vierstrophigen Liede 166, 15 ff. anhebt und ursprünglich in einem Liederbuche zusammengefasst war. Das 1. Lied beginnt: *der lange süeze kumber mîn an mîner herzelieben vrowen derst e r n i u w e t.* Die Geliebte *hazzet* ihn (166, 31 ff.); er überlegt, wie er zu glücklicherem Ende kommen könne: 166, 22 *wie sol ich iemer dise unsælde wenden?* 166, 25 *wâ nu getriuwer friunde rât? waz tuon ich, daz mir liebet daz mir leiden solte?* (Neidhart 67, 34. 99. 29. *wâ nu friundes rât?* HMS III, 272^b^ *wâ nu friünt?)* Wohl wissend, dass ihm voller Liebesgenuss von dieser höfisch gesinnten strengen Dame nicht zu Theil werden könne, formulirt er eine bescheidenere Bitte 167, 6 ff.: *sît mir niht anders mac geschehen, sô tuo geliche deme als ez doch wesen solte und lege mich ir nâhe bî und bietez eine wîle mir als ez von herzen sî* (Ulrich 370, 27 f. *si . . . wilz iu bieten alsô wol als ein guot wîp ir vriunde sol*)[29]. 178, 1 ff.: Antwort der Frau in Form eines Auftrags für den Boten. In den Hss. folgt dieses Lied auf das Wechselgespräch der Dame mit dem Boten. Solche Lieder gelingen Reinmar vorzüglich. Er glänzt im feinen höfischen Stil, der sich in leisen Andeutungen bewegt. Die Dame folgt in dem Conflicte zwischen Liebe und Ehre der letzteren. Die Abweisung erfolgt im freundlichsten Tone, aber doch sehr bestimmt. 178, 6 *daz er iemer solhes iht getuo dâ von wir gescheiden sîn.* 178, 10 *swâ du mügest dâ leite in abe d a z e r m i c h d e r r e d e b e g e b e* 178, 24 *sô bit in daz er v e r b e r r e d e dier jungest sprach ze mir.* Sie will ihn nur unter der Bedingung wiedersehen, dass er jede kühne Bitte, wie die obige, zurückhält. Die Dame tritt etwas zimpferlich auf, s. 178, 36. Zu dem ganzen Conflict vgl. Walther 113, 31 ff., Hausen 54, 1 ff. (54. 16) 54, 19 ff., Hartmann 216 (55, 4 — 216, 14) Johannsdorf 93, 12 ff. Bei diesen obsiegt aber die Minne. 178, 8[30]). 178, 28[31]). Sehr characteristisch für die strengen Anschauungen

der Frau ist die 5. Str. Liebesgenuss wird geradezu als *tôt* bezeichnet, jede sinnliche Minne als Unminne[32]). Vollständig ist uns das Lied in keiner Hs. erhalten. In b (vgl. o. B) ist es auf 3 Str. reducirt: Str. 1, 3, 5. In C fehlt Str. 2 und 6, in E Str. 3. m hat die Str., mit Ausnahme der 3., unter *van Nyphen*. Zweifel gegen die Echtheit der 2. und 6. Str. darf man nicht hegen, denn in einem späteren Liede Reinmars wird deutlich auf 178, 11 *daz er mich der rede begebe* angespielt. Wir meinen das Lied 160, 6 ff. 160, 8 *daz hât mich gemachet redelôs* 161, 12 *und wil nu, dêst ein niuwer zorn, daz ich si der rede begebe.* Die Frau hatte ihn gefragt, was er denn von ihr begehre: 160, 22 *mîn rede ist alsô nâhen komen dazs erste vrâget des was genâden sî der ich dâ ger,* darauf hatte er sich kühner als sonst geäussert und die Dame ihn abweisend beschieden: *des er gert daz ist der tôt.* Auf diesen Korb sind die Verse 161, 3 ff. zu beziehen: *dâ seite ich ir ze gar swaz mir leides ie von ir geschach unde ergap mich ir ze sêre. dô si daz vernam daz ich niemer von ir komen kunde* u. s. w. Auf seine vergebliche Bitte gehen auch die Worte 161, 34 ff. *ich bat si* (die *Genâde) dicke, sô die tuont die gerne wæren frô, sît ir trôst vil manegen ie beriet, dazs och mir daz selbe tæte.* In der Zeile 161, 38 fehlt ein *diu frouwe, diu süeze, diu liebe.* Die Frau ist für ihn unsichtbar, da sie ihn ja nach ihrer Botschaft nur empfangen will, wenn er sie „der Rede begibt“. Noch ist Reinmar aber nicht Willens, der Hoffnung auf Gelingen zu entsagen: *weiz got niemer al die wîle ich lebe.* Er ist in einer sehr ungewissen Situation: *si enlât mich von ir scheiden noch bî ir bestân.* Er denkt daran, seinem erfolglosen Dienste ganz Valet zu sagen; *unde næme von ir gar den muot! neinâ, herre! jô ist si sô guot* (sagt wohl der Muth[33]). Noch tröstet er sich mit der Annahme einer Versuchung: *daz si mich noch wil versuochen baz.* 161, 15[34]). —

Man beachte die grosse Menge aller dieser Lieder. B[1] enthielt nur ältere, kürzere. In A folgt (27) *ich sinne minne lange zît* (B C Walther). —

162, 7—33 ist schon ärgerlicher gehalten. Zwischenträgerei und Klatschsucht scheinen auch eingewirkt zu haben.

In der 3. Str. namentlich lässt er seinen Ingrimm über sein Unglück aus. Wenn er keck und ohne die *mâze* geworben hätte, würde er wohl eher etwas gewonnen haben. 162, 14 f. *und frâge ouch nieman lange des daz er doch ungerne hære sagen* spielt darauf an *dazs erste vrâget des waz genâden sî der ich dâ ger.* Str. 2 fehlt in b, erscheint vereinzelt in i (i 6).

175, 36 ff. Er bereut seine Voreiligkeit: *ich was mîner fröude ein teil ze frî.* 175, 38 *einer kleinen rede*, der sich der Klatsch bemächtigt hatte.

179, 3 — 180, 27. Er kann seine Dame nicht sehen. Er klagt über sein Unglück, will sich aber der abweisenden Botschaft fügen, was er anfangs, wie wir sahen, nicht wollte: *mir ist lieber daz si mich verber, und alsô daz si mir doch genædic si . . . . ich wilz haben eine. schaden und frume der sî mîn*[36]). Er sieht ein, dass sein Verlangen allzu kühn war und vergleicht sich mit einem wilden Falken, der *hôhe gert . . . . und muotet des er kûme wirt gewert.* Wichtig sind für uns die Verse 180, 21 *sol mich daz verjagen daz ich si sach unde ich ouch dar under ihtes hân gegert, daz ich solte hân verswigen.*

163, 23 — 164, 2. Er hat sich ganz mit dem Gedanken ausgesöhnt, es zu keinem Bruche kommen zu lassen und will den *dienest* fortsetzen, obgleich er sich selbst darüber wundert *ich hân noch trôst, swie kleine er sî: swaz geschehen sol, daz geschiht*[37]). S. u. 163, 32 f[38]).

164, 3—11. Diese Strophe ist mit den beiden folgenden desselben Tones nicht zu einem Liede zu verbinden, wie es in MSF geschieht, da zwischen Str. 1 und Str. 3 ein innerer Widerspruch besteht. Str. 2 und 3 fallen früher und gehören einer Zeit an, wo Reinmar vor Schüchternheit die Dame gar nicht anzureden wagte; so blendete ihn der Glanz der Geliebten. — 164, 6 *mir hât mîn rede niht wohl ergeben.* Das Missverhältniss, welches er in die kurze Antithese fasst *ich diende ir ie: mirn lônde niemen,* treibt ihn zu dem Entschlusse, zwar nicht der Dame den Dienst zu künden, aber seinen Gesang verstummen zu lassen: *si sælic wîp ensprecheh „sinc“ niemer mê gesinge ich liet* (Neidhart 59, 4 f. *wan daz mich mîn triuwe und ouch mîn stæte enlât*

ich geslüege nimmer niuwez liet deheinem wîbe) diese Strophe muss zeitlich direct auf die vorige 163, 32 — 164, 2 folgen (s. u.), ist aber nicht als dritte Strophe anzureihen; sonst würden die Pointen 164, 2 und 164, 10 f. nicht so scharf hervortreten.

177, 10—39 knüpft unleugbar an die vorige Strophe an. (Ueber den Ton s. Lachmann Walther S. 204.) Reinmar schweigt. Die Dame fragt den Boten nach ihm. Ihr Entschluss bleibt aber fest 177, 17 *lâze eht eine rede; sô tuot er wol: des bit ich in hiute und iemer: demst alsô daz manz versagen sol.* Darauf sagt rasch der Bote, sie solle es nicht verreden; *er sprichet, allez daz geschehen sol daz geschiht.* Der Bote citirt damit Reinmars Worte 164, 2. Darauf knüpft die Dame an Reinmars Entschluss 164, 10 die Frage *hât aber er gelobt, geselle, daz er niemer mê gesinge liet, ezn sî ob ich ins biten welle?* Der Bote bejaht es und die Frau sieht sich in dem Conflicte zwischen Liebe und Ehre. *nuneiz ich obe ichz lâze od ob ichz tuo.* Nach ihrer Ansicht sollten es sich die Männer an der Conversation mit den Frauen gefallen lassen, aber sie verlangen *dannoch mê.* Sie aber kann dies *mê* nicht gewähren und sagt geradezu *in wil niht minnen*[39] (vgl. *minne heizent ez die man unde möhte baz unminne sîn;* ihr ist Minne eben nur feine Conversation). Das Lied ist, abgesehen von den vortrefflichen Wechselreden, eine der besten Leistungen streng höfischer Lyrik. Nach diesen Strophen tritt eine Pause ein. Reinmar wartet, bis die Dame ihn bittet. S. u. den Fortgang des Liebesromans zu 186, 19 ff., wo die Bitte der Dame ein neues Liederbuch einleitet und Reinmar seinen Sang wieder aufnimmt; 187, 31 *nu muoz ich ie mîn alten nôt mit sange niuwen.*

Die übrigen Lieder bis 180, 28 sind allgemeiner gehalten. Manche mögen zwischen die eben behandelten einzuschieben sein, manche fallen vor diese Verwickelung, manche werden auch einer späteren Zeit angehören, wo Reinmars Lyrik nach

dieser wichtigsten Episode wieder ganz in das alte Geleise zurückgekehrt war.

162, 34 — 163, 22. b (11) hat nur die dritte Strophe erhalten. Str. 1 und 3 sind durch die Contrastirung der Begriffe *liebe* und *leit* näher verbunden. Das Lied ist für Reinmar sehr characteristisch. Str. 1: Liebe und Leid sind unzertrennlich; wer sein Leid geduldig trägt, geht sicherer Freude entgegen. Str. 2: Ich bin ein Meister in diesem geduldigen Harren, niemand kann sein Leid so schön tragen. Str. 3: Möchte auch mir nun *liebe* zu Theil werden, die ich bis jetzt vergebens ersehne. 162, 38 Benehmen, wie es dem höfischen Mann ziemt; vgl. 162, 3 *mit schœnen siten* 164, 32 *mit zühten*. Str. 2 gibt das Programm von Reinmars Dichten: er will Meister in geduldiger Liebesklage sein, diesen einen Preis soll ihm die Mitwelt reichen und es anerkennen, dass niemand ihm darin gleich komme. Er sucht also etwas in seiner Klage und sein Schmerz ist kein tiefgefühlter, denn er trägt ihn zur Schau.

164, 30 ff. = b 16. Allgemein gehalten.

165, 1 ff. die in B¹ von zweiter Hand nachgetragenen Strophen, darunter die berühmte *Sô wol dir wîp*. 165, 1—9 Ein kurzes *prîsliet* frühen Datums. Dafür spricht auch der allerdings mehr als ärmliche Natureingang. Noch hat er das Bittere des zweiten Verhältnisses nicht erfahren. Die Vorzüge seiner Dame sind unsäglich, vgl. 174, 32 *dîn lop mit rede nieman wol volenden kan*[40]).

165, 10 ff. Ursprünglich an der Spitze eines neuen Liederbuches: *waz ich nu n i u w e r mære sage*. Das Lied gehört einer viel späteren Zeit an, als die vorige Strophe. Reinmar ist als immer traurig bekannt. Seine Umgebung ist der ewigen Klagen satt. Man glaubt ihm gar nicht, dass es so schlimm sei. Diesen Vorwurf weist er als Lüge zurück (165, 21 vgl. 128, 28. 138, 26. HMS I, 14ᵇ. I. 360ᵃ). Walther muss sich in seinen höfischen Liedern gegen ähnliches Gerede verwahren: 13, 33 *maneger frâget waz ich klage, unde giht des einen daz ez iht von herzen gê. der verliuset sîne tage*. Die wirkungsvollen Fragen am Ende der Str. 2 und 3 wurden erwähnt. Walther hat die Reinmarschen Verse *du gîst al*

der werlte hôhen muot; mahl och mir ein wênic fröide geben? nachgeahmt: 52, 20 *sich fröit al diu werlt gemeine, möhte mir von iu ein kleine fröidelîn* geschehen?* Vgl. auch das schöne Gedicht Shelley's *Loves philosophy.* — Mit Recht hat Walther in seinem Nachrufe auf Reinmar gerade diese Strophe hervorgehoben: 82, 34 *hetst anders niht wan eine rede gesungen, „sô wol dir, wîp, wie reine ein nam!" dû hetest alsô gestriten an ir lop daz elliu wîp dir gnâden solten biten.* Der Ruf *sô wol dir, wîp, wie reine ein nam* war das Losungswort der Minnepoesie[11]; von geistlicher Seite setzte man ihm parodirend ein *sô wol dir priester wie reine ein nam* entgegen (vgl. MSF 3, 12 *Tougen minne diu ist guot, si kan geben hôhen muot* — HMS III, 468[cc] *Jesu minne die sint guot, si gênt der sêle hôhen muot).* In der vierten Strophe disputirt Reinmar *mit gedanken in dem herzen* über eine Streitfrage, wie sie in provenzalischen Tenzonen erörtert wurden.

167, 13—21 fehlt in b. Auf Reinmars ewige Klage über verlorene Jahre fragen die Leute spottend, seine Dame müsse wohl schon über die erste Jugend hinaus sein, da er ihr so lange diene. Ueber solche *zühtelôsen* Fragen vgl. Uhland Walther S. 17; Wilmanns S. 192; Parallelstellen bei Wackernagel Altfrz. L. u. L. S. 198. — HMS II, 168b nennt die Frau sogar dem Bewerber ihren Namen nicht, sondern sagt schelmisch, sie heisse: *sô ie lenger, sô ie lieber.* Walthers Verse 98, 26 f. *si frâgent unde frâgent aber ze vil von mîner frouwen wer si sî* mahnen sehr an die Reinmarschen *si frâgent mich ze vil von mîner frouwen jâren und sprechent welher tage si sî.* Es ist daher nicht wunderbar, wenn Reinmars Strophe in m unter Walther erscheint.

167, 22 ff. = b 24 Klagen, dass es ihm im Gegensatze zu solchen, welche der Frauengunst unwürdig sind, so schlecht geht.

---

* Reinmar *ein wênic fröide* — Walther *ein kleine fröidelîn.* R. 164,1 *trôst wie kleine er si.* — W. 66, 2 *ein kleinez træstelîn.* Volksthümlicher; vgl. *frouwelîn.*

167, 31 — 168, 29 = b 25 f. Str. 3 ist nur im Anhang a der Hs. A erhalten. Lachmann hat zu Walther 82, 24 die von Bodmer und Docen aufgestellte Hypothese, Reinmar beklage den Tod des erst 1230 verstorbenen Leopold VII., dahin berichtigt, dass nur an Leopold VI., welcher 1194 verschied, zu denken ist. Für Reinmar ist bezeichnend, dass zwei Drittel der Nänie der Frau anheimfallen, welche ihren masslosen Schmerz über Liutpolds Tod klagt. An eine allegorische Person (Frau Welt) zu denken verbietet der Inhalt, z. B. 168, 26. Das Lied endet mit dem Gebete, Gott möge Liutpold gnädig in sein *ingesinde* [12]) aufnehmen.

168, 30 — 169, 8 = b 27 — 29 allgemeinen Inhalts. Aus Str. 1 ersehen wir, dass Reinmars Zustand ein so übler nicht ist.

In dem folgenden Liede weist der Vers 169, 21 *niender vinde ich triuwe* auf die Worte *vinde ich iender dies mit triuwen an mich gernt* zurück.

169, 20 er schaut vergeblich nach dem *rât wîser liute,* vgl. 166, 25. Der Schluss *dast ein kumber den ich harte gerne dol* erinnert an Hausensche Wendungen, wie 44, 5 ff. 50, 3 f.: *den kumber den ich von ir lîde, den wil ich vil gerne hân.*

170, 1—35 = b 34—38. A schliesst mit der Strophe *mich betwanc ein mære* seine Sammlung Reinmarscher Lieder ab, also einer Strophe, welche den Anfang seines Verhältnisses behandelt. Irgend ein zudringlicher Schwätzer scheint ihn der Dame gegenüber nicht haben zu Worte kommen lassen. E hat von nun an grössere Lücken. Die fehlenden Strophen füllten wahrscheinlich zum Theil die Lücke aus, welche dort nach E 233 eingetreten ist. C und b stimmen fast genau.

170, 36 — 171, 31 = b 39—43. Dies Klagelied dürfte in den Cyclus einzureihen sein. Beweis dafür sind die Verse 171, 11 f. *In ist liep daz man si stætechlichen bite und tuot in doch sô wol daz si versagent;* 171, 17; 171, 18 wo er eine Schuld seinerseits, die allzu kühne *rede,* anerkennt: *jâ ist doch mîn schulde entriuwen niht sô grôz.* Er betont seine Ausnahmestellung und schliesst ärgerlich: *mir machet niemen schaden wan mîn stætekeit.* Was folgt, sind ermüdende Klagen

über sein vergebliches Mühen. Flüchtig taucht der Gedanke auf, die Dame zu verlassen. Gegenüber dem fast weibischen Gebahren des Mannes erscheint die Frau 172, 5 ff. als starke Herrscherin, welche Bitten und Drohungen gleich unbeachtet lässt. 174, 10 *Lîde ich nôt und arebeit* = Walther 53. 5.

Sollte die Str. 175, 22–28 auf Walther gehen? *Treit mir iemen tougenlîchen haz, waz der sîner vröude an mir nu siht! . . . . mich beginnet noch nâch mînem tôde klagen maneger der nu lîhte enbære mîn.* Reinmar liebt es, leise anzuspielen, und meidet directe Polemik. Walther beginnt 83, 1 vielleicht im Hinblicke auf jene Worte des todten Lehrers und späteren Gegners: Fürwahr, Reinmar, ich fühle tieferen Schmerz, als du über meinen Tod empfinden würdest. Und ebenso mag sich auf Reinmars Schlussverse, man werde ihn jetzt zwar leicht, aber nach seinem Tode schmerzlich entbehren, das Folgende beziehn 83, 4 *ich wilz bî mînen triuwen sagen, dich selben wolt ich lützel klagen* (vgl. Reinmar 175, 27): *ich klage dîn edelen kunst daz sist verdorben.* Einen Tadel enthalten auch die Worte 83, 7 *dû kundest al der werlte fröide mêren, sô duz ze guoten dingen woltes kêren.* Wie Walther nur das Verklingen süssen Minnesangs und stäten Frauenlobs bedauert, so hat auch Gottfried keine Klage für die Person seines Landsmannes: Tristan 121, 24 *von der* (der Nachtigall von Hagenau) *gedenke ich vil und gnuoc. ich meine ab von ir dœnen den süezen den schœnen.* Gottfried war kein Freund der sentimentalen Liebesklage: Trist. 122, 16—20.

176, 5 — 177, 9 = b 66—69 (A hat die erste Strophe unter Reinmar dem Fiedler) ist eines der besten Lieder Reinmars. Hier ist seine Liebesklage frei von aller Monotonie und das Flehen dieses auch metrisch sehr gefälligen Liedes wirklich ergreifend. 176, 15 — 177, 9 *frouwe;* 176, 16 — 176, 27 *frouwe ich hân.* —

Wir sehen Reinmar nach einer kurzen Periode, in der er eine freiere Lyrik pflegte, sich ganz und wie kein anderer in die engen Schranken höfischer Convention fügen. Er ist

der eigentliche Fortsetzer Friedrichs von Hausen. Das schon lange typische *trûren* wird von ihm zur alleinigen Losung für die Minnepoesie erhoben, deren Inhalt fortan als Klagen über Liebesleid bezeichnet werden konnte: Tristan 121, 15 ff. *die (nahtegaln) . . . . kunnen alle ir senede leit sô wol besingen unde besagen* Iwein 70 ff. *dise hôrten seitspil dise von seneder arbeit* (Minnelieder) *dise von grôzer manheit* (Episches). Die Synonyma für *trûren* sind demgemäss bei Reinmar am reichsten vertreten[43]. Er stellt den Satz auf, dass ohne Sorge und Kummer niemand *wert,* d. h. interessant sei. Aber indem dies Schlagwort als Parole ausgegeben und durch die Autorität Hausens und Reinmars bekräftigt wird, öffnet man zugleich gekünstelter Empfindung das Thor. Wir haben im 18. und 19. Jahrhundert ähnliches aufzuweisen. An Stelle einer von frischer Frühlingsluft angehauchten Dichtung, welche dem Vogelsang seine einfach schönen Weisen und den Blumen ihren Duft abgewonnen hatte, an Stelle naiven und kräftigen Schaffens trat eine rein subjective zarte, fast kränkliche Lyrik, welche ihre Stärke in sinnige Reflexion und feine Analyse des seelischen Lebens setzte. Reinmar hat in dieser Richtung das Beste geleistet. Er versteht es vortrefflich, Liebesschmerz, harrende Sehnsucht, Conflicte in allen Phasen gewissermassen zu anatomiren. Ueber das Systematische seiner Methode wurde oben einiges bemerkt (Antithese, condicionaler Ausdruck, Frage u. s. w.). Ein Liedercyclus lässt uns den Verlauf einer wichtigen Episode genau verfolgen. Er liebt es, seinen Gedanken bis ins Entlegenste nachzugehen und sie fein auszuspinnen. Doch befällt uns häufig das Gefühl, in seinen Gedichten liege keine wahre unmittelbare, sondern eine manierirte Empfindung. Der Dichter befindet sich trotz seinen endlosen, bis zur Eintönigkeit gehäuften Klagen gar nicht so schlecht, wie er vorgibt. Er will traurig sein, weil es zum höfischen *bon ton* gehört; darüber verliert er die Frische echter Gelegenheitsdichtung. Er ist in zu geringem Zusammenhange mit der Aussenwelt, zu subjectiv. Reinmars Ausdruck ist höfisch, gewählt und fesselnd, doch herrscht vielfach, wie auch in Walthers an die vornehme Dame

gerichteten Liedern, ein Conversationston, der wahrer Innigkeit und Tiefe entbehrt.

Mit 180, 27 endet jene Reihe von Strophen, welche uns parallel in b und C überliefert sind; es folgen Lieder, die fast ausschliesslich nur der Hs. C entnommen sind. Die Verfasserschaft Reinmars ist somit sehr unsicher bezeugt. Das Abbrechen der Ueberlieferung in b deutet bestimmt auf einen Einschnitt nach dem Liede 179, 3 ff. hin. Ueber den Schluss von B genügt es, auf Haupts Darlegung Zs. XI, 568 zu verweisen. In C folgt eine Serie von Strophen, in denen mehrere unreine Reime gegen Reinmar sprechen und welche dem Character der Reinmarschen Poesie durch frische Bildlichkeit, kecke Laune, unbekümmerte Weltfreude abgewandt sind. Deshalb zwingt sich uns die Annahme einer Interpolation auf, ebenso aber, wenn wir für die als interpolirt anzusehenden Lieder einen Verfasser suchen, die Vermuthung, dieser sei kein anderer als Heinrich von Rugge, da Gruppen Ruggescher Strophen, wie die Discrepanz der Hss. deutlich zeigt, besonders in C, also der Hs., welche hier in Frage kommt, fälschlich der Sammlung von Reinmars Liedern einverleibt worden sind. Von besonderem Gewicht ist, dass solche Interpolationen gerade in der Nachbarschaft der von uns verdächtigten Strophen stattgefunden haben.

Es folgen 180, 38 — 182, 3 (C 122,–127) zwei auf den Kreuzzug gedichtete Lieder, deren zweites im hl. Lande selbst entstanden zu sein scheint. Ihr Grundton stimmt trotz der leichteren Einkleidung durchaus mit dem Geiste des Ruggeschen Kreuzleiches zusammen. Gottesfurcht und der Ernst der Zeit lassen die Weltfreuden zurücktreten. Er besitzt göttliche *sælde* (180, 34), vgl. 96, 27. Erfüllt nun auch diese höhere Freude des Dichters Brust, so wird doch dem munteren Weltsinne nicht jede Aeusserung verboten. 180, 28: die Leute wundern sich über die traurige Miene des sonst allzeit fröhlichen Mannes. Reinmar wird im Gegentheil wegen

seiner unablässigen Klagen ausgelacht: 158, 11. 158, 35. 165, 12. 166, 11; wohl aber sagt Rugge 108, 27 in ähnlichem Zusammenhange: *nu sprechent genuoge war umbe ich truobe.* Wie sollte Reinmar sagen: *ich kan noch daz ich ie kund oder mêre,* nämlich *fröide.* 180, 35 Rugge — so wollen wir kurzweg sagen — fühlt sich der hohen Aufgabe und göttlichen Macht gegenüber als *gouch,* so wie er sich im Kreuzleich den *tumben man von Rugge* nennt. Die zweite Strophe fordert zu freudigem Dienste auf und stellt die Erwerbung der schwer zu einenden Ideale *lop und êre und dar zuo gotes hulde* in Aussicht. *jâ enwirt ein dienest niemer guot den man sô rehte trûreclîche tuot. trûren* gehört diesem Dichter also nicht nothwendig zum Dienst. In der je ersten Zeile dieser beiden Strophen erscheint das Wort *fröide,* in der dritten Strophe nicht. Wir sahen oben, dass dies kein Zufall ist (Rugge 108, 22 ff. 110, 26 ff. 101. 15 ff.)

180, 29 für *wundert,* welches im Metrum einen Jambus ausmacht, ist schwebende Betonung anzusetzen, die Rugge sonst nicht hat, Reinmar nur einmal; 158, 10 *deist únwendic.* Hiatus haben sich beide mehrmals gestattet: Rugge 108. 28 *war úmbe ich trúobe* Dactylen (Bartsch schiebt in den Liederdichtern ein *sus* ein) 110, 6 *swes múot iedóch zer werlte áls der mîne stât;* Reinmar 156, 23 (doch könnte man *geringe* als Waise ansetzen), 157, 1 und 11 (gegen Annahme von trochäischem Rhythmus muss ich mich durchaus sträuben) 170, 14 *daz ist wol kleine álsô grôz alse umbe ein hâr.*

Auf die Aehnlichkeit der dritten Strophe mit einer Stelle des Ruggeschen Leiches hat Scherer (Zs. XVII, 574) aufmerksam gemacht. Dieser Gedanke ist keineswegs ein verbreiteter und eine Uebernahme, welche an Plagiat grenzen würde, sehr unwahrscheinlich[44]). Ueberhaupt werden wir nicht geneigt sein, dem in sich versenkten Reinmar Strophen zuzuweisen, welche das politische Leben der Zeit berühren. Politische Lyrik ist diesem Grübler fern; er hat nur Auge und Ohr für seine Minne. Wenn Reinmar an der Kreuzfahrt theilgenommen hat, ist ihm doch ein derartiges Lied nicht zuzutrauen.

98, 28 ff. *sô sprichet lîhte ein bœser man der mannes*

herze nie gewan „wir sun hie heime vil sanfte belîben, die zît wol vertrîben vil schône mit wîben[45]); aber die. der er begehrt, wendet sich verachtend von ihm ab und ihre Gespielin flucht seiner Geburt. Hier ist der Gedanke mehr ins Scherzhafte übertragen. *maneger swüere des wol* entspricht dem *sô sprichet lîhte ein bœser man, mit den wîben — wîben, belîben — hie heime belîben.* 98, 30 und 181, 12 *sanfte.* Das *wîp,* welches im Leiche den verächtlichen Werber so streng abweist, ist hier mit den Worten *diu sinne und êre hât* bezeichnet; und was dort von den Mädchen selbst in ernstem Tone ausgesprochen wird, findet hier schalkhaften Ausdruck: *weiz got! guotes wîbes vingerlîn daz sol niht sanfte nu zerwerben sîn.* So schwerlich Reinmar. (Parz. 127. 29 *swâ dû guotes wîbes vingerlîn mügest erwerben unt ir gruoz daz nim).*

Das folgende Lied, dessen Eingang es sofort als Kreuzlied erkennen lässt. behandelt den Conflict zwischen göttlicher und weltlicher Minne, wie er in jener Zeit so oft zu poetischem Ausdrucke kommt. 181, 18 vgl. 72, 26. 124, 28. In Ruggescher Manier ist es – vgl. das vorige Lied —, wenn das Wort *gedanke* in der je zweiten Zeile der beiden ersten Strophen, dagegen abweichend an der Spitze der dritten erscheint. Man beachte auch in Str. 1 und 2 *wellent* in der 7. Strophenzeile. Die Gedanken haften an den alten weltlichen *mæren* 181. 28; diesen stellt Rugge im Leich 97, 7 *starkiu mære* 97, 30 *ein ander mære* entgegen. Maria möge ihn vor einem Abfall zu den Weltfreuden bewahren. Es ist characteristisch, dass am Schlusse romanischer Kreuzlieder nicht selten der Papst angerufen wird, in deutschen Gott, Christus, Maria, die *trinitâte,* nie der römische Bischof. — Die dritte Strophe knüpft an das Wort *verbieten* in der vorletzten Zeile der zweiten an. Die gehobene Stimmung der ersteren ist zu einem minder ernsten Tone herabgestimmt, vgl. Rugge 108, 22 — 109, 8. Die schöne bildliche Vorstellung spricht an und für sich gegen Reinmar. Die Gedanken sind frei[46]); sie sollen aus der Ferne als grüssende Boten heimwärts fliegen und dann zurückkehren, doch fürchtet der Dichter, sie werden von ihrer alten Art nicht lassen.

182, 4 ff. Die einzelne Strophe desselben Tones ähnelt der Art Reinmars, der, wie wir sahen, auf Rugge eingewirkt hat. Vielleicht ist es gleich dem vorigen in Palästina gedichtet; *die stîge sint mir abe getreten die mich dâ leiten hin an dich.*

Es folgt ein fünfstrophiges Lied, in dem sich das vollste Liebesglück und eine fast übermüthige Freude kund gibt. Diesen Jubel kennt Reinmar nicht, auch seine ersten froheren Lieder sind viel matter. Seine Dame macht ihn nicht *vor allem leide frî,* hat ihm nichts weniger als *fröide und einen hôhen muot* gegeben. Die zweite Strophe hat einen unreinen Reim, wie ihn Reinmar absolut nie hat: *lîp* — *gît,* also ist das Lied nicht von ihm; aber Rugge 103, 20—22 *wîp* — *lît.* Das Lied ist sogar unter die älteren Ruggeschen vor der Kreuzfahrt zu zählen. Der Stil ist einfach, meist kurze Parataxe in Ruggescher Art. Gleich zwischen der ersten Zeile und dem, was wir von Reinmars Lyrik kennen, liegt eine unausfüllbare Kluft, denn weder diese selige Stimmung noch die schöne Bildlichkeit der Worte eignet Reinmar, dem stolzer Schwung in Gefühl und Ausdruck (Vergleiche) abgeht. *hôhe alsam diu sunne stêt daz herze mîn* ist als Devise vorgesetzt [47]).

Ein kurzer Satz schliesst asyndetisch die Strophe ab. 182, 19 kurz: *derst ir eigen.* Str. 3 ist aus vier lose an einander gereihten Sätzen zusammengesetzt: die Geliebte ist ihm treu; sie macht ihm das Land lieb; er will ihr bis ans Ende der Welt folgen; seine Sehnsucht ist gross [48]). Die ganze kühne Versicherung hat nichts von Reinmar, dagegen ist der Schlusssatz einerseits syntactisch, andererseits wegen des einfachen Ausdrucks der Sehnsucht echt Ruggisch. Reinmar würde nicht so kurz sein, sondern gerade dies Motiv gehörig auspressen. Der Eingang der folgenden Strophe trägt noch etwas von dem munteren Geiste des *wær diu werlt alliu mîn. tûsent* Rugge 102, 23. 104, 6 (108, 5). Reinmar hat nichts dergleichen, wohl aber finden sich ähnliche hyperbolische Wendungen noch zweimal in der Nachbarschaft unserer Stelle: 184, 12 *vier tûsent wîp* 184, 31 *ich hân hundert tûsent herze erlôst.* Auch eignet sich solche übermüthige Redeweise

weniger für den massvollen Reinmar, als den sanguinischen Rugge. 182, 26 *daz wære wol* wie 108, 13 *daz ist wol*. S. o. Die fünfte Strophe erzählt noch einmal von dem vollen Liebesglück, das dem Dichter von Anbeginn bescheert ist.

Aus der dritten Strophe kehrt in der zweiten Zeile des Liedes 182, 34 ff. das *dar füer ich* wieder. Er sehnt sich nach Freude. Langes *trûren* ist entschieden nicht seine Sache (102, 1); er will es rasch enden 182, 37; lieber todt als *unfrô!* Reinmar will aber der *sorge* gar nicht entbehren. 183, 6 *und wære guot*. 183, 3 *wil ab ieman guoter lachen* — Walther 42, 31 *wil ab iemen wesen frô* (117, 30). (Diese beiden Strophen stehen auch in E, wo nach ihnen zwei stark verderbte Strophen folgen, über welche Bestimmtes zu äussern nicht möglich ist.)

C 135—138 = 183, 9—32 *geschên* für *geschehen* im Reime auf *ergên* (s. Haupts Anm.) verbietet dies vierstrophige Gedicht Reinmar zuzuschreiben. Die Stimmung ist heiter und glücklich. Das Lied scheint aus der ersten Zeit eines Verhältnisses herzurühren; es ist im Uebrigen nicht bedeutend, wahrscheinlich ein Jugendgedicht Rugges, wofür auch das *geschên* zeugen kann.

183, 33 ff. hebt in altgewohnter Weise mit Naturempfindung an, die wir Reinmar absprechen mussten, und gar acht Zeilen hindurch. *ich sach vil wunneclîchen stân die heide und die bluomen rôt* erinnert sehr an Rugges *ich sach vil liehte varwe hân die heiden und den grüenen walt* 99, 29. Die beiden Töne ähneln sich, indem auch unsere Strophe, abgesehen von dem schliessenden Monometer, aus jambischen Dimetern besteht. Erwähnt sind wie dort negativ bei Schilderung des Winters: Heide, Blumen, Nachtigall und Wald (184, 3 *daz grüene loup)*. Hier tritt der *vîol* hinzu[49]). Die Satzfügung ist so einfach wie möglich, fünf asyndetische Sätze; keine Partikel ausser *des* 183, 36. Beachte auch den unvermittelten Schlusssatz: *ich hôrte ir sanc*. 184, 3: Mit dem Erscheinen des grünen Laubs verlässt den Dichter die winterliche *swære;* er ist, was Reinmar nicht von sich sagt, *vil wunneclîchen wol gemuot*. Str. 1 ist gewissermassen die Einleitung zu den vier übrigen Strophen, welche durch Responsion

enger verbunden sind. Geringeren Antheil daran hat Str. 5 (184, 25 *leit)*. Heben wir nun die drei Mittelstrophen heraus, so ist wieder (s. o.) eine Variation deutlich: 184. 4 *vil der swære* 184, 11 *deheine swære* 184, 18 *ân angest* (Rugge 100, 26). 1 und 2 stimmen mehr dem Wortlaut, 2 und 3 mehr dem Sinne nach überein. Von der Hyperbel 184, 12 war die Rede. 184. 15 *ich hân si mir ze friunde bereit* — Rugge 110, 12 (Frau) *wil er ze friunde mich gewinnen.* Der Dichter erscheint selbstbewusst und unverzagt: Liebesgenuss wird keck begehrt und gewährt. A hat Str. 1, 3, 4 unter Niune (Spielmannsname).

184, 31 — 185, 19 läuft R inmarscher Art direct zuwider. Gewiss kann ein Dichter, der im Uebrigen nur klagende Accorde anschlägt, auch einmal ein froheres Lied anstimmen, aber ein mit so lebhaftem Jubel beginnendes Gedicht werden wir ihm nicht zuschreiben. Er, der tief bekümmerte, der von den Leuten als alter Greiner verspottet wird, kann unmöglich von sich sagen, er sei so froh gewesen, dass er hunderttausend Herzen von der Sorge erlöst habe. 184, 38 vgl. Veldeke 61, 14. 63, 7. Er ist nicht der Mann, der sich *al der werlte trôst* nennen darf. Unserem Dichter genügt für seinen hyperbolischen Ausdruck das gewöhnliche *tûsent* nicht mehr, er setzt *vier tûsent* 184, 12 oder, wie hier, *hundert tûsent* (Ulr. v. Lichtenstein 522, 2. 563, 22 *hundert tûsent tûsent)*. In dem Liede ist von längerer Abwesenheit die Rede: 184, 36 *daz ich sô lange von ir was* 184. 39 u. s. w. Wir dürfen hier an den Kreuzzug denken. Er sagt dann von Palästina: *da entræstent kleiniu vogellîn da entræstent bluomen unde gras* (zur Anapher vgl. Neifen 46. 31 *michn træstet niht der walt unt ouch diu heide, michn træstet niht der kleinen vogele singen)*. Diese Zeilen enthalten Naturempfindung. Nachdem Rugge seiner Pflicht als Gottesstreiter genügt hatte, konnte er ohne Sünde auch die kleinen Leiden einer Kreuzfahrt, noch dazu in humoristischer Weise, hervorheben. Scherzhaft ist auch der Schluss der zweiten Strophe. Auffallend ist der ganz vereinzelt dastehende Ausdruck: *daz ich mich undern ougen ramph,* da wir sonst nur von einem *rimpfen* der Nase oder Brauen wissen (Walther 75, 31). *sich rimphen* allein ist

häufig. Lexer Mhd. Handwörterbuch 439 übersetzt *undern ougen ramph:* mein Gesicht in Falten legte. — 185, 6—12. Nicht nur er selbst will froh sein, sondern alle *senden siechen* (Neifen 48, 8) sollen von ihm geheilt werden. Die, welche an der Rettung überhaupt verzweifeln, kümmern ihn nicht. Reinmar möchten wir mit mehr Recht bei jener *ungemuoten schar* suchen, als in dem Schelm, welcher sich als aller Welt Arzt hinstellt. Er sagt ja 170, 36 im Gegentheil: *niemen seneder suoche an mich deheinen rât: ich mac mîn selbes leit erwenden niht.* Wie sollen sich damit die Verse 185, 8 f. vereinigen lassen: *nieman ist von sorgen alse wê, wil er, ich mache in wolgemu t.* Rugge, sanguinisch wie er ist, tritt begeistert für die im Dienste Gottes zu vollziehende Kreuzfahrt ein; nun dieselbe mit ihren Mühsalen vorbei ist, gibt er sich sorgenfrei der alten fröhlichen Laune hin. In der letzten Strophe malt er die Bereitung seines Heilmittels gegen die *senede* Krankheit so lustig aus, dass wir den Quacksalber, der seine Arzneien braut, vor uns zu sehen glauben[30]).

Der Ruf *hœret* soll die Leute aufmerksam machen, wie er im Leiche seine ernsten Mahnungen mit einem *merkent, hœrent* einleitet. 184, 14 *zouber* — Rugge 107, 21 *zouberliste.* Die ganze vierte Strophe mit ihren Scherzen, dem *tanzen unde singen* würde unter Reinmarschen Strophen vollkommen vereinsamt und räthselhaft erscheinen. Uhland, Gervinus u. s. w. halten sich, wenn sie Reinmars dichterische Thätigkeit schildern, nur an seine Klagelieder, fühlen also sehr wohl, dass diese heiteren Strophen ein fremdes Element sind.

In Rugges Art schliesst das Ganze mit dem kurzen recapitulirenden Schlusssatze *sus kan ich senden siechen laben.*

185, 20—26. Der Dichter ist momentan *unfrô;* die Leute kennen ihn sonst als froh und freudespendend. Beachte die Satzfügung im Eingange.

185, 27 ff. = C 150—154. Die Hs. A, welche schon (s. o.) einige frühere Strophen unter dem Spielmannsnamen Niune hatte, bringt das Lied unter Gedrut: A 25—28 (A 27, zwei Strophenhälften sind falsch an einander geleimt. s. Haupts Anm.) *hô* für *hôhe* hat Reinmar allerdings 177, 15 im Reime.

Auch dies Lied erzählt von dem Liebesleid des Dichters, doch geberdet sich der Verfasser ganz anders als Reinmar in seinen Klageliedern. Die beiden ersten Strophen sind von einer unverwüstlichen Lebensfreude getragen. Hat Rugge 185, 18 *wunneclîchen trôst* als Heilmittel gepriesen, so sagt er hier: *guoten trôst wil ich mir selben geben*, wie Walther 116, 35 f. *sô mich sende nôt bestât sô schîne ich geil und trœste selben mich.* Seine Lebensanschauung ist echt sanguinisch und von der marklosen Melancholie Reinmars unendlich weit entfernt. Er will froh sein, denn warum allein sich härmen? *Si jehent* knüpft an *si sagent.* Weniger gehoben sind dem Anscheine nach die drei letzten Strophen, aber es werden immer unvermerkt in den Ernst der Klage scherzende Tonarten eingemischt. Jede Strophe wird ihrem Ende zu heiterer; s. die spasshaften Pointen 186, 6. 10. 17 f. Ironischer Witz ist unverkennbar. Reinmar würde sich gewählter ausgedrückt und namentlich den kecken, an das Vollgefühl früherer Zeit mahnenden Schluss des Liedes gegen seine peinlich strenge Dame nie gewagt haben. 186, 12 vgl. Rugge 105, 13; 186, 16 — 107, 26. 109, 29.

So weit die erste Interpolation Ruggescher Strophen. Wir erinnern an das, was oben über den Reinmarschen Liedercyclus gesagt wurde, dass b (abgesehen von den letzten unechten Strophen) mit wichtigen Gedichten dieses Cyclus schliesst. wir erinnern mit besonderem Nachdruck daran, dass C vor den eben jetzt behandelten nicht Reinmarschen Strophen mit einer Botschaft der Frau (C 118—121 = 178, 1 ff.) und einem Gespräch zwischen Frau und Boten (C 113—117 = 177, 10 ff.) abbricht, denn das Folgende ist ganz anderen Inhalts und Characters. Die Quelle von b und C hatte diese beiden Lieder wegen ihrer ähnlichen Art neben einander gestellt. Historisch gehören sie nicht zusammen, vielmehr mussten wir unsere Betrachtung des Cyclus mit C 113 ff. schliessen. MSF 180, 28 — 186, 18 = C 122—154 schiebt sich sehr störend dazwischen, denn C 155 ff. = 186, 19 ff. muss auf C 113 ff. folgen. Wir sahen, dass Reinmar sich

Schweigen auferlegte: *si sælic wîp enspreche „sinc“, niemer mê gesinge ich liet.* Die Dame besprach diese Aeusserung mit dem Boten, forderte Reinmar aber noch nicht zu neuem Sange auf. Diese Aufforderung erfolgt erst mit diesem Liede, wie wir gleich des näheren sehen werden. Deshalb muss sich C 155 ff. an C 113 ff. anschliessen. Reinmars Schweigen ist sehr geschickt dadurch angedeutet, dass er selbst nicht spricht, sondern die Dame und den Boten, oder die Frau allein (so hier) reden lässt. Unser Lied behandelt wieder in höfischer, stellenweise etwas sehr zaghafter Art die Frage des Liebesgenusses. Gleich in den fünf ersten Zeilen finden sich vier Ausdrücke für Trauer: *ungenâde, sorge, senende nôt, leit.* Gott wird (oft bei Hausen und Reinmar) mehrmals angerufen: 186, 21. 34. 187. 24. Wir sehen längere Perioden: 187, 1—8. 187, 11—15.

Str. 1 Die Frau klagt, denn der Geliebte hat sich, durch ihre Abweisung verletzt. zurückgezogen. Sie sieht sich (vgl. Reinmar) vergeblich nach *rât* um. Sie ist ihm hold, kann aber seiner Bitte mit Rücksicht auf ihre *êre* nicht willfahren.

Str. 2. Früher war sie hochgemuth, denn sie vernahm *guotes mannes rede vil,* also feine höfische Conversation; der *werke* aber ist und will sie frei bleiben (vgl. 177, 34 f.). *dô ich im die rede verbôt done bat er niht mêre* vgl. 177, 15. *lâze eht eine rede* etc. 178, 11 *daz er mich der rede begebe* 178, 24 *daz er verber rede dier jungest sprach ze mir* u. s. w. (186, 31 *underwîlent* — 155, 10).

Str. 3. 187. 2 *daz er die rede vermite.* Sein jämmerlicher Zustand rührt sie: *daz ez mich müete — unde iedoch sô sêre niet daz ers iht genieze* fügt sie rasch hinzu. Dem entspricht syntactisch und inhaltlich in Str. 4: *daz müet mich doch eteswenne unt iedoch darumbe niht daz ich welle minnen* (177, 36 *daz müet mich* [anders]. *in wil niht minnen)* vgl. Reinmar 178, 8—11 u. 178, 22—25. Wenn ich nicht irre, würde Rugge die entsprechenden Verse einander weit mehr auch dem Wortlaute nach angleichen, als es hier geschehen ist. Sehr wichtig ist der Schluss: *mir ist lieber daz er bite danne ob er sîn sprechen lieze* (zur Construction

vgl. 179. 30 ff.) mit unleugbarer Beziehung auf Reinmars Worte: *si sælic wîp enspreche „sinc“ niemer mê gesinge ich liet.*

Str. 4, inhaltlich nicht wesentlich verschieden, zeigt wieder die strengen Grundsätze der Frau: *minne ist ein sô swærez spil daz ichs niemer tar beginnen.*

Str. 5. Sie lobt ihn als treuen Herold der Frauenwürde (165, 32. 171, 8 ff. u. s. w.). Gewähren will sie ihm nichts, aber seiner Unterhaltung nicht entbehren. daher nun Aufforderung zum Bruch des Schweigens: *ich muoz hœren waz er saget.*

Der Ton hat zwei Waisen: a b c a b c W^1 d W^2d. Rugge hat nie doppelte Waise. wohl aber Reinmar 154, 32 ff.: a b a b b W^1 b W^2 c Korn (W^3) c oder 167, 31 — 168, 29: abc abc d d e W^1 W^2 e.

Hierauf folgen in C 160—173 Strophen Heinrichs v. Rugge (MSF 109, 9—35. 103, 35 -- 106, 23). Die Interpolation hat demnach in fast unmittelbarer Nähe der von uns für Rugge zurückgeforderten Lieder statt gehabt. Das von den beiden Interpolationen eingeschlossene Lied 186, 19 — 187, 30 = C 155 — 159 ist der Anfang eines Liederbuches. Es endet die im Cyclus behandelte wichtigste Episode des Liebesverhältnisses und mahnt zu neuem Sange. Auf die in diesem Liede enthaltene Aufforderung bricht Reinmar – in C schieben sich 160—173 dazwischen — sein Schweigen mit C 174: *nu muoz ich ie mîn alten nôt mit sange niuwen . . . ir gruoz mich vie, diu mir gebôt vil langen niuwen kumber tragen.* Interpolationen finden sich meist an der Scheide von Liederbüchern. A hat das erste *prîsliet* Reinmars (B 1 C 1) nicht an der Spitze, sondern (vgl. was oben über Rugge gesagt ward) als Schluss einer Sammlung erst A 43—45. Mit A 52 beginnt das neue Liederbuch: *Nu muoz ich ie mîn alten nôt mit sange niuwen* u. s. w.. dazwischen, also inmitten von Schluss des alten und Anfang des neuen Liederbuchs, stehen die Ruggeschen Str. 109, 9—35 und 103, 35 — 104, 23.

Wie verkehrt der Schreiber von C handelte, indem er die Str. 160—173 einschob, zeigt sich recht deutlich aus

einem Vergleiche des Liedes C 155—159, also jener recht höfischen Frauenstrophen mit dem Schlusse der Interpolation, der Frauenstr. C 173: *ein rehte unsanfte lebende wîp nâch grôzer liebe daz bin ich . . . nu lône als ich gedienet habe, ich bin diu sîn noch nie vergaz,* einer ganz im alten Geiste gedichteten Strophe. Kann eine und dieselbe Frau so total verschiedene Anschauungen aussprechen; kann sie erst des Langen und Breiten jeden *lôn* auf das Bestimmteste verweigern und dann selbst den Mann um *lôn* für ihren Dienst bitten, und soll der Mann über diese letzte Bitte so traurig werden, dass er flugs neue Klagelieder beginnt: *nu muoz ich ie mîn alten nôt mit sange niuwen* u. s. w.?

187, 31 ff. Zu dem Eingange des neuen Liederbuchs vgl. MSF 19, 13 *ich niuwe mînen sanc* 70, 35 *daz . . . . niuwet mir die alten klage* 118, 1 *mîn alte swære die klage ich für niuwe* (von Bligger ist in B C nur der Anfang eines neuen Liederbuchs erhalten). 133, 15 *mîn alte nôt die klagte ich für niuwe* 165, 10. Leichtsinnigere Dichter begannen wohl auch bei einer neuen Liebschaft einen neuen Liedercyclus:

novella gioja e nova innamoranza
mi fa di novo canto risentire.

Auch hier grössere Perioden: 188, 8—17 und mehrere Condicionalsätze. Die Ausdrücke für Trauer sind gehäuft. Reinmar polemisirt gegen den *nît* der *valschen* und antwortet, wie schon öfter, zudringlichen Fragern, wenn sie seinen Kummer zu dulden hätten, würden sie weit herber klagen, als der, an dem es ihnen auffiele. Die Gedankenwelt dieses Dichters ist eine so ganz andere, als die der Str. 180, 28 — 186, 18. Dort sinnliche Frische in Empfindung und Ausdruck; heitere Liebesfreude, nur selten mit Klagen gemischt: energische Theilnahme am öffentlichen Leben — hier die feingewebte Empfindung eines Melancholikers, der sich in Contrast zu der Welt setzt und ganz in seinen Klagen aufgeht. Seine höfische Gesinnung bekundet Reinmar nachdrücklich im Schlusse: *swer wîbes êre hüeten wil, der darf vil schœner zühte wol.*

In A (55) folgt die Str. 188, 31 ff. Vgl. was über Reinmars Naturgefühl gesagt wurde. Alles in diesem schönen,

traurigen Liede stimmt zu dem, was wir von Reinmarscher Empfindung und Kunst wissen. 188, 34 *daz minne riuwe heizen mac* vgl. Reinmar 178, 33 Hausen 53, 15 ff. HMS I, 39b *nu heizent si ez minne: minne ist ein nôt.* 189, 3 *sîn* reimt mit *mîn* und *schîn,* während in den drei vorigen Strophen an dieser Stelle eine Waise war. Haupt vermuthet, es sei für *sîn wesen* zu schreiben. Dem Schreiber schwebte der Reim *schîn mîn* noch vor. Es ist aber sehr gut möglich, dass Reinmar ohne die Absicht, diese Strophe von den vorigen zu unterscheiden, das jedesfalls nächstliegende *sîn* setzte. (In der Str. 167, 31 ff. könnten wir auch folgendes Reimschema annehmen: a b c a b c d d e W. a e, wenn nicht die folgenden Strophen lehrten, dass man zwei Waisen anzusetzen hat.) 188, 38 *heiles tac* wie 187, 38.

Darauf hat A das Ruggesche dreistrophige Lied: *Diu werlt wil mit grimme zergân* (A 56—58).

189, 5 — 190, 2 — C 177 - 180, A 59—61 (Str. 4 fehlt in A); Str. 1 auch in e. Str. 1 und 2 beginnen mit Condicionalsätzen; siehe auch 189, 18 ff. 189, 29 f. 189, 35 f. Er ergeht sich in Antithesen: 189, 9 f. 189, 11 *ich klag iemer mînen alten kumber der mir iedoch sô niuwer ist,* also aus dem Anfange des neuen Liederbuchs (187, 32. 36) 189, 13 Sie gab Kummer, nahm Freude.

189, 18 f. *jâ — nein*[51]) Er hebt seine exceptionelle Lage hervor, jammert über sein endloses Warten, ohne auch jetzt aller Hoffnung zu entsagen und von den Frauen anderes als Lobendes zu singen, bewegt sich also völlig in dem alten Geleise. 189, 36 vgl. 171. 21. 189, 7 vgl. Reinmar 165, 21 *si liegent unde unêrent sich* und 158. 15. Den unreinen Reim 189, 9 f. *lân—an,* den erträglichsten von allen unreinen Reimen, noch dazu bei nasalierender alemanni- Aussprache, können wir Reinmar wohl ein Mal zutrauen. Gesichert ist Reinmars Verfasserschaft aber nicht völlig. Eine Analogie bietet z. B. der Morunger, welcher stäts eine vorzügliche Reimtechnik zeigt. Seine oft sehr künstlichen Reimverschlingungen sind ganz rein, nur lässt er viermal *â* im Reim mit *a* (vor *n* und *r*) zu. 137, 27 ff.: *gan an tân wan* 140, 26—28 *man hân* 146, 36—38 *hân gewan* 144, 21—23 *gar jâr.*

190, 3—26 = C 181—183, A 62—64 (Str. 1 auch in e) ist in Stil und Stimmung dem vorigen Liede höchst ähnlich, so dass weitere Bemerkungen, die nur eine Wiederholung von Früherem sein könnten, überflüssig sind. 190, 4 vgl. 190, 24. 190, 18 Reinmars Dame *hât tugent und êre.*

190, 27 — 191, 6 = C 184 f. In A stehen beide Strophen unter Reinmar dem Fiedler nach der bekannten Strophe Reinmars v. Hagenau *Aller sælde ein sælic wîp tuo mir sô;* vermuthlich gab die Aehnlichkeit der Eingänge den Anlass. Der unreine Reim *wol — doln* erregt gerechtes Bedenken. Haupt sucht ihn durch Apokope des *n* zu tilgen, verhehlt sich aber nicht, dass bei Reinmar *dol* für *doln* schwerlich anzunehmen ist. ‚Wie ich zu verbessern gesucht habe ist der Gedanke „so thu es doch um dir ein Wunder geschehen zu lassen“ wie wir ähnlich „Wunders halb“ sagen.‘ Dieser Gedanke, auch für Haupt nur ein Nothbehelf, ist sehr unbefriedigend. Der Begriff eines Wunders passt gar nicht. Man könnte denken: *sît ich kumber dol,* also „thu's wenn nicht aus Liebe, so doch aus Mitleid“, doch führt diese Conjectur allzu sehr vom handschriftlichen Texte ab. — *doln* auf *wol* oder *dol* für *doln* ist beides unreinmarisch. Ausserdem stehen wir hier auf sehr unsicherem Boden, denn in C folgt (186—206) wieder eine Reihe Ruggescher Lieder und an diese schliessen sich weitere nur in C bezeugte Strophen, welche aus mannigfachen Gründen nicht von Reinmar herrühren können. Wir nehmen deshalb eine Interpolation schon von C 184 an (MSF 190, 27) und scheiden auch einen Theil der nach C 206 folgenden Strophen (s. u.) aus.

190, 34 *jâ* und 191, 5 *ja* respondiren und gewiss ist der Gleichklang *Frowe* und *Fröwe* im Eingange der Strophen kein unbeabsichtigter. Die Diction ist sehr einfach, schmucklos und innig. Rugge verlangt *rede* für sein *herze, trôst* (s. o.) für seinen *lîp.* Die letztere Bitte darf Reinmar nicht wagen. 190, 38 *jâ verdiene ichz wol* mit männlichem Selbstbewusst-

sein. Reinmar würde seine Verdienste (Treue, Geduld, Lob der Frauen u. s. w.) weitläufig ausgesponnen haben.

191, 7—24 = C 207 u. 209. Reim 191, 20 *bekan* für *bekam* auf *kan*. *Ich welte ûf guoter liute sage und ouch durch mînes herzen rât ein wîp;* so begann Rugges Verhältniss, vgl. das Schlusslied in B worin über den Anfang Bericht erstattet wird: *ich hôrte wîse liute jehen von einem wîbe wunneclîcher mære* etc., dazu im ersten *prîsliet* (B 1) *mir gap ein sinnic herze rât dô ichs ûz al der werlte erkôs ein wîp* u. s. w. Mich dünkt, diese Uebereinstimmung ist schlagend. 191, 14 *dienest* und *geniezen* ist ihm selbstverständlich. Reinmar klagt immer — mit einer Ausnahme (gelegentlich der *kleinen rede*) — über unverschuldetes Leid. 191, 19 *daz wirt im lîhte ein guot gewin* — Rugge 103, 32 (96, 5. 99, 19) *daz ist uns beiden guot gewin.* Diese und die folgende Strophe (Frühlingsanfang) bieten inneren Reim: von zwei Reimzeilen hat die erste Mittelreim, so dass wir drei Reimworte erhalten, ein inneres und zwei äussere. Reinmar kennt grammatischen Reim und Körner, aber den inneren Reim gar nicht, oder, da man vielleicht an einzelnen Stellen schwanken kann, in verschwindend geringem Masse. Rugge aber ist derjenige ältere Minnedichter, welcher ihn am sorgfältigsten gepflegt hat. Den Gegeneinwand, Rugge habe gerade diese Art: — *a* — a, a in den unter XIII in MSF gesammelten Liedern nicht, können wir vielmehr für uns in Anspruch nehmen, denn wäre es nicht auffallend, wenn diese verbreitete Art inneren Reimes bei Rugge nicht vertreten wäre? Wenn Rugge, der (s. o.) in seiner Metrik von Veldeke beeinflusst ist, den inneren Reim, welchen dieser pflegte (MSF S. 62. 63, Hausen S. 53), verschmäht hätte? — Wir haben neun jambische Dimeter, wie in dem Ruggeschen Tone 103, 35 ff., aber die Reimstellung ist verschieden: Dort ab ab ccd Waise d, hier ab ab ab γc cb.

191, 25—33 = C 208 Freudig begrüsst der Dichter den nahenden Lenz. Wenn es Winter ist, fühlt er Trauer; eben klagte er noch; mit dem Frühling kehrt die glückliche Stimmung wieder. So nicht Reinmar. Vgl. 191, 25 *ze fröiden nâhet alle tage der welte ein wunneclîchiu zît* und

108, 6 *ich gerte ie wunneclîcher tage. uns wil ein schœner sumer komen;* 191, 27 *ze senfte maneges herzen klage* — 108, 8 *al deste senfter ist mîn klage.* — 191, 28 vgl. 108, 16 f. 191, 31 *kurz daz ist mir leit,* wie 108, 13 *daz ist wol.*

191, 34 ff. = C 210—213 (Str. 4 in A unter Reinmar dem Fiedler. S. o.) Gleich in der ersten Strophe spricht sich ein froher, unverwüstlicher Lebensmuth aus. Dieser Dichter kennt keine Verzweiflung; seine Lebensphilosophie ist auf die Hoffnung gegründet: *ez wirdet rât,* „es muss gut werden“, während Reinmar sich nur fatalistisch mit der Annahme einer zwingenden Prädestination zu trösten vermag. Rugge ist (192, 2) mit dieser Ansicht gut durch die Welt gekommen. Die Klage tritt in dem Liede sehr zurück; Reinmar würde sie in den Vordergrund gerückt haben, den hier eine kräftige Polemik einnimmt. Ueberall spricht sich eine frische, sanguinische Natur aus. 192, 23 f. Rugge räth gern, das didactische Element ist in ihm noch stärker, während Reinmar mit sich selbst genug zu thun hat. Der Schluss klingt selbstbewusst: *sô nenne er m i c h,* wie Walthers *der iu mære bringet daz bin i c h.* 192, 20 *mêre umb êre sol ein man gesorgen danne umb ander guot;* ein Ruggescher Grundsatz (102. 22. 108, 33) 110, 6 f. *swes muot iedoch zer werlte als der mîne stât, ich wæne er menege sorge umb êre hât.*

192, 25 — 193, 21 = C 214—218 ist weder von Reinmar noch von Rugge. Gegen Reinmar entscheidet 193, 8 *stat* für *state* und 193, 11 der Versschluss *tet ich.* Rugges Verhältniss kennt keinen solchen Conflict. Aehnlich ausgedehnte Klagelieder der Frau finden sich unter seinen Gedichten nicht. Die Strophen sind sehr unbedeutend und verdanken einem schwächlichen Nachahmer Hausens, Johannsdorfs oder Reinmars ihre Entstehung. Der Conflict zwischen *êre* und *minne* ist ein vielbehandeltes Thema. Es darf uns nicht wundern, wenn manche Phrasen an Reinmarsche Wendungen erinnern. Für Reinmars Dame ist das Lied ferner zu frei und es lässt sich nicht mit den betreffenden Reinmarschen Liedern in Einklang bringen, denn die Frau gewährt

hier dem Manne seine Bitte, während Reinmar eine sehr entschiedene Zurückweisung erfuhr. Conflict und Lösung ist hier in ein Lied zusammengedrängt und die Lösung ist glücklich. Reinmar dichtet bedeutend feiner und höfischer. Sollte er nicht mit bestimmter Beziehung auf den bekannten Cyclus seiner Freude über die lang ersehnte Gewährung Ausdruck geliehen haben? Gegen Reinmar sprechen innere und äussere Gründe, — für Rugge gar nichts.

Auch das folgende Lied ist von einem uns unbekannten Verfasser, der in etwas roher, ungelenker Weise Reinmar copirte. 193, 28 sehr prosaisch *wan ich enkan niht mêre* 37 *sô hât diu rede ein ende*. Reinmar ruft nicht: *hei waz mannes was ich dô* und drückt sich gewählter aus, als: *ich hân sô vil dâ her geklaget daz ez versmâht den kinden**. Der Gedanke ist aber Reinmarisch; Reinmarisch auch die Revocatio am Schlusse. 193, 38 *die nu vil lîhte mîn enbernt die windent danne ir hende* mahnt an 175, 28 *mich beginnet noch nâch mînem tôde klagen maneger der nu lîhte enbære mîn*, aber der Gedankenzusammenhang ist verschieden und das bildliche *die windent danne ir hende* weist auf einen volksthümlichen Dichter.

C 224, von Haupt als ganz unreinmarisch in die Anm. S. 308 verwiesen, ist ein priamelartiger Spruch ähnlichen Tones, wie die vorigen Strophen, der mit der Lyrik Reinmars, Rugges u. s. w. gar nichts gemein hat.

Als interpolirt sehen wir auch die zwei folgenden Strophen (C 225 f. — 194, 18 — 33) an. Diese aber können nicht mit den soeben ausgeschiedenen auf eine Stufe gestellt werden; sie müssen ihrer schwungvollen Sprache und frischen, sinnlichen Bildlichkeit zu Folge aus der Blütezeit des Minnesangs stammen und rühren vielleicht von Rugge her. Die Lebhaftigkeit und Bildlichkeit widerstreben dem Character Reinmarscher Dichtung. Die Stimmung ist glücklich. Man beachte die Schlusssätze 194, 25. 33, das Asyndeton 194, 32 f. Die Frau ist durch das Auge des Liebenden in sein Herz

* HMS II, 376a *Der alten rât versmâhet nu den kinden*, vgl. Scherer Deutsche Studien I, S. 30 f

eingezogen und wohnt darin und soll immer darin wohnen[52]). *Lâ stân, lâ stân* (Walther 35, 25); ich kann dir nicht widerstehn; mein Herz gehört dir.

Für die Strophe C 227 und 228 (MSF 194, 34 — 195, 9) kann ein Zweifel gegen Reinmars Autorschaft nicht aufkommen, obgleich die äussere Beglaubigung gering ist. Das Lied beginnt mit dem Ausruf *der mir gæbe sînen rât,* wie 166, 25 *wâ nu getriuwer friunde rât?* In Str. 3 setzt er sich, wie oft, in Gegensatz zu dem Glücklichen *(wol im erst ein sælic man, der* u. s. w. vgl. 158, 1 ff.) Rhetorische Frage: *wâ sach man ie sô guotes iht?* 195, 5 und *wie sol ich daz überkomen* 194, 37. Der Gegensatz *jâ — nein* wie 189, 18 f. Sein *sprechen* (besonders die bestimmte *rede*) hat ihm nichts geholfen, noch sein *swîgen.* Die Dame forderte ihn zwar zu neuem Sange auf, beharrte aber bei der früheren Zurückweisung.

In C ist nach 228 ein leerer Raum, darauf folgen vier grob spasshafte Strophen.

C 233—235 = E 339—341 MSF 195, 10—36 ist ein echt Reinmarsches Klagelied und zeitlich an das eben behandelte anzureihen. Der Gegensatz *jâ — nein* kehrt wieder. Er klagt in gewohnter Weise über seinen langen Kummer (195, 12. 31 *langez leit* 33 *langez klagen),* die erlittene Zurückweisung, die *valschen mære* der Leute. Wir finden die beliebten Condicionalsätze: 195, 16 ff. wäre ich so glücklich . . . 195, 19 erlange ich, *des ich nu lange hân gegert* . . . 195, 21 *diuht ich sis wert* . . . 195, 28 spräche sie „Entsage dem Leid", so würde ich froh singen (z. B. 189, 20). Er ist in seinen Ausdrücken sehr vorsichtig; so folgt den Zeilen 195, 19—24 gleich eine Revocatio und die Versicherung, die Dame handle nach *triuwe und êre.* Mit Vers 195, 32 weist er auf seine Erklärung 164, 10 zurück: *do ich gesanc daz ich gesunge niemer liet in mînen tagen — si sælic wîp enspreche „sinc" niemer mê gesinge ich liet.* Zugleich ist evident, dass die Dame auch in der Folge von ihrem festen Entschlusse nicht abliess.

Der Inhalt des folgenden Liedes (C 236—241) verbietet, es Reinmar zuzuweisen. Die Frau ist — es scheint durch den *nît* der Leute — von dem geliebten Manne getrennt. Darüber ist die Röthe von ihren Wangen geschwunden. Sie freut sich seines Kommens, lacht ihm entgegen. Soll sie die hellen Sonnentage (Naturgefühl!) allein sein? Er allein kann sie trösten. Liebesgenuss soll ihnen die Frühlingszeit versüssen: *gên wir brechen bluomen ûf der heide* (Uhland Schr. III; Belegstellen in den Anm. ebenda S. 511) 196, 25 *daz er mir niht nâhen lît.* Die Stimmung ist der der Ruggeschen Frauenstrophen 100, 23 ff. 106, 15 ff. nahe verwandt; das Gegentheil lässt sich von Reinmars Frauenliedern sagen. Gegen Rugge spricht die Länge; seine Frauenlieder sind kurz. Die drei ersten Strophen zeigen Responsion. 1, 1 *war kam iuwer schœner lîp* 2, 1 *wâ von solte ich schœne sîn.* 1, 2 *wer hât iu, sælic frouwe, den benomen* 3, 2 *hât mir der varwe ein michel teil benomen.*

196, 35 — 197, 14 = C 242—244. „Dieses Lied für unecht zu erklären, berechtigt die Form *verwandelôt* noch nicht, obwohl sie bei Reinmar vereinzelt steht“ Haupt. Die Strophen stehen mit Reinmars übrigen Gedichten in vollkommenem Einklange. Die in C folgende einzelne Strophe C 245 = MSF 175, 29 ff. ist sicher von Reinmar, was zu Gunsten der Ueberlieferung für dieses und das folgende Lied ausgelegt werden kann. In Str. 1 ist die gewöhnliche Antithese von *fröude* und *sorge* und der ebenso gewöhnliche Condicionalsatz. Str. 2 und 3 sind polemisch, aber ausser den häufigen Beschwerden über die, welche ihn der Lüge und Uebertreibung beschuldigen (Str. 3), wird auf einen bestimmten Vorwurf ärgerlich angespielt: *waz unmâze ist daz, ob ich des hân gesworn daz si mir lieber sî dan elliu wîp?* Dazu die heftige Betheurung, weil ihn die Einrede gereizt hat: *an dem eide wirdet niemer hâr verlorn, des setze ich ir ze pfande mînen lîp* (vgl. z. B. HMS I, 157b 281b). Wir erinnern uns, dass Walther (111, 23) in seiner Parodie von Reinmars *prîslied* 159, 1 ff., dessen übertriebene Betheuerungen verspottete. Darauf antwortet Reinmar hier voll Entrüstung. Vielleicht

hängt es damit zusammen, wenn die zweite Strophe in m (m 1) unter Walther überliefert ist?

Ueber E 254 und 256 (m 2) genügt es, auf Haupts Anm. S. 310 und 307 (zu 193, 8) zu verweisen.

197, 15 — 198, 3 = C 246—249. Echt Reinmarsche Poesie. Er kann sich der fruchtlosen Liebe nicht entschlagen, kennt keine Freuden; Leid und Lust kann nur die Dame gewähren; er ist auf andere eifersüchtig u. s. w. 197, 22 *mich wundert sêre wie dem sî der vrouwen dienet und daz endet an der zît. dâ ist vil guot gelücke bî* erinnert in Stil und Gedanken sehr an Reinmars *wiest ime ze muote wundert mich dem herzeclîchez liep geschiht? er sælic man, dâ fröit er sich.* 197, 26 *ein unstæter man daz was ich ê* vgl. 174, 27 *diu mich vil unstæten man betwungen hât.* Str. 4: Gegen solche, welche durch ihre Redegewandtheit ihn der Dame gegenüber in Schatten gestellt hatten, polemisirt Reinmar auch 170, 26—35. Wie am Schlusse des Liedes 163, 23 ff. *(ich hân noch trôst)* klammert er sich an einen schwachen Hoffnungsanker: *doch træste ich mich des einen* etc.

C 250 f. — 198, 4—27 ist nicht von Reinmar, wie aus der Frauenstrophe erhellt: die Dame duldet Leid in ihrer Liebe zum Manne, lebt nur für ihn; ihre Freude ist von ihm abhängig; sie gewährt ihm alles (198, 12 f.) und sehnt sich nach seinem Kommen. In der zweiten Strophe des Duettes sagt dann der Mann grossmüthig *ich wil mit guote ir lônen ob ich kan.* Reinmar hat allerdings einmal (164, 12 ff.), aber nur in einigen Versen der zweiten Strophe eines dreistrophigen Liedes, grammatischen Reim. Erst Neifen hat ihn im Minnelied so zur Anwendung gebracht und so raffinirt gehandhabt, wie es hier der Fall ist. Rugge kennt ihn nicht. *gemiten gemeit erliten erleit lîp lîbe wîp wîbe geschach geschæhe gesach sæhe — geschehen geschach gesehen gesach muot muote guot guote kan kunde gan gunde.* Die beiden Strophen sind so auch durch die Flexionen der Verba *geschehen* und *sehen* unter einander verbunden. In den vier ersten und vier letzten Reimen stehen Verbalflexionen, in den vier mittleren der zwölfzeiligen Strophe Nominalflexionen.

C bringt nach einem leeren Zwischenraume das für

Reinmar höchst characteristische Lied 198, 28 — 199, 24 (C 252—256). Nach der sich in Antithesen bewegenden ersten Strophe (*wol im der* s. o.) gibt Reinmar gewissermassen sein Programm in den Worten, welche man der ganzen Sammlung als Motto vorsetzen könnte: *man sol sorgen: sorge ist guot; âne sorge ist nieman wert* (HMS I, 12a *âne minne ist nieman wert;* bei Reinmar *minne = sorge)*[53]). Dem Liebesleid und nur ihm gilt sein Denken und Dichten. Aber das Schlagwort *man sol sorgen* lehrt, dass diese Sorge keine tief empfundene ist, nicht wahrhafter Schmerz diese Dichtungen gebiert, sondern dass denselben mit bestimmter Absicht eine melancholische Färbung verliehen wird. Sorge ist die nothwendige Vorstufe zur Freude, zugleich das Erforderniss eines feinen, höfischen Benehmens, denn ohne sie ist niemand gebildet und interessant. Reinmar ist stolz darauf, dass kein anderer seine Leiden gefälliger, *lobelîcher* zur Schau tragen kann und niemand das modische *trûren* so ausgelernt hat; *sol ab ich verderben, son verdarp nie man lobelîcher denne alsô* — vgl. 163, 6 ff. *daz lop wil ich daz mir bestê . . . daz niht mannes kan sîn leit sô schône tragen.* 163, 7 wird die *sorge* eine *kunst* genannt, in der er *meister* sei. — Er ist noch immer nicht erhört, hat nur *ein liep daz mîn niht wil,* bleibt aber trotzdem treu. 199, 9 Revocatio, wie oft bei Reinmar.

199, 25 — 201, 11 = C 257 ff. E 273 ff. kann nicht von Reinmar herrühren und wird am besten unter die Rubrik der namenlosen Lieder gestellt werden. An Rugge als Verfasser zu denken, wäre gewagt, obgleich inhaltlich und sprachlich nichts dagegen spricht. Doch kennen wir von ihm keine Gedichte von solcher Länge, in Sonderheit keine so ausgedehnten Frauenlieder. Die Frau beklagt die lange Abwesenheit des Geliebten. Sie ist ihm treu ergeben und in der Art, wie sie ihrer Sehnsucht Ausdruck leiht, liegt noch etwas von der Stimmung der ältesten Frauenstrophen. Reinmars Verhältniss ist in allen Punkten verschieden. *swenne e bî mir læge* sagt seine Dame nicht. Wir erfahren über den Character des Mannes, dass er ein übermüthiger, lustiger Gesell ist, der sich gern in ergetzlichem Scherze ergeht:

200, 4. 200, 29 *daz ich sîner schimphe müese lachen.* Wie kann die Frau von einem Dichter, der sich immer als traurig, gedrückt und verlegen hinstellt, sagen: einen lustigeren, witzigeren Mann kann es gar nicht geben! (*gemellîch* in MSF sonst nur 211, 28) — 199, 37[54]). 201, 6[55]). Zu 200, 13 s. Haupt zu Neidh. 77, 23. Die Rhythmen sind leicht und flüssig, wie es für ein Tanzlied (Scherer) passen würde. Die Reime a a b c c b d d e e e (nur b stumpf). Die erste und letzte Strophe sind durch gleiche Reime in den entsprechenden Zeilen verknüpft *gemüete güete . . . sêre mêre êre — güete behüete . . . mêre êre sêre.* 200, 3 f. *gelîchen — gemellîchen* ein rührender Reim, den Reinmar und Rugge nicht kennen.

Mit diesem Liede endet die Hs. C ihre Sammlung. Kann auch die alleinige Gewähr der Hs. E und ihres Anhangs e nur unsicher sein, so glaube ich doch, dass die in MSF nach 201, 11 zunächst folgenden Lieder mit Recht Reinmarisch genannt werden dürfen. So 201, 12—32 = E 239—241. Im Eingange deutet der Dichter an, er habe bei anderen Frauen erfreulicheren Dienst und Lohn finden können, wie er Aehnliches 160, 12 sagt: *kunde ich mich dar hân gewendet dâ manz dicke bôt mînem lîbe rehte als ich ez wolde.* Jetzt geht es ihm schlecht und seine Stellung ist so einsam und verödet, dass er für seine Klage kein vertrautes Ohr findet. Str. 2 Klage; Contrast: *mir was eteswenne wol* (165, 26 *mir ist eteswenne wol gewesen).* Str. 3 Zorn auf die, welche vor seiner Dame ihn in der Conversation überflügeln. S. o. Eifersucht.

Auch für 201, 33 — 202, 24 = E 260—264 (Str. 2, 3, 5 in m unter Walther, vgl. o.) kann kein Bedenken gegen Reinmar laut werden. Str. 1: Antithese und condicionaler Schlusssatz. 202, 5 *waz red ich? jâ sint si guot* vgl. 160, 37 *neinâ, herre! jô ist si sô guot* 161, 27 f. 199, 9. 139, 11. 85, 29 u. s. w. Der Inhalt ist der gewöhnliche: die Frau achtet seine Bitten nicht, doch liegt all sein Freud und Leid an ihr allein.

202, 25 — 203, 9 = c 346—349 zeigt ebenfalls entschieden Reinmarsches Gepräge in Wort und Empfindung und man kann Haupt nur beipflichten, wenn er in der Anmerkung zu 203, 8 *noch hoff ich, ez werde wâr* sagt: „wenn dieses Lied von Reinmar ist, dessen Art es mir allerdings zu haben scheint, so hat er *ding ich* oder *wæn ich* geschrieben". Polemik gegen die Männer — Lob der Frauen *und êre gerne guotiu wîp durch die einen, diu von sorgen scheiden sol den mînen lîp,* wie 189, 30 *sô sîn doch gêret elliu wîp sît daz mich einiu mit gedanken fröit an manegen stunden.* Die ganze dritte Strophe ist condicional gefasst mit einer Revocatio am Schlusse: ganz in Reinmars Art — Belege wurden oben zusammengestellt — ist der Condicionalsatz in Str. 4: wendet sich meine Sache zum guten, so sieht man mich nie mehr trauern. 203, 9 *lenger denne ein ganzez jâr* — 198, 1 *diz lange jâr* 157, 16 *volle ein jâr* u. s. w.

Die unbedeutenden, von Haupt in die Anmerkung verwiesenen Strophen c 350, 354, 362, 363, zum Theil auch stark verderbt, bieten nichts Bemerkenswerthes; höchstens in der Str. c 350 könnte man einige Anklänge an Reinmar finden.

Dagegen haben sich an das Ende von c (360 f. = MSF 203, 10—23) allem Anscheine nach noch einmal zwei Strophen verirrt, welche ein späterer Dichter in Nachahmung Rugges schuf. Ich würde sie Rugge selbst zuweisen, wenn dieser je die epische Einführung der Frau (203, 11 *sprach ein schœne wîp)* hätte. Nicht nur ist die asyndetische, paratactische Satzfügung mit den kurzen Schlusszeilen und die Stimmung dieser zwei Frauenstrophen in Rugges Art, sondern es offenbaren sich deutliche Beziehungen: 103, 27 *vil wunneclîchen hôhe stât mîn herze ûf manege fröide guot. mir tuot ein ritter sorgen rât, an den ich allen mînen muot ze guote gar gewendet hân;* nachdem der Mann nach seiner Abwesenheit zurückkehrt, sagt die Frau hier *ze niuwen fröuden stât mîn muot vil hôhe. ein ritter mînen willen tuot: der hât geliebet mir den lîp.* 203, 16 vgl. 106, 17. Sie freut sich der wonniglichen Zeit, wo er in ihren Armen liegt und ihre Trauer in Freude verwandelt. Dort acht iambische Dimeter, hier sechs.

203, 24 ff. = e 368—371 ist von einem unbekannten Dichter und steht der Dorfpoesie sehr nahe. Im Eingange Naturempfindung. Die vierte Strophe mit dem Schlusse *megde, lât iur dringen sîn* u. s. w. kann nicht von einem Dichter wie Rugge, geschweige denn von dem höfischen Reinmar sein.

Nach e 371 folgen in e fünf Strophen von grosser Derbheit der Sprache und des Inhalts. „Schon die Sprachformen Z. 6 und 8 (*wuote*, Infinitiv *kêre)* sichern Reinmar gegen dieses Lied“ (Haupt).

Dass die von Wackernagel (Altdeutsche Blätter 2, 122. Vgl. Haupt Zs. 11, 569) mit geschickter Argumentation Reinmar vindicierten Strophen aus r, die wir MSF S. 314 lesen, wirklich Reinmar gehören, scheint mir wenig glaublich. Reinmar klagt nur über sein Leid, nie aber im Allgemeinen über den Verfall der Freude und Sitte der ganzen Zeit. Verse wie 8 *in ruoche werz dem keiser saget* 9 *sô hie sô dâ sô dort sô allenthalben* 11 *in dem plâne und ûf den hohen alben* u. s. w. würden bei Reinmar sehr vereinzelt dastehen.

Uebersicht der aus MSF XX auszuscheidenden Lieder: 155, 27 — 156, 9 (namenlos); 180, 28 — 186, 18 Rugge; 190, 27 — 192, 24 Rugge; 192, 25 — 194, 17 (namenlos); 194, 18 — 194, 33 Rugge (?); 195, 37 — 196, 34 (namenlos); 198, 4—27 (namenlos); 199, 25 — 201, 11 (namenlos). 203, 10—23 (namenlos); 203, 24 ff. (namenlos).

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die handschriftliche Ueberlieferung, wie wir dieselbe im Vorigen betrachteten, so ist klar, dass die Quelle der Hss. B und C durchaus treu und zuverlässig ist. Sie kann nicht auf Grund der Interpolationen sehr zugänglichen Liederbücher der Fahrenden entstanden sein, sondern muss aus adligen Kreisen stammen. Verwirrung trat erst durch die Sammelbücher der Spielleute ein; dafür ist uns die Hs. A von grosser Bedeutung.

Legen wir uns zum Schluss die Frage vor, was den Anlass zu einer so weitgehenden Einmengung Ruggescher Strophen in die Sammlung der Lieder Reinmars von Hagenau

gegeben habe, so können wir eine irgend sichere Antwort nicht geben. Innere Gründe haben nicht dazu veranlasst. Wenn Walthersche Strophen unter Reinmar, Reinmarsche unter Walther erscheinen, wie wir es auch im vorigen mehrfach bemerkt haben, so gibt es dafür nur die Erklärung, dass ihre persönlichen Beziehungen, das Verhältniss von Schüler zu Meister, eine Vermischung ihrer Gedichte beförderte. Es ist vielleicht erlaubt, zu muthmassen, dass auch Rugge in einer Periode seines Lebens in persönlicher Berührung mit Reinmar stand und dem litterarischen Kreise angehörte, dessen Haupt und Meister Reinmar war. In manchen seiner Lieder folgt er der Anregung Reinmars. Mit Walther berührt er sich in der Richtung auf das Allgemeine, Politische sehr nahe. S. o. Beide werden denn auch durch innere Verschiedenheit den Principien und der Person Reinmars entfremdet worden sein. — Wenn Walther öfters neben Reinmar genannt wird, so liegt es wieder auf der Hand, dass man Meister und Schüler zusammenstellen wollte. Die Hs. B lässt, wie oben erwähnt, Heinrich v. Rugge, Heinrich v. Veldeke und Reinmar auf einander folgen; (A Reinmar, Walther); C Rugge und Walther; der Marner HMS II, 173a nennt nach seinem *meister her Walther* erst den von Fenis, dann aber Rugge, zwei Reinmar, Heinrich v. Veldeke; Reinmar v. Brennenberg (s. MSF S. 262 o.): Reinmar, Walther, Fenis, Rugge.

Da jedes bestimmte Zeugniss fehlt, ziemt es nicht, diesen Vermuthungen, welche eine immerhin mögliche und wahrscheinliche Lösung der oben aufgestellten Frage nach den Ursachen der Interpolationen enthalten, weiter nachzugehen.

ANMERKUNGEN UND EXCURSE.

[1]) *T u m p.*

Hausen 48, 1 *gouch* 49, 15 *tump* (das Herz). Veldeke: 56, 7 *mîn tumbez herze;* 56, 14; 56, 24 *dô wart mir daz herze enbinne von sô süezer tumpheit wunt, daz mir wîsheit wart unkunt;* 57, 3; 57, 26 *von tumbes herzen râte* u. s. w. Gutenburg 71, 1 *mîn tumber wân.* Fenis 82, 1 *gouch* 82, 23 *mîn tumbez herze* 83, 22; 85, 5 u. s. w. Bernger 113, 15 *gouch* 114, 4 Hartwig 117, 33 *der minnende unsin.* Heinrich v. Morungen 128, 26 *ertœret,* 135, 29 *ich tumbe* 141, 26 *ich vil tumber* u. s. f. Hartmann 210, 13 *tumber man* (vom Weltdienst). Freidank 31, 26 *diu tumbe werlt* 32, 7 *diu werlt wil nu niemen loben, ern welle wüeten unde toben.* Reinmar 160, 20 *ich tumber gouch* 171, 25 *tump* 180, 16 *ich tumber.* Walther sagt noch in seinem letzten Liede 124, 32 *ich tumber man.* — Dazu kommen alle die Stellen, wo der Dichter sagt, er sei *âne sinne, der sinne beroubet,* und Aehnliches: MSF 46, 22. 51, 13. 53, 3, 17. 72, 2. 73, 16. 94. 26. 101, 19 (Rugge) 114, 33. 117, 33, 36. 135, 24. 141, 6 u. s. w. Die Beispiele liessen sich leicht sehr häufen. Vgl. auch Neidhart 99 18 f.

[2]) *v i e r.*

Zu diesem Gebrauche der Vierzahl vgl. 118, 12 *dâ bî sint vier den mîn leit sanfte tuot.* 184, 12 *vier tûsent wîp.* Neidhart 93, 26 *daz beweinent viere und dar zuo etelîcher mêr.* Freidank 99, 19 .... *viere oder mê oder lîhte sehse.* 96, 16 *den minne ich über daz vierde lant.* Freidank zählt mehrmals vier Dinge auf, so 134, 6. (Er hat oft die Verbindung *zwêne*

oder drî 95, 16. 156, 13 etc., vgl. Goethe Tischlied Str. 6 „Freunden gilt das dritte Glas, zweien oder dreien"). HMS II, 190b *ich nante ir wol in einem âtemen viere* II, 244b *du gîst einem daz wol viere möhten hân genuoc* I, 207a (I, 292a *sone vunde ich niht den niunden der mirs gunde)* I, 341a II, 161b 362b III, 88a. Bartsch Liederdichter XX, 9 *dô ich wol vieren für eigen mich bôt* LVII. 12 *mir wærn viere kappen lieber danne ein krenzelîn* Carm. bur. 120, 6 *cum sit angue peior quater. drî oder viere* vgl. Uhland Volksl. S. 586 *ein glestein wein drei oder vier.* Diese Wendung ist im Trinkliede beliebt; so findet sie sich dreimal in Fischarts Sauflitanei: *ein masz drei oder viere; ein gläslin drei oder vier; ein stübgen drei oder vier.*

[3]) Sentenzen.

Heinrich v. Melk Erinnerung 455 ff. citirt als Worte des *hêrren Jôbes: mîn leben ist sam ein wint.* Hiob 7, 7 *memento quia ventus est vita mea.* HMS II. 211b Gegensatz zur Ewigkeit, *dîn leben wert unlange . . . . lebe tûsent jâr daz ist ein wint.* Walther 77, 4 *diz kurze leben verswindet.* — Jesaias 43, 8 *educ foras populum caecum et oculos habentem, surdum et aures ei sunt.* Vgl. auch Wilmanns Walther S. 359. HMS II, 274a *die sint mit liehten ougen blint* II, 275b II, 355a. Auch alle Liebenden *heizent an den ougen blint* Heinzelins Minnelehre 413 f. Dass die Minne blendet, wird an unzähligen Stellen ausgeführt. An die Jesaiasstelle erinnert Walthers Vers 69, 27 *wê waz spriche ich ôrenlôser ougen âne.*

[4]) Himmlische Seligkeit.

Geistliche Vorstellungen. Vgl. lateinische Gedichte der Kleriker. So Carm. bur. XXII, 11 *Forum est Jerosolymis in campo libertatis, quod rex regum instituit, mercator prudens aderit; qui vitam velit emere festinet illuç currere.* Guter Gerh. 546 *dar umbe ist im veile mit êweclichen lône des himelrîches krône* HMS II, 312a *sælde ist uns veile.* — Carm. bur. XXVI, 12 *sed a Christo animae caelo coronantur* 89, 7 *Qui pro deo vigilant coronari postulant* LXXVI, 4 *coronat militem*

finis non praelium. — In jeder ahd. (Williram) und mhd. Schilderung der himmlischen Freuden werden die Stühle der Seligen erwähnt. Auch die Hölle hat solche Sitze; so wünscht das Kind im Volksliede dem Vater *einen stul in dem himmel,* der bösen Stiefmutter aber *einen stul in der hölle* (Uhland Volksl. S. 273).

[5]) *der rîche got.*

MSF 212, 13 *rîcher got* 213, 28 *got der rîche,* 87, 23. Walther 108, 3. Neidhart 74, 34. Freidank 11, 23 *got ist geschephede harte rîch.* G. Gerh. *und lône dir der rîche got der ist rîcher danne wir.* Ulrich v. Lichtenstein 26. 32. 391, 13 *vil rîcher got* 284, 6 *der rîche Krist.* Schon Dkm. XXXI. 10, 1 *der rîche gotes sun.* Bartsch Liederdichter XCVIII 676 Gott genannt *der von rîchen landen* 740 *du bist ein gnâden rîchez vaz.* HMS I, 15[6a] *rîcher got von himele* (im Refrain). Die letzte Wendung ist im Volksliede sehr häufig. Uhland Volksl. S. 222 *ach reicher gott von himmel herab,* 437 *o reicher gott von himmel herab* (55 *rijc god*) 168 *ach reicher gott von himmel.* 135 *ach reicher Christ,* 194. 195 *o reicher Christ von himmel,* 261. 301 *hilf, reicher Christ vom himmel hoch.* 752 u. s. w.

[6]) *lôn.*

Ulrich v. Lichtenstein 413, 28 *swer dienest dar die lenge tuot dâ man in niht gelônen kan der ist ein gar unwîser man.* (Reminiscenz aus Spervogel 21, 21 *swer lange dienet dâ man dienstes niht verstât . . . . dem wirt sîn spîse harte sûr* oder wahrsch inlicher aus Reinmar, welcher in deutlichem Anklang an Spervogel 172, 30 eine Strophe beginnt: *swer dienet dâ mans niht verstât, der verliuset al sîn arebeit.)*

[7]) *stolz.*

Haupt Zs. 13, 326 hat *stolz* als ein formelhaftes Beiwort zu *ritter* und den Synonymen erwiesen. Vgl. auch Dkm. XLVIII 2, 5 *in eines stolzen knappen wîse* (*stolz* und *wætlîch* wechseln). Konr. Partonopier 2077 *der rede gap Partonopier antwürte sam ein knappe fier* (Das frz. *fier* oft

im Epos). Dann bemächtigt sich die höfische Dorfpoesie des Wortes. Neidhart redet gern die Mägde mit diesem ehrenden Epitheton an: 5, 14. 9, 38. 13, 28. 18, 9. 21, 22 u. s. f. Auch tritt es zu *kneht, leie, kint, dirne, lîp.* Oft bei Hadloup. Im Volksliede: Ritter, Reiter, Knab', Frau. Maid, Leib u. s. w. Das Minnelied preist mehrmals die *stolze frîe nahtegal,* vgl. HMS II. 70b *daz vil stolze waltgesinde.*

8) Die „Freunde".

MSF 43. 30 *michn hilfet dienest noch mîner friunde rât* 71, 33 *doch hære ich vil von friunden und von mâgen war umbe ich schîne in dirre pîne* 146, 4 *helfet singen alle mîne friunt,* (Reinmar s. u.), 216, 8 *die friunde habent mir ein spil geteilet vor,* 203, 15. 216, 15 *wære ez mîner friunde rât.* Neidhart 12, 5 *friunden unde mâgen sage daz ich mich wol gehabe* 13, 21 *die vriunde mîne.* „*Rât*" der *friunde:* 15, 13. 65, 26. HMS z. B. I. 138a 211b (Abschied vor dem Kreuzzuge) 300b *mînen friunden wil ich künden daz mich hât betwungen ein wîp.* Auch in der lat. Poesie Carm. bur. 81, 7 *O sodales ludite* (cf. MSF 146, 4) 82, 2 *vale tellus, valete socii.* — Ueber die Aufforderung zur Mitklage oder Mitfreude handelt schön Uhland Schr. III, 445 Anm. auf S. 542. — Besonders häufig sind die Aufrufe *helfet* (vgl. auch R. Hildebrand Germania X, 142), und noch mehr *wünschet.* Ja, der Liebhaber ruft sogar die Frauen zur Bundesgenossenschaft gegen die Eine auf, deren Härte ihn verdriesst; so: HMS I, 305b *Guotiu wîp, wünschet algemeine daz diu guote mir aleine werde, so gefröuwe ich maniges herzen lîp.* II, 39a *Guotiu wîp, ir helfet wünschen, daz ich werde der vil lieben werden alse wert* u. s. w. MSF 123, 34 (H. v. Morungen) *nû râtent liebe frouwen waz ich singen müge sô daz ez ir tüge.*

9) *ûf den handen tragen.*

Neidhart 32, 3 f. *den spiegel solte wir verklagen, Vrômuot ûf den handen tragen.* S. Haupts Anm. dazu. Reinmar umschreibt, gewählteren Ausdruck bezweckend, die geläufige Redensart 169, 23 *guoten liuten leite ich mîne hende, woldens ûf mir selben gân.* Ulrich 640, 22 (Haupt a. a. O.) *und wolt*

er ûf den handen mîn sitzen ligen unde stên, wo die Betheuerung durch die Häufung verstärkt wird. MSF 23, 12 (Spervogel) *si trüegen in ûf handen* HMS II, 73b *ûf den handen wolt ich in tragen* (den Boten). Die Redensart scheint der Bibel entnommen zu sein: Psalm 91, 12 *in manibus portabunt te, ne forte offendas ad lapidem pedem tuum;* daraus citirt Luc. 4, 11 *scriptum est enim . . . . in manibus tollent te* etc.

[10]) Beiwörter zu *sumer, winter* u. s. w.

S. Haupt zu Engelhard 3164 *diu vil liebe nahtegal.* Besonders lieben volksthümlichere Dichter dieses Epitheton. Es offenbart eine, ich möchte sagen, persönliche Zuneigung zur Natur, wenn Neidhart und Gottfried von Neifen es häufig gebrauchen. Goethe hat es in seinen Jugenddichtungen oft. Neifen 3, 8 *diu liebe nahtegal* 11. 34. 21, 6 *diu liebe heide* 47, 21. 48, 26 *der liebe sumer.* Neidhart 52, 22 *an der lieben heide;* 13, 19; 32, 15. 89, 3 *diu liebe sumerzît;* 49, 10. 55, 19. 58, 5. 85, 6 *der liebe sumer.* Beide sprechen oft vom *süezen meigen.* 'Der ganze Minnesang enthält eine Fülle von Bsp. Dagegen Neidhart 59, 37 *der leide winter* HMS II, 27b II, 168a, III, 199b *den leidigen winter*; MSF 191, 28 *der swære winter;* HMS I, 160b 345b II, 392b *der arge winter;* I, 361b *winter wilde;* II, 394b *leider winter ungestalt:* II, 393b *verwâzen winter lanc;* II, 392a *leider winter kalt.* Auch *ungevüege.* Neifen 23, 8 *winter ungehiure.* Uhland Volksl. S. 188 *o sore winter* (Ulrich 421, 7 *sorge ist sûre).* Neifen 23, 15 *von den sûren kalden winden* Neidhart 41, 3. Dasselbe uns auffällige Attribut zu Wind hat noch Günther zweimal: „An seine Leonore“ letzte Strophe,

Es wird noch mancher saurer Wind
Mir künftig in das Antlitz streichen

Ebenso in „Philemon an seine drey Verlassnen in Schmiedeberg“ (1722)

O wie manches Schneyn und Regnen,
O wie mancher saurer Wind
Werden mir noch wohl begegnen.

[11]) Treue.

106, 31 *het ich von heile wunsches wal über elliu wîp, mich verleite unstæte ab ir dekeine.* Im Lochheimer Liederbuch: hätt ich aller Wunsch Gewalt, von dir wollt ich nicht wenken. HMS II, 80b *het ich under wîben wal so næm ich die guoten zeiner vrouwen der ich mich doch niemer wil verzîhen.* III, 279b III. 84b *under tûsent wîben het ich ir kore.*

[12]) *kristen juden heiden.*

Walther hat die durch die Rangordnung der Religionen bestimmte Reihenfolge: *kristen, juden, heiden.* S. darüber Wilmanns p. 322. Diese Ordnung ist die gewöhnliche. Dkm. XLII, 37. Vgl. auch HMS II, 216 *kezzer, juden, heiden;* ebenso III, 98a III, 103a. Andere stellen die Juden über die Ketzer: III, 53b *juden, kezzer, heiden, bæse kristen* III, 57b *juden, kezzer unde heiden.*

[13]) *sælic.*

sælic man ist formelhafter Ausdruck für den, welcher Glück in der Liebe gefunden hat. (S. die Umkehrung 214, 12: nur der ist *sælic,* der nie Liebe gefühlt, denn er ist frei von *sender not.)* 84, 35. 135, 31 etc. Rugge: 100, 12. 109, 33. *Sælic wîp* (105, 10) ist eine sehr beliebte Anrede. Reinmar: 153, 16. 158, 6. 165, 33. 168. 25. 175. 15 *sælic man;* 160, 3. *unsælic man.*

[14]) Eid.

100, 21 *solt ich ez bî dem eide sagen* vgl. Reinmar v. Zweter HMS II, 206b *solt ich ez bî dem eide sagen;* Ulrich v. Lichtenstein 55. 13 *wan sold ichz bî dem eide sagen;* HMS I, 344b *daz muoz ich bî dem eide sagen;* HMS I, 350b *ich spriche ez bî dem eide;* MSF 115, 13 *sô wolde ich sagen ûf mînen eit.*

[15]) Entwicklung einiger Reime.

Manche in älteren Strophen sehr geläufige Reime mussten mit der Forderung der Reinheit fallen. Es ist nicht uninteressant, die Entwicklung einiger Reime auf *îp, ît, iep* zu verfolgen.

Namenlose und Kürenbergerlieder: Viermal *liep* und *niet* im Reim (3, 23—25. 7, 11—13. 9, 26—28. 10, 14—16). Dreimal *wîp* und *zît* (6, 5—7. 6. 15—17). Dreimal *lîp* und *wîp* (5. 3—6. 6. 27—29. 8, 14—16).

Meinloh: Einmal *liep* und *niet* (11, 6—8), einmal *wîp* und *nît* (12, 15—17), dreimal *lîp* und *wîp* (11. 15—17. 12, 32—34. 13, 10—13).

Regensburg 16, 6 *liep* Waise. 16, 16—18 *wîp* — *zît*.

Rietenburg 18, 5 f. *liep* — *niet*. 19, 4 ff. *wîp* — *lîp* — *zît*. 19, 7 *zît* — *lîp*.

Dietmar zweimal *niet* und *liep* (32, 9 f. 33, 32—34). 32, 14—16 *wîbe* — *mîde*. 35, 16—18 *zît* — *wîp*. Einmal *wîp* und *lîp* (35, 13—15).

Die Strophen 37, 3—29 (nach Scherer die ältesten im MSF): 37, 16 f. *liep* — *niet*. — 39, 6 f. *zît* — *wîp*. Die Str. 40, 19 — 41, 6: *kîp* — *wîp* (s. u) 41, 5 f. Zweimal *wîp lîp* (nach Scherer nicht von Dietmar).

Fr. v. Hausen sechsmal *wîp* und *lîp* 42, 7—9. 42, 20 f 46, 11 f. 54, 1—3. 54, 15—18. 55, 2—5. *wîp* — *leitvertrîp* (später oft) 54, 34 f. Zweimal *liep* und *niet* (43, 19—23. 45, 37 f.) allein. Einmal *lîp* und *zît* 46, 19 f. Hausen, in der Technik vorgeschrittener als die ersteren, liebt es mehr als zwei Verse unter einander reimen zu lassen. Daher 42, 10—14 f. *zît* — *lîp wîp*; 43, 10—14 f. *zît* — *wîp lîp*; 45, 1—3—5—6 *zît lît* — *lîp wîp*; 45, 19—21—23 f. *zît lîp* — *nît wîp*; 48, 13—15—17—19 *niet liep iet liet*; 48, 32—34—36—49, 1 *schiet liep diet liep*; 49, 38 — 50, 2—3—5 *wîbe lîbe lîde belîbe*; 50, 27—29—31 *mîde* — *nîde* — *wîben*; 50, 36—38 — 51, 2 *wîben lîde mîden*.

Veldeke hat nur einmal *lîp* und *wîp* (67, 21—23), ebenso Gutenburg 76, 32 f.

Fenis 81, 23—25—29 *belîben* — *wîben* — *vertrîben*; 84, 37 f. *wîben belîben*. 83, 28—32 *wîp lîp*.

Johannsdorf 91, 13 *liep* Waise! sechsmal *wîp* und *lîp* (88, 9—11. 88, 38 — 89, 2. 90, 17—19. 93, 31—33. 94, 35—38. 95, 6—9).

Rugge 103, 20—22 *wîp* — *lît*. Siebenmal *wîp* und *lîp* (99, 37—39. 101, 4—6. 101, 31—33. 102, 10 f. 106,

12—14. 105. 10 f. 106, 15—17) 106. 32 *wîp* Waise. 108, 35 f. *belîben* — *wîben* (des Reimes wegen schroffer Uebergang) 98. 30—31—33 *belîben vertrîben wîben* 110, 35 ff. *wîbe lîbe vertrîben belîbe.*

Bernger 115. 19—21 *wîp-lîp.* 114. 13—15—17—19 f. *wîp lîp strît gît zît.* 114, 35—37 — 115, 2 *belîben wîben vertrîben.*

Hartwig 117. 26—28 *wîp* — *lîp.* 117. 19 *zît* Waise. 116, 22—24 *wîben* — *belîben* 116, 9—11—12—14 *lît lîp strît zît.*

Morungen fünfmal *wîp* und *lîp* (122, 11—14. 123, 11 f. 130, 31—33. 137, 18—20. 147. 5—7) 134, 26 *wîp* Waise. 122, 16—18 *belîben* — *wîben.*

Engelhart zweimal *wîp* und *lîp.* 148. 1—3 *wîbe* — *vertrîbe.*

Reinmar (—180. 27) siebenmal *lîp* und *wîp.* Mehrmals *wîp* Waise. 170. 20 *liep* Waise! 150, 5 f. *wîben belîben* 160, 30—33 *belîbe* — *wîbe* 167. 23—25 *wîbe* — *lîbe.* (In den Rugge gehörigen Strophen findet sich noch *lîp* — *gît* 182. 18 f. 181, 6—9 f. *wîben* — *vertrîben* — *belîben* vgl. o.)

Anfangs reimte man also *wîp* auf *lîp,* aber auch auf Worte wie *zît* (Jahreszeit, Sommer oder Winter); *wîbe* auf *mîde* u. s. f.; *liep* z. B. auf *niet.* Später bleibt fast nur der Reim *lîp wîp;* er ist sehr häufig. Die Casus obliqui reimen mit Formen der Verba *belîben* und *vertrîben.* Selten *kîp* (*mit kîben*). *liep* ist im Reime nunmehr schwer zu verwenden, da Worte wie *diep* selten in den Sinn passen; das Wort erscheint daher fast nur noch im Innern der Zeile oder als Endwort der Waise. — *sêle* steht ungemein selten im Reim (Morungen 141, 38); deshalb *diu sêle mîn, daz herze mîn* (s. u.). Die Waise muss oft helfen: 185. 4 *ramph* 175. 13 *boten* 106, 13. 185, 18 *trôst* (184, 31—33. 70, 36 f. *trôst* und *erlôst*).

[16]) 101, 15 f. *Got hât mir armen ze leide getân daz er ein wîp ie geschuof alsô guote*

ein halb scherzhafter Vorwurf. Der Gedanke scheint ein alter und verbreiteter gewesen zu sein. Dietmar von Eist

klagt über schlummerlose Nächte und tödtliches Leiden und ruft 32, 12 *wes lie si got mir armen man ze kûle werden.* Rugges Fassung stimmt genau zur Dietmarschen: *mir armen man — ich armer, ze kûle — ze leide.* Hausen 43, 15 *ir schœnen lîp der wart ze sorgen mir geborn.* HMS I, 350a sagt die Frau: *er wart ze leide mir geborn.* HMS II, 42[a] *sol si mir niht wan ze schaden sîn geborn.* Goethe Triumph der Empfindsamkeit III, Prinz: „Ach, warum muss ich dem weiblichen Geschlechte zur Qual geschaffen sein?“ Rousseau Nouv. Hél. VI, 7: *Femmes, femmes! objets chers et funestes que la nature orna pour notre supplice.*

Sehr naiv sind die Stellen, wo der Dichter ausspricht, Gott habe seine Geliebte in einer Stunde guter Laune geschaffen. HMS I, 33[b] *got der was vil senftes muotes dô er geschuof sô reine ein wîp.* 63[b] *got der was in hôhem werde dô er geschuof die reinen vruht, wan ime was gar wol ze muote.* 358[b] *got der was vil wol gemuot dô er schuof sô reinem wîbe tugent wunne schœne an lîbe.* II, 321[b] (Parc. 148 26).

Vgl. auch Hausen 46, 17 f.: Gott möge ihm verzeihen, wenn seine Gedanken nur bei der Geliebten seien, *wan ob ich des sünde süle hân, zwiu schuof er si sô rehte wol getân?* HMS I, 14[b] Gott schuf die Dame nur für ihn. Morungen 136, 39 *wan durch schouwen sô geschuof si* (die Frauen) *got dem man.* Ulrich v. Lichtenstein 614, 31 *dâ got ouch zuo* (zur Liebe) *geschuof diu wîp.*

17) Liebesfesseln.

101, 27 *der wirt gebunden.* Dass die Liebe dem Manne Fesseln anlegt, ist eine stereotype Wendung. 52, 14. 72, 38. 102, 3 *der minne bant* 117, 1. 140, 8. 188, 37 *sît ich in gelhen banden lige* 107, 10 *gevangen.* Walther 56, 9. Neifen 26, 7 f. 34, 16 ff. Ulrich 280, 17. 420, 6 *der minne stric.* Konrad v. Würzburg HMS II, 313[b] *mit dien senden minne stricken.* Oft im Reime auf *blicke.* HMS I, 12[b] *diu liebe hât mich in banden gebunden wol an tûsent seil.* Auch auf göttliche Minne übertragen.

Vgl. die lat. Poesie: Carm. bur. 57, 1 *sic capi cogit*

sedulus me laqueo virgineo cordis venator oculus; 50, 17 *forma tua fulgida tunc me catenavit;* 154, 3 *solve ligatum catena duplici. vinculum, nodus, frena, habenae* etc. Für die deutsche Lyrik scheint diese Uebertragung von dem Vergleiche des Geliebten mit einem Falken auszugehen. Man gedenke des wunderbar schönen Gedichtes MSF 8, 33 ff., wo die Frau über den ihrer Pflege entflohenen Falken klagt, der nun an *sînem fuoze sîdîne riemen* trägt, also von neuen Liebesbanden gehalten wird. Auf einem ähnlichen, dem Minnegesang bewusst oder unbewusst entlehnten Motive beruhen wohl auch die Goetheschen Verse an Lili „An ein goldenes Herz“:

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,
Er schleppt des Gefängnisses Schmach
Noch ein Stückchen des Fadens nach;
Er ist der alte, freigeborne Vogel nicht,
Er hat schon jemand angehört.

[18]) Habsucht.

Spervogel 22, 5 *swem daz guot ze herzen gât, der gwinnet niemer êre.* 119, 18 ff. Gewiss ein beliebtes Thema der Predigt. Freidank 55, 19 *ûf minne und ûf gewinne stânt al der werlde sinne;* 147, 1 *man minnet schatz nu mêre dan got lîp sêle und êre.* Carm. bur. CCIV, 22 *minne schatz grôz gewin verchêrent guotes mannes sin.* LXVII, 2 *regnat avaritia regnant et avari, mente quivis anxia nititur ditari.* LXIIIa *In terra nummus rex est hoc tempore summus.*

[19]) *toben.*

In erster Linie wird *toben* von heftiger Liebe gesagt. Rugge 103, 19 *mîn lîp vor liebe* (Liebesfreude) *muoz ertoben.* 113, 9. 135, 16. 142, 3 Konrad Troi. Kr. 151, 6 *der minne tobesuht,* der Welt Lohn 50. Reinmar gebraucht es ein Mal mit herbem Tadel 162, 30: die Weiber haben den lieber, welcher ungestüm wüthet, als den, der massvoll auftritt. Tadelnd auch Freidank, so 32, 7 *diu werlt wil nu niemen loben, ern welle wüeten oder toben.* HMS I, 110a *mîn sendez herze ie nâch ir minne wuote.*

[20]) Die Wendung 102, 25 *siben füeze lanc* beruht darauf, dass man die Länge des Grabes auf 7 Fuss bemass. Zs. 3, 279. Freidank 178, 10 *der tôt ist ein hôhgezît die uns diu werlt ze jungest gît.* 163, 15 *ein hûs von siben füezen.* Dazu W. Grimm: ein Haus von 7 Fuss ist der Tod. Lambr. Alex. 29a *niwit mêr er behielt a'les des er ie beranc wenne erden siben füeze lanc.* Reiche Belege gibt Reinhold Köhler „Das Grab und seine Länge" Germania V, 64—66.

[21]) *grâwez hâr.*

Neifen 12, 16 ff. *ir spiegellichten ougen klâr, sold ich diu mit gewalte an sehen, sô swüere ich wol daz mir gewüehse niemer grâwez hâr.* Anders Reinmar: langen Dienst ungelohnt sehend, sagt er, sein Haar ergraue darüber, spinnt aber in seiner Art die gewöhnliche kurze Fassung weiter aus. 172, 13 *dâ von gewinne ich noch daz hâr daz man in wîzer varwe siht; ir gewaltes wird ich grâ.* Er liebt weitläufigen Ausdruck. Neidhart 68, 9 .. *machet mir vil grâwen loc* 74, 10 *ir gewaltes bin ich vor in mînem schophe grâ* 93, 6 *grîs;* XII, 14 *grîsgevar.* Kurz Bartsch Liederd. XC, 40: *ez machet grâ* (das *nein).* Mit ausdrücklichem Gegensatze z. B. HMS I, 361b *Minne tuot mich jungen grâ* I, 355b. Walther XVIII, 19 *seht an disen grîsen roc: ich gewinne alsülhen loc und ein grâwez kinne als ein boc.* — Graues Haar ist den Weibern verhasst; sie halten es mit den Jungen. Veldeke 62, 13 *diu wîp hazzen grâwez hâr* (vgl. 62, 19). Walther 57, 29 ff.

[22]) *ich bin der* u. s. w.

Das französische *je suis cil qui (c'est moi qui)* wird im Deutschen durch die Inversion *daz bin ich* noch gesteigert. Walther 56, 15 *der iu mære bringet daz bin ich.* Dazu citirt Wilmanns S. 219 (vgl. auch S. 134 *ich bin der, diu):* Dietr. Flucht 2762 *der mære bringet daz bin ich;* Iwein 2468 *der iuch dâ richet daz bin ich.* Vgl. auch HMS I, 113b *ich bin der der lieben liebiu mære bringet* HMS II, 36a *Ein hôhe minne gernder man mit stætem muote, daz bin ich.* II, 238a *ich bin der si meinet mit triuwen,* MSF 140, 30 *ich binz der ir dienen sol.* Ulrich v. Lichtenstein oft *ir sît diu* u. a. Z. B. 354, 12 ff.

Also Präsens oder Futurum. Selten Praeteritum: Walther 40. 29 *der ie streit umb iuwer êre wider unstæte liute, daz was ich.* Auch ein Substantiv kann Subject sein: Veldeke 68, 9 *diu minne ist diu mîn herze al umbevât (c'est l'amour qui . . .)*

[23]) 109, 11 *dô rieten mîne sinne daz.*

herze, gedanke, sinne werden oft als Bittsteller oder Rathgeber hingestellt. 101, 32 *des was ie flîzic der muot und die sinne daz si mich bâten ze verre um ein wîp.* Reinmar 152. 37 *ein wille den ich hiute hân. der riet mir* 169. 28 *dem herzen daz mir riet.* MSF 13, 28 u. s. w. 114, 3 u. s. w. Walther 31, 3 f.

[24]) 109, 31 *swachez grüezen*

als Zeichen der Gleichgiltigkeit oder Verachtung Fenis 80, 22 *ir swacher gruoz scheidet mich von ir lîbe* (Haupt Zs. 13, 327) Walther 124, 13 *mich grüezet maneger trâge.* Typisch bei dem Verarmten: Spervogel 22, 13 f. *si kêrent ime den rugge zuo und grüezent in vil trâge* HMS II. 93b *si kêrent mir den rügge zuo die mich dâ gerne sâhen, sît ich des guotes niht enhân, so grüezent si mich trâge* II. 244b sagt der Verarmte: *die kêrent mir den rügge zuo.*

[25]) Reinmar und das Naturgefühl.

Ueber die Naturempfindung im deutschen Minnesange ist schon viel und zum Theil vortrefflich gehandelt worden, es kann deshalb meine Absicht nicht sein, das, was J. Grimm in seiner Mythologie (so p. 722), W. Grimm bei Humboldt Kosmos II, Uhland Schr. III, Weinhold Deutsche Frauen. namentlich aber Liliencron (in seinem Aufsatze über höfische Dorfpoesie) über Entstehung und Entwicklung dieses Gefühls und die damit zusammenhängenden, noch heute im Volke nicht ausgestorbenen Gebräuche gesagt haben, zu wiederholen, sondern ich werde mich darauf beschränken, sein Erscheinen im älteren Minnesange zu verfolgen und Reinmars Sonderstellung zu beleuchten.

Die festliche Begrüssung des Frühlings* und die Frühlingsreigen gaben das Motiv zu den typischen Natureingängen. Gewiss begann schon das chorische Frühlingslied, das wir uns ja als germanischen Urbesitz zu denken haben, mit der einfachen Ankündigung: der Sommer ist da. der Winter ist zu Ende. Auch die lateinische Dichtung des Mittelalters eignet sich früh diese Eingänge an. Carm. bur. 33, 1 *Jam ver oritur* 33, 6 *tempus est laetitiae* 54, 1 *tempus laetabundum* 55, 1 *frigus hinc est horridum, tempus adest floridum* 88, 1 *tempus instat floridum* 105, 1 *tempus adest floridum* 102, 1 *tempus transit horridum, frigus hiemale* 116, 1 *tempus transit gelidum* u. oft. Wie Neidhart und Neifen ihre Winterlieder, beginnt selbst Gottfried v. Hagenau — dieser vielleicht nach romanischem Muster —, unseres Reinmars Geschlechtsgenosse, seine *Cantilena de tempore hyemis et beata virgine: Brumalis temeritas et nivis asperitas prata violentat.*

Anfangs gilt in der Minnedichtung wie eine Regel der einfache Satz: der Sommer ist die Zeit der Freude, der Winter die Zeit des *trûrens,* mit der Anwendung auf die Minne. Das Innere des Menschen ist der ihn umgebenden äusseren Natur angepasst. Zur einfachen Erwähnung der Jahreszeit gesellt sich dann Detailmalerei, Aufzählung gewisser Typen. Heide, Wald, Blumen (Rose), Vögel (Nachtigall) werden gerühmt, Reif und Schnee verwünscht. Auch Farbenvergleiche werden gewonnen. Neidhart betont immer den hellen Glanz des Sommers; dies besagt das Beiwort *lieht:* 13, 8. 15, 13. 17, 10. 19, 39. 22, 2. 22, 39. 24, 18. 36, 22. 50, 37. 58, 25. 69, 25 u. s. w.

MSF 6, 14 ff. 14, 9 f. 16, 15 ff. 35, 16. 34, 3. 34, 15. 37, 18. Der Veldeker lebt völlig in der alten Tradition; er kennt keine Freude im Winter, keine Sorge im Sommer.

* Der allgefeierte Lenzmonat ist der *meie*. Wenn Veldeke 62, 25 den „*aberëlle*" preist, so ist dieser aus der provenzalischen Poesie herübergenommen, denn in Deutschland kann man im April füglich noch nicht von Blumen und Nachtigallen reden. Als Vorbote des Frühlings erscheint er einige Male in Verbindung mit dem Mai HMS II, 139b. II, 266a. — Carm. bur. 99, 1 *omnia sol temperat purus et subtilis, nova mundo reserat facies Aprilis.* — Ulrich v. Lichtenstein aber stellt 417, 27 das *aberillen weter* als unzuverlässig hin

Die typischen Eingänge sind bei ihm sehr häufig: 56, 4. 57, 10. 58. 36. 59. 11. 59, 23. 60. 29. 62, 25 — 63, 7. 64, 17. 66, 1. 67, 9. Auf gleicher Stufe steht Rugge (s. o.). Was Liliencron Zs. 6. 78 über den formelhaften Eingang sagt. ist ungenau: „Unter den Sängern bis um 1120. dem Punkte, wo die erste und zweite Periode der Dichtkunst des 13. Jahrhunderts in einander greifen, tritt er, unsere Vermuthung begünstigend, gerade bei einigen der ältesten Sänger am häufigsten hervor, so bei Dietmar von Aist, Veldek, Gresten; dann macht ihn der eigenthümliche minnesängerische Character des Gesanges eine Weile vergessen, Friedrich v. Hausen. Heinrich von Rugge, Bligger von Steinach, Otto v. Botenlauben haben nichts der Art. Milo v. Sevelingen, der Markgraf v. Hohenburg, Morungen, Reinmar der Alte, der v. Johannsdorf, Gottfried, Ulrich v. Lichtenstein und selbst verhältnissmässig Walter nur weniges". Otto v. Botenlauben hat ihn allerdings mit Absicht verschmäht.

Auch der sonst etwas gespreizte Gutenburger bleibt der alten Norm im Wesentlichen treu, s. die Vergleiche 69, 12. 69, 27 und den Eingang 77, 36. Fenis weicht ab (ausser 82, 26). Johannsdorf 90, 14. 32.

Einen grossen Schritt weiter liegt eine Art Umkehrung jenes einfachen Grundsatzes, indem gesagt wird: „draussen ist kalter Winter, aber in meinem Herzen ist Sommer" oder „was hilft mir der Frühling u. s. w., in meiner Brust ist es winterlich öde". Es ist dies weit individueller gedacht. Dieser Mensch fühlt sich weniger als Theil der Schöpfung, den die Natur beeinflusst. sondern als Individuum für sich. Er stellt sein Seelenleben in Contrast zu dem Leben der Natur. Er tritt ihr gleichgiltiger entgegen, als jener, dessen Stimmung mit dem Kleide harmonirt, welches Wald und Anger tragen. Die Umkehrung entwickelt sich aus dem Gedanken, dass zur vollen Sommerfreude auch Liebesfreude gehört: MSF 3, 17. Weiter: Minne ist schöner als alle (anderen) Sommerfreuden (32, 17 *lieber hete i'r minne dan al der vogele singen);* ohne sie ist das Scheiden des Sommers wenig zu beklagen (Fenis 83, 25 HMS I, 86b *des wintert mir diu sumerzit).* Ist man in der Minne glücklich, so ist auch die Winterzeit schön.

6. 9. 35, 16. Walther 99, 6. 118, 33. HMS I, 24a. 104b. II, 66b *der grüne klê ist mir ein snê.* Dietmar von Eist hat fast alle diese Schattirungen. Die langen Winternächte werden gepriesen, wie sonst *die sumerlangen tage.* 39, 35 *der winter und sîn langiu naht.* 40, 3. Walther 118. 5 *hât der winter kurzen tac, sô hât er die langen naht** (Hadloup HMS II, 281a *dem ist der winter liep dur daz diu naht ist lanc.)* Doch muss hervorgehoben werden, dass der Sommer die eigentliche Gelegenheit zum Minneverkehr bot; man rechnet die Dienstzeit nach Sommern. Der Winter trat hindernd dazwischen, s. Carm. bur. 95, 4 *in omni loco congruo sermonis oblectatio cum sexu femineo evanuit omnimodo,* und dass nicht alle dem Rathe Gottfrieds von Hagenau folgen konnten: *si pratorum spacia desunt, tunc solacia requiras in stupis* zeigt HMS II, 281a: die Mädchen *sint in dien stuben, des mans selten siht.* Vgl. Ulrich v. Lichtenstein 104, 16 ff. In den höfischen Kreisen war es anders; der gesellige Verkehr war dort gleichmässiger.

Das Scheiden des Sommers kann die Treue nicht abbrechen 38. 1. Rietenburg 18. 7: die Nachtigall schweigt schon, doch ist er froh (19. 7 auch alte Norm). Wenn die Minne aber nothwendig zu den Sommerfreuden gehört, ist man, wo sie fehlt, gegen diese gleichgiltig: Fenis 83, 36. Ulrich von Lichtenstein 98, 13. Der Morunger erwähnt *diu kleinen vogellîn,* vergleicht die Geliebte mit *des liehten meien schîn* und hat, ist auch die Fortsetzung anders, 140, 32 den typischen Eingang. — Dass Bernger v. Horheim, Engelhart v. Adelnburg, der v. Kolmas gar nichts Einschlägiges bieten, kann sehr leicht Zufall sein, da von ihren Gedichten nur sehr dürftige Reste erhalten sind. Dagegen verdient mit besonderem Nachdruck hervorgehoben zu werden, dass Friedrich v. Hausen, also der Dichter, welchem Reinmar v. Hagenau am nächsten verwandt zu sein scheint, ohne jedes Naturgefühl ist. (Dass 47, 38 der räthselhafte *sumer von Triere* erwähnt

* In diesem Sinne singt Günther, zu dem manche Wendungen des Minnegesangs durch die Vermittlung des Volksliedes gedrungen sind, ein „Lob des Winters", „der Winter soll mein Frühling sein": „das Morgenroth bricht später an, damit man länger küssen kann".

wird, ist natürlich von gar keinem Belang). So wirft dieser erste Repräsentant der streng höfischen Dichtung ein altes deutsches Gefühlsmoment, als einer tiefer stehenden, volksthümlicheren Gattung angehörig, über Bord.

Hartmann erkennt 205, 1 die alte Regel an — ihm ging es anders. Auch 216, 1 lässt er seine Dame sagen, eigentlich sei es an der Zeit, betrübt zu sein, doch vermöge sie sich die Winternacht ohne Vogelsang zu kürzen. Walther behält trotz Reinmars Schule das Volksmässige bei: er hat mehrmals den typischen Eingang und malt genauer und farbenreicher aus, als es andere Minnedichter zu thun pflegen. Fragen wir nun nach Naturempfindung bei Reinmar, so sehen wir nur, dass er sie zwar nicht, wie Hausen, schlechtweg unterdrückt, aber doch, ich möchte sagen, vornehm abweist. Folgende Stellen kommen in Betracht: 155, 2 früher hatte ich Freude am Vogelsang, jetzt ist mir Sommer und Winter gleich lang. 165, 1 *ich bin der sumerlangen tage sô vrô* — nichts weiter. Jeder mehr dem Populären zugewandte Dichter würde typisch gewordene Einzelheiten: *bluomen, klê, loup, vogele* dergl. genannt haben. Reinmar unterlässt es. Er geht an der Gelegenheit Naturgefühl zu bekunden vorüber, wie Hausen es immer thut. 167, 31 die Welt sagt, der Frühling sei da und mit ihm *diu wunne,* er aber ist durch Liutpolds Tod aller Freuden beraubt worden. Vgl. 168, 13. Mit *si jehent* wird häufig ein Contrast zu der gewöhnlichen Anschauung eingeleitet. 169, 9 ff. *mirst ein nôt vor allem mînem leide, doch durch disen winter niht. waz dar umbe? valwent grüene heide? solher dinge vil geschiht; der ich aller muoz gedagen: ich hân mê ze tuonne danne bluomen klagen.* Hier zeigt sich ein schroffer Gegensatz zu dem übrigen Minnesang. Er weist die etwaige Vermuthung zurück, als ob der Winter ihn bekümmern könne, und fragt mit ironisirender Verspottung einer stereotypen Wendung: *waz dar umbe, valwent grüene heide?* 169, 12: „solche alltägliche Dinge berühren mich nicht, ich schweige von ihnen“, sagt er mit einer gewissen Suffisance, wie auch die Erklärung am Schlusse: er habe mehr zu thun, in einem geringschätzigen Tone gehalten ist. Dieser Dichter hat sich von der Tradition durch-

aus geschieden; er zieht sich aus der Naturbetrachtung zur rein subjectiven Reflexion zurück. Anders ist MSF 83, 25, denn Fenis drückt sich einerseits nicht so negativ aus, andererseits flicht er 83, 26 parenthetisch die alttraditionelle Formel ein: *walt unde bluomen die sint gar betwungen.* Und das Morungensche *jâ klage ich niht den klê* besagt, wie das folgende *swenne ich gedenke* u. s. f. lehrt, nur dass ihm der freudige Anblick der Geliebten keinen Raum zu solcher Klage lässt. Dieselbe Strophe hat auch den schönen formelhaften Eingang: *uns ist zergangen der lieplîche sumer. dâ man brach bluomen dâ lît nu der snê.* — Aehnlich der letzten Stelle aus Reinmar ist die folgende desselben Dichters 188, 31 ff.: der Sommer geht ihm nicht zu Herzen 188, 39; *jo enmac mir niht der bluomen schîn gehelfen für die sorge mîn und och der vogellîne sanc; ez muoz mir stæte winter sîn.* Wie dort sicher, so mögen auch hier die typischen Wendungen (in 188, 39 f.) ironischen Beigeschmack haben und so gegen die populäre Tradition ankämpfen. Wiederum ist es anders, wenn Fenis 83, 36 ruft: *diu heide noch der vogele sanc kan ân ir trôst mir niht vröude bringen,* denn hier wird Liebesfreude, wie oben angedeutet, nur als unentbehrliches Supplement der Sommerwonne hingestellt.

Auch auf Neifensche Stellen darf man sich nicht berufen. Denn den Zeilen 3, 4 ff. *(wê, waz klage ich tumber vogele swære? ob eht ich der lieben liep in rehter liebe wære, son klagte ich niht die vogele noch der liehten bluomen schîn)* gehen die Verse 3, 1—3 voraus: *owê winter dîn gewalt wil uns aber twingen! heide und ouch die bluomen rôt die sint nu worden val. sô klag ich den grüenen walt und der vogele singen: dar zuo hât vil grôze nôt diu liebe nahtegal.* Der Dichter hat nach ausführlicher formelhafter Einleitung das rhetorische Kunstmittel der Revocatio wirkungsvoll angewandt. Dieselbe Revocatio nach ähnlicher Einleitung 12, 2: *waz klage ich tumber vogele sanc?* 42, 24. Gerade bei G. v. Neifen findet die Naturempfindung den erfreulichsten Ausdruck.

Solche Wendungen, wie die eben aus Neifens Liedern hervorgehobenen sind sehr häufig. Der Dichter sagt: ich klage Vögel u. s. w., dann: *sô klage ich ein ander swære*

HMS I, 108a *war zuo klage ich die bluomen ûf der heide* (er that es eben)? *wan klage ich niht den kumber den ich dulde?* I, 151a. 158a. 308b (aber 310b) II, 147a (aber 146) II, 265a. 265b I, 21a *michn helfent niht die bluomen ûf der heide;* aber formelhafter Eingang. Dieser Dichter (Toggenburg) zeigt reiches Naturgefühl, liebt aber Contraste, so auch 23a: *ich klage niht bluomen noch den klê, ich klage niht wunneclîche tage, — ich klage ein ander schulde.* Doch wirkte auch Hausens und Reinmars Beispiel. Otto v. Botenlauben s. o. Vgl. HMS II, 20a. I, 104b.

Eigenthümlich ist die Stelle in Walthers Tageliede: *waz helfent bluomen rôt sît ich nu hinnen sol, vil liebe friundinne? die sint nu unmære mir reht als den vogellînen die winterkalten tage,* wo einer Negation der traditionellen Anschauung ein Einlenken in dieselbe auf dem Fusse folgt.

Auch die lateinische Dichtung hat fast alle Schattirungen der Naturempfindung im deutschen Minneliede angenommen. So heisst es z. B. in den Carm. bur. 103 nach vier Strophen Naturschilderung, in der fünften: *si friget, in qua ardeo, nec mihi vult calere, quid tunc cantus volucrum mihi queunt valere? cum tunc circa praecordia jam hyems erit vere.* — Während der Meistergesang verknöcherte, blühte das Naturgefühl im Volksliede weiter. — Fest überzeugt bin ich, dass die Wiedererweckung des alten Minnesangs bedeutend auf das Naturgefühl des vorigen Jahrhunderts gewirkt hat. Belege finden sich reichlich im Göttinger Hainbund, bei den Hallensern, bei Herder, in Goethes Jugendschriften u. s. w. Eine Darstellung dieses Einflusses müsste natürlich auch andere Einwirkungen erörtern: was für Bilder, Wendungen, Ausdrücke u. s. w. man den alten Lyrikern entlehnte? —

Für Reinmar können wir zusammenfassend sagen, dass er, wesentlich auf gleichem Boden wie Hausen stehend, dem volksthümlichen Naturgefühl den Zugang in seine Lyrik versperrt hat. So bestätigt sich auch in diesem Punkte unsere Proportion. Rugge: Veldeke = Reinmar : Hausen. Dagegen kann die Marnersche Strophe HMS II, 173a *lebt von der Vogelweide noch mîn meister her Walther, der von Venis, der von Rugge, zwêne Regimâr, Heinrich der Veldeggære, Wahsmuot,*

Rubîn, Nîthart? die sungen von der heide, von dem minne werden her, von den vogeln, wie die bluomen sint gevar nicht ins Feld geführt werden. Reinmar v. Hagenau singt *von dem minne werden her,* denn *wert* ist eines seiner Lieblingsworte; er erwähnt auch Blumen und Vögel, freilich nicht in der alten Weise. Hier wird er als der berühmte Lehrer Walthers genannt, dessen Schüler sich wiederum der Marner nennt. Dieser hat, wenn er eine Anzahl hervorragender Minnesinger namhaft macht, nicht die der Poesie des einzelnen Dichters eigenen Züge, sondern den Character, wie ihn die Minnedichtung im Allgemeinen trug, im Auge und besonders betont er die Lyrik Walthers.

In A folgt auf Reinmar und Reinmar den Fiedler ein Reinmar der junge. Müllenhoff sieht in diesem Namen einen Spielmannsnamen. Sollte er seinem Träger als Spitzname angehängt worden sein, weil er die Lieder unseres Reinmars nachahmte und sich vielleicht nicht wenig darauf zu gute that? Deshalb nannten ihn seine Genossen, wie wir sagen: ein zweiter N., Reinmar den jungen. Es ist keineswegs nothwendig, dass Reinmar v. Hagenau damals schon *der alte* hiess, sondern wie er später im Gegensatze zu einem jüngeren Reinmar *der alte* genannt wurde, taufte man spottweise damals jenen Reinmar *der junge.* Stellen wir die erste Strophe dieses Reinmar neben echte Stellen Reinmars (169, 14. 188, 39), so bemerken wir eine unverkennbare Aehnlichkeit.

---

[26])

Auch 156, 18 *vil guot ist daz wesen bî ir* kann sinnlich gemeint sein, wie HMS I, 24b *sî mir eteswenne bî eine wîle,* um *minne* zu lernen; oder Uhland Volksl. S. 71 *ein mägdel von achtzehn jaren da war guot wonen bei.* Aber 171, 16.

[27]) *valke, ar.*

156, 13 *als der valke enfluge tuot und der are enswcime.* Vgl. HMS I, 344b *mîn muot den valken tuot gelîch, die durch ir adellîchen art sich geilent mit der sunne.* I, 13b *sîn muot der vluget alsô hô alsam der edel adelar* I, 345a. I, 204b *wære*

ich arn so wolte ich mit dir strîchen (206a. 206b u.) I, 202a *nâch des arn site ir êre hôhe sweiment und ir muot* II, 81b *er sweibet . . . . . . alsam ein adelar* II, 92b *hôhe sweiben als ein ar* Tristan 120, 2 *sîn wort diu sweiment als ein ar* HMS II, 273a *ach swebender ar ob allen arn* (Christus) II. 159b. II, 259a *gedank kan wol ob allen arn hôch in dien lüften sweben.*

28)

158, 1 *wol ime, daz er ie wart geborn.* Das Ursprüngliche ist die Verwünschung: *wê daz ich (er) ie wart geborn.* Hiob 3, 3 *pereat dies in qua natus sum.* HMS II, 242a *wol uns daz er ie wart geborn* (Christus) Guter Gerh. 6666 *ez was vil bezzer denne wol daz dîn lîp ie wart geborn.*

29) Probenacht.

167, 7 ff. *sô tuo gelîche deme als ez doch wesen solte und lege mich ir nâhe bî und bietez eine wîle mir als ez von herzen sî.* Zur Erklärung dieser Bitte sind nicht Strophen beizuziehen, wie HMS I, 24b *swenne ich ir minne ger sô vrâget si waz minne sî. nu kan ich sis baz bescheiden niht: so volge mîner lêre, sî mir eteswenne bî eine wile dâ ez nieman siht*, sondern es ist an ein *twrschen bî ligen* zu denken. MSF 40, 34 *si sol gedenken ob si twrschen ie bî mir gelac* 41, 6 *waz half dêr twrschen bî mir lac? jo enwart ich nie sîn wîp.* Darauf kommt es an. Weinhold Deutsche Frauen S. 174: „Die Frau gewährte dem Liebhaber zuweilen eine Nacht in ihren Armen, wenn er sich eidlich verpflichtete, sich nichts weiter als einen Kuss zu erlauben. Diese Probenächte der Enthaltsamkeit scheinen im Mittelalter über das ganze cultivirte Europa verbreitet gewesen zu sein . . . . . . Dass diese Sitte auch in Deutschland blühte, beweist ihr Fortleben unter dem Landvolke“. S. 175 „Als Zeugnisse, dass solche enthaltsame Liebesnächte in der Provence Sitte waren, mag statt vieles anderen eine Tenzone der Troubadoure Aimeric v. Peguilain und Elias v. Uisel dienen. Herrn Aimeric hat seine Dame eine Nacht verheissen, wenn er ihr schwöre, sich am Kusse zu begnügen und wenigstens gegen ihren Willen nicht weiter zu gehen“. Aimeric fragt Elias um Rath, dieser

sagt ihm leichthin, er solle dreist den Meineid wagen, „die Dame werde durch Thränen, Gott aber durch eine Fahrt nach Syrien versöhnt". — Vgl. das altfranzösische Streitgedicht (Nr. 44 bei Mätzner), in welchem die Frage erörtert wird, ob, wenn Liebender und Geliebte ohne weiteren sinnlichen Genuss eine Nacht nackt zusammenliegen, der Mann oder die Frau grösseres Lob verdient. Str. 1 gibt klar die Bedingungen für eine solche Nacht und erläutert auch Reinmars: *sô tuo gelîche deme als ez doch wesen solte*, denn wir sehen, dass es ein Lohn für treuen Dienst war und ein Zeichen von Zutrauen:

> Si est uns hom qui aime loiaument
> Et tant a vers sa dame deservi
> Que une nuit en son lit le consent
> Tout nu a nu, sans nul dosnoiement
> Fors de besier et dacoler ausi u. s. w.

167, 11 *verliese ab ich ir hulde dâ:* betrage ich mich unziemlich, will ich mehr als Kuss und Umarmung.

30) Frage nach dem Befinden.

178, 8 *frâge er wie ich mich gehabe* vgl. 177, 10 ff. Die Frage nach dem Befinden spielt bei Botensendungen eine grosse Rolle. Stehend ist sie bei Ulrich v. Lichtenstein: 99, 11. 128, 15. 159, 18. 253, 26. 372, 19. Die Antwort fast immer: *si gehabt sich wol.* Bei Heinzelin v. Kostenz 2167 fragt die Dame: *sag an wie tuot der herre dîn?*

31)

178, 28 *daz doch nimmer mac geschehen.* Johannsdorf 94, 6 *lânt die bete diu niemer mac geschehen.* Uhland Volksl. S. 105 *Guot gsell! darumb mich betten hast das kan und mag nit sein.*

32)

bleich und eteswenne rôt alsô verwet ez diu wîp. 163, 22 *in bleicher varwe* 196, 2 *nu sint ir gar von iuwer varwe komen* 196, 12. Nib. 284, 4. Ulrich 580, 8 *minnen bleich und minne rôt: der beider farbe man mich siht.* Veldeke 67, 23 *daz dicke werdent schœniu wîp von solchem leide misserar.* Heinzelin Minnelehre 127 *bleich und misserar.* HMS

I, 102a *rôt und misservar* I, 88a. II, 96a. I, 131b *liebe machet misservar.* Uhland Schr. III, 486. Vgl. dazu aus der lat. Dichtung: Carm. bur. 44 Schluss: *est mihi pallor in ore, est quia fallor amore* 60, 5 *Amor simplex callidus rufus, amor pallidus figuris in omnibus* 109, 2 *rubent genae* (im Sommer) 167, 1 *roseus effugit ore color blandus inest meo cordi dolor* 65, 9 (die Wirkungen der Liebe) *pallor genas inficit, alterantur vultus* 62, 4 *labor mutavit puellae faciem et alteravit eiusdem speciem decoloravit eam per maciem (decoloravit* entspricht dem *misservar;* altfranz. *descoulore* von der bleichen Farbe, welche die Liebe verschuldet). — *des er gert* nur andeutend, wie mehrfach in diesem Liede. 54, 19 (Hausen) *des er gert* 94, 8 *des ir an mich dâ gert* Walther 133, 35 *des er mich gebeten hât.* In dem eben citirten Volksliede: *darumb mich betten hast.* Vgl. Ulrich XVI. 7 (II, 60a). — *unminne* (Ulrich 623, 30 *geunminnet)* fast immer tadelnd als sinnliche, unehrbare Minne, doch auch als einfache Negation von *minne* ohne Tadel = Nichtlieben, Gleichgiltigkeit HMS I, 73b. 170b. Zu dem Verse überhaupt vgl. Hausen 53, 15. Reinmar 163, 20. HMS I, 39b *heizent si ez minne: minne ist ein nôt.*

33)

Walther 14, 18 in einem Liede, das so recht aus Reinmars Schule stammt *neinâ hêrre! sist sô guot.* Die Betheurung *si ist sô guot* findet sich häufig, besonders am Schlusse der Strophen. So im Refrain HMS I, 304a.

34)

Vgl. Dietmar 32, 9 *sô al diu werlt ruowe hât, sô mag ich eine entslâfen niet* HMS I, 158a *doch muoz ich ir mit gedanke nahtes dicke erwachen.*

35)

162, 30 f. Derselbe Gedanke ebenso eingeleitet bei Walther 32, 9 *ich sihe wol daz man hêrren guot und wîbes gruoz gewalteclîch und ungezogenlich erwerben muoz.*

36)

179, 37 *ich wilz haben eine.* Walther 70, 31 *gewan ich iemer liep, daz wil ich haben eine . . . . an allen guoten*

dingen hân ich wol gemeine wan dâ man teilet friundes lîp (Reinmar *nieman sol des gerende sîn daz er spreche ‚mîn unt dîn gemeine'*). Carm. bur. 61, 33 *Solus solam diligo, sic me sola solum.*

[37])

ich hân noch trôst, swie kleine er sî: swaz geschehen sol, daz geschiht. HMS II, 165[a] *noch hân ich ein trœstelîn* Walther 66, 2 *ein kleinez trœstelîn.* — Die Redensart ist sprichwörtlich: Meier Helmbreht 1683 *swaz geschehen sol, daz geschiht* MSF 74, 36 *ez geschiht gar swaz geschehen sol.* Vgl. HMS III, 408[b] *ez geschiht dô ez geschehen sol.* MSF 211, 30 f. *swaz mir geschiht ze leide, sô gedenke ich iemer sô, „nu lâ varn, ez solte dir geschehen".*

[38])

163, 32 f. Wackernagel Kl. Schr. II, 342 führt zwei Nachahmungen an: aus Walther v. Klingen und Wahsmuot v. Künzingen (HMS I, 302[a] *wie mac mir ein wîp sô liep gesîn der ich alse gar unmære bin).*

[39])

in wil niht minnen 177, 36. Vgl. HMS II, 164[a] *ichn minne niht* II, 266[a] *si sprichet kurzlîch: ine wil.*

[40]) *niht volloben.*

In der Minnepoesie und im geistlichen Lied sehr häufig. MSF 30, 32 *aller himeleschez her dazu möht dich niht volloben an ein ende.* Bescheidener als ein Minnesinger, welcher 100000 Zungen zu schwach zum Preise seiner Dame hält (HMS I, 113[b] *mit hundert tûsent münden kan nieman volle gründen vrowen werdekeit),* ist ein Späterer, der in einem Marienliede sagt, zwölf Meistersinger könnten das Lob der hl. Jungfrau nicht vollenden. — Vgl. auch Wolfram Titurel 49. 4 von der Minne *gar alle schrîbær künden nimer volschrîben dîn art noch dîn ahte.* (Vgl. Martin zu Reinaert I. 91).

[41]) *So wol dir wîp wie reine ein nam.*

Vgl. Neifen 10. 13 *hî, wie süeze ein name wîp* 29, 5 *wîp, dû bist ein süezer nam* 33, 5. HMS II, 392[a] *wol dir, hôher name, ein wîp* II, 68[b] *wîp, dîn süezer name ist rein.*

[42])

168, 29 Gottes *ingesinde*. Vgl. Dkm. III (Muspilli) 8 *daz Satanâzses kisindi*. 1. Büchlein 1052 *dem tiuvel z'ingesinde* HMS II, 174b *der karge vert ze helle unt mêret dem tievel sîne schar, so nimt die milten got ze hovegesinde*. II. 329a die *milten* sterben so früh, weil ihrer *alze kûme got in himels rûme wil enbern ze stætem ingesinde*.

[43]) Die Synonyma für Trauer und Unglück.
smerze.

Die Namenlosen Lieder bieten wenig. Die ursprünglichsten Ausdrücke scheinen *leit* und *sorge* zu sein, ersteres wegen der beliebten allitterirenden Verbindung mit *liebe* bevorzugt. 5, 33 *klage* 5, 21 *unsenfteclîchen*.

Auffallend ist 5, 27 *senden kumber* in zweierlei Hinsicht: Die ältesten Lieder steigern sonst nur durch *vil maneger, vil dicke* (5, 33. 8, 24. 8, 26), und das Wort *kumber* wird erst von Hausen eingeführt, s. u. Zu den Kürenberger Liedern ist begreiflicher Weise nichts anderes zu bemerken. 8, 24 *vil manegen trûrigen muot* ist nicht neben *senden kumber* zu stellen, da *muot* den Begriff der Trauer noch nicht in sich schliesst.

Bei Meinloh finden wir dann häufig *trûren* substantivisch und verbal (11, 26. 14, 29. 12, 29. 14, 7). Er verbindet steigernd 12, 6 *senelîche swære* und hat 13, 39 das Adverb *unfrœlîchen*.

Der Regensburger bietet zuerst das Adj. *betwungen* 16, 14; welches dann auch der Rietenburger hat 19, 11. 18, 29 *harnschar*, das Wort ist mir sonst in den MS nicht aufgestossen. 19, 2 *swære* 19, 33 *nôt*. Mit jedem Dichter schwillt die Zahl der Synonyma. Je mehr das *trûren* modisch wird, um so grösser wird der Bedarf. Dietmar und Hausen führen den hergebrachten Ausdrücken manchen neuen zu. Dietmar 32, 6 *unerlôst* 32, 12 *kâle* (selten; Konrad hat in einem Liede HMS II, 313b *mit sender kâle*. Bartsch Liederd. LXI, 23 *der senden quâle* ibid. LXXXII, 74 *quael) senen* in verschiedenen Formen und Wendungen. 33, 2 *ungemüete* 34, 18 *jâmer* 35, 11 *fröidelôs* 38, 12 *arebeit* 38, 18 *ungemach*. Da-

neben bedient er sich oft der älteren: *leit* Adj. und Subst., *wê, sorge, trûren, trûric, klage, swære, betwungen.* Neu sind auch Verba wie 34, 30 *ich siufte* (vereinzelt Liederd. LXXXIII, 3. XIX. 16; Mätzner Altfranz. Lieder S. 128 zieht zu *plaing et sospir* oder *plaing, plor et sospir* und ähnlichen Ausrufen des Liebenden die mhd. Verbindung *siuften unde klagen* bei HMS I. 163b. II. 301b) 34, 28 *ich verdirbe.* Er steigert gern durch Hinzufügung des Adjectivums *grôz* (38, 9. 38, 12. 40, 14). 37, 6—29 enthält nichts Einschlägiges. (41, 5 *kîp* für Zorn, ein seltenes Wort, wohl mit Rücksicht auf den Reim gewählt; Wizlav HMS III. 82a im Reime auf *wîp* und *blîp*, Herman der Damen Liederd. LXXVIII, 4 *kîben* auf *wîben.)*

Hausen 42. 1 *unfrô.* — *kumber* (s. o.) 43, 33. 44, 1. 46. 39. 50, 3. 52, 20. 54, 6. Dazu 42. 17 *kumberlîche nôt. sorge, klage, nôt, leit, unsanfte, trûreclîch, betwungenlîche, arbeit, ungemach* (48, 35. 54, 20). Neu ist 44, 17. 44, 33 *angest* 43. 37 *angeslîchiu nôt* 44, 37 *wüefen* (vereinzelt) 44, 38 *sêren* substantivirter Infinitiv 53, 21 *herzesêre.* 45, 7. 49, 33 *rouwen* 47, 1 *schaden* 55, 2 *betrüebet.* — *mich müet* u. a. 43, 1. 47, 13. 54, 23. *mich twinget* 54, 6. Er hat auch das Adj. *swære* (bisher nur Subst.), so 45, 9. 51, 3. Ebenso die Verba *lîden* (44, 9. 44, 38. 48, 35. 49, 33 u. s. w.) *klagen* (43, 34. 44, 37 u. s. w.) Davon wieder substantivirter Infinitiv *daz klagen* 46, 25. Das Adverb *leider* 44, 3—5. Er bedarf neuer Verbindungen: 49, 3 *wê unt ach* 42, 13 *trûren unde sorgen* 54, 2 *sender arbeit* 54, 20 *leit und ungemach.*

Veldekes Sprachschatz war in dieser Hinsicht auf Hausen von Einfluss. Man würde geneigter sein, Hausen die Priorität beizumessen, da er weit mehr als Veldeke, dessen Schlagwort im Gegentheile die *blîdeschaft* ist, das *trûren* zur Geltung bringt, wenn nicht das von Hausen so oft gebrauchte Wort *kumber* Veldeken noch fremd wäre. 56. 13 *rouwen* 66, 35 *angestlîcher nôt* 67, 3 *ungemach* 65. 26. 68, 6 *unfrô* 60, 31 *vröudelôsen* (Dietmar 35, 11). 56, 27. 57. 39 *schade* 67. 7 *sêre* (s. Hausen 44. 38. 53. 21). Auch *riuwe* 59, 31. 59, 34. 68. 11. 68, 13; zu den Verben *tragen, klagen, lîden* (vox media) tritt 60, 12 *dolen* (vgl. das Adj. *dol* 22, 27) *nôt,*

trûric, wê, leit, klage, sorge. 57, 17 *verzage.* Auch hat er manches Eigene *pîne* 60, 12. 61, 35; *unblîde* 60, 6. *kranc* (Subst.) 57, 16. (Von Einfluss ist selbstredend stäts, dass die verschiedenen Landschaften verschiedene Worte bevorzugen.) Bei Dietmar 34. 18 fanden wir *jâmer*, bei Veldeke 60, 16 auch *jâmerlîche.* An Verbindungen sei noch hervorgehoben 56, 8 *unsanfte und swâre* 58, 34 *unledic sorgen* 65, 6 *dicke unsanfte wê* 66, 25 *swæren muot* 66, 28 *mit vil trüebem muote* 65, 26 *unfrô mit zornegem muote.* Da der Veldeker sich meist abweisend gegen das *trûren* verhält und zu den *blîden* schwört, sind die Ausdrücke für Trauer häufig negativ gefasst, mit *dehein* u. s. w.

Gutenburgs Lieblingswort ist *kumber* (s. Hausen) 69, 18. 74, 7. 74, 25. 74, 35. 75, 29. 76, 21. 78, 33. 79, 13. Dazu 72, 14 *kumberlîche swære* 77. 13 *kumberlîchem pîne.* Sehr oft *lîden. ich dol* 73, 36. 74, 35. — 75, 34 *arebeit* 75, 33 *verderben* 78, 12 *verdorben* 69, 18 *müejen. pîn* (Veldeke) 70, 23. 73, 35. 77, 13. Bei Meinloh 14, 30 lesen wir *mînes herzen leide*, Gutenburg hat 74. 7 *herzeleit* als Compositum, wie Hausen 53, 21 *herzesêr. schade, angest, trûren* nicht. Aber 70, 33 *ungedanc* (vereinzelt) 74, 21 *müelich unde sûr* 69, 2 *mit ringem muote* 71, 13 *daz swachte sêre mînen muot* 77, 24 *sælden lôs.*

Fenis hat *sorge, nôt, leit, kumber, swære, wê, trûren, riwe* (84, 30), *schade, klagen* (Verb). Betont sei 82, 3 *versêren* 82, 11 *ungewin* 82, 30 *unsanfte unde wê* (vgl. 56, 8. 65, 6) 85, 17 *unsanfte ringen* 85, 18 *mit seneden dingen* (84, 23 *sende leit*) 82, 31 *verdriezen. trûren, trûric, angest* nicht. 85, 24 *smerzen.* Diesem Worte wird später eine besondere Erörterung zu Theil werden.

Johannsdorf bietet wenig Bemerkenswerthes. *schade, nôt, sorge, wê, kumber, trûren* (90, 25 *trûreclîche*), *unsanfte, kumber* (93, 18 *senden kumber* im Reime auf *tumber*, wie oft) 88, 19 *mich jâmert* 90, 6 *kranken muot* 91, 27 *bitter* (dann häufig im tropischen Contrast zwischen Galle und Honig).

Rugge hat im Unterschiede von Reinmar nicht viele Verbindungen. *sorge* 100. 25. 102, 4. 103. 29. 105, 14. 109, 13. 110, 7. 110, 20 *(grôzen sorgen)* 110, 31. — 100, 7 *leide*

101, 34. 100, 32 *(sendiu leit)* 103, 9. 109, 34. Adv. *leider* 103, 38. 104, 21. 109, 17. *trûren* 106, 26, 108, 1. 109, 23. *trûric* 100, 27. 101, 29. 103, 38. *senen* u. s. w. 105, 12. 105, 18. *swære* 107, 3. 110, 17. 108, 17 (Adj.) 107, 8 *Kumberlîchen swære* 111, 2 *senelîche swære. wê (tuot, wart)* 106, 27. 107, 36. 109, 28. *unsanfte* (105, 31) 111, 4. *klage* 104, 28. 108, 8. 107, 23. 108, 37 (Verb). *angest* 100, 24. *nôt* 101, 21. *schade* 104, 31. *jâmer* 108, 26. *ich truobe* (Haupts Vermuthung) 108, 28. *verzagen* 107, 17. *verdriezen* 110, 22. *ringet* 111, 6. *betwungen* 107, 4. (111, 7 *fröiden unbehert.)* 102, 6 Adj. *ungemach* 109, 26 *unfrô.*

Bernger: *kumber* (oft), *trûren, trûric, sorgen, klagen, leit, nôt, wê, swære, leider, unsanfte.* 112, 9 *kumberlîche* 112, 11 *ungetræstet* 113, 17 *truobenden muot* 113, 29 *herzesêr*; 113, 21. 115, 11 *herzeleit* 115, 8 *sendez herzeleit.* — 114, 9 *riuwic* 114, 27 *vil michelen riuwen.*

Hartwig: *sorge, wê, trûren, kumber, swære, leit.* Bligger: *wê, not, swære, geriuwen.* Morungen: *wê, trûren, trûric, unsanfte, nôt, klage, kumber, swære, sorge, leit* (129, 33 *diu liebe und diu leide;* 132, 20), *mich müejet, senen* u. s. w., *verderben, ringen, fröidelôs* (143, 4), *betwungen, ungemach* (131, 20. 145, 5), *angest* (145, 17), *unfrô* (147, 18). *arebeit* nicht. *ungewin* 137, 38. 145, 27. — 124, 9 *sende klage* 128, 18 *nu jâmert mich vil maneger senelîcher klage.* 129, 3 *an fröiden blôz* (vgl. Reinmar 171, 20) 136, 3 *gar aller fröiden âne* 133, 13 *leitlîche blicke und græzlîche riuwe* 137, 36 *ungemüete* 139, 22 *trûrens kranc.* 140, 10 *enblant* (sehr selten) 140, 24 *mîn alt owê* 143, 4 *fröidelôser tage und sender jâre.* 143, 15 *herzeswære* (hier zuerst, dann vereinzelt) 144, 36 *der ungemuoten schar* 145, 5 *leitlîch* (s. 133, 13; M. zuerst) *ungemach* (148, 7 *smerze* s. u.). Wie der Morunger in jeder Beziehung einer der originellsten Lyriker ist, so zeichnet er sich auch hier durch bildlichen, eigenen Ausdruck aus.

Reinmar (— 180, 27) *leit, lîden* (dazu hier zuerst das intensivere *erlîden* 152, 13. 176, 16. 18), *leider, schade, nôt, swære* (oft *grôziu), klage, klagen, trûren, trûric, wê, sorge, unsanfte, verderben, ungewin* (180, 15), *riuwen, kumber, senen.* Er hat die grösste Mannigfaltigkeit. Es verdient Erwähnung,

dass in den der ersten Liebe angehörigen Liedern der Sprachgebrauch noch nicht so ausgebildet ist, wie in den übrigen, in denen das *trûren* durchaus in den Vordergrund tritt. — 150, 9 *daz klage ich unde müet mich dicke sêre* (177, 36) 155, 6 *in seneden sorgen* 158, 3 *seneden zorn*; 158, 30. 171, 23 *senede nôt* 167, 28 *seneder swære* 180, 17 *senden kumber.* 155, 35 *sô rehte wê* 163. 13 *rehte unsanfte* 163, 18 *alsô unmâzen wê* 164, 16 *vil schiere leide* 174, 29 *vil lange wê* 171, 6 *lange wîle unsanfte.* (155, 38 *owê trûren unde klagen)* 166, 21 *leit und ungemach* 174, 10 *nôt und arebeit* 160, 27 *vil maneger swære* 169, 18 *maneger grôzen klage* 166, 16 *der lange süeze kumber mîn* 168, 5 *jæmerlîcher schade* 174, 21 *jæmerlîch gewin* (164, 20) 168, 32 *ein rehte herzelîchiu nôt. ungemach* (s. o.) 161, 1. 163, 20. 166, 21. 167, 26. 174, 24. 175, 30. *ungebærde* 164, 8. *ungemüete* (Morungen 137, 36 Dietmar 33, 2). *ungenâde* 165, 24. 175, 18. *ungelücke* 170, 38 (selten; Walther 31, 34. 60, 38. 92, 5. 118, 7. *unsælikeit* 61, 2) *unsælde* 166, 22. 175, 17; *unsælic* 160, 3. 163, 21. 171, 19. *arebeit* 164, 14. 171, 7. 174, 10. 178, 39. 179, 23. — 162, 12 *herzelîchez leit* (*h.* zuerst; vgl. 168, 32) 171, 8 *herzesêr* 172, 33 *herzeleit. beswæren* 168, 32. 178, 27 (hier mehr im Sinne von behelligen). 162, 4 *kûmeclîche.* 166, 5. 171, 34 *niemer vrô;* 179, 33 *niemer mê vor leide frî;* 172, 36 *âne fröide;* 173, 37 *an vröuden tôt;* 171, 20 *aller vröuden rehte hendeblôz* (vgl. 129, 3). 161, 15 *in sorgen betaget.* — 168, 23 *mîn klagedez herze ist jâmers vol.* — 169, 9 *ein nôt vor allem mînem leide.* — 170, 23 *mîne klagende rede.*

So ist in Reinmars Lyrik der Ausdruck für das Gefühl des Liebesgrames sehr mannigfaltig; er bedient sich der meisten hergebrachten Worte und Verbindungen und bereichert die Sprache der Minnelehre durch zahlreiche neue Wendungen.

smerze.

Es muss sehr auffallen, wenn ein Wort, welches unsere nhd. Dichter und Dichterlinge ohne jedes Bedenken für Liebesleid gebrauchen und bis zum Ueberdrusse auf „Herz“ reimen, in der älteren mhd. Poesie ängstlich und eigensinnig vermieden wird. Als hätte man damals eine Ahnung davon

gehabt, welcher Unfug noch mit dem Reime: Schmerz, Herz getrieben werden sollte. In MSF setzt der Dichter am Versende *daz herze mîn* 33, 4. 34, 6. 70, 20. 71, 40. 73, 25. Morungen: 123. 15. 125, 1. 126, 16. 126, 26. 127, 4. 130, 38. 131, 8. 131, 16. 140, 17 (mehrmals im Reime auf *schîn;* vgl. die Reime 143, 26—28. 144, 28—30. 145, 3—7. 145, 10—13. M. hebt immer den Glanz der Dame hervor). 135, 37 *mîn wundez herze* Waise! 146, 7 f. *smerze : herze.* Das zweite Beispiel im MSF ist 85, 23 *herzen : smerzen.* Warum hat Reinmar das unserem Begriffe nach so nahe liegende Wort gar nicht? (*daz herze mîn* 154, 11. 157, 15. 165, 38 u. s. f.) Warum nicht Walther v. d. Vogelweide, Neidhart, Gottfried v. Neifen u. a.? Nicht der Reim *herze : smerze** wird vermieden, sondern das Wort *smerze* überhaupt, denn allmählich dringt es als Reimwort, später erst im Innern der Zeile ein. S. u. —

Für den weiteren Verlauf der Minnepoesie ergiebt sich das folgende: der Reim *herze : smerze* bot sich zu leicht, als dass man ihn vermieden hätte. Weit seltener ist der Reim *smerze : herze.* Man sieht also, dass nur das Bedürfniss, ein Reimwort zu dem in jedem Liede mehrmals erscheinenden *herze* zu haben, dem Worte *smerze* Eingang verstattete. HMS I, 20b. I, 30a. I, 72b (s. u.) I, 109b. I, 112a, Ulrich v. Wintersteten: I, 134b. 136a. 139a. 142a. 144b. 145a. 148b. 158a. 162a (aber nie im Innern!). I, 204a. I, 293b. I, 309a. Konrad v. Landegge: I, 351a. 352a. 356b. 359a. 359b. 360b. 362a. 363b und einmal im Innern: 355b. II, 23a. II, 26b. Ulrich s. u. Teschler: II, 129a und im Innern 127a. II, 134b im Innern. II, 151a, II, 161a. Reinmar v. Zweter II, 184a. 220b. II, 263a. Die pseudogottfriedischen Lieder: II, 269a. 271b. 273b. 275b. 276b *h : s.* 277b *s : h.* Hadloup hat *smerze* einmal im Innern (Ettmüller, 49. 2), vierzehnmal im Reime auf *herze,* darunter elfmal mit dem Beiwort *sender.*

* Otfried in der bekannten Stelle von den Mühsalen in der Fremde reimt *sêragaz herza joh managfalta smerza* I, 18, 30 Im Uebrigen beschränke ich mich hier auf die mhd. Minnepoesie, die so vielfach ihre ganz eigenen Wege geht.

Konrad v. Würzburg: II, 311a. 312b. 313b. 320b (zweimal) 326b. 327b. II. 356b. Der Kanzler II, 389a. 395b. —

(I, 72b *herze : kerze : merzen : smerzen ;* im pseudowolframischen Lied (Lehm. 9, 14—17) *herze : terze ;* Wizlav III, 81b *herze : kerze* III, 82b *herze : kerze : smerze.* III, 308b *herzen : scherzen : smerzen* III, 336b *herze : smerze : merze : erze).*

Die Zahl der gegebenen Beispiele ist im Verhältniss zu der grossen Menge der Lieder sehr gering. 48 davon vertheilen sich auf Ulrich v. Wintersteten. Konrad v. Landegge, die pseudogottfriedischen Gedichte, Hadloub (allein 15) und Konrad v. Würzburg. Für das Vorkommen im Innern der Zeile boten sich ga nur 5 Belegstellen (dazu Ulrich v. Lichtenstein II, 42b). Also war das Wort nur dem Reime mit *herze* zu Liebe in Aufnahme gekommen. aber erst spät und bei wenigen, bis sich das für Dichter minderer Begabung besonders bequeme *herze : smerze* in der Lyrik fest einnistete und die übrigen Synonyma allmählich in den Hintergrund drängte.

Den Grund für diese auffallende Erscheinung möchte ich darin finden, dass *smerze*, obwohl schon früh manchmal auf seelisches Leiden (s. o. Otfried) übertragen, ursprünglich nur physisches Leiden* bedeutete und deshalb von der Minnepoesie nicht zur Bezeichnung des inneren psychischen Leidens gewählt wurde. An zwei von den citirten Stellen. wo es im Innern des Verses steht, ist tropisch von den Wunden die Rede, welche die Minne schlägt (I. 355a. II, 134b). Ulrich v. Lichtenstein hat *smerze* 3mal im Reime auf *herze* 126. 14. 599. 21. 637, 17; im Inneren 412, 20 (HMS II, 42b), aber mit dem Zusatze *sender.* Ausserdem hat Ulrich das Wort noch 3mal im Inneren. An allen 3 Stellen jedoch für körperliches Leiden: 27, 12 (Lippe), 118, 19 (Finger). 277, 12 (Knie).

---

* Ich finde nachträglich bei Grimm Mythol. 801 folgende Bemerkung: „Schmerz“ haben wir in dem gemilderten Sinne von Pein, ursprünglich war es wol nur Todespein, wie Qual zu *quellan*, ags. *cwellan*, engl *kill.*

[44]) Pflicht der Kreuzfahrt.

Vgl. Freidank 154, 22. Viele sehnen sich von Akers fort *der sihe ich gnuoc vil gerne leben und heim ze lande sêre streben.* Diez citirt Poesie der Troub. S. 180 aus einem Kreuzliede von Pons v. Capdueil: „Und wessen Herz jetzt Geld und Gut besticht, so dass er bleibt, der zeigt sich als ein Wicht". Der Franzose Uges de Bregi spricht von dem inneren Widerstreite: *tout a croisies amourous a contendre daler a dieu (varn über sê) u de remanoir chi (hie heime belîben).* Es war für den kriegstüchtigen Mann eine Schande sich auszuschliessen, Mätzner Altfranz. Lieder V. 23 f. *et cil qui sain et jone et rice sont ne pueent pas demourer (belîben) sans hontaje.* — Einwirkung romanischer Kreuzlieder auf die deutschen ist gewiss nicht anzunehmen. Der Conflict der Pflicht des Gottesstreiters und der Liebe im Herzen des Mannes ergab sich naturgemäss auf beiden Seiten als dankbares Thema. Auch die geläufige Trennung von Körper und Herz, welches bei der Dame zurückbleibt, lag nahe. Grossen Einfluss übte aber hier wie dort die Kreuzpredigt; sie gab der ersten Kreuzdichtung manche Gedanken, Bilder und Wendungen.

[45]) *die zît vertrîben vil schône mit wîben*

vgl. HMS II, 314[a] *wol dem manne, der mit wîbe disen sumer sô vertrîbe* u. s. w. 321[a] *swer mit lieben wîben vertrîben sol die langen winterzît, hei! waz dem der wunnen gît Minne.*

[46]) Gedanken sind zollfrei.

181, 33 ff. MSF 34, 19 *gedanke die sint ledic frî* HMS II, 188[b] *gedanke muoz man ledic vrî, ungevangen lâzen gân* u. s. w. Walther 62, 19 *joch sint iedoch gedanke frî* Winsbekin 15, 1 *gedanke sint den liuten frî und wünsche sam* Freidank 101, 5 *swie sêre ein wîp behüetet sî dannoch sint ir gedanke frî* 115, 13 *diu bant kan niemen vinden diu gedanken mugen binden.* S. W. Grimm Freidank XCI. — Hausen 47, 9 *mîn herze und mîn lîp diu wellent scheiden . . . der lîp wil gerne vehten an die heiden: sô hât iedoch daz herze erwelt ein wîp.* Quenes de Bietune *Se li cors va servir*

nostre seignour li cuers remaint del tout en sa baillie. Hausen 51, 29 f. *vert der lîp in enelende, mîn herze belîbet doch aldâ.* Ulrich v. Lichtenstein 7, 29 *mîn lîp der schiet von danne sâ, daz herze mîn beleib aldâ* MSF 215, 30 (Hartmann) *sich mac mîn lîp von der guoten wol scheiden, mîn herze mîn wille muoz bî ir belîben.* HMS I, 308a. — Hausen, 47, 27 *sô bite ich got daz er dich ruoche senden (daz herze)* u. s. w. Schön Morungen 125, 21 *ich var alse ich fliegen künne mit gedanken iemer umbe sie.* Erst später, besonders im Volksliede wird der Wunsch geäussert, als Falke, Nachtigall, Lerche zur Geliebten zu fliegen, oder betraut man ein Vöglein mit der Liebesbotschaft.

[47]) *Hôhe alsam diu sunne.*

Morungen 139, 10 *daz mîn muot stuont hôhe sam diu sunne* 143, 11 *dô mîn herze wânde neben der sunnen stân* Walther *sô stîgent mir die sinne wol hôher danne der sunnen schîn* Ulrich v. Lichtenstein 437, 18. 549, 22. HMS I, 358a *mîn muot swebt der sunnen hô* I, 362a *wan ir güete mîn gemüete hœhet für die sunnen hô.*

[48]) *füeres über den wilden sê dar füere ich hin.* Die Redensart mag wohl dem Gedanken an das von dem Abendlande getrennte Palästina entstammen. Der Welt Lohn 243 *und huop sich über das wilde mer. varn über mer, varn über sê, ein vart über mer (over se* u. s. f.) MSF 95, 6 ff. Freidank 150, 18 *den wolte ich suochen über mer.* Das Volkslied nennt „die wilde See“ zur Bezeichnung endloser Entfernung; so wünscht sich ein verlassenes Mädchen (Uhland Volksl. S. 187):

Wollt Gott ich wär ein weisser Schwan;
ich wollt mich schwingen über Berg' und tiefe Thal,
wohl über die wilde See!

Büchlein 2, 47 *nâch dem strich ich ze Kriechen* (Neidh. 70. 16 dagegen *waren si ze Kriechen),* Gutenburg zum Prunken mit Bildung und Belesenheit geneigt (70. 5. 74, 23. 77, 12), gibt seiner Betheuerung durch die Nennung Indiens etwas Geschraubtes (die Alexandersage verleitete ihn, s. 73, 5)

74, 39 *wær si versendet zEndiân dar wær mîn varen vil bereit.* HMS II, 396b *solt ich ez suochen zEndiân.* Uebrigens sind alle diese Wendungen in der Minnepoesie selten. Meister Eckhart 383, 28 ff. *hête ein mensche einen lieben friunt über tûsent mîle, sîn sêle vlüzze aldâ hin mit ir meisten mugentheit und minte dâ irn lieben vriunt.*

[49]) Zur extensiven Naturbetrachtung.

Der *rîol* nur hier im MSF. Lilie 136, 5. Veldeke gedenkt zweimal (62, 28. 65, 12) der *buochen.* Morungen 127, 36 *swal.* Als Boten des Lenzes werden von Veldeke (59, 27) und von Gutenburg (77, 36) die *merlikîne* genannt. Als nachsprechende Vögel erwähnt Morungen 127, 23 u. 132, 8 *sitich* und *star. swan:* Morungen 139, 15 *ich tuon sam der swan der singet swenne er stirbet,* Veldeke 66, 13 *mir geschiht als deme swan der singet als er sterben sal.* Anderes begegnet im MSF neben Falke (156, 14 *der are),* Nachtigall, Rose und Linde nicht (Grimm Altd. Wälder I, 132). Erst später mehren sich die Gattungsrepräsentanten; das Naturgefühl gewinnt an Extensivität, büsst aber seine Intensivität ein: *droschel, merlîn, zîsel, lerche, swalwe, galander, grasemügge* (Neidhart 8, 31), *guggouch, distelvinkelîn* u. s. w., *rîol, sunerlaten, gamandrê, zîtelôsen, ôstergloien* u. s. w. Am treuesten beharrt man bei der Linde. Manchmal *buoche;* fast nie Nadelhölzer aus leicht begreiflicher Ursache. Ich weiss im Augenblicke nur ein Beispiel aus dem bekannten schönen Liede des wilden Alexander *Hie bevor dô wir kint wâren:* die Kinder suchen Erdbeeren *von der tannen zuo der buochen.*

In der lateinischen Dichtung oft *Philomena* und *merula.* Carm. bur. 154, 1 *eia dolor, nunc me solor velut olor albus neci proximus* 167, 1 *sic mea fata canendo solor ut nece proxima facit olor.*

[50]) Minnewunden. Heilung. Recepte.

Schon der Regensburger bezeichnet die Minne der Frau als Heilmittel gegen die Wunden, welche die Liebe schlägt 16, 20: *des ist mîn herze wunt. ezn heile mir ein frowe mit ir minne, ez enwirdet niemer mê gesunt. wunt, versêret, siech:*

49, 13. 78, 10. 130, 26. 141, 7. 211. 29. Dietmar von Eist fragt 32, 1 *waz ist für trûren guot, daz wîp nach liebem manne hât?* Neifen 13, 31 und 18, 38 *si* (die Frauen) *sint für trûren guot.* Konrad HMS II, 317a *minne ist jungen liuten für trûren guot;* derselbe *wîp sint guot für ungemach.* HMS I, 16b *reiner wîbe güete sint für trûren guot* I, 24a *zwei liehtiu wengelîn wæren guot vür sende nôt* u. s. w. II. 155a *dâ sol nieman arzât wesen wan der lieben rôter munt.* I, 303b *alle meister heilent niemer mêre mich, ez tuot ir rôter munt.* Winsbekin 14, 1 ff. *sun, wilt du erzenîe nemen ich wil dich lêren einen tranc ..... leg in dîn herze ein reinez wîp.* HMS II, 186a *der balsam ist den herren guot, der jünget in ir leben .... ir ritter, balsemt iuwer ougen an guoten wîben.* I, 336a Winsbekin 15, 7 *hât iemen sorgen swæren bunt den trûric muot beschicket hât, der strîche wîplîch güete dar.* HMS II, 317a *minne diu mac lêren vil êren, ir sêren dienestman heilen si mit senfter arzenîe kan.* I, 351a *der güete wendet mêre die senden herzesêre dan wurzen kraft.* Iwein 1546 ff. Abgeschmackt HMS II, 32a *ezn wart nie nieman in langer vrist sô kranc, dem si die âdern wolte begrîfen, des dörfte niemer arzât mê gehüeten.* I, 14b. 16a. 93a. 315b. 318b u. s. w. II, 27a u. s. w. Oft bei Neifen: 23. 28. 28, ' . 29, 11. 36, 13 *mînes herzen wunde unverheilet stênt* 38, 21. 48, 8. 50, 34 f. *unverbunden* etc. Der rothe Mund (s. o.) heilt und verwundet zugleich, z. B. I, 300a *sît daz in mîn herze sneit ir rôsevarwer rôter munt* (Parz. 130, 4 *si truoc der minne wâfen einen munt durliuhtic rôt).* Das Auge verwundet, indem es Blicke „schiesst“ (vgl. Winsbekin 5, 9): z. B. I, 90b. 93a. Auch die *brâ* II, 65b *(brûne brâ* I, 167b. II, 65a. II 264a) II, 264a *ein mündel rôt, zwô brûne brâ hânt mich verwunt.* Der *minneschütze Cupidô* (vgl. besonders Heinzelin v. Kostenz) gab dazu Anlass. HMS II, 313 heisst es vom *werden got Amûr: schiuz den pfîl und ouch die strâle diu vil manegen hât verwunt* II, 285b *minne schôz mich* Neifen 47, 5 f. *si mac mir mîn sêrewunden heilen, die sie mir mit ir minne hât geschozzen.* Walther 40, 32 *ir hât mich geschozzen* 40, 36 *ich weiz wol, ir habet strâle mê: muget irs in ir herze schiezen, daz ir werde mir geliche wê.* Bartsch Liederdichter XCVIII,

225. 231 *Vênus wil mich shiezen* Carm. bur. 111ª *Vênus schiuzet iren bolz* u. s. w. Es finden sich auch Uebertragungen in andere Sphären. Freidank 59, 20 *enthabung ist der beste list der an den arzâtbuochen ist.* Freidank 168, 22 *(het ich) für alter eine salben die striche ich allenthalben.* Barlaam und Josaphat 17, 11 ff. HMS II, 244ª *balsme in niht gehelfen mac: für den siechtuom ist niht guot wan êren ger, der die wol bescheidenlîche an sich strîchen kan.* Heilung der Sündenwunden durch Almosen Guter Gerh. 150 f. HMS III, 122ᵇ *du* (der Bischof) *bist dem kristentuome ein salbe, diu im sünden wunden heilen kan.* Bartsch Liederdichter XCVIII 726 f. *Jêsus, dîn vil süeziu minne hât verwunt daz herze mîn.* Meister Eckhart 401, 38 ff. *wan dâ wirt ein pfîl âne zorn geschozzen unde man enpfindet sîn âne smerzen; wan dâ wirt ûfgetân der lûter unde der klâre brunne der gnâden erzenîe.*

Das Volkslied kennt auch die Liebe als geschickten Arzt. Uhland Volksl. S. 115 f. wird mit Blumennamen gespielt: *das kraut ie langer ie lieber an manchem ende blüt, bringt oft ein heimlich fieber, wer sich nicht dafür hüt; ich hab es wol vernomen was dises kraut vermag, doch kan man dem vorkomen: wer Maszlieb braucht all' tag.* S. 116 *ein blümlein auf der heiden mit namen Wolgemut lasz uns der lieb gott wachsen, ist uns für trauren gut (für trûren guot).* Später ward der Wein der beste Buhle und Sorgenbrecher; Liederb. der Clara Hätzlerin 157 *wein, wein von dem Rein . . . . du gibst medicein für trauren;* Hoffmann Gesellschaftslieder Nr. 180: „Du wendest manchem Schmerze, so du bei ihm thust sein. Komm her, lab mir mein Herze und sei der Arzet mein.“

Eigentliche Recepte, wie an unserer Stelle, finden sich nicht häufig. Rugge malt behaglich die Bereitung aus: 185, 15 *minneclîchiu wort stôz ich dar zuo* wie ein Pulver im Mörser, 185, 16 *den besten willen strîche ich dar* wie eine Salbe *(salbe, balsem, strîchen* s. o.) Als dritte und vierte Ingredienz wird ausgelassen *tanzen unde singen* genannt, während unter dem *wunneclîchen trôst* 185, 18 Liebesgenuss zu verstehen ist (vgl. Rugge 106, 12 ff.). Weitläufig in seiner Manier gibt Hartmann 1. Büchlein 1175 ff.

Weisungen zu einem *zouberlist:* 1285 *driu krût.* 1304 *krûtzouber.* 1305 terminus technicus *diu driu krût tempern.* 1308 *zouberlist* (Rugge 107, 21). 1309 *würze* 1314 technisch *ouch muost dû dar trîben* (Bech). Die Kräuter *triuwe unde stæte, kiuscheit unde schame* (Bartsch Liederd. XCIV, 23 *diu milte bî der kiusche sol gemischelt sîn), gewislîchiu manheit.* 1320 *daz er si zesamen bringet, der sol si schüten in ein vaz, daz ist ein herze âne haz.* Auf Nachahmung Hartmanns beruht der ausführliche Weiberzauber Walthers v. Griven aus dem Liederbuche der Clara Hätzlerin Zs. XV S. 245 f. (vgl. Bech Germania XVI S. 333 ff.). Beide preisen — vielleicht wegen des Rufes französischer Heilkunde — ihre Artikel als aus Frankreich importirt an, eine alte Reclame. Wie Hartmanns *zouberlist* von *Kärlingen* (1280) stammt, so sagt Walther Z. 5 von seinen *guoten listen: die wurden zuo Pârîs erdâht, von dannen sint si her brâht* (Hartmann *ich brâhte in von Kärlingen).* Auch W. v. Griven zählt gewisse *krût* auf. Er hat deren 9, aus denen er ein Pulver bereitet: *stüppe* (HMS III, 272ᵇ die Frau kann *zouberliste* u. s. w. Der Mann ruft: *wâ nu vriunt? hât ieman stüppe dâ mit man die zouberliste lüppe).* Diese neun Kräuter sind weibliche Vorzüge. Zwei Steilen Ulrichs v. Lichtenstein mögen hier Erwähnung finden: er polemisirt gegen das Schminken der Frauen und sagt 564, 21 *nie vrouwen varwe wart sô guot als guot gebærde* (Griven *güetlîch gebâre) und güetlîch muot getempert mit der stætekeit.* 566. 12 *rîben* 566. 13 *strîchen.* Ein wirklicher Liebeszauber wird S. 584 gegen die Gewalt der Minne gerathen. 584, 6 *dâ für hân ich arzenîe diu ist guot,* nämlich den Anblick der Geliebten; 584, 13 ff. *ich salbe mit vil süezer salbe mîne wunden hie und dort in dem herzen allenthalben. diu salbe ist manic süezez wort* (Griven *süeziu wort*, Rugge *minneclîchiu wort).* — HMS II, 258ᵃ *kein bezzer latwerîe nie gemachet wart, als ich lêr und künde von sinneclîcher art, gesunt ze lasterwunden unt ze schanden sühten: mit vünf* (5 bei Hartmann und Regenboge Liederd. XCIV. 14 ff.) *pîmenten rein sol si gemenget sîn: triuwe und zuht, milte unde manheit hart dar în, dâ bî sol mâze pülvern, smecken unde trühten ..... wol im des lîp der latwerîen bühse sî.*

Forscht man nach dem Ursprunge der Vorstellung von den Liebeswunden und ihrer Heilung, so werden wir auf das klassische Alterthum zurückverwiesen. Deutlicher noch ist dies für die romanische Poesie, die von Anfang an aus dem Apparate der alten Mythologie den Köcher mit den gefährlichen Liebespfeilen entlehnt. Sie vergleicht sogar (s. Mahn I, 17) den Mund der Frau, der zugleich verwunden und heilen kann, mit der Lanze des Peleus. Man beruft sich ausdrücklich auf *Ovidis*. *„Ovidius der wîse man“* gab mit seinen *Remedia amoris* die hauptsächlichste Anregung. Da ist immer mit Bezug auf Liebe von *medicina*, *morbus, aeger, vulnus, cicatrix*, *sanare* etc. die Rede; wir lesen Verse, wie 313 *curabar propriis aeger Podalirius herbis* 794 *oscula cum poteris jam dare sanus eris* 43 f. *discite sanari per quem didicistis amore; una manus vobis vulnus opemque feret.* Kleriker nutzten diese Anschauungen für ihre nicht sehr geistlichen Lieder aus und so gelangten dieselben durch das Medium der lateinischen Dichtung des Mittelalters in die nationale. Die Carmina burana geben zahlreiche Beispiele: *si non sanis morior; vulneratus nequeo sanari*; *telum, jaculum.* Der *aeger juvenis* sucht und findet die *medicina Veneris,* um *rabiem febrici doloris* zu stillen. 49. 6 *Intusque exterius hasta vulneratus a sagitta Veneris ex quo fui natus (von kinde) telum fero pectoris nondum medicatus, cursu veni tacito quod sim liberatus.* 50. 19 *telum semper pectore clausum portitavi, medicinam nequeo malis invenire.* Die Schöne sagt: *vis te sanem postmodum gracili medela.* 51. 3 *Venus me telo vulneravit aureo quod cor penetravit. Non tactu sanabor labiorum nisi cor unum fiat duorum.* 83, 1 *humor letalis crebro me vulnerat.* 65, 25 *sentit tela Veneris et Amoris ictus.* 154. 6 *terso vulnere; emunda vulnus.* 116, 5 *Amor . . . . . vulnificus pharetra signatur.*

[51]) Ja — nein.

189, 18 f. *mac si sprechen eht mit triuwen jâ, als si ê sprach nein* 194, 38 ff. *nein und niht waz rinde ich dâ. sô suoche ab ich . . . . . . daz vil süeze wort geheizen jâ.* 195, 23 *nein oder jâ.* Morungen 137, 21 *du sprichest*

iemer neinâ nein neinâ neinâ neinâ nein . . . . maht du doch etswan sprechen jâ jâ jâ jâ jâ jâ jâ jâ. HMS II. 22b *jâ jâ jâ sprich, sôst ez guot.* I 307b *sprechet „jâ“ niwan daz eine süeze wort* I, 313a *mîn langez jâ daz wart ie der lieben nein.* II, 70b. 71a. II. 181b. II, 239a. II, 337b *ir senftez jâ tuot sorgen vrî: nein daz sî verVluochet iemer, swâ ez sî, ez machet grâ.* Anders III, 93a.

52) Die Frau wohnt im Herzen des Mannes.

Das schöne Bild begegnet mehrfach 3, 1 ff. Morungen 127, 4 ff. *der enzwei gebræche mir daz herze mîn, der möhte sie schône drinne schouwen. si kam her dur diu ganzen ougen sunder tür gegangen.* Hadloup HMS II, 278b *mich dunket man sæche mîn vrouwen wolgetân der mir mîn brust ûf bræche in mînem herzen stân.* Karoline Flachsland schreibt, wohl im Hinblicke auf die Verse Morungens, an Herder (Nachlass III, S. 465): Kennst Du noch das altdeutsche Liedchen:

Brich' jemand mir das Herz entzwei,
er würd' dein Bild darinnen finden.

(Im Götz v. Berlichingen Act 2 sagt Weislingen zu Adelheid: Wenn ihr mein Herz sehen könntet . . . . ihr würdet euer Bild drin finden.) Morungen 141, 21 *si brach alse tougen in mîns herzen grunt. dâ wont diu guote vil sanfte gemuote. des bin ich ungesunt.* Ganz ähnlich Neifen 12, 26 *sist tougen in mîs herzen grunt die ich von êrst ze herzelieber frouwen mir erkôs. dâ von sô wirt ez ungesunt.* Die Ruggesche Zeile 194, 25 *(dâ trage ich noch die werden inne tougen* — 3, 6 *dû muost immer drinne sîn)* schliesst gewiss das Bild schöner ab. Ihm eigenthümlich ist die hübsche Anschauung: *daz si sich in der enge niene stiez.* Vgl. noch Ulrich v. Lichtenstein *der guot gebærde, ir liehter schîn brach vaste durch diu ougen mîn mir unz in des herzen grunt* (650, 20 ff.).

53) Ulrich von Lichtenstein

zieht gegen dies von Reinmar als Erforderniss höfischer Minne und ritterlicher Bildung aufgestellte Gesetz heftig zu Felde. Den Versen *Man sol sorgen: sorge ist guot; âne sorge ist nieman wert* stellt er die Parodie entgegen

113, 13 *Wê warumbe sul wir sorgen? vreud ist guot . . . . wir suln tanzen singen lachen durch diu wîp. dâ mit mac ein man gemachen daz sîn lîp wirdet wert.* Denselben Gedanken führt er 428, 2 ff. aus: *wizzet daz mich rehte freude machet wert,* weiter *swer werder wîbe minne wil unde ir gruoz verdienen, der sî hôch gemuot . . . . wie sol ein ungemuoter man erwerben hôchgemuotes wîbes habedanc? wil er ir daz ertrûren an, daz si in minne, so ist sîn tumber wân vil kranc* u. s. w. *Mit sorgen nie man kan bejagen werdes wîbes minne und ouch ir friundes gruoz. trûren mac wol missehagen guoten wîben* u. s. f.

Trotz diesem Kampfe gegen das Grundprincip Reinmarscher Lyrik, welches einer Natur wie der Ulrichs widerstreben musste, hat dieser in seinem Frauendienste zahlreiche Anklänge an Reinmar, die auf eine genaue Kenntniss seiner Gedichte schliessen lassen. Reinmars Ruhm blühte gewiss auch in Steiermark und seine Lieder hafteten in Ulrichs Gedächtnisse am festesten, so dass, wenn er um einen Vers verlegen war, leicht statt eines eigenen neuen ein alter Reinmarscher unterlaufen konnte, mochte dies Plagiat nun ein bewusstes oder unbewusstes sein.

54, 22 *gnâde ist endelîchen dâ* = Reinmar MSF 158, 31.

56, 23 *daz weiz er wol dem niemen niht geliegen mac* = MSF 170, 21 (an beiden Stellen geht *mîn ôsterlîcher tac* vorher. Vgl. überhaupt Ulrich 56, 15 ff. *swaz . . . .* mit MSF 170, 15 ff. *swaz . . . .)*

Ein Vers kehrt gar dreimal und zwar immer in ähnlicher Umgebung wieder:

Ulrich 61, 20
ich wil ot alle mîne tage
sô mit freuden sô mit clage
ir . . . . verzinsen elliu mîniu jâr

121, 30
ich wil beidiu vlust und gwin
durch si lîden mîne tage
sô mit freuden sô mit clage

657, 4
ich . . . . hân doch nôt von in erliten
von senen in dem herzen mîn
und wil doch gerne lîdent sîn.
ich wil in dienen mîne tage
sô mit freuden sô mit clage

Reinmar MSF 199, 20 ff. (in dem Liede *Man sol sorgen)*

diu mir fröide hât gegeben
unde sorge manicvalt,
der dien ich die selben tage.
mîniu jâr diu müezen mit ir ende nemen,
sô mit fröiden sô mit klage.

383, 15 Anrede *Aller sælde ein sælic wîp* = MSF 176, 5. Ebendaher Ulrich 105, 10 *ich was ie der dienest dîn* = MSF 176, 11.

387, 15 . . . *ob mirs mîn sælde gan* — MSF 159, 37 *und ist daz mirs mîn sælde gan.*

55, 10 *getorst er ie sô hôhe piten, ein wîp mit alsô reinen siten* = MSF 179, 16 *daz ichs ie getorste biten, ein wîp mit alsô reinen siten.*

55, 15 . . . *mir wære lîp unde guot unmære het . . . . vermiten* = MSF 179, 18 ff.

387, 12 ff. *daz doch nimmer kan geschehen* = MSF 178, 28 *daz doch nimmer mac geschehen.*

105, 1 f. *Sît man leit nâch liebe hât: sô sol ouch liep nâch leid ergân* vgl. MSF 162, 34 *Ez tuot ein leit nâch liebe wê: sô tuot ouch lîhte ein liep nâch leide wol.*

47, 17 *Lieber bote, nu wirbe alsô* = MSF 178, 1.

50, 2 zum Boten: *daz aber du verswîgen solt* = MSF 178, 14 zum Boten.

Zu den vielen Wechselreden zwischen dem Mann oder der Frau und dem Boten ist Ulrich erst durch Reinmar angeregt worden. — Viele Wendungen in diesen Botenliedern erinnern an die uns aus Reinmars Cyclus bekannten (s. o.), z. B. 136, 20 *sît er der rede mich niht erlât*; 136, 27 *kæm er der rede niht gegen mir abe*; 324, 7 Ulrich soll kommen, aber nicht denken *daz ich hie welle minnen in*; 350, 8 *daz ich iuch wer des ir dâ gert, des mac niht sîn;* 357, 20 *lât ir die tumben bet niht sîn;* 357, 18 ff. U. s. w. — Der Eingang 555, 21 *waz dar umbe, ist verswunden uns der sumer? des mac werden rât. sîn zît wirt wol wider funden* beruht auf einer Reminiscenz an Reinmar 169, 11 *waz dar umbe, valwent grüene heide? solher dinge vil geschiht* (Ulrich 21, 24 *alsolher dinge vil geschiht).*

Auch Stil und Syntax sind nicht frei von Reinmarschem Einflusse; z. B. 30, 8 *ez mac von schulden loben die naht der sæleclîchen lît: sô muoz ich dulden sendiu leit* vgl. MSF 155, 5 *im ist vil wol, der mac gesagen daz er sîn liep in seneden sorgen lie. sô muoz ab ich ein ander klagen.*

Eingehendere Prüfung würde gewiss nicht ergebnisslos sein.

Weit geringer, aber merklich genug, sind die Anklänge an einen zweiten österreichischen Dichter, Reinmars Schüler Walther. Ulrich citirt 240, 17 ff. die Strophe *Ir sult sprechen willekomen.* Walther 42, 6 *son kan ich nein son kan ich jâ;* Wilmanns S. 181 „derselbe Vers aber ohne Negation in Ulrichs v. Lichtenstein Frauendienst 51, 29". 587, 7 ff. vier Dinge sind zu ersehnen, doch kann man sie schwer vereint besitzen. *gemach, gotes hulde, êre, guot,* vgl. Walther 8, 12 ff.; 587, 31 *ietwederz dem andern schaden tuot* vgl. Walther 8, 15 *daz dicke einander schaden tuot* (auch von Lachmann in der Anm. zu 8, 15 angeführt). Walther 8, 25 *gewalt vert ûf der strâze* — HMS II, 62b *ir* (der Schande) *gewalt vert ûf der strâze).*

Ulrich 34, 24 *mîn lîp reht als ein stumbe sweic* — Morungen MSF 135, 32 *sô swîge ich rehte als ein stumbe.* 412, 14 ff. vgl. MSF 130, 14.

7, 30 vgl. Hausen 51, 30.

323, 3 *mich kan unstæte dehein ander wîp ir niht gemachen* vgl. Rugge MSF 106, 33 *mich verleite unstæte ab ir dekeine.* 131, 13 *Ein hôhe minne gernder man mit stætem muote, daz pin ich* vgl. Rugge 106, 15 f. *Ein rehte unsanfte lebende wîp nâch grôzer liebe, daz bin ich* (iambische Dimeter).

54)

199, 37 *swaz er welle, daz muoz im an mir geschehen.* 6, 30 *swie du wilt sô wil ich sîn* Heinzelin v. Kostenz 2482 *swie dû wilt sô wil ich sîn und swaz dû wilt, daz wil ouch ich.* Ulrich v. Lichtenstein 57, 27 *swie du wil, sô wil ich sîn.* 15, 16 *swaz sie gebiutet* u. s. w. 39, 25 *swaz du gebiutst, daz leiste ich* Ulrich v. Lichtenstein 47,

18 *swaz ir gebiet, daz sî getân*. HMS I, 67a *swie du wilt sam stêt mîn muot.*

[55])

201, 6 *swar er in der werlte vert.* 19, 31 *swar ich danne landes var.* 75, 14; 76, 16 *swar ich var.* Ulrich 61, 25; 527, 7 *swar ich kêr und swar ich var.* MSF 52, 31 *swar ich landes kêre* 93, 8; 114, 30. 123, 21. 74, 9 *swar ich des landes iender kome* HMS I, 337a *swar ich der lande hin* I, 303b *swelhes endes ich der werlte kêre* I, 358a *swaz ich der lande ervar.* Walther 124, 21.

NACHTRAG.

Als das Manuscript vorstehender Abhandlung nicht mehr in meinen Händen, ich selbst aber auf Reisen war, erschien in der „Germania“ (XIX, S. 149—182) der Aufsatz „Zu Reinmar von Hagenau“ von Herrn Professor E. Regel in Gotha.

Die Arbeit beschäftigt sich grösstentheils mit den metrischen Eigenthümlichkeiten unseres Dichters, auf welche ich nur die nöthigste Rücksicht genommen habe. S. 153 ff. handelt Regel sehr sorgfältig und dankenswerth über Reinmars Rhythmen, Verse und Strophen. Hätte mir Regels Darstellung bereits vorgelegen, so würde ich vielleicht manches anders gesagt haben. In der Behandlung des Mittelreims kann ich Regel nicht immer folgen.

Im Uebrigen nehme ich Anlass zu folgenden Bemerkungen:

Dem auf S. 149—151 über Reinmars Tod, Geburtsjahr und äussere Lebensverhältnisse Gesagten trete ich völlig bei, nur nicht dem Satze: „Hagenau ist wohl sicher die Stadt im Elsass“. Gegenüber der auf S. 149 vorgenommenen Datirung mehrerer Lieder muss ich auf meinen Versuch hinweisen, die wichtigsten derselben Reinmar abzusprechen.

Regel ist in der Frage nach Echtheit und Unechtheit meist den entgegengesetzten Weg gewandelt als ich, und

hält, wie mich dünkt, zu conservativ an Reinmars Verfasserschaft, selbst bei ganz schlecht beglaubigten Liedern, fest. Er sagt auf S. 152: „Ausser den in MFr. unter Reinmar mitgetheilten Strophen schreibe ich ihm also zu das Lied MFr 103. 3, ferner die Strophe auf S. 298 und die zweite Strophe auf S. 314. Gegen das Lied MFr 192, 25 erheben Lachmann und Haupt allerdings begründete Zweifel."

Um das Lied 103, 3 als Reinmarisch zu erweisen, führt Regel zahlreiche Parallelstellen aus Reinmar an; wie mir scheint, nicht mit Glück. Zumeist sind es Gemeinplätze, die bei jedem Minnesinger wiederkehren: die Geliebte gefällt ihm mehr, als alle anderen Frauen (103. 5 — 174, 36. 197, 3 f. Vers 197. 3 bezieht sich auf Walthers gegen 159, 1 ff. gerichteten Spott); die Geliebte spendet Freude (103, 6 — 182, 19 f.); wenn er sie nicht sieht, ist er traurig (103. 9. 10 — 154, 5 f. 162, 20). Der Ausdruck dieser Sätze, zu denen sich Dutzende von Belegen leicht beibringen liessen, ist verschieden. Auch zwischen 103. 11—14 einerseits, 160, 9—11 und 169, 27—30 andererseits vermag ich keine schlagende Uebereinstimmung zu finden. Dasselbe gilt für 103, 16—18 und 162, 7 f. Regel vergleicht 103, 25 f. und 197, 26—28; an letzter Stelle sagt aber der Dichter, er sei früher *unstæte* gewesen, während es 103. 25 heisst: *ich bin noch stæte als ich ie pflac.* 103, 15 und 203, 20 habe ich selbst oben zusammengestellt, so wie (s. o.) auch mir die Aehnlichkeit der Frauenstrophen 103, 27 und 203, 10 auffiel.

Regel hält Wackernagels Annahme, dass die MFr S. 314 mitgetheilten Strophen von Reinmar sind, für richtig. Er kann zwar den Ton nicht nachweisen, wohl aber dieselbe Reimformel, „wenn auch nicht häufig": 151, 1 und 17; 103, 3 (von Rugge!). „Anklang ja sogar Anspielung findet sich wirklich"; doch ist die Parallele von Zeile 8 und 151, 32 gewiss nicht beweisend, denn, abgesehen von der Verschiedenheit des Sinnes, sind solche Phrasen vom *keiser* gar zu häufig. In den Zeilen 5—7 kann ich mit dem besten Willen keine Anspielung auf MFr 172, 5 sehen.

In Bezug auf 201, 2 ff. treffe ich mehrfach mit Regel zusammen.

Ich glaubte die Responsion als ein Kriterium für Rugge benutzen zu müssen. Was Regel auf S. 186 f. über diesen Punkt sagt, spricht, wiewohl nicht direct, für meine Auffassung. Eigentliche Responsion findet er in dem von mir Rugge zugewiesenen Liede. In den dann aufgezählten Beispielen für Gleichklang, Anklang und Wiederholung waltet theils der Zufall, theils ist eine beabsichtigte Wiederkehr Reinmarscher Lieblingswendungen — aber ohne Responsion — anzunehmen, theils habe ich dieselben als Belege der beliebten Reinmarschen Antithese behandelt.

Ich trage gern nach, dass Regel, wie vor ihm kurz Bartsch (in der Einleitung zu seinen Liederdichtern S. XI), für Reinmar eine frühere (niedere) und spätere (höhere) Minne annimmt, und freue mich dieser Uebereinstimmung.

Kappelrodeck im Schwarzwalde, 29. August 1874.

Erich Schmidt.

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt.

QUELLEN UND FORSCHUNGEN

ZUR

SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE

DER

GERMANISCHEN VÖLKER.

HERAUSGEGEBEN

VON

BERNHARD TEN BRINK UND WILHELM SCHERER.

V.

DIE VORREDEN FRIEDRICHS DES GROSSEN ZUR HISTOIRE DE MON TEMPS.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1874.

DIE VORREDEN

FRIEDRICHS DES GROSSEN

ZUR

HISTOIRE DE MON TEMPS.

VON

WILHELM WIEGAND.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.
LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1874.

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt.

MEINEM HOCHVEREHRTEN LEHRER

HERRN PROFESSOR

Dr. HERMANN BAUMGARTEN

FÜR SEIN ANREGENDES INTERESSE AN DIESER ARBEIT

DANKBAR GEWIDMET.

Es ist ein eigener Unstern, der über dem Schicksal der litterarischen Arbeiten Friedrichs des Grossen gewaltet hat. Bereits seinen ersten grössern publicistischen Versuch, den er Anfang 1738 vollendete, seine Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe, traf ein seltenes Missgeschick. Diese Considérations nämlich waren, wie M. Duncker nachgewiesen,* eine an die Seemächte adressirte politische Flugschrift, die dazu bestimmt war, die öffentliche Meinung in England und Holland über die von Frankreich und Oesterreich drohenden Gefahren aufzuklären und sie gegen die schlaffe, fahrlässige Politik ihrer Ministerien in Harnisch zu bringen. Sie sollte, wie aus Friedrichs Correspondenz mit Voltaire ersichtlich,** in England anonym erscheinen. Die Veränderung der politischen Constellation, die im Frühling 1738 vom Cardinal Fleury im Haag angebahnte Annäherung Frankreichs an Preussen machte diesen Plan unmöglich, der Druck der Flugschrift musste aus politischen Rücksichten unterbleiben. Es ist alsdann bekannt, wie die Veröffentlichung seines Antimachiavell dem König ganz inopportun erschien, wie die erste im Haag 1740 gedruckte Ausgabe desselben ihn durchaus nicht befriedigte, da sie seinen Plan und seine Gedanken in wesentlich verstümmelter Fassung zeigte, wie später mitten im siebenjährigen Kriege im Jahre 1760 zu Lyon eine unbefugte, perfide Publication seiner Poesien folgte. Man weiss ferner, mit wie wenig Respect, Urtheil und Verständniss nach Friedrichs Tode die Heraus-

* Zeitschrift für preussische Geschichte und Landeskunde Januarheft 1871. „Eine Flugschrift des Kronprinzen Friedrich."

** Vergl. Oeuvres de Frédéric le Grand tom XXI p. 193 ff.

geber seines litterarischen Nachlasses verfuhren und wie vernichtend, wie beschämend für die deutsche Nation das treffende Urtheil eines Fremden, des englischen Historikers Gibbon, darüber lautete.* Erst in den Jahren 1846—1857 erschien dann unter Leitung der Berliner Academie der Wissenschaften, von Preuss besorgt, eine würdige Ausgabe der Werke Friedrichs des Grossen, die neben seinen historischen und philosophischen Arbeiten seine Gedichte sowie seine Correspondenz litterarischen und freundschaftlichen Characters umfasst. Aber mit Recht klagt G. Freytag,** dass trotz alledem Friedrichs Bedeutung als Schriftsteller bei Weitem noch nicht voll erfasst und gewürdigt worden sei. Nicht etwa blos in den grossen, gebildeten Kreisen unsres Volks, ihnen ist Friedrich als Geschichtsschreiber wie als Poet und Philosoph völlig fremd und unbekannt, nein bei berufenen Historikern sogar. Wenn Thomas Carlyle, der doch zuerst die Gestalt des grossen Königs in realer Lebensfrische erfasst und dargestellt hat, diese Eigenthümlichkeit seines Genius fast ganz ignorirt, nur wenige kurz absprechende und völlig unzureichende Bemerkungen dafür findet***, wenn selbst Ranke

* Vergl C. v. Dohm Denkwürdigkeiten meiner Zeit. Band 5. S. 53.

** G. Freytag Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 4. S. 245.

*** Thomas Carlyle: history of Friedrich II. of Prussia called Frederick the great, Deutsch von J Neuberg. Ein scharf begrenztes und sichres Urtheil fehlt bei ihm durchaus, die einzelnen leicht hingeworfnen Notizen widersprechen sich selbst. Band II, S. 669 ff. äussert er sich so: „Es ist eine stehende Wahrheit, dass Friedrichs Litteraturdinge, seine ausgezeichneten litterarischen Besucher und Unternehmungen, die einmal nagelneu und funkelnd waren, alt wie Kleider geworden und der jetzigen Menschheit eher eine Qual als nicht sind“ und S. 670: „Es ist sicher, Friedrichs Ruf wird heutzutage durch seine Schriften beeinträchtigt; dadurch, dass er nicht Nichts geschrieben hat, steht er niederer bei der Welt“. Ganz anders dagegen lautet Carlyles Urtheil Band I, 536: „Auch von seiner Litteratur, von dem, was er im reifern Alter flüchtig geschrieben, kann man sagen, dass es selbst als Litteratur viel mehr Werth besitzt, als der gewöhnliche romantische Appetit ihm anweist u. s. w.“ Im Folgenden hebt dann Carlyle richtig einige wesentliche Lichtseiten an Friedrichs litterarischen Arbeiten hervor, Band V, 173 ff. zeigt er volles Verständniss für Friedrichs „Klagelieder“

in seinen Neun Büchern preussischer Geschichte Friedrichs litterarischem Wirken, wie mir scheint, nicht volle Gerechtigkeit widerfahren lässt, dasselbe vielmehr in seiner Darstellung stark in den Hintergrund drückt,* so sind das gewiss schlagende Belege dafür, wie wenig man noch den reichen Gewinn, der für das Verständniss Friedrichs und der Geschichte seiner Zeit gerade aus seinen Schriften zu schöpfen ist, beachtet hat, ja überhaupt nur kennt.**

Wenn auf irgend einem Gebiete der modernen Geschichte, so tritt hier besonders das Missverhältniss zu Tage, dass zwar ein überaus reiches Material vorhanden ist, aber eine genügende historische Ausnutzung fehlt.

So mangelt uns — und gerade jetzt empfinden wir es doppelt schmerzlich als einen Nothstand unserer nationalen Historiographie — in der That noch immer eine umfassende, wissenschaftliche Biographie Friedrichs des Grossen, die in monumentalen Zügen uns den ganzen König, den ganzen Menschen in seinem Werden und Wirken zeigte. Carlyles Arbeit kann und will, so bedeutungsvoll sie auch für das

---

aus dem siebenjährigen Kriege und ebenso Band VI, 393 und 524 für die zeitgeschichtlichen Darstellungen des Königs. Carlyles absprechendes Urtheil ist bei seiner Gesammtauffassung Friedrichs wohl erklärlich, er sieht in ihm vor Allem den Mann der That in seinem raisonnirenden, schreibseligen Jahrhundert, den Mann der unbedingten Wahrheit inmitten einer Welt voll Trug und Heuchelei.

* L. v. Ranke Neun Bücher Preussischer Geschichte III, S 445 und 446. Ganz objectiv ist hier der Eindruck wiedergegeben, den Friedrichs Brandenburgische Memoiren auf seine Zeitgenossen machten; nur über die Histoire de mon temps findet sich ein eigenes Urtheil, das jedoch bei seiner Allgemeinheit und Kürze völlig unzureichend genannt werden muss. Rankes Versuch am Schlusse seines Werks (III, 465 ff.) Friedrichs „Meinungen“ zumeist auf Grund seiner litterarischen Arbeiten näher zu characterisiren, ist ebenfalls nichts weniger als erschöpfend, die historischen Schriften des Königs sind übrigens dabei gar nicht berücksichtigt.

** Einen Ansatz, das Verständniss Friedrichs auf diesem Wege anzubahnen, zeigen die Sammlungen von Schütz Die Stimme Friedrichs des Grossen im 19. Jahrhundert, Braunschweig 1828 und von H. Merkens Gedanken Friedrichs des Grossen, Würzburg 1871. Sie sind indess blosse Zusammenstellungen ohne selbständige Arbeit.

Verständniss von Friedrichs Leben und Geschichte ist, bei ihrer mosaikartigen, jeder Oeconomie des Plans entbehrenden Zusammenstellung, bei den unerträglichen Sonderbarkeiten des Stils und bei ihrem vorzugsweise für das englische Publicum berechneten Zuschnitt durchaus keinen Anspruch darauf machen, ebensowenig Preuss' umfangreiches Werk,* das nur ein reiches, mit grossem Fleisse gesammeltes Material aufweist. Aber selbst die minder schwierige Aufgabe, einzelne Partien dieses Ganzen forschend zu umfassen und darzustellen, harrt noch zum grossen Theil ihrer Lösung, hier bietet sich dem Historiker noch ein unermesslich reiches Feld der Thätigkeit. Auf dem Gebiete der politischen Geschichte hat, abgesehen von den Arbeiten Rankes und Schäfers, die nur einzelne kürzere Zeitabschnitte der Regierung Friedrichs in Betracht ziehen und der jüngst erschienenen Fortsetzung des bekannten Droysen'schen Werkes, die nur bis zum Jahre 1742 reicht, in letzter Zeit M. Duncker mit Benutzung bisher nicht bekannter Schätze des Berliner Archivs sehr beachtenswerthe Untersuchungen geliefert. Was ist hier trotzdem nicht noch zu thun z. B. für die Publication der Friedrich'schen Gesandtschaftsinstructionen, seiner politischen Correspondenz? Oder wer hat Friedrich in seiner bis jetzt kaum zu ahnenden Thätigkeit für die innere Verwaltung des Landes, für die Organisation und das Commando der Armee im Frieden recht beachtet, obwohl Preuss auch hierzu schon einen Theil der Materialien geboten?

Bei dem schon oben gekennzeichneten Vorurtheil und der landläufigen Nichtbeachtung von Friedrichs schriftstellerischem Wirken tritt begreiflicher Weise der Mangel historischer Forschung und Darstellung noch auffallender hervor. So ist in der That, seitdem die von Preuss besorgte Ausgabe mit dessen einleitenden Notizen über Abfassung und Entstehung der einzelnen Werke erschienen, der reiche, wohlgeordnete Stoff in dieser Hinsicht wissenschaftlich fast völlig todt geblieben. Beinahe alle irgendwie nennenswerthen

* J. D. E. Preuss Friedrich der Grosse, eine Lebensgeschichte. 4 Bände. Berlin 1832—34.

Arbeiten datiren von früher und stützen sich noch auf die incorrecten Ausgaben von Berlin und Basel. Muss man immerhin einräumen, dass Vieles unter den litterarischen Producten Friedrichs selbständigen, dauernden Werth nicht besitzt, wie die meisten seiner philosophischen Abhandlungen und Gedichte, so sind doch auch sie für das Verständniss des grossen Königs von Bedeutung, denn auch hier kann man das Sein nur aus dem Werden begreifen. Gibt uns für den letztern Zweck besonders seine Correspondenz dankenswerthe Aufschlüsse, so ist Friedrich auf einem litterarischen Gebiete auch wahrhaft original und productiv: in seinen historischen Schriften. Sie sind nicht allein als ächte Documente und frische Ueberlieferung für Auffassung und Verständniss der Geschichte jener Zeit von Belang, sie haben auch unmittelbaren, wissenschaftlichen Werth, sie eröffnen uns einen directen, umfassenden Einblick in die Gedankenwelt des Königs, in die reiche Empfänglichkeit und Productivität seines Geistes, in die geheime Werkstatt seines Studiums und seiner litterarischen Arbeit. Erst hier kann man Bedeutung und Wesen seines schriftstellerischen Wirkens wohl verstehen, denn die historischen Schriften sind von Friedrich mit grösserer Sorgfalt und reiferer Ueberlegung gearbeitet als alles Andre, die gewissenhafte Durchsicht und Ueberarbeitung seiner Histoire de mon temps beweist dies schon allein. War ihm auch von Natur die Anlage zum originalen schöpferischen Dichter oder zum Philosophen versagt, zum Geschichtsschreiber besass er sie sicher in reichem Masse. Bei einem Zeitraum von vierzig Jahren, den die Abfassungstermine seiner geschichtlichen Arbeiten umfassen, von den im Jahre 1738 geschriebenen Considérations sur l'état etc. bis zu den Mémoires de la guerre de 1778 finden wir hier in prägnanter, klarer Form das Product seines rastlosen Studienfleisses, die Summe seiner geistigen Entwicklung und seines geistigen Gehaltes.

Trotz alledem hat man diese reiche Fundgrube historischer Forschung, wie schon bemerkt, wenig benutzt, ja zum grossen Theil übersehen oder gar nicht beachtet. Was mir von Untersuchungen über Friedrichs historische Schriften bekannt geworden, so schätzenswerth auch manches Einzelne

unstreitig ist, scheint mir dennoch der Bedeutung des Gegen stands bei Weitem nicht entsprechend, sind es doch zum grossen Theil nur Recensionen über die ersten Ausgaben der Friedrich'schen Werke, die zwar mehr oder minder ausführlich auf Einzelheiten eingehen, selbstverständlich aber eine umfassende Characteristik nicht geben können und wollen. Bekanntlich waren von Friedrichs streng geschichtlichen Arbeiten nur die Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg bei seinen Lebzeiten im Druck erschienen, die übrigen veröffentlichte erst 1788 die officielle Berliner Ausgabe in sehr lücken- und fehlerhafter Gestalt. Von dieser und der meist nur Briefe enthaltenden Basler Ausgabe ebenfalls vom Jahre 1788 sind mir drei Recensionen zugänglich gewesen; zwei von ihnen sind recht beachtenswerth. Die ausführlichste hat J. v. Müller zum Verfasser und befindet sich in der Allgemeinen Litteratur-Zeitung.* Ein etwas befangener Standpunkt derselben, dem der volle Ton wahrhafter Ueberzeugung fehlt, lässt sich besonders bei der Beurtheilung der historischen Schriften nicht verkennen, das bezeugen u. A. schon die einleitenden Bemerkungen über das hier besonders schwere Amt eines Kritikers. Da J. v. Müller nur den von der Lectüre empfangenen Eindruck andeuten will, so findet sich auch meist nur eine Characteristik ganz allgemeiner Art, die nur im Grössten zeichnet, ohne weitere Belege und Beweise. Nur auf eine Würdigung der Histoire de mon temps geht er etwas genauer ein, durchweg zollt er unbeschränktes, begeistertes Lob, das sich bis zum Dithyrambus steigert. „Unheimlich“ nennt es nicht ohne Recht der allerdings etwas medisante Varnhagen v. Ense.** Eine Reihe einzelner, feiner und treffender Bemerkungen enthält die Recension Spittlers in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen.*** Obwohl sehr kurz und gedrungen ganz nach seiner knappen Art, zählt sie doch zu dem besten, was über Friedrich als Historiker ge-

* Allgemeine Litteratur-Zeitung. Jahrgang 1789, Nr. 48 ff. (Werke 26, 56 ff.)

** Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. Berlin 1835. Nr. 50.

*** Götting. Gelehrte Anzeigen 1789 Stück 33 ff. Vergl. Spittlers Sämmtliche Werke herausgegeben von v. Wächter Band 11 S. 719—724.

schrieben wurde. Man merkt überall den Pragmatiker und strengen Systematiker der Göttinger Schule. Auf Einzelnes hierin einzugehen, wird sich später Gelegenheit finden. Die dritte Recension, die sich in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek* von einem anonymen Verfasser befindet, sucht nur im Allgemeinen das Publicum über den eminenten Werth der jüngst edirten Werke Friedrichs des Grossen und speciell über einige interessante Details derselben zu informiren, im Uebrigen ist sie ohne Belang. Diese drei Recensionen waren unmittelbar nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe unter dem frischen, lebendigen und spannenden Eindruck geschrieben, den die litterarischen Arbeiten eines Königs, auf dessen Regierung ganz Europa mit staunender Bewunderung sah und dessen wahre Grösse doch nur Wenige begriffen, nothwendiger Weise allgemein hervorrufen mussten. Bei Johannes v. Müller ist der Pulsschlag dieser allgemeinen Aufregung und Theilnahme des Publicums noch zu fühlen.**

Eine später 1819 erschienene Beurtheilung der Werke Friedrichs stammt von einem seiner wärmsten Verehrer, von Ch. W. v. Dohm,*** sie trägt jedoch ebenfalls nur den Character einer einfachen Recension, mithin auch deren Mängel. Ueberall aber zeigt sie den gerechten Standpunkt, den freien, unparteiischen Blick des Verfassers, viel und wesentlich Neues

* Allgemeine deutsche Bibliothek 90. Band 2. Stück S. 311—329.

** Characteristisch für den warmen Antheil, den bereits Friedrichs Zeitgenossen an seinen historischen Arbeiten nahmen, und das Interesse, mit dem sie ihrer Veröffentlichung entgegensahen, sind die Worte des Göttinger Professors Gesner in seiner Isagoge in eruditionem universalem tom. I, p. 132 „si nunc rex quidam nostrae aetatis, si Fridericus ter magnus litteris mandaret, quod faciet sine dubio, res hoc bello gestas, quam illas cupide arriperent homines et jure maximo.“ Vergl. Allgem. deutsche Bibliothek. 90. Band. S. 313. Erwähnung verdient vielleicht hier noch der kurze Auszug von Gedanken und Maximen aus Friedrichs Werken, den Herder in den Humanitätsbriefen unter unbedingter Anerkennung der geistigen Grösse des Königs giebt. Vergl. J. G. v. Herders sämmtliche Werke. Zur Phil. und Gesch. 13. Theil. S. 32 ff. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung. 1829.

*** Ch. W. von Dohm Denkwürdigkeiten meiner Zeit. Lemgo 1819. Band 5, S. 56 ff



bringt sie nicht bei. Nachdem dann F. Förster in einer besonderen Abhandlung* Friedrichs philosophische Bildung betont und näher zu beleuchten versucht hatte, zeichnete Fr. Wilken** in einer academischen Rede die Bedeutung des Königs als Geschichtsschreiber. Schon der durch diese Form der Darstellung eng gezogene Rahmen gestattete nicht, den Gegenstand eingehender zu behandeln. Wilken hebt zwar überall die entscheidenden Hauptmomente hervor, weist mit Recht besonders auf die Geschichtsstudien Friedrichs als das feste Fundament seiner politischen und historischen Schriften hin, begnügt sich aber ebenfalls mit einer allgemeinen Characteristik derselben, wie sie eben vorliegen. Ueberall zeigt auch er uns nur den fertigen, in seiner Bildung abgeschlossenen Friedrich. Durch seine ganze Darstellung, die im Einzelnen manchen geistvollen und originellen Gedanken enthält, zieht sich der Versuch, die historischen Werke der Alten mit denen des Königs in Parallele zu stellen, die Compositionsweise antiker Historiographie auch bei ihm nachzuweisen. Es soll ihm der Stempel der Classicität aufgedrückt werden, ein Bestreben, das schon bei J. v. Müllers Kritik der Histoire de mon temps sichtlich hervortritt, das mir jedoch ohne genügende Berechtigung erscheint, wenn nicht das Vorbild und der Einfluss der Alten im Einzelnen nachgewiesen wird und wenn weit nähere Muster klar zu Tage liegen. Bald auf Wilkens Arbeit folgte eine Untersuchung von Preuss,*** eine Vorstudie zu der später folgenden ersten vollständigen Ausgabe von Friedrichs Werken. Sie enthält wesentlich nur Notizen über

* Fr. Förster Friedrichs des Grossen Jugendjahre, Bildung und Geist. Berlin 1823.

** Fr. Wilken König Friedrich II. als Geschichtsschreiber. Academische Rede. Berlin 1835. Eigenthümlicher Weise ist seitdem der historiographischen Thätigkeit Friedrichs bei den zu seiner Gedächtnissfeier alljährlich im Monat Januar gehaltenen Sitzungen der Berliner Academie nicht mehr gedacht worden, wenigstens nicht in ausführlicherer Weise. Unter den Festreden sind die von Trendelenburg über Friedrichs Antimacchiavell und die von M. Haupt über Friedrichs Poesien für uns nicht ohne Interesse.

*** Preuss Friedrich der Grosse als Schriftsteller, Berlin 1837.

Handschriften, erste Drucke von Friedrichs Arbeiten, Recensionen derselben, Quellenangaben und die auf die Entstehung der einzelnen Schriften bezüglichen Stellen seiner Correspondenz. Alles nur Material ohne einheitlichen Plan, das wir in reicherer Fülle in den ebenfalls von Preuss geschriebenen préfaces der Academischen Ausgabe wieder finden können.

Eine besondere Kunde von dem Eindruck zu finden, den Friedrichs litterarische Hinterlassenschaft ausserhalb Deutschlands und speciell in Frankreich, wo er eine durchaus populäre Gestalt war, gemacht haben mag, ist mir leider nicht möglich gewesen; bei dem unmittelbar darauf ausbrechenden Sturm der Revolution mögen wohl auch alle nichtpolitischen, zumal wissenschaftlichen Interessen völlig zurückgetreten sein. Bemerkenswerth scheint mir indess aus späterer Zeit das Urtheil Villemains* in seinem Cours de littérature française wegen seiner eigenthümlichen, abweichenden Ansicht über Friedrichs litterarische Verdienste. Es ist voll von oberflächlichen Anschauungen. Zunächst betont Villemain weit über Gebühr den Einfluss Voltaires, dessen geistigen Bahnen der König ausschliesslich gefolgt sei und versteigt sich sogar zu der Behauptung, dass die Nachwelt einst nur wenige Briefe desselben an Voltaire und d'Alembert kennen und schätzen werde. In demselben Stil gehalten ist seine Würdigung der historischen Schriften, unter denen er der von Friedrich stilistisch und sachlich sehr vernachlässigten Histoire de la guerre de sept ans den ersten Rang zuerkennt. Die Histoire de mon temps dagegen sei ein Werk mehr philosophischen Characters, das uns die Grundanschauungen jener Zeit offenbare. Bei glänzender, blendender Phrase wenig Verständniss für Friedrichs Eigenart, das ist das Gepräge der Villemainschen Characteristik. Registriren wir aus derselben nur, dass sie des Königs deutsche Art auch auf geistigem Gebiete trotz seiner französischen Studien hervorhebt.** Es ist immerhin

* M. Villemain Cours de littérature française. Tableau du XVIII. siècle. Tome II, p. 171—178. Paris 1838.

** Villemain a. a. O. p. 174 „Frédéric malgré ses études françaises est allemand". Das Folgende, obwohl nicht eben schmeichelhaft

anerkennenswerth, dass Friedrichs historische Arbeiten bei Villemain überhaupt Beachtung, wenn auch nicht die richtige und gebührende gefunden haben, während bei uns Schlosser und in jüngster Zeit noch Julian Schmidt sowie H. Hettner,* die doch den fördernden und hebenden Einfluss des Königs auf das geistige Leben Deutschlands nicht verkennen, in ihren Darstellungen für dieselben kein Wort haben, als existirten sie einfach nicht oder gehörten ihrer Sprache wegen der französischen Litteratur an.** Die Grenzen der Litteratur

für Friedrich und für uns, kann nur die Begründung dieser Behauptung sein: „Il a dans sa narration plus de sécheresse que de simplicité, plus de négligence sans goût que de naturel". Recht characteristisch ist noch die Gegenüberstellung der Memoiren, die Napoléon auf Helena dictirt hat Villemain feiert sie in überschwänglichen Ausdrücken: „Rien de semblable, rien de si grave et de si animé, de si profond et de si fier ne se rencontre dans Frédéric ni même dans César. C'est l'imagination de Tacite colorant la pensée de Richelieu. Frédéric est loin de là." Wie hoch Wahrhaftigkeit und sittliche Grösse Friedrichs Arbeiten über jene Tendenzschrift voll Lüge und Fälschung erheben, davon hat Villemain, wie es scheint, keine Ahnung

* H. Hettner Geschichte der deutschen Litteratur im 18. Jahrhundert. Hier ist das landesübliche Ignoriren von Friedrichs geschichtlichen Arbeiten am auffallendsten. Gelegentlich einer Characterisirung der deutschen Geschichtsschreibung, bei der Abbt, Moeser, Iselin u. A. Platz finden, wirft Hettner die Bemerkung hin: a. a. O. II, 400. „Es ist bezeichnend, dass der grösste, um nicht zu sagen der einzige, deutsche Geschichtsschreiber im Zeitalter Friedrichs des Grossen Friedrich der Grosse selber ist." Kein Wort einer näheren Motivirung folgt, wohl aber eine längere Ausführung über Iselin. Oder weist Hettner Friedrichs Arbeiten in die französische Litteratur? Indess in Hettner's Geschichte der französischen Litteratur im 18. Jahrh. finden sie ebenfalls keine Erwähnung. Wenn Biedermann in seiner Schrift Friedrich der Grosse und sein Verhältniss zur Entwicklung des deutschen Geisteslebens. Braunschweig 1859. S. 40 ff. Friedrichs eigne litterarische Thätigkeit ziemlich kurz abfertigt, so ist das eher zu entschuldigen, da der Einfluss derselben nach der genannten Richtung hin nicht von bedeutender und nachhaltiger Wirkung war.

** Unsicherheit bezüglich der Angehörigkeit Friedrichs zur deutschen oder französischen Litteratur zeigt merkwürdiger Weise bereits ein Zeitgenosse des Königs, M. Mendelssohn, in der Bibliothek der schönen Wissenschaften IV, 552, in der er sich über die publicistische Litteratur seiner Zeit also äussert: „Die Alten haben uns vor-

reichen weiter als die der Sprache einer Nation, tragen wir doch mit Recht kein Bedenken, die lateinische Poesie des Mittelalters oder die französisch geschriebenen Untersuchungen eines Leibnitz etwa als deutsches Nationalgut in Anspruch zu nehmen. Warum Friedrich die französische Sprache für seine litterarischen Arbeiten gewählt, hat er selbst offen erklärt* und der angegebene Grund ist völlig stichhaltig, wenn anders wir die Verhältnisse seiner Zeit und seiner Entwicklung berücksichtigen wollen. Friedrichs deutsche Art schliesslich in Zweifel zu ziehen, wie einst Arndt, Schlegel und noch vor Kurzem O. Klopp gethan, sollte man nach J. Moesers und Goethes treffenden Worten, wenn selbst Villemain, der in Sachen des Bürgerrechts seiner Nation jedenfalls competent ist, ihn rückhaltslos als den unsrigen anerkennt, billig nicht mehr versuchen.

Schon aus dem eben Bemerkten lässt sich schliessen, wie dürftig auch in neuester Zeit nach dem Erscheinen der Ausgabe der Academie die Litteratur über Friedrichs historiographische Thätigkeit geblieben ist. G. Freytag hat in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit** bei der

treffliche Schriften dieser Art hinterlassen, in ihre Fussstapfen sind die Engländer und Franzosen getreten. Die Deutschen haben nicht eine einzige Schrift von dieser Gattung aufzuweisen, wenn man nicht die Schriften eines Friedrich mit zu den deutschen Geburten rechnen will."

* Oeuvres I, p. LVI: „Quoique j'aie prévu les difficultés, qu'il y a pour un Allemand d'écrire dans une langue étrangère, je me suis pourtant détérminé en faveur du français à cause que c'est la plus polie et la plus répandue en Europe, et qu'elle paraît en quelque façon fixée par les bons auteurs du siècle de Louis XIV. Après tout il n'est pas plus étrange qu'un Allemand écrive de nos jours en français, qu'il l'était du temps de Cicéron qu'un Romain écrivît en grec."

** G. Freytag a. a. O. IV. S. 245–247. Bemerkenswerth scheinen mir ausserdem einige vereinzelte Bemerkungen Herman Grimms in seinen beiden Essays „Voltaire und Frankreich" und „Friedrich der Grosse und Macaulay". Er sieht in Friedrich ein „in eminenter Weise zur Schriftstellerei befähigtes Genie" und vergleicht seine historischen Schriften mit „gewaltigen Naturhieroglyphen, die ein vorrückender Gletscher in die Wände der Gebirge einritzt, zwischen denen er seinen Weg sucht. Wo es sich um Actenstücke von solcher Bedeutung handelt, werden Sprache und Durchbildung der Sätze zu Nebensachen." S. Herman Grimm. Fünfzehn Essays. Berlin 1874. S. 76 ff. u. 125 ff.

psychologisch feinen Characteristik des Königs auch den Geschichtsschreiber nicht vergessen und ihn in treffendem Umriss mit wenig Zügen gezeichnet, während A. Boretius,* durch Freytags und Carlyles Arbeiten angeregt und auf sie zumeist gestützt, in einer kleinen, besondern populär-wissenschaftlichen Abhandlung Friedrichs gesammtes schriftstellerisches Wirken mit Sachkenntniss und Verständniss beleuchtete. Mit Recht hebt derselbe an den historischen Schriften die unbedingte Wahrheitsliebe als bedeutendstes und schönstes Merkmal hervor. Zu erwähnen sind ferner noch in der jüngst von H. Merkens** besorgten deutschen Uebersetzung ausgewählter Werke Friedrichs des Grossen die kurzen Einleitungen Fr. Wegeles, sie behandeln Entstehung und Werth der Brandenburgischen Memoiren sowie der Histoire de mon temps, ohne auf Details einzugehen und Neues beizubringen. Die vor wenigen Wochen in der Allgemeinen Militär-Zeitung*** erschienenen Aufsätze über „Friedrich den Grossen und sein Verhältniss zur Geschichtswissenschaft“ sind durchaus populär gehalten und ohne weitern Belang.

Diese Litteraturangabe wird trotz ihrer kurzen Skizzirung hinreichen, die Behauptung zu rechtfertigen, dass Friedrichs Bedeutung als Geschichtsschreiber bisher weder gebührend beachtet noch dargestellt worden sei. Jene oben characterisirte Reihe einzelner, zum Theil nur im momentanen frischen Eindruck der Lectüre hingeworfner Gedanken und Bemerkungen genügt nicht. Es fehlt noch immer eine einheitliche, umfassende und eingehende Behandlung, die allein den wissenschaftlichen Zweck im Auge, mit Benutzung aller Vorarbeiten und auf Grund der sorgfältigen Ausgabe der Academie den gewaltigen Stoff in Angriff nähme. Dazu einen kleinen Beitrag, einen Baustein für ein derartiges Werk zu liefern, be-

* A. Boretius Friedrich der Grosse in seinen Schriften. Berlin 1871. Sammlung wissenschaftlicher Vorträge herausg. von Virchow und Holtzendorff. Heft 114.

** Ausgewählte Werke Friedrichs des Grossen in's Deutsche übertragen von H. Merkens Würzburg 1873. Band I. Einleitung p. I—VII.

*** Allgemeine Militär-Zeitung, Jahrgang 1874, Nr. 1—7.

strebt sich die vorliegende Untersuchung. Bei der von allen Seiten herandringenden Fülle des Stoffes war es geboten, sich unbedingt auf das Nothwendige und Gegebene zu beschränken. Manche mehr abseits liegende wenn auch interessante Frage durfte kaum berührt werden. Es konnte weder meine Absicht sein, eine Menge Details ohne inneren Zusammenhang, noch eine Reihe allgemeiner kritischer Notizen zu geben, wenn ich nicht selbst in die oben gerügten Fehler meiner Vorarbeiter auf diesem Gebiete verfallen wollte; eine eingehende Behandlung aber der gesammten historischen Arbeiten Friedrichs würde weit über die Grenzen und das Ziel dieser Untersuchung hinausgegriffen haben. Ich habe daher für dieselbe ein kleines, klar begrenztes Feld zu finden gesucht und ein von Friedrich selbst gegebenes Fundament gewählt: die Vorreden zu den beiden 1746 und 1775 entstandenen Redactionen seiner Histoire de mon temps.*

Nur die letztere findet sich vollständig in der Ausgabe der Academie, von der ersteren allein die Vorrede. Ranke, der beide Redactionen, mit besonderer Vorliebe aber die erste, in seinen Neun Büchern preussischer Geschichte benutzt hat, hat noch das erste Capitel aus derselben mitgetheilt.** Mit Recht weist er auf die sachlichen Differenzen desselben im Vergleich zu dem entsprechenden Stücke der letzten Redaction hin und betont, dass eine genauere Untersuchung derselben und des in ihnen waltenden Geistes bei einem Autor von dieser Bedeutung und Ursprünglichkeit wohl der Mühe werth sei. In der That sind beide Redactionen unschätzbare Documente für das Verständniss der geistigen Entwicklung und Bildung des Königs. Vorzugsweise gilt dies von den beiden Avant-propos, die Ranke bei seinem Vergleiche ausser Acht gelassen hat. Es ist von höchstem Interesse, bei eingehender Analyse derselben die Wandlungen zu beobachten, die eine so gewaltige, drang- und ereignissvolle

* Oeuvres de Frédéric le Grand II p. XIII—XXXII.

** L. v. Ranke Abhandlungen und Versuche S. 117—171 „Ueber die erste Bearbeitung der Geschichte der schlesischen Kriege von König Friedrich II.“

Zeit von dreissig Jahren, vor Allem die Epoche des siebenjährigen Krieges in Geist, Auffassung und Ausdrucksweise Friedrichs hervorgerufen hat. Beide Vorreden tragen durchaus die Signatur der Zeit, in der sie entstanden; über der ersten schwebt, wie Ranke treffend bemerkt,* noch ein Vorgefühl der dunklen, unberechenbaren Zukunft, die zweite zeigt uns den gereiften, in der langen, dornenvollen Schule der Erfahrung schwer geprüften Fürsten. Um so mehr verdienen aber beide den Rahmen unsrer Untersuchung zu bilden, da wir in ihnen nicht allein Friedrichs historische Studien verfolgen, die Harmonie seiner historischen und politischen Bildung prüfen können, sondern ihn hier auch seine Theorieen über Wesen und Nutzen der Geschichte, seine Ansichten über die frühere Geschichtsschreibung, sowie über sein eigenes Wirken und Streben auf diesem Gebiete entwickeln hören. In seinen historischen Schriften werden wir die Belege dafür finden, wie er seine wissenschaftlichen Ideale practisch zu gestalten und zu verwerthen wusste. Einschlagende Stellen seiner Correspondenz werden das Bild vervollständigen und während die Vorreden mehr abschliessende Momente in Friedrichs geistiger Entwicklung repräsentiren, wird jene uns über Einzelheiten und den Gang derselben nähere, genauere Daten an die Hand geben. Nicht vom geringsten Werthe ist es schliesslich, dass wir in diesen Vorreden einen so unmittelbaren Einblick wie nirgends sonst in Friedrichs litterarische Werkstatt gewinnen, seiner Arbeit fast auf Schritt und Tritt folgen können. Es bleibt nur zu bedauern, dass der erste Entwurf der Histoire de mon temps sammt dem Avant-propos, die beide, nach des Königs Briefwechsel mit Voltaire zu schliessen, im Winter 1742 entstanden, verloren gegangen ist.** Ein Vergleich der drei Redactionen, deren erste wahr-

* Ranke a. a. O. S. 119.

** Vergl. Oeuvres de Frédéric le Grand II p. X Avertissement de l'Editeur (Preuss): „Nous n'avons, sur une rédaction antérieure à ces deux manuscrits, que les renseignements fournis par le Roi lui-même dans trois lettres adressées a Voltaire, datées, l'une du 18. novembre 1742, l'autre du 6 avril, et la dernière du 21 mai 1743". Vergl. dazu Oeuvres de Frédéric l. G. XXII p. 119. 126. 128. 130.

scheinlich noch frischer, flüssiger und kecker geschrieben, mit noch weniger Sorge um den correcten, stilistischen Ausdruck gearbeitet war als die zweite, würde sehr instructiv sein. Aber schon das Vorhandne allein genügt vollkommen, um daran Friedrichs eingehendes, sorgfältiges Arbeiten auch auf litterarischem Gebiete prüfen und beobachten zu können. Es wäre für Friedrich unstreitig weit leichter und müheloser gewesen, die Vorrede seiner letzten Redaction total umzugestalten, sie ganz von Neuem zu schreiben. Statt dessen hält er mit sichtlicher Pietät gegen seine Jugendarbeit an den ursprünglichen Formen und Gedanken fest, er modificirt sie nur sofern sie mit seiner gereiftern Ueberzeugung nicht mehr im Einklang stehen. Der oft jugendlich übermüthige Ton weicht einer klaren, gemessenen Diction. Es offenbart sich uns hier schon in einem scheinbar unwesentlichen Zuge eine hochbedeutsame Seite im Wesen des Königs, seine eminente Arbeitsliebe und Arbeitskraft, die die Bewunderung der Epigonen vollauf verdienen. Nicht genug, dass er den jungen preussischen Staat gegen eine Welt in Waffen zu behaupten, im Innern desselben nie geahnte Kräfte der Entwicklung zu entfesseln wusste, nicht genug, dass er Zeit und Musse fand, auch in den Sphären der Wissenschaft und Kunst sich thätig zu bewegen, nicht genug, dass er nach den höchsten Zielen strebte, alle Gebiete des Lebens fast in seinem Schaffen umfasste, er stieg auch zum kleinen, unbedeutenden Detail der Arbeit herab, bis zur stilistischen Correctur. Wie je Einer hatte er das sittlich hebende und befreiende Moment der Arbeit erkannt. Zeuge dafür ist u. A. sein schönes Wort in seinen Lettres sur l'amour de la patrie: „Le travail est le père des vertus",* sein Supplement zu dem alten Sprichworte: „Müssiggang ist aller Laster Anfang". In einem Briefe an d'Alembert vom Jahre 1774 bemerkt er einmal: „L'homme est né pour l'ouvrage, l'oiseveté le rend non seulement malheureux mais souvent criminel".** Die Arbeit, die treue,

* S. Oeuvres de Frédéric l. G. IX. p. 223.

** S. Oeuvres de Frédéric le G. XXIV p. 63 f. Vergl. damit Friedrichs drastisches Wort in einem Briefe an die Herzogin Luise

rastlose Pflichterfüllung war das Lebenselement, in dem sich die Welt seiner Gedanken und seines Willens concentrirte, wie er selbst einmal an Jordan schreibt: „Je le fais [travailler] pour vivre, car rien ne rassemble tant à la mort que l'oisiveté".* Man muss diesen ersten und grössten Characterzug des Königs wohl kennen und verstehen, will man für die Beurtheilung seiner schriftstellerischen Thätigkeit den richtigen Maasstab gewinnen. Bei dem Gegenstande unsrer Untersuchung, den beiden Avant-propos, tritt er bis ins Kleinste scharf ausgeprägt entgegen, sie tragen auch in dieser Hinsicht vollkommen das Gepräge seines Genius. In Friedrich war auch auf litterarischem Gebiet dasGefühl der Pflicht lebendig.

Doch wenden wir uns nun zu den Vorreden selbst und stellen wir zum bessern Ueberblick den ersten Abschnitt derselben, in dem Friedrich seine Ansichten über die frühere Geschichtsschreibung entwickelt, in seinen beiden Fassungen nebeneinander. Das eigenthümliche Verhältniss beider wird uns so in voller Unmittelbarkeit nahe treten.

Avant-Propos von 1746 (Oeuvr. II, p. XIII ff.)	**Avant-Propos von 1775 (Oeuvr. II, p. XXI ff.)**
Beaucoup de personnes ont écrit l'histoire, mais bien peu ont dit la vérité. Les uns ont voulu rapporter des anecdotes, qu'ils ignoraient, et en ont imaginé; d'autres ont fait des compilations de gazettes, ils ont écrit laborieusement des volumes qui ne contiennent que des ramas informes de bruits et de superstitions po-	La plupart des histoires que nous avons, sont des compilations de mensonges mêlés de quelques vérités. De ce nombre prodigieux de faits qui nous ont été transmis, on ne peut compter pour avérés que ceux qui ont fait époque, soit de l'élévation ou de la chute des empires. Il paraît indubitable que la bataille de

Dorothea von Sachsen-Gotha, datirt vom 19. Februar 1763 „L'homme est fait pour travailler, comme le boeuf pour labourer". Oeuvres XVIII p. 219.

* S. Oeuvres de Frédéric I. G. XVII p. 243.

pulaires; d'autres ont fait des journaux de guerre insipides et diffus; enfin la fureur d'écrire a séduit quelques auteurs à faire l'histoire de ce qui s'est passé quelques siècles avant leur naissance. A peine reconnaît-on les faits principaux dans ces romans: les héros pensent, parlent et agissent selon l'auteur; ce sont ses rêveries, qu'il raconte, et non pas les actions de ceux dont il doit rapporter la vie.

Salamine s'est donnée, et que les Perses ont été vaincus par les Grecs. Il n'y a aucun doute qu'Alexandre le Grand n'ait subjugué l'empire de Darius, que les Romains n'aient vaincu les Carthaginois, Antiochus et Persée; cela est d'autant plus évident, qu'ils ont possédé tous ces États. L'histoire acquiert encore plus de foi dans ce qu'elle rapporte des guerres civiles de Marius et de Sylla, de Pompée et de César, d'Auguste et d'Antoine, par l'authenticité des auteurs contemporains qui nous ont décrit ces événements. On n'a point de doute sur le bouleversement de l'empire d'Occident, et sur celui d'Orient; car on voit naître et se former des royaumes du démembrement de l'empire romain; mais lorsque la curiosité nous invite à descendre dans le détail des faits de ces temps reculés, nous nous précipitons dans un labyrinthe plein d'obscurités et de contradictions, d'où nous n'avons point de fil pour sortir. L'amour du merveilleux, le préjuge des historiens, le zèle mal entendu pour leur patrie, leur haine pour les nations qui leur étaient opposées, toutes ces différentes passions qui ont guidé leur plume et

Tous ces livres sont indignes de passer à la postérité; et cependant l'Europe en est inondée, et il se trouve des gens assez sots pour y ajouter foi. Hors le sage M. de Thou, Rapin de Thoyras, et deux ou trois autres tout au plus, nous n'avons que de faibles historiens. Il faut redoubler d'attention sceptique quand on les lit et passer vingt pages de paralogismes avant que de trouver quelque fait intéressant ou quelque vérité.

les temps, de beaucoup postérieurs aux événements, où ils ont écrit, ont si fort altéré les faits en les déguisant, qu'avec des yeux de lynx même on ne parviendrait pas à les dévoiler à présent.

Cependant dans la foule d'auteurs de l'antiquité, l'on distingue avec satisfaction la description que Xénophon fait de la retraite des Dix mille qu'il avait commandés et ramenés lui-même en Grèce. Thucydide jouit à peu près des mêmes avantages. Nous sommes charmés de trouver, dans les fragments qui nous restent de Polybe, l'ami et le compagnon de Scipion l'Africain, les faits, qu'il nous raconte, dont lui-même a été le témoin.

Les leftres de Cicéron à son ami Atticus, portent le même caractère; c'est un des acteurs de ces grandes scènes qui parle. Je n'oublierai point les Commentaires de César, écrits avec la noble simplicité d'un grandhomme; et quoi qu'en ait dit Hirtius, les relations des autres historiens sont en tout conformes aux événements décrits dans ces Commentaires; mais depuis César, l'histoire ne contient que des panégyriques ou des satires.

La barbarie des temps suivants a fait un chaos de l'histoire du Bas-Empire, et l'on ne trouve d'intéressant que les Mémoires écrits par la fille de l'empereur Alexis Comnène, parce que cette princesse rapporte ce qu'elle-même a vu. Depuis, les moines, qui seuls avaient quelques connaissances, ont laissé des annales trouvées dans leurs couvents, qui ont servi à l'histoire d'Allemagne; mais quels matériaux pour l'histoire! Les Français ont eu un Évêque de Tours, un Joinville et le Journal de l'Estoile, faibles ouvrages de compilateurs, qui écrivaient ce qu'ils apprenaient au hasard, mais qui difficilement pouvaient être bien instruits. Depuis la renaissance des lettres, la passion d'écrire s'est changée en fureur. Nous n'avons que trop de mémoires, d'anecdotes et de relations, parmi lesquelles il faut s'en tenir au petit nombre d'auteurs qui ont eu des charges, qui ont été attachés à la cour, ou qui ont eu la permission des souverains de fouiller dans les archives, tels que le sage président de Thou, Philippe de Comines, Vargas, fiscal du concile de Trente, mademoiselle d'Or-

léans, le cardinal de Retz, etc.; ajoutons-y les Lettres de M^r^ d'Estrades, les Mémoires de M. de Torcy, monuments curieux, surtout ce dernier, qui nous développe la vérité de ce testament de Charles II, roi d'Espagne, sur lequel les sentiments ont été si partagés.

C'est donc beaucoup d'être vrai dans l'histoire; cependant cela ne suffit pas, il faut encore être inpartial, écrire avec choix et discernement, et surtout examiner et considérer les objets avec un coup d'oeil philosophique.

Wir sehen, in beiden Vorreden fasst Friedrich sein vernichtendes Urtheil über die bisherige Historiographie im ersten Satz zusammen. Das entscheidende Moment dabei liegt für ihn im Mangel an Wahrheit. In der Redaction von 1746 wendet er sich aber noch gegen die Zunft der Schriftsteller persönlich, detaillirt genauer die Art und Weise, wie dieselben Geschichte schreiben oder machen und nimmt von der gesammten historischen Litteratur nur die Arbeiten eines Thou, Rapin etc. als brauchbar aus. Dieser Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit gegenüber liegt in der Redaction von 1775 ein bei Weitem reiferes und objectiveres Urtheil klar zu Tage. Schon der einleitende Satz ist in beachtenswerther Weise anders gefasst. Friedrich wendet sich nicht mehr in erster Linie gegen die Personen, sondern gegen die Sachen. Gegenüber den dort etwas keck und sorglos hingeworfnen Behauptungen ist hier ein fast ängstliches, vorsichtiges Abwägen zu bemerken. Die Characterisirung der historiographischen Kärrner und ihrer Arbeit ist als eine Reihe vager Bemerkungen in ihrer weitläufigen Fassung weggelassen und erscheint an andrer, passender Stelle conciser und gedankenreicher. Man sieht offenbar, es ist dem König mit der Zeit

eine schärfere, treffendere Ansicht von der historischen Ueberlieferung und der früheren Geschichtsschreibung erwachsen. Auch jetzt noch vermisst er die Wahrheit, aber vorzugsweise nur in den Details. Von vornherein stellt er hier gewisse weltgeschichtliche Ereignisse, „ceux faits qui ont fait l'époque", ebendieselben, die er einst nur als „faits principaux" andeutete, in ihrer historischen Reellität fest. An den herausgegriffenen Beispielen kann man den richtigen historischen Tact Friedrichs fühlen, sie markiren durchweg Wendepunkte in der alten und mittelalterlichen Geschichte. Der Gegensatz zwischen ihnen und den historischen Details ist hier scharf klargelegt, bezüglich letzterer hält Friedrich seine Ansicht fest. Aber auch hier formt er sie treffender, man möchte sagen würdevoller, gelehrter. Während er dort die Sache etwas scherzend und leicht behandelt, fällt er hier ein ruhiges, reifes Urtheil. Griff Friedrich bei der Motivirung dieser Erscheinung früher nur äussere Momente heraus, so betont er jetzt vor Allem die psychologischen, die Unzulänglichkeit und Unvollkommenheit der menschlichen Erkenntniss, die Subjectivität des menschlichen Urtheils mit ihren beiden Hauptfactoren Leidenschaft und Vorurtheil.*

Noch evidenter tritt der Fortschritt in Friedrichs Bemerkungen über die historische Litteratur bis auf seine Zeit zu Tage. Im ersten Avant-propos hatte er über dieselbe

* Wie grell ihm dieser Fehler besonders bei der Auffassung und Werthschätzung historischer Persönlichkeiten erschien, ersieht man aus einem Briefe an Voltaire vom November 1737, der zugleich bezeugt, wie früh bereits ihn dieser Gedanke beschäftigte. Gelegentlich einer Beurtheilung Peters des Grossen erklärt er: „On peut conclure de là qu'on ne saurait être assez sur ses gardes en jugeant les grands hommes. C'est proprement de la faveur des historiens que dépend la réputation des princes" und weiterhin: „C'est la partialité ou l'impartialité de l'historien qui décide le jugement du public et de la postérité". Er weist dabei auf den vielbewunderten Pompejus hin, der uns in Ciceros Briefen doch ganz anders erscheine, auf Alexander, der seinen Weltruhm vielleicht nur seinem Biographen Quintus Curtius verdanke, auf Julian Apostata, der gegenüber den böswilligen Verleumdungen der Kirchenschriftsteller eine Ehrenrettung verdiene. Vergl. Oeuvres de Frédéric I. G. XXI, 114 und 115.

sehr wegwerfend geurtheilt, nur jene Thou, Thoyras und zwei oder drei andre hatte er ausgenommen. Man kann unmöglich an den vollen Ernst dieser Ausführung glauben, schon dies „deux ou trois autres tout au plus“ beweist die kecke, jugendliche Leichtfertigkeit des Urtheils, wie sie schon einmal hervortrat. Friedrich hatte bereits als Kronprinz mit Eifer und Fleiss die Geschichte des Alterthums studirt, die Classiker in französischen Uebersetzungen gelesen, wie u. A. aus einem Brief an seine Schwester Wilhelmine,* die bekannte Markgräfin von Baireuth, vom November 1737 datirt, und aus seiner Correspondenz mit Rollin** hervorgeht. An Jordan schreibt er vom Feldlager von Selowitz aus im März 1742,*** er möge ihm Ciceros Briefe, Tusculanen und Philippiken, sowie Cäsars Commentarien senden. Trotz alledem erwähnt er in unsrer Vorrede auch nicht einen der antiken Historiker. Es ist dies doch höchst auffallend, wenn man auch billig von ihm kein Compendium der Historiographie hier erwarten kann. In einem Briefe desselben Jahres, in dem diese Redaction entstanden, vom September 1746 datirt und an den Prinzen von Preussen gerichtet,† urtheilt er über denselben Gegenstand weit treffender. Er empfiehlt darin dem Prinzen das Studium der Geschichte mit einer freilich sehr stark auf den practischen Zweck zugeschnittenen Eintheilung der historischen Lectüre. Wir dürfen daher getrost Friedrich eine genauere Kenntniss der geschichtlichen Litteratur imputiren, als er sie hier in unsrer Redaction durch jene weniger streng überdachte und formulirte Behauptung zu verrathen scheint.

* Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. XXVII, a. 52.

** Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. XVI, 231 ff.

*** Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. XVII, 159.

† S. Oeuvres de Frédéric l. G. XXVI, 91. „Des différentes espèces de livres qui se sont écrits il y en a trois sortes, ce me semble, qui conviennent le mieux pour ceux que leur naissance destine à la politique: ce sont les livres qui concernent l'histoire et qui se trouvent accompagnés de bonnes réflexions comme Tacite, Tite-Live, Plutarque etc, d'autres sont des livres de négociations comme les Mémoires du chevalier Temple, les Lettres du comte d'Estrades, les Mémoires de Philippe de Comines. Les ouvrages de critique en tout genre sont de la troisième espèce.“

Eine allmählige Vertiefung und Reife seines Urtheils in diesen historischen Fragen ist deutlich zu beobachten. Die Zeit des Friedens nach dem zweiten, schlesischen Kriege war für den König auch eine Zeit der Studien und der litterarischen Arbeit. Damals entstanden die Histoire de mon temps, die Brandenburgischen Memoiren und eine Anzahl kleinerer, geschichtlicher Arbeiten. Seine Dissertation sur les raisons d'établir ou d'abroger les lois,* die, im Herbst 1749 entstanden, im Januar 1750 in der Berliner Academie der Wissenschaften vorgelesen wurde, enthält im Beginn einen kurzen Abriss der Geschichte der Gesetze. Sie bezeugt bereits, wenn auch meist nur äusserlich, dass der König mit den Historikern Griechenlands, Roms und Frankreichs vertrauter geworden. Preuss theilt mit,** dass der König in jener Zeit während seiner Mussestunden von 4—6 Uhr Nachmittags vorzugsweise die Classiker gelesen und der von ihm publicirte*** Catalog der Handbibliothek Friedrichs umfasst in überwiegender Anzahl antike Historiker von Herodot bis auf Tacitus. Die Resultate dieser Studien finden wir in unsrer Redaction von 1775 reichlich verwerthet. Ganz evident tritt es hier hervor, wie sich Friedrichs Blick erweitert und geschärft, wie sich sein Urtheil geklärt hat. Es scheint fast, als habe er der früheren ungerechten, nicht haltbaren Behauptung gegenüber hier der Wahrheit recht audrücklich die Ehre geben wollen. Ueberblicken wir, was aus dem „deux ou trois autres tout au plus" hier geworden, so ist der entscheidende Gesichtspunkt, den Friedrich bei seiner Auswahl unter den Historikern alter und neuer Zeit leitete, wohl zu beachten. Er taxirt den Werth ihrer Aufzeichnungen allein nach der ihnen innewohnenden Wahrheit und findet gewissermassen als Prämissen für dieselbe die Gleichzeitigkeit und den intimen, persönlichen Zusammenhang des Autors mit den Ereignissen, die er darstellen will. Ob er témoin, ob er acteur gewesen oder nicht, ist von entscheidender Bedeutung.

* Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. IX, 11 ff.

** Preuss Friedrich der Grosse III, S. 369.

*** Preuss a. a. O. III, S. 413.

Daher findet z. B. Livius, dessen Wundergläubigkeit auch den König irritirt,* hier keinen Platz, daher ist vor Allem die Memoiren-Litteratur reich vertreten.

Es ist übrigens nicht ohne Interesse, Friedrich ein wenig ins Einzelne zu folgen. Unter den griechischen Historikern steht besonders Thucydides hoch in seiner Achtung, die staatsmännisch-practische Ansicht desselben von der Geschichte gefiel ihm wohl besonders. Er wagt keinen der französischen Geschichtsschreiber, selbst aus dem von ihm so hoch verehrten siècle de Louis XIV. nicht, ihm an die Seite zu stellen.** Und was ihm Thucydides unter den griechischen, das und noch mehr war ihm unter den römischen Historiographen Cäsar. Es waren eben beide durchaus congeniale Naturen in ihrem Alles umfassenden Geist, in ihrer gewaltigen Schöpferkraft und wahrhaft königlichen Prädestination. Tacitus erwähnt er hier nicht, seine düstre, verbitterte Auffassung der Zeitlage erschien ihm wohl mehr satyrisch als historisch getreu. Die wegwerfende Bemerkung schliesslich über die mittelalterliche Klosterannalistik darf uns bei Friedrichs Pragmatismus kaum verwundern Er kannte sie wohl auch nur sehr oberflächlich, ausserdem ging ihm absolut der Sinn ab, entlegene Zeiten wie die des Mittelalters in ihrer Eigenart zu verstehen und zu würdigen. Im Gegensatz hierzu bevorzugt er mit sichtlicher Vorliebe die französische Geschichtsschreibung, speciell die Memoiren-Litteratur, die in der grossen politischen Schule des 15. und 16. Jahrhunderts erwachsen war. Bei der Auswahl aber sind ihm auch hier allein jene schon erwähnten Momente, Gleichzeitigkeit und intimer Connex des Historikers mit den von ihm geschilderten Ereignissen massgebend. Darum finden hier die Arbeiten eines Bossuet,

* S. Oeuvres de Frédéric l. G. VII, 108 „en condamnant toutefois la crédulité, avec laquelle Tite-Live donne à la fin de chaque année une liste de miracles les uns plus ridicules que les autres". Bereits hatte auch Beaufort die Glaubwürdigkeit der Livianischen Tradition schwer erschüttert.

**. S. Oeuvres de Frédéric l. G. II, 37: „Les Français n'ont aucun auteur à opposer à Thucydide".

Montesquieu, Vertot und Voltaires selbst trotz aller sonstigen Anerkennung* keine Erwähnung.

Von dieser scharfen Unterscheidung ist in der ersten Vorrede wenig zu merken. Während in der zweiten allein die Unzuverlässigkeit der früheren historischen Arbeiten betont wird, wird ihnen dort auch ihr langweiliger Erzählerton, ihr pedantischer, kleinlicher Sammelfleiss vorgeworfen. Mit der Gegenüberstellung der Forderungen, die an einen wahren Geschichtsschreiber zu stellen sind, schliesst daher auch diese erste Partie der ersten Vorrede.

Es ist der Gegensatz französischer und deutscher Historiographie, wie ihn Friedrich auffasste, der hier zu Grunde liegt. Es ist von Interesse zu beobachten, wie seine eigene litterarische Stellung zur französischen und deutschen Geschichtsschreibung mit seinen Ansichten über die Leistungen und Tendenzen beider durchaus harmonirt. Wir wollen dieselbe im Folgenden näher scizziren, bevor wir mit dem Vergleiche beider Redactionen fortfahren, um den Grund und Boden und die Umgebung genau zu kennen, innerhalb derer sich Friedrichs historische Schriftstellerei entfaltete.

Zunächst sein Verhältniss zur französischen Geschichtsschreibung im Allgemeinen. Dieselbe trägt fast durchweg von Joinville und Villehardouin an, entsprechend der Subjectivität des Nationalgeistes, den Character des Memoirs. Nur in kunstvollerer, methodischer Form, mehr im pragmatischen Sinne ausgebildet, mit dem blendenden Schlagwort der Philosophie der Geschichte bereichert zeigt ihn uns an der Spitze der Entwickelung Voltaire. In diese geistige Continuität gehört auch unbeschadet seiner deutschen Art Friedrich der Grosse, hier sind die Wurzeln seiner Auffassung und Darstellung der Geschichte. Wir werden im Folgenden öfters Gelegenheit nehmen, zu prüfen, welche Elemente Friedrich von seinen französischen Vorgängern übernommen, welche er etwa weitergebildet oder selbständig hinzugefügt hat. Die durchgehende Vererbung selbst einzelner Gedanken und Begriffe ist klar nachzuweisen.

* Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. II, 37. VII, 60 ff. 108.

Prüfen wir dieselbe nur einmal an dem Wenigen, was wir bis jetzt aus den beiden Avant-propos von Friedrichs Auffassung der Geschichte und der Geschichtsdarstellung wissen. Es harmonirt im Ganzen wie im Einzelnen durchweg mit den Ansichten Voltaires, wie sie in seinem Essai sur les moeurs et l'esprit des nations vielfach hervortreten. Auch Voltaire warnt vor dem blinden Glauben an die Details der Geschichte, sein eben erwähnter essai zog desshalb dieselben, soweit als möglich, gar nicht in Betracht. Denn „l'objet était l'histoire de l'esprit humain, non pas le détail des faits presque toujours défigurés“.* Und in seinen Mélanges historiques bemerkt er einmal: „traiter l'histoire ancienne c'est compiler, me semble, quelques vérités avec mille mensonges.“** Auch Voltaire findet in der Fluth von geschichtlichen Arbeiten, die, um Friedrichs eigene Worte zu gebrauchen, Europa seit der Renaissance überschwemmt, das Meiste werthlos und ungeniessbar.*** Die Uebereinstimmung beider in diesen Anschauungen, oft sogar im Ausdruck ist wohl bemerkenswerth und der Einfluss Voltaires unverkennbar, besonders wenn man erwägt, dass Friedrich im Winter 1742, gerade in der Zeit, als er an dem jetzt verlornen ersten Entwurfe seiner Histoire de mon temps arbeitete, mit der Lectüre und dem Studium der historischen Arbeiten Voltaires eifrigst beschäftigt war.†

* S. Oeuvres complètes de Voltaire 1785, Tome XIX, 368. Ich citire nach dieser alten Ausgabe, weil mir die édition Beuchot leider nicht zugänglich war.

** S. Oeuvres complètes de Voltaire 1785. XXVIII, 72.

*** Vergl. Oeuvres c de Voltaire XIX, 423: „L'histoire est décharnée jusqu'au seizième siècle par la disette d'historiens, elle est depuis ce temps étouffée par l'abondance On se perd dans cette immensité; heureusement la plupart de ces livres ne méritent pas d'être lus, de même que les petites choses qu'ils contiennent n'ont pas mérité d'être écrites“.

† Vergl. Oeuvres de Frédéric l G. XXII, 85. In einem Briefe an Voltaire vom 3. Februar 1742 spricht Friedrich vom Siècle de Louis XIV. so: „C'est mon unique consolation, mon délassement, ma recréation“. Zu vergleichen ist damit sein nicht minder enthusiastisches Urtheil über den Essai sur les moeurs vom 13 October 1742 datirt. Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. XXII, 115

Friedrichs Verhältniss zur deutschen Geschichtsschreibung war gerade das umgekehrte.

Zur Zeit, als er unsre erste Vorrede schrieb, waren ihm wohl nur sehr wenige deutsche Historiker bekannt, genauere Kunde darüber fehlt uns leider. Vertrauter wurde er mit ihnen erst, als ihn die Bearbeitung der Brandenburgischen Memoiren auf das Studium der Quellen, besonders zur Brandenburgischen Geschichte, führte. In seinem 1751 geschriebenen discours préliminaire zu den oben erwähnten Memoiren* fällt er bereits ein sehr hartes Urtheil über die Arbeiten eines Hartknoch, Lockel und Pufendorf. Müssen wir auch die beiden erstern preisgeben, Pufendorf's Stellung und Verdienste jedoch hat der König völlig verkannt. An seinem im monumentalen Stil geschriebenen Geschichtswerk über den grossen Kurfürsten schätzen wir noch heute die strenge, überall auf Urkunden sich stützende Behandlung der Geschichte. Eben dies, die peinliche, historische Gewissenhaftigkeit, die auch im kleinsten Detail einen Irrthum zu vermeiden suchte, gerade dies Moment, von dem aus unsre neueste historische Forschung mit Niebuhr wieder einsetzte, erschien Friedrich durchaus pedantisch und geistesarm.** Mit Recht tadelte er

* S. Oeuvres de Frédéric l. G. I, p LI: „Je ne compte point au nombre des historiens un Hartknoch, un Pufendorf, auteurs laborieux à la vérité, qui ont compilé des faits et dont les ouvrages sont plutôt des dictionnaires historiques que des histoires mêmes, je ne compte point Lockelius, qui n'a fait qu'une chronique diffuse, où l'on achète un événement intéressant par cent pages d'ennui: ces sortes d'auteurs ne sont que des manoeuvres, qui amassent, scrupuleusement et sans choix, quantité de matériaux qui restent inutiles jusqu'à ce qu'un architecte leur ait donné la forme qu'ils devaient avoir: Il est aussi peu possible que ces compilations fassent une histoire, qu'il est impossible que des caractères d'imprimerie fassent un livre, à moins d'être arrangés dans l'ordre qui leur fait composer des mots, des phrases et des périodes."

** S. Oeuvres de Frédéric l. G. I, 231 ff. In der Abhandlung: „Des moeurs, des coutumes de l'industrie etc." bemerkt der König: „le siècle ne produisit aucun bon historien — Pufendorf écrivit la vie de Frédéric-Guillaume; et pour ne rien omettre, il n'oublia ni ses clercs de chancellerie ni ses valets de chambre dont il put recueillir les noms. Nos auteurs ont, ce me semble, toujours pêché faute de discerner les

indess den schleppenden Kanzleistil der deutschen Historiker. Dies absprechende Urtheil dehnte er allmählig auf die gesammte deutsche Geschichtschreibung mit sehr wenig Ausnahmen aus. Belege dafür bietet seine vielbefehdete, 1780 geschriebene Abhandlung De la littérature Allemande. Erst nach dem siebenjährigen Kriege hatte Friedrich Musse gefunden, sich z. B. mit deutschen Arbeiten über deutsche Reichsgeschichte bekannt zu machen. Noch im Winter 1762 bekannte er in einer Unterredung mit dem Göttinger Juristen Pütter,* dass er von Büchern über die Reichshistorie nur den Père Barre kenne.** Jene Abhandlung aber zeigt ihn uns mit den bedeutendsten deutschen Geschichtswerken aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bekannt. Freilich ist auch hier sein Urtheil von Seltsamkeiten nicht frei. Verständniss verräth sein Urtheil über Mascow,*** dessen Geschichte der Teutschen bis zu Anfang der Fränkischen Monarchie durch den gewissenhaften Ernst und die Gründlichkeit der Forschung, sowie die Gefälligkeit der Darstellung unbestritten als das erste bedeutende deutsche Geschichtswerk gilt und noch heute für die Geschichte der Völkerwanderung unentbehrlich ist. Sonderbar aber ist die Zusammenstellung des Theatrum Europaeum und Bünaus Kaiser und Reichshistorie.† Letztere schien ihm offenbar schon zu breit an-

choses essentielles des accessoires, d'éclaircir les faits, de resserrer leur prose traînante et excessivement sujette aux inversions, aux nombreuses épithètes, et d'écrire en pédants plutôt qu'en hommes de génie".

* Preuss Friedrich der Grosse II, 277.

** Eben diesen Abriss von Barre empfiehlt Friedrich in der im Winter 1764—65 geschriebenen Instruction pour la direction de l'Académie des Nobles à Berlin dem Professor der Geschichte an jener Anstalt, um ihn dem historischen Unterricht zu Grunde zu legen. Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. IX, 79.

*** S. Oeuvres de Frédéric l. G. VII, 93: „Si je repasse les historiens je ne trouve que l'histoire d'Allemagne du professeur Mascou que je puisse citer comme la moins défectueuse".

† S. Oeuvres de Frédéric l. G. VII, 116: „Un cours d'histoire tel que je le propose, doit être bien digéré, profondément pensé et exempt de toute minutie. Ce n'est ni le Theatrum europaeum ni l'Histoire des Germains de M. de Bünau, que le professeur doit consulter; j'aimerais mieux l'adresser aux cahiers de Thomasius s'il s'en trouve encore."

gelegt und nicht kritisch genug in der Ordnung und Sichtung des Stoffes. Mascows Maximen und Tendenzen in Auffassung und Darstellung der Geschichte gefielen wohl auch Friedrich ganz besonders, denn er zog, wie Friedrich es wollte und selbst gethan, die „Regierungsform, Gemüthseigenschaften, Religion, Sitten, Waffen etc.“ mit in Betracht, „damit man die Dinge, von welchen eine Gewissheit zu erlangen, in ihrem rechten Lichte sehe“.* Man soll nach Friedrichs Ansicht aus der Lectüre eines Geschichtswerks vor Allem lernen, dies kann man nur, wenn dasselbe weder die Form eines dictionnaire besitzt und Alles umfassen will, noch mit tausenderlei Kleinigkeiten ohne Regel und Ordnung belastet ist. Von diesem Gesichtspunkte aus verwarf er Pufendorf, Bünau etc., von ihm aus empfiehlt er Thomasius dem Geschichtsdocenten an der Universität als Muster practischer Beherrschung und Eintheilung des Stoffes sowie klaren und wirksamen Vortrages. Wir sind über die Methode, der Thomasius bei seinen Geschichtsvorlesungen folgte, nicht unterrichtet. Friedrich kannte sie selbst wohl nur vom Hörensagen, da er nicht weiss, ob sich noch von Thomasius selbst gearbeitete Collegienhefte finden; jedenfalls war ihm die eminente Wirkung dieses Mannes auf das academische Publicum wohl bekannt, war ja doch die Universität Halle damals die Pflanzschule des preussischen Juristenthums. Von den neuen Impulsen, die die deutsche Historiographie noch zu Friedrichs Lebzeiten empfing, blieb er offenbar völlig unberührt, ja die Existenz derselben überhaupt war ihm kaum bekannt. Die völlig vereinsamte Stellung, die das Leben des Königs vom siebenjährigen Kriege ab auch in seinen privaten Beziehungen kennzeichnet, contrastirt auf litterarischem Gebiete besonders seltsam zu dem stürmischen, revolutionären Treiben der deutschen Litteratur. Ringsum brach man den Despotismus des französischen Geschmacks. Friedrich, der denselben, wie kein andrer Deutscher vertrat, blieb diesen neuen Tendenzen fremd, er wusste kaum etwas von ihnen. Nirgends in seinen zahl-

* Joh. Jac. Mascou Geschichte der Teutschen bis zu Anfang der Fränkischen Monarchie. Leipzig 1726. Vorrede.

reichen Schriften findet sich auch nur eine Andeutung, dass er die neuen bahnbrechenden Thaten des deutschen Genius auf dem Felde der Geschichtsschreibung gekannt, wie Winckelmann die Idee der geschichtlichen Entwicklung auf das Gebiet der Kunst übertrug, wie Herder die Masse des geschichtlichen Stoffes mit philosophischen Gedanken durchdrang, wie er physiologische Gesetze auch in der moralischen Welt zeigte, wie J. Moeser das Sonderleben eines einzelnen Stammes in der ganzen Fülle seiner Gestaltungen darzustellen wusste und dabei Ausblicke auf eine Behandlung der Geschichte im höchsten, umfassendsten Stil eröffnete. Es waren zum Theil Gedanken, die Friedrichs Ansichten verwandt waren. Sie sprossten jetzt ohne sein Wissen in seiner nächsten Umgebung und gewannen lebendige Gestalt. Als Johannes von Müller die verschiedenen Richtungen der deutschen Geschichtsschreibung im 18. Jahrhundert von Mascow an bis auf Herder harmonisch zusammenzufassen versuchte, verhielt sich der König gradezu ablehnend gegen ihn. Es ist das aus einer Aeusserung* ersichtlich, die sich in Friedrichs Correspondenz mit d'Alembert findet. d'Alembert nämlich hatte den jungen Müller, dessen Schweizergeschichte er warm befürwortet, dem Könige für die Berliner Academie vorgeschlagen. Er antwortet ihm in einem Briefe vom 24. Februar 1781, dass ihm Müller, den er Mayer nennt, nicht geeignet scheine, weil er ein Kleinigkeitskrämer sei. Das Bestreben desselben, den dichterischen Glanz der Sage auch in der Historie nicht zu verwischen, noch eine poetische Wahrheit

* S. Oeuvres de Frédéric l. G. XXV, 176: „Ce M. Mayer a été ici. Je vous confesse, que je l'ai trouvé minutieux; il a fait des recherches sur les Cimbres et sur les Teutons, dont je ne lui tiens aucun compte; il a encore écrit une analyse de l'histoire universelle, dans laquelle il a studieusement répété ce qu'on m'a écrit et dit mieux que lui. Si l'on ne veut que copier on augmentera le nombre des livres à l'infini et le public n'y gagnera rien. Le génie ne s'attache point aux minuties; ou il présente les choses sous des formes nouvelles, ou il se livre à l'imagination ou, ce qui est mieux encore, il choisit des sujets intéressants et nouveaux. Mais nos Allemands ont le mal qu'on appelle logon diarrhoea, on les rendrait plutôt muets qu'économes en paroles."

in der Geschichte zu finden, war freilich dem König eben so fremd und antipathisch, wie sein Zurückgreifen auf die ersten politischen Zustände und Entwicklungen der Völker und sein eifriges Eingehen auf alle Details. Wie sehr man nun auch diese völlig reservirte Haltung Friedrichs der deutschen Litteratur gegenüber beklagen mag, es kann doch nicht genug hervorgehoben werden, dass er ein fühlendes Herz für sie und ihre zukünftige Bedeutung und theilweise auch einen scharfen Blick für ihre Nothstände besass. Es ist gewiss bezeichnend, dass sein Urtheil über die deutsche Geschichtsschreibung, soweit er sie kannte, keine geringere Autorität für sich hat, als Lessing, der damals der Wegweiser unsrer Nation auf geistigem Gebiete war, wie „kein Andrer vom Luftstrom des Zeitgeistes und dem Gefühl der Nationalbedürfnisse getragen".* Die Ansicht beider stimmt fast durchweg überein, ohne dass an einen gegenseitigen Einfluss auch

---

* Lessings sämmtliche Schriften herausg. von Lachmann. 6. Band S. 145 ff. Im 52. Litteraturbriefe vom 23. August 1759 heisst es: „Ich kann Ihnen nicht Unrecht geben, wenn Sie behaupten, dass es um das Feld der Geschichte in dem ganzen Umfange der deutschen Litteratur noch am schlechtesten aussehe. Angebaut zwar ist es genug, aber wie? Unsre schönen Geister sind selten Gelehrte und unsre Gelehrte selten schöne Geister. Jene wollen gar nicht lesen, gar nicht nachschlagen, gar nicht sammeln, kurz gar nicht arbeiten und diese wollen nichts als das. Jenen mangelt es am Stoffe und diesen an der Geschicklichkeit, ihrem Stoffe eine Gestalt zu ertheilen. Es ist eine Kleinigkeit, was einem Bünau, einem Mascow zu vollkommenen Geschichtsschreibern fehlen würde, wenn sie sich nicht in zu dunkle Zeiten gewagt hätten. Wem kann hier, wo die Quellen oft gar fehlen, oft so verderbt und unrein sind, dass man sich aus ihnen zu schöpfen scheuen muss, hier wo man erst hundert Widersprüche zu heben und hundert Dunkelheiten aufzuklären hat, ehe man sich nur des kahlen, trocknen Factums vergewissern kann, hier wo man mehr eine Geschichte streitiger Meinungen und Erzählungen von dieser und jener Begebenheit als die Begebenheit selbst vortragen zu können hoffen darf: wem kann auch die grösste Kunst zu erzählen, zu schildern, zu beurtheilen wohl viel helfen? Er müsste sich denn kein Gewissen machen uns seine Vermuthungen für Wahrheiten zu verkaufen und die Lücken der Zeugnisse aus seiner Erfindung zu ergänzen. Wollen Sie ihm das wohl erlauben? O weg mit diesem poetischen Geschichtsschreiber. Ich mag ihn nicht lesen, Sie mögen ihn auch nicht lesen" u. s. w.

nur zu denken wäre. Lessings Urtheil erscheint fast wie eine deutsche, nur lebendiger gehaltene Bearbeitung des ersten Abschnittes unsrer Vorreden. Die Stelle findet sich in seinen Litteraturbriefen, ebenda auch der bekannte Ausspruch. dass nur der Schreiber der Zeitgeschichte den Namen eines wahren Geschichtsschreibers verdiene. Wir haben gesehen, wie von eben demselben Gesichtspunkte aus Friedrich die frühere Historiographie beurtheilte. Dass diese Ansicht streng und consequent genommen jede echte Geschichtsschreibung aufheben, sie schliesslich zur blossen Memoirenlitteratur herabdrücken müsste, braucht hier, nachdem heute eine ganz andere Meinung, der wissenschaftliche Begriff der Geschichte allgemein Platz gegriffen, nicht erörtert zu werden. Jedenfalls zählt sie mit unter den bestimmenden Motiven für Friedrichs eigene Geschichtsschreibung.

Diese Motive setzt Friedrich im zweiten Abschnitt unsrer Avant-propos, zu dem wir uns jetzt wenden, offen auseinander. Auch hier wird eine Gegenüberstellung der beiden Redactionen von Nutzen sein.

1746.	1775
Persuadé que ce n'est point à quelque savant en us, ni à quelque bénédictin, qui naîtront au XIXe* siècle. à peindre les hommes du nôtre, ces négociations, ces intrigues, ces guerres, ces batailles, et tous ces grands événements que nous avons vus de nos jours embellir la scène du vaste théatre de l'Europe, j'ai pensé qu'il me convenait, comme contemporain et comme acteur, de rendre compte à mes suc-	Ces réflexions sur l'incertitude de l'histoire, dont je me suis souvent occupé, m'ont fait naître l'idée de transmettre à la postérité les faits principaux auxquels j'ai eu part, ou dont j'ai été témoin, afin que ceux qui à l'avenir gouverneront cet État puissent connaître la vraie situation des choses lorsque je parvins à la régence, les causes qui m'ont fait agir. mes moyens, les trames de nos ennemis, les

* Wir schreiben nicht, wie in der academischen Ausgabe steht, XXIX, sondern XIX, da Ranke die erste Zahl als Fehler nachgewiesen. Im Original steht XIX. S. Ranke Abhandlungen und Versuche S 119.

cesseurs des révolutions que j'ai vues arriver dans le monde, et auxquelles j'ai eu quelque part. C'est à vous, race future, que je dédie cet ouvrage, où je tâcherai de crayonner légèrement ce qui regarde les autres puissances, et où je m'étendrai davantage pour ce qui regarde la Prusse, comme intéressant directement ma maison, qui peut regarder l'acquisition de la Silésie comme l'époque de son agrandissement.

négociations, les guerres et sourtout les belles actions de nos officiers, par lesquelles ils se sont acquis l'immortalité à juste titre.

Nirgends kann man die Veränderung, die sich in Friedrichs Geist und Anschauungsweise in jenen 30 Jahren, die zwischen den beiden Redactionen liegen, vollzogen hatte, auch in Aeusserlichkeiten des Stils so getreu und klar fasslich erkennen, wie in diesen wenigen Zeilen. Hier zunächst noch der muthwillige, sarkastische Ton, langathmige Phrase, Wiederholung eines und desselben Gedankens, dann eine gewisse Neigung zum Pathos in enger Verbindung mit der stolzen Siegesfreude über den Erwerb Schlesiens; dort kühle, verständige Reflexion, das volle Bewusstsein der schweren Verantwortlichkeit seiner Stellung und seines Handelns, Alles klar, knapp und scharf, dort auch in Gedanke und Ausdruck engster Anschluss an die vorhergehende Partie der Vorrede.

Wenn bei irgend einem, so trafen bei Friedrich selbst jene von ihm geforderten Prämissen für eine wahre Geschichtsschreibung zu, war er doch unbestritten selbst der erste Acteur der Geschichte seiner Zeit. Es würde zu weit führen, hier die ganze Bedeutung des Jahres 1740 für die Entwicklung der Geschichte klarzulegen, ich will nur auf ein Moment hinweisen. Mit Friedrichs Thronbesteigung endete jene Zeit des schlaffen, faulen Friedens, in der nur das diplomatische Roulettespiel eines Dubois, Alberoni, Walpole u. A. dominirte, mit Friedrich bestieg der Gedanke der Aufklärung den Thron

und gewann sein erstes, grosses, practisches Versuchsfeld. Von da ab datirt auch sein ununterbrochener Kampf gegen die alten, trägen Massen, die verknöcherten Ordnungen, die Mode gewordenen Liederlichkeiten. Dieser gewaltige Streit, der von nun ab die europäische Politik beherrscht, gruppirt sich zunächst um Friedrich, mit ihm standen und siegten die neuen Ideen, in ihm lebten ihre Stärken und Schwächen. Ein Mann, der so getragen war von den Kräften der Geschichte, war auch in erster Linie berufen, das bewegte Leben derselben zu schildern. Zwar bemerkt Spittler in der oben angeführten Recension nicht ohne Grund, dass der Hauptacteur oft nicht Alles sehe, was auf der Bühne vorgehe, der Zuschauer im Parterre das oft besser vermöge. Dagegen steht dieser auch dem Geist der Dichtung nicht so unmittelbar nahe wie jener. Wir wollen gern einen Irrthum, eine Vergesslichkeit in Kauf nehmen bei einem Historiker, der mitten inne im Zuge einer grossen geschichtlichen Idee steht und der für die grossen Zusammenhänge der Ereignisse seiner Zeit den richtigen Blick besitzt.

Dieser innere Beruf allein hätte indess Friedrich schwerlich dazu bestimmt, Geschichte zu schreiben. äusserliche Motive waren Ausschlag gebend.

Er verfasste seine historischen Arbeiten, wie er in unsern Vorreden ausdrücklich betont, zunächst zur Belehrung für seine Nachfolger* auf dem Thron, so seine Histoire de mon temps, so seine Geschichte des siebenjährigen Krieges, so seine Memoiren über die Zeit vom Hubertusburger Frieden bis zum Jahre 1778. Nur ein sehr kleiner, ausge-

* Zu analogen Zwecken, speciell um ihren Sohn Paul in die Regierungsverhältnisse einzuführen, hat Kaiserin Katharina II. ihre Memoiren geschrieben. Sie gelangte ebensowenig über ihre Jugendgeschichte hinaus wie Kaiser Karl IV, der seine vita für seine beiden Söhne Wenzel und Sigismund verfasste. Aehnlich wirkte als didactischer Schriftsteller noch ein zweiter Fürst auf dem deutschen Kaiserthrone, Maximilian I. Für seine autobiographischen Schriften, Weisskunig, Theuerdank (vergl. auch das Jagdbuch), werden immer seine beiden Enkel Karl und Ferdinand als Hauptpublicum gedacht. Wie weit Friedrichs Arbeit alle diese Versuche überragt, braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden.

wählter Kreis seiner Freunde kannte diese Schriften und Friedrich scheint selbst die Möglichkeit im Auge gehabt zu haben, dass sie nie veröffentlicht würden, wie aus einem Briefe an Voltaire vom 12. Juli 1775 ersichtlich ist.* Eine Ausnahmestellung nehmen allein die für das grosse Publicum bestimmten Brandenburgischen Memoiren ein, aber ihre Widmung an des Königs Bruder, den Prinzen von Preussen, der damals Friedrichs präsumtiver Thronerbe war, bezeugt auch bei ihnen jene Tendenz.

Hier scheint mir eine wesentliche Differenz Friedrichs von Voltaire zu liegen. Gegenüber der pedantischen, blos gelehrten juristischen Behandlung der Historie hatte Bolingbroke in seinen Briefen über das Studium der allgemeinen Geschichte vor Allem darauf hingewiesen, dass Geschichte und Leben nicht zu trennen seien, dass man Geschichte nicht für gelehrte Corporationen, sondern für die gute Gesellschaft schreiben müsse, dass Geschichte daher nicht aus trockner, geistesöder Factensammlung und langweiligen Rechtsdeductionen bestehen dürfe, sondern in bequemer, gefälliger Form den Gebildeten anregen und unterhalten müsse. Es ist das eine Forderung, die im 18. Jahrhundert auch die Entwicklung unsrer deutschen Litteratur beherrschte. Diesen Gedanken, der die Geschichte den Händen privilegirter Klassen entriss und ihr ein neues, grösseres Publicum schuf, vertrat und führte dann Voltaire unter Bolingbrokes unmittelbarem Einfluss in allen Consequenzen weiter. Gleich seine erste grössere historische Arbeit, seine Histoire de Charles XII bezeichnete daher eine neue Epoche in der französischen Historiographie; das war nach Villemain** ein Meisterstück der Erzählungskunst, da war Alles Darstellung, Alles Urtheil. Auf dieser Bahn ging Voltaire weiter mit seinem Siècle de Louis XIV

* S. Oeuvres de Frédéric l. G. XXIII, 334. Er bemerkt hier mit Bezug auf die Ueberarbeitung seiner Histoire de mon temps: „Je lèche mes petits: je tâche de les polir. Trente années de différence rendent plus difficile à se satisfaire; et quoique cet ouvrage soit destiné à demeurer enfoui pour toujours dans quelque archive poudreuse, je ne veux pourtant pas qu'il soit mal fait“.

** Villemain: Cours de littérature française II, p. 143.

und jenem Essai sur les moeurs etc.: den Character des alten französischen Memoirs übertrug er auf die Darstellung der gesammten Geschichte. Ueberall sein Standpunkt, seine Auffassung, sein Geist der Zeit; mochte immerhin die geschichtliche Wahrheit dabei zu kurz kommen, geistreich und unterhaltend war sein Vortrag durchweg. Dass auch Friedrich, der zu dem geistigen Leben Frankreichs, speciell zu Voltaire in engster Beziehung stand, sich diesen neuen Tendenzen nicht verschloss, ist selbstverständlich. Wir haben bereits gesehen, wie er von ihnen aus die deutsche Geschichtsschreibung verurtheilte.

Bei seinen eignen historischen Arbeiten aber stehen sie nicht im Vordergrund, sondern vielmehr ein starkes didactisches Element. Es ist der practische Staatsmann, der in der Schriftstellernatur durchschlägt. Dass gerade dies Element ihn manchmal zu weit geführt hat und in seiner historischen Darstellung sich oft zu fühlbar macht, ist nicht zu bestreiten. Aber jede wahrhaft bedeutende Natur hat ihre Einseitigkeit und diese ist wohl zu verzeihen, wenn sie, wie hier, nur eine innerlich gesunde und edle Anlage etwas übertreibt. Ein allmäliges Anwachsen dieses didactischen Elements ist übrigens in der chronologischen Folge der Friedrichschen Schriften leicht zu beobachten. So ist dasselbe in unsrer zweiten Vorrede schärfer und bestimmter hervorgehoben als in der ersten. Die Brandenburgischen Memoiren schrieb der König, um weitere Kreise mit der Geschichte des Vaterlandes bekannt zu machen. Nachdem er im Discours préliminaire die Kenntniss derselben als nothwendiges Bildungsmittel jedes Bürgers bezeichnet, bemerkt er ausdrücklich: „Je croirai mes peines récompensées, si cet ouvrage peut devenir utile à notre jeunesse“.* In dem dreizehn Jahre später geschriebenen Avant-propos zur Histoire de la guerre de sept ans tritt es ganz unverhüllt hervor, dass nicht Unterhaltung, sondern Belehrung der erste Zweck seiner Arbeit sei. Sie sollte der Nachwelt gegenüber eine Rechtfertigungsschrift im grossen Stile sein, ein Zweck, der nur hier so scharf hervor-

* S. Oeuvres de Frédéric l. G. I, p. LV.

tritt, allerdings auch mit belehrender Tendenz. „Et mon second objet, heisst es weiter, a été de détailler toutes les opérations militaires avec le plus de clarté et de précision, qu'il m'a été possible, pour laisser un recueil authentique des situations avantageuses et contraires, qui se trouvent dans les provinces et dans les royaumes où la guerre sera portée toutes les fois que la maison de Brandebourg aura des démêlés avec celle d'Autriche".* Friedrich entwickelt dann noch im weitern Verlauf des Avant-propos selbst eine Reihe strategischer und tactischer Gesichtspunkte, die für einen neuen Feldzug gegen Oesterreich von Wichtigkeit sein dürften. Friedrich scheint mir hier zu weit gegangen zu sein, der militärische Character jenes Krieges ist überhaupt der politischen Seite desselben gegenüber zu ausschliesslich hervorgehoben. Doch ist auch diese gerade die nachlässigste und flüchtigste von Friedrichs historischen Schriften.** Während sich in der Histoire de mon temps nur an einer Stelle eine directe Nutzanwendung findet, nämlich eine Mahnung an Preussens künftige Herrscher, die Freundschaft Russlands zu

* S. Oeuvres de Frédéric I. G. IV, p. XIV.

** Die Mittheilung Henris de Catt, des königlichen Secretairs, die diesen Umstand zu erklären geeignet wäre, der erste Entwurf der Arbeit sammt den Materialien sei durch Unachtsamkeit eines Bedienten verbrannt und der König daher gezwungen gewesen, sie ohne genügende Hilfsmittel von Neuem in Angriff zu nehmen, wird freilich von Preuss ganz bezweifelt, wie mir scheint ohne genügenden Grund. Vergl. Oeuvres de Frédéric I. G. IV, p. X. Die von Preuss mitgetheilten zum Theil eigenhändigen Daten des Königs beweisen Nichts gegen die Wahrheit der Catt'schen Erzählung im Ganzen, denn sie stimmen selbst untereinander nicht überein. Möglich, sogar wahrscheinlich bleibt es allerdings, dass die Catt'sche Angabe übertrieben ist und nur ein Theil der Arbeit verbrannte. Vielleicht grade der erste. Dann wäre eine gewisse Ordnung in die Daten zu bringen. Friedrich führte zunächst die Geschichte zu Ende, daher das Datum am Schlusse derselben: „A Berlin ce 17 de décembre 1763". Dann stellte er das Verlorengegangene wieder her, damit war er alsdann im April 1764 fertig. Es ist sonst allerdings kaum glaublich, wie Friedrich das voluminöse Werk in fünf Monaten neu schaffen und in sehr saubrer Handschrift, wie Preuss versichert, niederschreiben konnte.

cultiviren,* während hier Friedrich in richtiger Weise weniger selbst durch didactische Reflexionen wirkt als vielmehr den Leser zu solchen leise anleitet, verliert sich in den spätern historischen Schriften diese Zurückhaltung immer mehr und tritt ihr subjectiver Character, ihre vorwiegend didactische Tendenz immer schroffer hervor. In den Mémoires de 1763 jusqu'à 1775 proclamirt er sie offen, er erörtert daselbst z. B. einen detaillirten Plan für einen eventuellen Angriff Russlands.** Es ist diese Entwicklung zu tief in der Eigenheit der menschlichen Natur begründet, als dass sie einer besonderen Erklärung bedürfte. Wo wie hier noch die eigenthümliche Stellung des Königs hinzutritt, dem es am Herzen liegen musste, seine schweren Errungenschaften zu wahren, seinen Nachfolgern aus der reichen Erfahrung seines Lebens Hilfe und Rath dafür zu gewähren, ist es wohl zu schätzen, dass seine geschichtlichen Arbeiten nicht zu diplomatischen Instructionen oder Lehrbüchern der Kriegskunst ausarteten, sondern wirkliche und wahrhafte Geschichtswerke blieben.

Man dürfte sich nicht ohne Grund versucht fühlen, dieses didactische Element auch in den zahlreichen Episoden, in denen der König ruhmvolle Thaten seiner Officiere feiert, wiederfinden zu wollen. Die Fassung der betreffenden Stelle in unsrer zweiten Vorrede berechtigt wenigstens dazu. Der Armee verdankte Friedrich zum grossen Theil seine wunderbaren Erfolge, in ihr ruhte die Kraft und die Zukunft Preussens. Ihre Ausbildung und Tüchtigkeit musste die erste Sorge seiner Nachfolger sein und bleiben. In einem Briefe an den Prinzen Heinrich vom Mai 1767 betont der König diesen Gesichtspunkt einmal ganz ausdrücklich. „Après tout, heisst es da, c'est sous la protection de l'art militaire que tous les autres arts fleurissent et dans un pays comme le

* S. Oeuvres de Frédéric l. G. III, p. 28: „De tous les voisins de la Prusse l'empire de Russie mérite le plus d'attention, comme le plus dangereux: il est puissant et voisin; ceux qui à l'avenir gouverneront la Prusse seront également dans la nécessité de cultiver l'amitié de ces barbares"

** Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. VI, 104.

nôtre l'État se soutient autant que les armes le protégent. Si jamais on négligeait l'armée, c'en serait fait de ce pays-ci".*

Es war hierbei aber noch ein anderes, nicht minder schönes Motiv massgebend, ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit. Es ist dies nächst dem didactischen ein zweites wesentliches Motiv für Friedrichs historische Schriftstellerei.

Es liessen sich tausende von Belegen aus dem Leben des Königs für die Wahrheit jener Bemerkung finden, die er in einem Briefe an seinen alten Erzieher Duhan de Jandun über sich selbst macht: „L'ingratitude est un vice, auquel je me sens une aversion de tempérament et j'ose dire, sans blesser les lois de la modestie, que la reconnaissance a toujour été ma vertu favorite".** Seine geschichtlichen Arbeiten, vor Allem die Darstellung seiner Feldzüge bestätigen dies fast auf jeder Seite. Es ist, als habe der König alle die braven Officiere, denen er mit materiellen Mitteln für ihren Heldenmuth und ihre aufopfernde Treue bei der ärmlichen Lage des Staates nicht genügend danken konnte, durch eine ehrenvolle Erwähnung in den Annalen seiner Geschichte entschädigen wollen. Was er ihnen, was er der ganzen Armee verdanke wird er nicht müde hervorzuheben, zumal in der Histoire de mon temps. Obwohl es sein strenger Grundsatz ist, nur bedeutende, folgenreiche Thatsachen in seiner Geschichte zu verzeichnen, so opfert er doch dies Princip bereitwillig, wenn es irgend eine ruhmreiche That seiner Truppen gilt, mag sie immerhin auf den Gang des Krieges ohne Einfluss geblieben sein. An mehreren Stellen der Histoire de mon temps äussert er sich gewissermassen entschuldigend darüber, so z. B. nachdem er das tapfere Verhalten des Regiments Kannenberg, der Nassauischen Dragoner und der Gensdarmen bei feindlichen Ueberfällen im Frühling 1742 lobend erwähnt hat: „Ces faits ne sont pas importants; mais comment laisser périr dans l'oubli d'aussi belles actions, sourtout dans un ouvrage que la reconnaissance consacre à la gloire de ces braves troupes"?*** Aehnlich, jedoch noch bestimmter lautet

* S. Oeuvres de Frédéric l. G. XXVI, 305.

** S. Oeuvres de Frédéric l. G. XVII, 276.

*** S. Oeuvres de Frédéric l. G. II, 115.



eine andere Bemerkung gelegentlich eines Streifzuges des Generals Winterfeld im Winter 1744/45: „comme cet ouvrage est destiné à servir de monument à la valeur et à la gloire des officiers qui ont si bien mérité de la patrie. nous nous croyons, par devoir, obligé d'informer la postérité de leurs belles actions pour l'engager par ces exemples de magnanimité à imiter leur exemple“.* Nimmt man noch den bezüglichen Passus unsers ersten Avant-propos hinzu, in dem Friedrich die Histoire de mon temps seinen Officieren widmet „comme un monument de ma reconnaissance“,** so ist aus dem Allen vollkommen ersichtlich, welche Wichtigkeit Friedrich selbst dieser Seite seines Werkes beimass. Der König schreibt einmal: „La seule qualité que j'aie est d'avoir un instinct qui connaît le mérite et une âme qui honore la vertu“.*** Diese echt königliche Eigenschaft war auch von unmittelbarem Werthe für den Historiker, sie lehrte ihn für das Verdienst das richtige Wort der Anerkennung zu finden. Man sieht, es ist ihm offenbar Herzenssache, voll und aufrichtig strömt es ihm über die Lippen bei jeder glänzenden Waffenthat nicht blos seiner Lieblinge, der Generale Schwerin, Seydlitz, Winterfeld, Prinz Ferdinand u. A., † sondern auch minder hoch stehender Officiere. Die Vertheidigung des Elbübergangs durch den Major v. Wedell gegen eine colossale feindliche Uebermacht im November 1744 hat er in warm empfundenen Worten verewigt.†† Mit besonderer Pietät gedenkt er der Gefallenen, nach jeder bedeutenden Action verzeichnet er die Namen der Officiere, die für das Vaterland geblutet haben.

Dem Allen gegenüber muss es auffallen, dass Friedrich die pflichttreue und anspruchslose Arbeit seiner Minister in seinen historischen Schriften fast durchweg ignorirt. Be-

* S. Oeuvres de Frédéric l. G. III, 102.

** S. Oeuvres de Frédéric l. G. II, p XV.

*** S Oeuvres de Frédéric l G. XVIII, 202 in einem Briefe an die Herzogin von Sachsen-Gotha, Leipzig den 11. December 1762 datirt.

† Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. IV, 118. 148. V, 182.

†† Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. III, 70.

kanntlich zollt er nur Cocceji und dessen Justizreformen unbedingtes Lob;* die Erwähnung Podewils, seines langjährigen diplomatischen Mitarbeiters ist durchaus nicht schmeichelhaft für denselben.** Seinen Ministern standen eben nicht so viele Gelegenheiten zu glänzender Auszeichnung offen, wie seinen Officieren. Im Cabinet herrschte der König noch unumschränkter als im Feldlager, hier leitete und regierte er Alles in eigner Person, er nahm die Hauptlast der Arbeit auf sich selbst. Wo einmal wie von Cocceji die Initiative zu einer grossen, erspriesslichen That von einem Beamten ausging, hat er ihr seine Anerkennung nicht versagt; für die schematische Arbeit der Bureaus, die nur seinen Directiven folgte, hatte er sie nicht. Dass der König Podewils Verdiensten, die, wie die jüngsten Droysen'schen Untersuchungen*** ergeben, durchaus nicht unbedeutend waren, damit nicht gerecht geworden, ist unzweifelhaft. Zu beachten bleibt dabei freilich, dass Friedrich, wie er einmal ausdrücklich hervorhebt, diplomatische Verwicklungen und den Gang der inneren Verwaltung des Landes für keinen ausreichenden Gegenstand einer Geschichtsdarstellung hielt.† Darum hat er die Geschichte der elf Jahre seiner Regierung zwischen dem zweiten und dritten schlesischen Kriege von seiner Erzählung ausgeschlossen, eine Zeit, in deren Schilderung er wohl auch die gewissenhafte, bescheidene Thätigkeit seiner Beamten nicht vergessen

* Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. IV, 2.

** Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. III, 150.

*** J. G. Droysen Geschichte der preussischen Politik V, 1, 241 ff. Besonders interessant ist in dieser Beziehung die überaus rege diplomatische Correspondenz des Königs mit Podewils, die Droysen hier zuerst umfassend benutzt hat. Podewils zeigt sich darin keineswegs als unselbständigen Politiker, vielfach stand er im Gegensatze zum König, er neigte mehr zu England, dieser zu Frankreich. Sehr unterrichtend hierüber ist der Abschnitt bei Droysen „Die Allianz mit Frankreich".

† S. Oeuvres de Frédéric l. G. IV, p. XIII: „Depuis la paix de 1746 j'avais renoncé à l'histoire, parce que des intrigues politiques, si elles ne mènent à rien, ne méritent pas plus de considération que des tracasseries de société; et quelques détails sur l'administration intérieure d'un État ne fournissent pas une matière suffisante à l'histoire."

hätte. In den letzten Jahren seines Lebens, als Friedrich, wie Spittler treffend bemerkt, über Alles, was nur Grösse ist, hinweg war, als er für die Reorganisation seines tief zerrütteten Landes mit allen Kräften wirkte, hat er auch diese Ansicht modificirt und in seinen Mémoires de 1763 jusqu'à 1775 ausführlich auch über die innere Verwaltung berichtet. Steht auch hier, wie nur billig, seine eigene Arbeit in erster Linie, so hat er doch auch seine Mitarbeiter an den grossen Werken des Friedens erwähnt, manchen, wie den Minister v. Hagen, mit Anerkennung.*

Aus dem Allen ist bereits ersichtlich, wie man eine Menge besondrer Beziehungen und Rücksichten bei der Beurtheilung Friedrichs als Historiker sicher im Auge behalten muss, wie man nicht etwa den König und den Schriftsteller als zwei scharf gesonderte Persönlichkeiten fassen darf, wie vielmehr beide zusammenfliessen. Bei einer erschöpfenden Behandlung des Themas müsste sich die Untersuchung vorzugsweise darauf richten, alle Momente zu ermitteln und zu begrenzen, in denen sich mit oder ohne Wissen Friedrichs seine öffentliche Stellung influirend auf seine litterarische Thätigkeit zeigt. Die Wirklichkeit des practischen Lebens dominirt bei Friedrich so unbedingt, dass sich ihr alle seine Interessen, seine Vergnügungen, selbst seine Ideale unterordnen.

Wir müssen hier den Gang unsrer Untersuchung, der sich an den Verlauf der Avant-propos anschliesst, einen Augenblick unterbrechen und einen Punkt näher berühren, der bei der Klarlegung der Motive, die Friedrich zur historischen Schriftstellerei bestimmten, nicht übergangen werden darf. Die Stellung, die jeder Beurtheiler der litterarischen Arbeiten Friedrichs zu denselben einzunehmen hat, wird dadurch wesentlich bestimmt.

Wie es gleichsam wohlthuend auf uns wirkt, bei Friedrich unter den unzähligen Acten seiner starren, eisernen Pflichterfüllung auch einmal einen Zug seines Gefühlslebens zu finden, der reine, ungetrübte Menschlichkeit athmet, so berührt

* Vergl. Oeuvres de Frédéric I. G VI, 76. 78.

es uns ähnlich bei den wenigen Gelegenheiten, in denen frei von der königlichen Fessel sich Spuren einer echten Schriftstellernatur bei ihm zeigen. An litterarischer Fruchtbarkeit kann er sich bekanntlich mit jedem deutschen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts messen. Wie ihm dieselbe bei seiner enormen Arbeitslast möglich war, ist eine Frage, die die intimste Seite seines litterarischen Schaffens berührt. Unsre beiden Vorreden bieten hier keinen Anhalt, in ihnen spricht ja auch der König; aber die Correspondenz mit seinen Freunden gewährt uns Aufschluss, vor Allem sein Briefwechsel mit Voltaire. Wie er da selbst sein eigenes, schriftstellerisches Arbeiten characterisirt, ist von höchstem Interesse. In wenigen Zeilen offenbart uns Friedrich einmal klar und bestimmt das ganze Geheimniss desselben. In einem Briefe an Voltaire vom 1. Mai 1760 bemerkt er nämlich: „Lorsque j'ai quelques moments de reste, la démangeaison d'écrire me prend, je ne me refuse pas ce léger plaisir; cela m'amuse, me dissipe et me rend ensuite plus disposé au travail, dont je suis chargé".* Friedrich bezeichnet hier ganz ausdrücklich seine litterarische Arbeit als eine Erholung von seinen schweren königlichen Pflichten. Die Beschäftigung mit den Musen gibt ihm das Gleichgewicht der Seele zurück. Selbst in die düsterste Nacht seines Lebens vermag sie, wie er an d'Argens schreibt, heitre Lichtblicke zu werfen, die freilich bald wieder verlöschen.** Hierin liegt das Eingeständniss, dass in ihm der Jungbrunnen echter Poesie nicht sprang, die Sorgen und dunklen Gewalten

* S. Oeuvres de Frédéric l. G. XXIII, 81.

** S. Oeuvres de Frédéric l. G. XIX, 117. In einem Briefe vom 5. Januar 1760 heisst es: „Lorsque je suis accablé de douleur, je fais des vers pour qu'une application forte me serve de distraction et me procure des moments d'une sécurité passagère". Aehnliches bemerkt er in einem andern Schreiben an Denselben vom 20. März 1760: „Pour me distraire de ces images tristes et lugubres, j'étudie ou je fais de mauvais vers. Cette application me rend heureux pendant qu'elle dure; elle me fait illusion sur ma situation présente et me procure ce que les médecins appellent de lucides intervalles: mais aussitôt que le charme est dissipé, je retombe dans mes sombres rêveries, et mon mal qui avait été suspendu reprend plus de force et d'empire". S Oeuvres de Frédéric l. G. XIX, 139



wurden seiner wieder Herr; sie niederzuringen und poetisch zu verklären, war ihm versagt und damit das Kennzeichen des wahren Dichtergenius. Andre Mittheilungen ebenfalls an Voltaire und an Algarotti speciell über sein dichterisches Schaffen bestätigen dies durchaus.* Er war in eminenter Weise ein poetisch receptives Gemüth. Ueberall sieht man hindurch, dass der König mit voller Seele und der ganzen Energie seines Geistes wie bei seinen Staatsgeschäften, so auch bei seinen litterarischen Arbeiten weilte; nur ein völliges sich selbst Versenken in diese war im Stande, ihm Erholung von jenen zu gewähren. Die Freude am Thätigsein und am wirklichen Schaffen ist auch hier offenbar, nur dass seine Stellung und seine Pflichten ihn auf allen Seiten hemmten und beschränkten, ihn zwangen, für sich selbst zunächst zu schaffen, sich selbst allein, nicht einem grösseren Publicum zum Genuss und zur Freude zu arbeiten. Er betont dies mehrfach ausdrücklich und bezeichnet sich selbst in dieser Hinsicht als Dilettanten.** Man würde Friedrich gewiss Unrecht thun, wollte man etwa seine Verse und seine historischen Schriften in gleiche Linie stellen. Bei den letztern wirkten, wie wir gesehen, noch ganz andre Tendenzen mit als bei jenen, aber auch bei ihnen gilt in vollem Masse der persönliche Zweck, den Friedrich bei allen seinen litterarischen Arbeiten verfolgte. In einem Briefe an den Prinzen von Preussen vom October 1746 spricht er mit sichtlichem Hinweis auf die eben vollendete Histoire de mon temps dies offen aus: „Mes ouvrages, heisst es da, méritent assez peu la peine d'être lus, je les compose en partie pour mon amusement et en partie pour que la postérité voie d'un coup d'oeil mes actions et les

---

* Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. XXII, 187 u. 188. XVIII, 90.

** U. A. in einem Briefe an Voltaire vom 1. Mai 1760 äussert er sich mit Bezugnahme auf seine eigne kleine Abhandlung über Karl XII. so: „C'est encore de ce genre d'ouvrages qui sont bons dans de petites sociétés, mais qui ne sont pas faits pour le public. Je suis un dilettante en tout genre" etc. S. Oeuvres de Frédéric l. G. XXIII, 81. Vergl. einen Brief an Algarotti, in dem es heisst: „Il en est de mes ouvrages comme de la musique des dilettanti. On doit se rendre justice et ne pas sortir de sa sphère". S. Oeuvres de Frédéric l. G. XVIII, 90.

motifs qui m'ont fait agir" * und ähnlich an den Marquis de Valori unter Bezugnahme auf seine Brandenburgischen Memoiren: „j'ai voulu être vrai et j'ai plutôt écrit ces misères pour m'amuser que pour plaire".** Auch darin fühlte er sich als Dilettanten, dass ihm nach seinem eigenen Geständniss die dem Schriftsteller von Beruf eigene Vollendung der künstlerischen Form fehlte***. Es war dies die nothwendige Folge einer unterbundenen, litterarischen Existenz. Keine andre Sprache stellt ausserdem so bestimmte und weitgehende Ansprüche an die Form, wie grade die französische. „Je n'écris pas, schreibt er einmal an Voltaire, aussi bien que je pense; mes idées sont souvent plus fortes que mes expressions".† Darum vergleicht er auch seine litterarischen Arbeiten mit Tischgesprächen, wo man laut denke und spreche ohne ängstliche Rücksichtnahme auf etwaigen Widerspruch.†† Er hielt sie desshalb nicht für werth, vor das grosse Publicum zu treten. Diese Selbsterkenntniss und weise Selbstbeschränkung ist bezeichnend für Friedrichs durchaus bescheidenen Sinn.

Nur will es zuweilen scheinen, als sei auch hier Friedrich zu weit gegangen. Ich will hierbei nicht auf offenbar scherzhafte Ausdrücke über seine geschichtlichen Arbeiten Gewicht legen, wie sie sich in den Avant-propos zu den Brandenburgischen Memoiren und zur Geschichte des siebenjährigen Krieges finden. Er bezeichnet hier die Histoire de mon temps gewissermassen als Jugendthorheit und characterisirt sich selbst als afficirt von der epidemisch gewordenen Manie der Zeit,

* S. Oeuvres de Frédéric 1. G. XXVI, 92

** S Oeuvres de Frédéric 1. G. XVII, 315.

*** Vergl. Oeuvres de Frédéric 1. G. XXIII, 81. Es ist übrigens ungemein schwer, Friedrichs Stil zu beurtheilen oder zu analysiren Die grossen Schwierigkeiten eines derartigen Unternehmens werden dadurch noch vermehrt, dass in der Academischen Ausgabe die Herausgeber es für nöthig befunden haben, Friedrichs Arbeiten die elegante Form des modernen Französisch zu geben. Von der wirklichen Schreibweise des Königs bekommt man dadurch kein Bild.

† S. Oeuvres de Frédéric 1. G. XXII, 198.

†† Vergl. Oeuvres de Frédéric 1. G. XXIII, 81.

Bücher zu schreiben.* Aber verschiedene Aeusserungen seiner Correspondenz, wo man gerade des Königs wahrhafte Meinung zu hören glaubt, gehen weit über das Mass hinaus. Nicht genug, dass er wiederholt seine litterarischen Arbeiten und in erster Reihe seine historischen Schriften „ces misères, billevesées, fadaises“ nennt.** Er schreibt an Algarotti im April 1763 mit Rücksicht auf seine Histoire de la guerre de sept ans: „Les faits arrivés dans cette guerre ne méritent guère la peine de passer à la postérité. Je ne me crois ni assez bon général pour qu'on écrive mon histoire ni assez bon historien pour publier des ouvrages“.*** Ebenso wegwerfend über denselben Gegenstand lautet eine Bemerkung in einem Briefe an den Mylord Marischal vom Februar 1764: „Je travaille ici à écrire mes sottises politiques et guerrières“.† Man muss dabei, wie ich glaube, auf eine Eigenthümlichkeit seines Stils Rücksicht nehmen, auf seine Vorliebe für starke, etwas übertreibende Ausdrücke, die mit seinem Pessimismus eng zusammenhängt und ihm mit Voltaire gemein ist. Wir sehen dieselbe besonders in der grossen Krisis seines Staates und seiner eigenen Existenz sich entwickeln; in dem Briefwechsel mit d'Argens aus der Zeit des siebenjährigen Krieges tritt sie bereits scharf hervor. Man wird demnach auf derartige Aeusserungen Friedrichs nicht zu viel Gewicht legen dürfen, verräth er doch sonst ein so gesundes Urtheil über seine eigene Schriftstellerei. Es bleibt zu bedauern, dass gerade hier unsre beiden Vorreden, die sich durch den Reichthum sorgfältig erwogener Ansichten auszeichnen, uns im Stiche lassen.

Hiermit schliesst indess die Reihe der von Friedrich selbst für eine Beurtheilung seiner geschichtlichen Arbeiten

* Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. I, p. XLVIII u. IV, p XIII. Es heisst hier: „J'avais écrit les deux guerres que nous avons faits en Silésie et en Bohême; c'était l'ouvrage d'un jeune homme, et la suite de cette démangeaison d'écrire qui, en Europe, est devenue une espèce de maladie épidémique“

** Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. XVII, 315 und XXIII, 320.

*** S. Oeuvres de Frédéric l. G. XVIII, 128.

† S Oeuvres de Frédéric l. G. XX, 295.

indicirten Gesichtspunkte nicht etwa ab. Die folgenden Partien unsrer Avant-propos stellen noch eine Anzahl andrer auf, die zum Theil jedoch von Friedrichs besondern Verhältnissen absehen und eine allgemeinere Giltigkeit in Anspruch nehmen dürfen.

Handelte es sich in dem vorhergehenden Abschnitt um das Warum, so in diesem um das Wie von Friedrichs Geschichtsschreibung.

Lassen wir die unmittelbar folgende Partie der Vorreden vorläufig bei Seite, in der Friedrich die Wahl seines Stoffes durch den Hinweis auf die historisch ungemein interessante Zeitlage motivirt und wenden wir uns sofort zu seinen theoretischen Erörterungen über die Methode seiner geschichtlichen Darstellung.

Einen Theil derselben hat er in der zweiten Vorrede ganz weggelassen, den andern in bemerkenswerther Weise kürzer gefasst, er verbürgt sich hier einfach nur für die Richtigkeit der diplomatischen und kriegsgeschichtlichen Mittheilungen in seiner Erzählung. Der betreffende Abschnitt der ersten Redaction erschien ihm offenbar zu breit und weitschweifig. Man vergleiche doch nur den ersten Satz:

1746.	1775.
Je n'avancerai rien sans preuves: les archives sont mes garants: les relations de mes ministres, les lettres de rois, de souverains et celles que quelques grands hommes m'ont écrites sont mes preuves: je rapporte d'autres fois sur le témoignage de personnes véridiques et différentes qui s'accordent: on ne peut pas constater la vérité autrement.	Tout ce qu'on avance dans ces Mémoires, soit à l'égard des négociations, des lettres de souverains, ou de traités signés, a ses preuves conservées dans les archives.

Diese letzte Bemerkung klingt gradezu naiv. In ähnlichem Tone geht es weiter. Er werde nur bedeutsame und

folgenreiche Ereignisse mittheilen, sowohl auf dem Gebiete der Politik wie des Krieges, indessen auch die kleinen Züge, die seine Zeit und ihre Menschen characterisiren können, nicht vergessen. Es solle weder an historischen Parallelen, noch an allgemeinen grossen geschichtlichen Ueberblicken fehlen, aber auch die kleinen Ursachen, aus denen grosse Wirkungen resultirten, würden ihren Platz in seiner Darstellung finden. Das Alles fehlt im zweiten Avant-propos.*

Das Ganze ist weiter Nichts als eine Wiederholung der Ansichten, mit denen Voltaire unter Bolingbrokes Einfluss eine neue Epoche der Geschichtsschreibung eröffnete. Wir haben bereits gesehen, wie mächtig die historischen Schriften Voltaires auf den König wirkten besonders in der Zeit, als er mit der Ausarbeitung seiner Histoire de mon temps eifrig beschäftigt war. Friedrich ergriff jetzt bei seiner ersten grössern geschichtlichen Arbeit die Gelegenheit, sich offen zu diesen Mustern zu bekennen, er betont alle jene Momente, die der bisher todten Behandlung der Geschichte neues, frisches Leben einzuhauchen bestimmt waren. Er nahm hiermit Stellung und erklärte sich als Anhänger der neuen historischen Schule, als Schüler Voltaires. Daher ist auch die Breite, ich möchte fast sagen die Redseligkeit zu erklären, mit der er seine historische Methode erörtert. Nach dreissig Jahren mag Friedrich selbst über diese Probe seines jugendlichen Eifers, mit der er sich in die historische Litteratur einführte, gelächelt haben: seine Thaten sprachen besser als seine Worte. Eine Reihe geschichtlicher Arbeiten bewies, wie er jene Normen verstanden und practisch zu verwerthen

---

* Zum Vergleiche könnte man die Bemerkungen heranziehen, die Friedrich in einem Briefe an den Baron von Pöllnitz (von Preuss dem Jahre 1745 zugewiesen) demselben über historischen Stil und Darstellung macht. Es heisst darin mit Bezugnahme auf die Memoiren von Pöllnitz, deren compilatorischen Character übrigens Ranke trefflich nachgewiesen hat: „Étendez vous plus sur les grandes affaires et rejetez toutes les puérilités, ne mettez d'anecdotes que l'espèce qui caractérise la façon de penser de la cour et du souverain". S. Oeuvres de Frédéric l. G. XX, 80 und Ranke Abhandlungen und Versuche S. 41. „Zur Kritik preussischer Memoiren".

gewusst hatte. Aus der Fülle von Belegen und Beweisen dafür will ich nur einige hervorheben, die für Friedrichs Bedeutung als Geschichtsschreiber besonders characterisirend sind.

Was zunächst den ersten Punkt anbelangt, um uns an den Gang unserer Avant-propos anzuschliessen, die Authenticität der Mittheilungen Friedrichs aus dem Cabinet und dem Felde, so bestätigen seine historischen Schriften dieselbe durchweg. Seine hervorragende Stellung in der politischen Geschichte seiner Zeit begünstigte ihn hierbei ungemein und verleiht seiner Darstellung doppelte Bedeutung. Er hat mehrfach in besonderen Anhängen zu seinen historischen Schriften wichtige diplomatische Correspondenzen und Actenstücke mitgetheilt, um die politischen Verwicklungen zu illustriren, so den Briefwechsel mit Villiers, dem Brittischen Gesandten am Sächsischen Hofe, den Dresdner Frieden betreffend,* ferner in seiner Histoire de la guerre de sept ans eine Anzahl von Documenten, die er der Sächsischen Staatscanzlei entnommen hatte und die er unter dem Titel Pièces justificatives zusammenfasste.** Sie sind bestimmt, seine kriegerische Offensive im Spätsommer 1756 zu rechtfertigen. Höchst interessant für sein Verhältniss zu Frankreich sind auch die in den Text der Histoire de mon temps eingeschobenen Briefe,*** die er mit Ludwig XV. und dem Cardinal Fleury im Winter 1745 wechselte, wahre Meisterstücke diplomatischer Feinheit und Rancüne. Ist der König, wie es in der Natur der Sache liegt, über die diplomatischen Beziehungen und geheimen Intriguen seiner Feinde zuweilen auch nicht hinreichend unterrichtet, die grossen politischen Directiven der europäischen Mächte und speciell Preussens treten mit aller Klarheit und Bestimmtheit hervor. Jedenfalls ist ein völlig getreues Bild seiner ganzen Politik daraus leicht zu gewinnen.

Indessen gibt Friedrich, um seine eignen Worte zu gebrauchen, stets nur „le sommaire des événements les plus considérables“ und ein Geschichtsschreiber von heute würde

* Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. III, 183 ff.

** Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. IV, 40 ff.

*** Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. III, 173. 175.

mit den von Friedrich gebotenen Materialien nicht ausreichen. So hat denn auch Droysen in dem letzterschienenen Bande seiner Geschichte der preussischen Politik mit eingehender Benutzung der Staatsarchive über das erste diplomatische Auftreten Friedrichs, speciell über seine drei Missionen nach London, Paris und Wien merkwürdige Aufschlüsse geben können.* Im Einzelnen hat eben Friedrich einer späteren historischen Darstellung seiner Zeit durchaus nicht vorgegriffen. Auch in seinen kriegsgeschichtlichen Mittheilungen nicht, trotzdem er doch auch manche minder bedeutende Waffenthat, wenn sie für seine Armee besonders ruhmvoll war, erwähnt. Am bündigsten und treffendsten characterisirt die letzteren der König selbst in einem Briefe an Voltaire vom 22. Februar 1747. Derselbe bezieht sich direct auf seine Histoire de mon temps und beantwortet ein Schreiben Voltaires, in dem derselbe alle militärischen Details in einer Geschichtsdarstellung verspottet hatte. Es heisst dort u. A.: „J'ai rendu le précis des négociations les plus importantes, des faits de guerre les plus remarquables". Und weiter: „Les détails de guerre que vous dédaignez sont sans doute ces longes journaux qui contiennent l'ennuyeuse énumération de cent minutes; et vous avez raison sur ce sujet. Cependant il faut distinguer la matière de l'inhabileté de ceux qui la traitent pour la plupart du temps. — Je suis du sentiment que de grands faits de guerre, écrits avec concision et vérité, qui développent les raisons qu'un chef d'armée a eues en se décidant, et qui exposent, pour ainsi dire, l'âme de ses opérations: je crois, je le répète, que de pareils mémoires doivent servir d'instruction à tous ceux qui font profession des armes. Ce sont des leçons qu'un anatomiste fait à des sculpteurs, qui leur apprennent par quelles contractions les muscles du corps humain se remuent".** Da finden wir neben dem offenen Hinweis auf die didactische Tendenz seines Werkes den Standpunkt

* J. G. Droysen Geschichte der preussischen Politik V, 1, 67 ff. Der Abschnitt „Drei Sendungen" bietet eine grosse Menge bisher völlig unbekannter merkwürdiger Einzelheiten über Friedrichs erstes diplomatisches Auftreten

** S. Oeuvres de Frédéric le G. XXII, 164.

gezeichnet, von dem aus Friedrich die Geschichte seiner Feldzüge schrieb. Es ist der Feldherr, der hier im Kreise seines Generalstabs spricht und es ist daraus begreiflich, welch besondern Werth die Arbeiten des Königs für eine streng militär-wissenschaftliche Behandlung seiner Geschichte haben müssen. Aber, wie schon bemerkt, Details gibt Friedrich möglichst wenig, er sieht zunächst doch nur auf das Grosse und Bedeutende des Stoffs, wie er einmal sagt: „ce n'est pas l'histoire des hussards, mais celle de la conquête de la Silésie, que nous nous sommes proposé de décrire“.* Manchmal wäre ein näheres Eingehen auf Einzelheiten zu Gunsten der Klarheit und Uebersichtlichkeit der Darstellung wohl am Platze gewesen. Ich erinnere beispielsweise nur an die Schilderung der Schlacht von Prag.**

Leider hat Friedrich bei diesem Zurückstellen aller Details in seiner Erzählung ein gewisses Extrem nicht vermieden, das bei der sorgfältigen, gewissenhaften Ueberarbeitung seiner historischen Schriften doppelt auffallend ist, nämlich eine starke Vernachlässigung der Zeit- und Ortsangaben.*** Auch mit Personennamen nimmt er es durchaus nicht genau. Nur einige Beispiele. Den Wiener Frieden, der den polnischen

* S. Oeuvres de Frédéric l. G. II, 78.

** Die im Lauf des Schlachttages veränderten Frontstellungen beider Armeen, speciell die Hakenposition der Oesterreicher wird gar nicht klar und anschaulich. Carlyle V, 52 hat dies richtig herausgefühlt, wenn er sagt: „Friedrichs Beschreibung der Schlacht gleichsam als wäre dies ein schmerzhafter Gegenstand, über den er nachzudenken lieber vermied, ist ungewöhnlich unklar und hilft uns wenig in der grossen Verwirrung, die ausserdem sowohl in der Sache an sich als in den Berichten darüber herrscht“. Vergl. A. Schäfer Geschichte des siebenjährigen Krieges I, 314, der auf Details leider nicht eingeht, und die Geschichte des siebenjährigen Krieges bearbeitet von den Officieren des grossen Generalstabes I, 190 ff. Die Lobeserhebungen Fr. Wilkens in seiner Rede Friedrich II. als Geschichtsschreiber, der S. 39 und 40 die Schlachtberichte Friedrichs mit des Polybios Erzählung von der Schlacht bei Sellasia vergleicht, sind daher in Etwas einzuschränken.

*** J. v. Müller hat in seinen Recensionen dies wohl etwas zu euphemistisch als characteristische Fehler eines genialen Jünglings bezeichnet. S. Allgemeine Litteratur-Zeitung 1789, I. Band. S. 379.

Erbfolgekrieg beendet, setzt er 1737 statt 1738,* die Abdankung Philipp V. von Spanien 1726 statt 1724,** den Tod Kaiser Karl VI., ein für seine eigne Geschichte gewiss höchst bedeutsames Datum, auf den 26. October 1740 statt auf den 20.*** Ferner verwechselt er Karl Emanuel und Victor Amadeus von Savoyen, ebenso Christian IV. und VI. von Dänemark.† So liess sich eine Unzahl von Belegen aus seiner zeitgeschichtlichen Darstellung anführen. Preuss hat übrigens alle fehlerhaften Angaben des Königs in Noten der academischen Ausgabe corrigirt, man ist demnach leicht im Stande, Friedrich genau zu controliren. Man würde mit Unrecht indess auf eine Flüchtigkeit des litterarischen Arbeitens überhaupt bei Friedrich schliessen; jene oben erwähnten Dinge schienen ihm offenbar so kleinlich und unbedeutend in dem grossen Gang der Ereignisse, dass ihm eine bestimmte Fixirung derselben als Nebensache erschien. Er trägt eine offene Vernachlässigung derselben zur Schau; Voltaire als Schriftsteller von Beruf zeigt sich hierin weit massvoller und vorsichtiger. Wenn dieselbe bei Angaben aus seiner eignen Zeit und Geschichte bereits derartig zu Tage tritt, so zeigt sie sich doch in seinen Citaten und Bemerkungen aus dem Gebiete der alten und mittlern Geschichte noch viel auffallender. Ich verweise nur auf die erste Hälfte der Brandenburgischen Memoiren, es wimmelt da geradezu von Unrichtigkeiten aller Art.††

---

* Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. II, 2.

** Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. II, 11.

*** Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G II, 54.

† Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. II, 17. 30. 31.

†† Preuss hat eine Anzahl von Correcturen mitgetheilt, die Voltaire dem König nach Durchsicht dieser Memoiren vorschlug; er nahm sie jedoch nur zum Theil an. Man kennt hier die Quellen genau, die Friedrich bei seiner Arbeit vorlagen, er hat sie theilweise selbst im Discours préliminaire angegeben. Ausserdem existirt noch die Cabinetsordre, durch die die Königliche Bibliothek angewiesen wurde, ihm Quellenwerke zur Brandenburgischen Geschichte vorzulegen. Die Benutzung noch andrer Quellen u. A. des Dictionnaire von Moréri hat Preuss in den Marginalnoten der Academischen Ausgabe nachgewiesen. Ein Theil der Unrichtigkeiten stammt direct aus ihnen. Vergl. Preuss

Doch wollen wir über derartige Kleinigkeiten nicht allzu lange rechten. Die historische Methode, die Friedrich im Anschluss an Bolingbroke und Voltaire für die Behandlung der Geschichte wählte, war doch ein wesentlicher Fortschritt zu einer lebendigeren und freieren Auffassung der Geschichte und führte dieselbe aus der engen Gelehrtenstube in das Leben des Volkes. Sie war die natürliche Reaction gegen die bisherige Behandlung der Geschichte, die sich in Details verlor und am Kleinsten haften blieb. Sie nahm Theil an einer Wandlung der gesammten wissenschaftlichen Bewegung.

Es war an der Scheide des 17. und 18. Jahrhunderts, als überall ein Zug nach Concentration des Wissens die Geister ergriff, man suchte die gelehrte Arbeit vergangener Jahrhunderte zu einem harmonischen Ganzen zu sichten und zu ordnen. Von grossen Gesichtspunkten aus suchte man einen Ueberblick über die gesammte Wissenschaft. Der Hauptvertreter dieser universalen Richtung war Leibnitz, der freilich nicht minder virtuos in der Behandlung der Details war, so in der geschichtlichen Quellen- und Einzelforschung, wie seine Ausgabe der Scriptores rerum Brunsvicensium beweist. Auf dem Gebiete der Geschichte vertrat diese Richtung vor Allem Voltaire. Er bezeichnete bestimmt das Ziel einer neuen Auffassung und Behandlung der Geschichte. Dies Ziel war nach seinen eignen Worten: „L'histoire de l'esprit humain, non pas le détail des faits presque toujours défigurés, mais de voir par quels degrés on est parvenu de la rusticité barbare

Friedrich der Grosse als Schriftsteller S. 57 und Fr. Wilken Geschichte der Königlichen Bibliothek zu Berlin S. 108. Wie gering seine Mitarbeit an den Brandenburgischen Memoiren sei, betont Voltaire einmal in den Mélanges historiques. Vergl. Oeuvres complètes de Voltaire 1785. XXVIII, 100. Hermann Grimm hat in seinem Essay Voltaire und Frankreich treffend entwickelt, worin die Unentbehrlichkeit Voltaires für Friedrichs litterarische Arbeiten lag. Nur durch seine Vermittlung durfte Friedrich hoffen, sich die naturwüchsige Farbe des französischen Stils anzueignen. „Mit echt königlichem Instinkt wandte er sich an die vornehmste Quelle". S. Fünfzehn Essays S. 77 ff.

de ces temps à la politesse du nôtre".* Damit erschloss er ganz neue, bisher unbebaute Gebiete für die Geschichte; Handel, Gewerbe, Sitten, Kleidung, Regierungsformen, Alles zog er in den Kreis ihrer Betrachtung. Den wahren, historisch allein berechtigten Gesichtspunkt dafür, die Einheit des Stils in den einzelnen Epochen der Culturgeschichte, fand er freilich nicht; das Ganze blieb doch nur ein glänzender Fund, mit dem man nichts Rechtes anzufangen wusste. Friedrich folgt hier unbedingt den geistigen Bahnen Voltaires. Wie dieser hat auch er sich mit Culturgeschichte beschäftigt, es gelang ihm natürlich noch weniger sie mit der politischen Geschichte zu verschmelzen, er hat es zunächst gar nicht versucht. So hat er gesondert von seinen Brandenburgischen Memoiren eine eigene Abhandlung geschrieben, betitelt: „Des moeurs, des costumes, de l'industrie, des progrès de l'esprit humain ect",** eine andre über die Entwicklung der militärischen Institutionen in Brandenburg.*** Für die kahle Dürftigkeit dieser Darstellungen sind seine eignen Worte recht bezeichnend, in denen er sich entschuldigt, dass diese culturgeschichtlichen Abhandlungen nicht in seine Brandenburgischen Memoiren verwebt seien: „Ces détails qui regardent les usages, l'industrie et les arts, étant répandus dans tout un ouvrage, auraient peut-être échappé au lecteur".† Merkwürdig bleibt es übrigens, dass Friedrich, der in unsrer ersten Vorrede seinen historiographischen Standpunkt so entschieden betont, alsdann im ersten Capitel der Histoire de mon temps die kurze Uebersicht über den Stand der Wissenschaften und Künste, die Fortschritte des Handels, der militärischen und rechtlichen Einrichtungen u. s. w., die sich in der zweiten Redaction findet, noch nicht gibt. Der Ranke'sche Abdruck wenigstens enthält sie nicht und auch die Capitelüberschrift schliesst ihre Existenz

* S. Oeuvres complètes de Voltaire 1785 XIX, 368. In diesem Sinne wurde Voltaires Essay sur les moeurs et l'esprit des nations von Lessing in der Berlinischen Staats- und gelehrten Zeitung vom 2. Januar 1753 begrüsst.' S. Lachmann Lessings sämmtliche Schriften III, 380.

** Oeuvres de Frédéric l. G. I, 213 ff.

*** S. Oeuvres de Frédéric l. G. I, 176 ff"

† S. Oeuvres de Frédéric l. G. I, 216.

aus.* Man könnte darin einen Versuch Friedrichs aus späterer Zeit sehen, den Voltaire'schen Mustern gemäss Cultur- und politische Geschichte in einem Bilde zu vereinigen. Man wird dem Allen keine grosse Bedeutung beilegen dürfen; es ist nur interessant, sich Friedrich ganz im Ideenkreise der neuen historischen Schule bewegen zu sehen.

Voltaire hatte in seinem bekannten Essai die gesammte Geschichte der Menschheit zu umfassen gesucht; Friedrich fasste bei seinen bescheideneren Aufgaben auch die universale Seite seiner Darstellung beschränkter. In den Worten unsrer ersten Vorrede: „envisager l'Europe sous un coup d'oeil général" hat er ihr Wesen treffend gekennzeichnet. In diesen allgemeinen Ueberblicken hat Friedrich die Schärfe seines staatsmännischen Blickes und die Grösse seiner practischen Erfahrungen vollauf zu verwerthen gewusst; wie kein Andrer war er berufen, das politische Getriebe seiner Zeit zu enthüllen. Bereits seine erste litterarische Arbeit, seine im Eingang unsrer Untersuchung erwähnte politische Flugschrift zeigt den Meister. Friedrich war vielleicht in Deutschland damals der Einzige, der die furchtbare Gefahr, die uns nach dem Verlust Lothringens von Frankreich drohte, sicher erkannte. Wie mahnend, wie eindringlich hat er sie geschildert! Alle seine grossen, zeitgeschichtlichen Arbeiten beginnen mit einem ausführlichen Exposé über die europäische Lage, über die Stellung der Mächte und ihre Kräfte, über die dominirenden politischen Interessen; nach Erwägung aller Chancen entspringt dann mit innerer Nothwendigkeit, welche Bahnen Preussen einzuschlagen habe. Das ist die feste Basis, auf der Friedrich seine historische Darstellung aufbaut. Sobald eine Veränderung der politischen Lage eingetreten ist, die gegenseitigen Beziehungen der Mächte sich im Laufe der Ereignisse verrückt haben, weiss Friedrich

* S. Ranke Abhandlungen und Versuche S. 136. Die Capitelüberschrift lautet: „État de l'Europe à la Mort de Frédéric Guillaume. Caracteres des Princes et de leurs Ministres et des Generaux, avec l'Idée des forces, des resourses et des Revenûs des puisances principalles".

oft nur mit wenigen scharfen Strichen den neuen Zustand der Dinge zu umgrenzen, den Gegensatz gegen früher und die Aussichten auf die Zukunft hervorzuheben. Den Feldherrn und Staatsmann im Historiker verräth besonders auch die genaue Schätzung der materiellen Mittel, die die einzelnen europäischen Mächte zur politischen Action zu verwenden haben, ebenso die jedesmalige Zusammenstellung von Verlust und Gewinn, der aus einem Feldzug resultirte. Der einheitliche Plan der Erzählung bleibt durch den steten Bezug auf Preussen immer gewahrt. Als Muster, das er selbst nicht wieder erreichte, wird die Einleitung der Histoire de mon temps gelten dürfen.* Von dem Zustande Preussens beim Tode Friedrich Wilhelms I. geht sie aus und schildert dann die Stellung der europäischen Mächte, ihre Regenten, ihre Mittel, ihre Interessen; nach einem kurzen culturgeschichtlichen Ueberblick zeigt sie die Veränderung der gesammten Lage seit 1640, die Richtung, nach der die neuen politischen Kräfte drängen, die grosse im Vordergrund stehende und Alles bewegende europäische Frage, die Succession Kaiser Karls VI, die Beziehungen Preussens zu derselben und kommt schliesslich zu dem Resultate, dass Preussen, um seine speciellen politischen Interessen zu erreichen, sich nur auf Frankreich oder England stützen dürfe. Im raschen Zuge führt Friedrich so den Leser bis zum Momente der Entscheidung, er zwingt ihn, sich selbst mitten in jener Zeit zu fühlen und je nach seinem Urtheil Partei zu ergreifen. Es ist die innere Klarheit, die allemal auch verbunden ist mit der innern Wahrheit, auf der die unmittelbare Wirkung der historischen Darstellung beruht.

Auch in den kleinen Mitteln derselben ist Friedrich Meister. Ich will nur die zwei einer nähern Erörterung unterziehen, die Friedrich selbst im ersten Avant-propos besonders hervorhebt, die historische Parallelisirung und das Einflechten kleiner characterisirender Züge.

Für die erstrebte universale Behandlung der Geschichte mussten natürlich historische Parallelen ein besonders geeig-

---

* Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. II, 1—49.

netes Mittel der Darstellung sein. Insofern sie historische Gesetze zu finden strebten, die Gleichheit der Lebenserscheinungen zu verschiedenen Zeiten und Orten als einfaches Spiel von Ursache und Wirkung offen zu legen suchten, waren sie auch von innerem bildendem Werthe. Friedrich hatte in seinem ungemein practischen Sinn gerade diesen Gesichtspunkt sehr früh mit grosser Lebhaftigkeit erfasst. In seinen Considérations sur l'état présent etc. äussert er sich so darüber: „Il n'y a pas de meilleur moyen de se faire une idée juste et exacte des choses qui arrivent dans le monde que d'en juger par comparaison, de choisir dans l'histoire des exemples, d'en faire le parallèle avec des faits, qui arrivent de nos jours et d'en remarquer les rapports et les ressemblances. Rien de plus digne de la raison humaine, de plus instructif et de plus capable d'augmenter nos lumières".* Er knüpft an diese Betrachtung unmittelbar einen Vergleich zwischen der Politik Frankreichs den deutschen Staaten gegenüber und der Philipps von Macedonien gegen Griechenland. Diese Parallele verräth nicht blos ein scharfes, historisches Verständniss der damaligen Stellung Griechenlands, sie trifft auch in ihrer Durchführung wahrhaft frappirend die gegenseitige Aehnlichkeit der Zeitlage. Mit geschickter Hand ist ferner der Vergleich zwischen Ludwig XIV. und dem grossen Kurfürsten in den Brandenburgischen Memoiren gezogen.** Er haftet für unsre historische Anschauung allerdings etwas zu stark an Aeusserlichkeiten; indess er ist nicht nur bis ins Kleinste durchgearbeitet und sorgfältig abgewogen, durch die Klarheit der Antithesen, den fortreissenden Schwung der Diction zeigt er auch deutlich, dass Friedrich hier zwei ihm wahrhaft sympathische Gestalten zeichnete. Die innere, sittliche Grösse, die den Brandenburgischen Kurfürsten weit über den französischen Monarchen emporhebt, hat er, obwohl er den Gegensatz so tief nicht empfand, fast instinctiv hervorgehoben, wenn er sagt: „Il paraît donc, que la grandeur du premier était l'ouvrage de ses ministres et de ses généraux

* S. Oeuvres de Frédéric I G. VIII, 18 und 19

** Vergl. Oeuvres de Frédéric I. G. I, 91—95.

et que l'héroisme du second n'appartenait qu'à lui-même".* Im Ganzen hat Friedrich jedoch dies Mittel historischer Composition, sô trefflich er es auch zu benutzen verstand, nur selten gebraucht.

Um so reicher ist die Verwendung des andern, das vorzüglich geeignet war, warmes Leben und frisches Colorit in die Darstellung zu bringen. Es tragen alle jene kleinen characterisirenden Züge eine bestimmte Eigenthümlichkeit an der Stirn, die Friedrich selbst in dem schon oben citirten Briefe an Voltaire vom Februar 1747 so kennzeichnet: „Je peins en grand le bouleversement de l'Europe; je me suis appliqué à crayonner les ridicules et les contradictions, que l'on peut remarquer dans la conduite de ceux qui la gouvernent".** Die Wahrheit dieser Bemerkung tritt uns in Friedrichs historischen Schriften überall entgegen, am schlagendsten wohl im ersten Capitel der Histoire de mon temps in der Generalrevue der europäischen Mächte und Regenten. Eine leichte Boshaftigkeit, scharfe Ironie und blendender Witz vereinigen sich in dieser unschätzbaren Characteristik. Wie köstlich ist nicht die Schilderung des sächsischen Ministers Brühl, des Mannes, der in seinem Jahrhundert die meisten Kleider, Uhren, Stiefel und Pantoffeln besass, den Cäsar zu den wohl frisirten und parfümirten Köpfen, die er nie fürchtete, gerechnet haben würde.*** Die beissende Bemerkung über die Königin von Sachsen,† dass Tisiphone und Alecto im Vergleich zu ihr noch für Schönheiten gelten könnten, fehlt in der ersten Redaction und verdankt ihre Entstehung wohl erst der liebenswürdigen Bekanntschaft vom Herbste 1756 her. Man wird überhaupt, soweit bisher das von Ranke mitgetheilte erste Capitel der Redaction einen Vergleich zulässt, eine entschiedene Verschärfung dieses boshaften, ironischen Tones beobachten können. So fehlt daselbst u. A. noch die Bemerkung, dass der Krieg zwischen England und Spanien

---

* S. Oeuvres de Frédéric l. G. I, 93.
** S. Oeuvres de Frédéric l. G. XXII, 163.
*** Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. II, 26.
† a. d. O.

zwei abgeschnittenen englischen Ohren seine Entstehung verdanke.* Es sind meist kurze Anecdoten aus der europäischen chronique scandaleuse von damals, witzige treffende Dicta bekannter Personen, die Friedrich als kleine characteristische Züge benutzt, einmal auch ein französisches Chanson. Er bemerkt darüber: „Des couplets ne mériteraient certainement pas d'entrer dans un ouvrage aussi grave que le nôtre, mais ces sortes de traits marquent le génie de la nation".** Oft schliesst der König an solche Anecdoten in einem Epigramm noch seine eignen Meinungen, so z. B. bei jenem Chanson. Dass nach dem Geschmack der Zeit und dem vornehmen Modeton, wie er sich während der Regentschaft entwickelt hatte, dabei auch starke Frivolitäten nicht fehlen, versteht sich von selbst. Ich erinnere nur an die schmutzige Liebesaffaire, die Friedrich von der Kaiserin Elisabeth erzählt.*** Ueberall aber sind derartige Episoden so gewandt in die Darstellung eingeflochten, dass sie derselben nicht blos eine pikante Färbung verleihen, sondern immer am rechten Platze befindlich ihren Zweck vortrefflich erfüllen. Der scharfe, sichere Blick für die menschlichen Schwächen findet hier im geistreichen, treffenden Wort seinen Ausdruck. Der Witz, den Friedrich z. B. über die Lieferungs- und Speculationsgeschäfte des Kaisers Franz macht, er folge dabei kraft seines Titels als König von Jerusalem dem seit urdenklicher Zeit bestehenden Gebrauch des jüdischen Volkes, gehört zu den besten.† Es ist eine Eigenthümlichkeit der Aufklärungslitteratur im vorigen Jahrhundert überhaupt, die sich hier bei Friedrich geltend macht mit dem Gepräge des französischen Esprit, wie er in Voltaire besonders verkörpert ist. In ihrem Kampfe gegen die rohe, übermächtige Gewalt, das Vorurtheil und den Aberglauben der Massen war scharfe, bittere, boshafte Ironie ihre wirksamste, schneidende Waffe. Wo wie bei Friedrich in der eignen Familie die alten und neuen Ideen hart auf einander stiessen und ihr Conflict seine Jugend ver-

* Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. II, 2.
** S. Oeuvres de Frédéric l. G. III, 5.
*** Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. III, 52.
† Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. IV, 8.

düsterte und verbitterte, musste diese Eigenthümlichkeit sich noch steigern, nicht etwa ein blosses litterarisches Kampfmittel bleiben, sondern ganz in Saft und Blut übergehen. Und doch wie massvoll erscheint Friedrich neben den mit ärgster weiblicher Medisance gezeichneten Carricaturen, die den Memoiren seiner Schwester Wilhelmine, der Markgräfin von Baireuth, eine traurige Berühmtheit verschafft haben. Friedrich verliert sich so wenig in diesen kleinen characterisirenden Zügen, wie er sich etwa in ihnen zur wirklichen bewussten Ungerechtigkeit oder zur Verleumdung fortreissen lässt. —

Unbedingte Wahrheitsliebe ist ein Grundzug seines Wesens. Sie ist der erste und vornehmste Characterzug seiner historischen Schriften und verdient deshalb vor Allem eine eingehende Erörterung. Mit aller Entschiedenheit betont denselben Friedrich auch in der Partie unsrer Avant-propos, die sich an die Bemerkungen über die Methode seiner historischen Darstellung direct anschliesst. Obwohl im Gedanken ein besondrer Unterschied beider Redactionen nicht bemerkbar ist, so stellen wir doch der Wichtigkeit der Sache halber und weil der Wortlaut der zweiten Fassung stilistisch klarer ist, besonders die hergestellte Correspondenz der Relativsätze am Schlusse die sorgfältig corrigirende Hand des Königs zeigt, den Text beider nebeneinander.

1746.	1775
Comme je n'écris que pour la postérité, je ne serai gêné par aucune considération du public, ni par aucun ménagement: je dirai tout haut ce que beaucoup de personnes pensent tout bas, en peignant les princes tels qu'ils sont, sans me prévenir contre mes ennemis, et sans prédilection pour ceux, avec lesquels j'ai été en alliance.	Cet ouvrage-ci étant déstiné pour la postérité, me délivre de la gêne de respecter les vivants et d'observer de certains ménagements incompatibles avec la franchise de la vérité: il me sera permis de dire sans retenue et tout haut ce que l'on pense tout bas. Je peindrai les princes tels qu'ils sont, sans prévention

pour ceux qui ont été mes
alliés et sans haine pour ceux
qui ont été mes ennemis.

Friedrich hat uns keinen Zweifel übrig gelassen, dass er eben auf dies Moment unbedingter Wahrhaftigkeit in seinen historischen Schriften das meiste Gewicht legte; immer und immer wieder betont er es mit aller Energie. Bereits im Antimacchiavell erklärt er es für die erste Pflicht eines Geschichtsschreibers: „de rapporter fidèlement les faits sans les travestir et les changer“* und am Schlusse seines Werks ruft er aus: „Mon but est de rendre un hommage sincère à la vérité et de ne flatter personne“.** Besonders ausführlich hat sich Friedrich darüber in den Vorreden zu den Brandenburgischen Memoiren geäussert: die einfache und reine Wahrheit solle allein in der Geschichte herrschen. Ferner: man man müsse dabei weniger auf die Menschen achten, die sterben, als auf die Wahrheit, die nie vergehe.*** Derselbe Gedanke kehrt in der Vorrede zur Histoire de la guerre de sept ans wieder,† auch hier erklärt Friedrich ausdrücklich, dass er es sich zum Gesetze gemacht habe, sich streng an die Wahrheit zu halten und seine Unparteilichkeit genau zu wahren; sollte er irgendwie dagegen gefehlt haben, so bitte er die Nachwelt um Verzeihung. Und mit besonderem Nachdruck schliesst er sein Avant-propos zu den Mémoires de 1763 jusqu'à 1775 mit den Worten: „Je n'ai jamais trompé personne durant ma vie, encore moins tromperai-je la postérité“.†† Nimmt man dazu noch ähnlich lautende Aeusserungen aus seinen Briefen an Voltaire und Valori,††† so ist aus

* S. Oeuvres de Frédéric l. G, VIII, 231.

** S. Oeuvres de Frédéric l. G. VIII, 299.

*** S. Oeuvres de Frédéric l. G. I, p. LIII.

† Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. IV, p. XIX.

†† S. Oeuvres de Frédéric l. G. VI, 8.

††† S. Oeuvres de Frédéric l. G. XXII, 126. In einem Briefe vom 6. April 1743 heisst es da mit Bezug auf die Histoire de mon temps: „Je ne puis vous envoyer tout l'ouvrage, car il ne peut paraître qu'après ma mort et celle de mes contemporains et cela parce qu'il est écrit en toute vérité et que je ne me suis éloigné en quoi que ce soit de la fidélité qu'un historien doit mettre dans ses récits“. Aehnlich

dem Allen völlig ersichtlich, wie Friedrich gerade auf dies Moment in seinen geschichtlichen Arbeiten den höchsten Werth legte. Er hat einmal in einer Kritik des bekannten Holbach'schen Werkes Système de la nature das stolze und doch zugleich demuthsvolle Wort gesprochen: „Je ne cherche que la vérité, je la respecte partout, où je la trouve et je m'y soumets quand on me la montre".* Damit erklärt er offen, dass es ihm mit der Wahrheit höchster sittlicher Ernst sei und es ist bekannt, dass gerade dieser Zug im Bilde des grossen Königs Carlyle zu seiner Arbeit begeistert hat. So zeigen auch seine historischen Schriften, dass der Wahlspruch der Wahrheit, den Friedrich für alle geschichtliche Darstellung aufstellte, bei ihm nicht etwa selbstgefällige Koketterie oder leere Affectation war, sondern aus tiefinnerer, klarer Ueberzeugung und festem, entschlossenem Willen floss. Nur um von jeder Rücksicht auf die Mitlebenden entbunden zu sein, um ganz nach seinem eigenen, wahrhaften Ermessen urtheilen zu können, hat Friedrich auch die Publication seiner meisten historischen Arbeiten, vor Allem seiner Histoire de mon temps bei seinen Lebzeiten nicht gestattet und sich damit das Correctiv, das ihm die Kritik des litterarischen Publicums bieten konnte, selbst versagt.

Eben hier liegt wieder ein durchgreifender Unterschied Friedrichs von den französischen Historikern, der eng mit den schon erwähnten zusammenhängt, dass diese in erster Linie unterhalten, jener belehren wollte. Voltaire hat selbst beim Erscheinen von Humes englischer Geschichte geklagt,** dass eine wahre Geschichtsschreibung zur Zeit in Frankreich unmöglich sei, man schreibe hier Geschichte, wie man in der Academie ein Compliment schreibe. Voltaires Siècle de Louis XIV. vor Allem ist ein schlagender Beleg für die

jedoch kürzer lautet die Stelle, die sich in einem Briefe an Valori auf die Brandenburgischen Memoiren bezieht. Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. XVII, 315.

* S. Oeuvres de Frédéric l. G. IX, 158.

** Vergl. H. Hettner Geschichte der französischen Litteratur im 18. Jahrhundert. S. 223.

Richtigkeit seiner Bemerkung. Ueberall hemmte die Rücksicht auf Krone, Kirche, Parlament und nicht zuletzt die liebe Nationaleitelkeit.

Hier, wo der Zusammenhang Friedrichs mit der französischen Geschichtsschreibung scharf unterbrochen ist, dürfte es sehr schwer sein, das scheidende Moment, Friedrichs eigensten Besitz und Vorzug näher zu analysiren. Die Factoren die auf die Bildung einer bestimmten Charactereigenthümlichkeit wirken, sind uns stets verborgner und weniger nachweisbar als die einer einzelnen Idee. Man würde offenbar zu weit gehen, wenn man einen Gegensatz deutschen und französischen Wesens für die Erklärung jenes Elements der Wahrheit bei Friedrich in Betracht ziehen wollte. Man wird aber ohne Bedenken einen bedeutenden Einfluss des väterlichen Vorbilds, das einer Welt voll Lug und Trug seine derbe, echt bürgerliche Gradheit und Offenheit entgegensetzte* und in dieser Vereinzelung um so mächtiger auf den Sohn wirken musste, statuiren dürfen.

Doch gerade diesen Characterzug von Vater und Sohn haben Mit- und Nachwelt am wenigsten verstanden und zu schätzen vermocht. Es klingt geradezu paradox und ist es doch nicht, wenn man behauptet, dass Friedrichs historische Erzählung eben um ihrer schlichten Wahrheit willen keinen Glauben gefunden hat beim grossen Publicum, wie bei Historikern.

Ich will nur ein evidentes Beispiel herausgreifen, Friedrichs Bericht über die erste Theilung Polens.**

Gerade hier hat man seine Glaubwürdigkeit in der schnödesten und ungerechtfertigsten Art und Weise in Zweifel

* Es verlohnte sich wohl einmal der Mühe, das eigenartige Leben des niederdeutschen Bürgerthums in jener Zeit genau zu untersuchen. So ist z. B. die Lebensauffassung König Friedrich Wilhelms I. völlig identisch mit der Johann Laurembergs, wie sie sich in seinen vier niederdeutschen Scherzgedichten spiegelt. Besonders die Abneigung gegen alles Französische tritt schon hier in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts bestimmt hervor.

** Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. VI, 9—47.

gezogen, so in jüngster Zeit noch der Graf St. Priest in seinen Études diplomatiques et littéraires, der nicht allein alles Mögliche combinirt, um auf Friedrich die ganze Schuld dieser Theilung zu wälzen, sondern ihn auch direct beschuldigt, dass er schliesslich noch die Verantwortlichkeit Anderen zuzuschieben und die Nachwelt zu täuschen gesucht habe.* Nicht viel besser ist Frédéric de Smitt in seiner Schrift Frédéric second, Catherine et le Partage de la Pologne verfahren; auch er hält es für erlaubt, Friedrichs klaren Bericht einfach bei Seite zu schieben und seine eigenen historischen Phantasieen an die Stelle zu setzen.** Diese letztere Arbeit erschien gewissermassen als Entgegnung auf K. v. Schlözers Untersuchung, nachdem die academische Ausgabe der Werke Friedrichs bereits vollendet war; nirgends aber ist zu bemerken, dass Smitt sie in ausgiebiger Weise benutzt, dass er u. A. die historische Erzählung des Königs und seine bezüglichen Aeusserungen in der Correspondenz mit dem Prinzen Heinrich, mit Voltaire und mit d'Alembert*** verglichen und auf ihre innere Uebereinstimmung geprüft habe. Eben diese ist vorhanden und spricht ebenfalls für Friedrichs Glaubwürdigkeit.

Darnach stellt sich die Genesis der ersten Theilung Polens in nuce etwa so: Den Gedanken einer Theilung, der damals in der politischen Atmosphäre lag, brachte Friedrich durch das Pseudo-Lynar'sche Project vom Jahre 1769 zum ersten Male so zu sagen auf das diplomatische Forum. Es war mehr ein leiser politischer Fühler Russland gegenüber

* Études diplomatiques et littéraires par Alexis de S. Priest Paris 1850, I, 24: „Frédéric — a heureusement atteint son but Puis, avec autant d'art que de bonheur, il a détourné de lui la responsabilité et le soupçon, et les a rejetés sur d'autres; même il a cherché à donner le change à la postérité". Vergl. S. 243—246.

** Frédéric II, Catherine et le partage de la Pologne par Frédéric de Smitt, Paris 1861. Vergl. besonders I, 87.

*** Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. XXVI, 320 ff.; XXIII, 225 228. 257 288. Die Stelle in der Correspondenz mit d'Alembert aus einem Briefe vom 26. März 1780 ist fast immer übersehen worden, sie findet sich Oeuvres de Frédéric l. G. XXV, 145.

als ein reeller, definitiv entworfener Plan. Die Aufnahme desselben von Seiten Panins war dem entsprechend, ein Gemisch von politischer Phantasterei und schlauer Zurückhaltung. Der König liess das Project ganz fallen. Die Besetzung der polnischen Starosteien Zips und Sandek durch die Oesterreicher im Jahre 1770 rief es wieder zum Leben. Russland regte den Gedanken einer Theilung von Neuem an und Friedrich ergriff ihn schliesslich hauptsächlich auf des Prinzen Heinrich Drängen mit vollstem Eifer, weil er in ihm zugleich die einzige Möglichkeit sah, die politischen Verwicklungen zu lösen, in denen Russland Polen, der Türkei und Oesterreich gegenüber verstrickt war und in die Preussen jeden Augenblick mit hinein gezogen werden konnte. Der Gefahr eines allgemeinen Krieges konnte nur durch die Theilung Polens vorgebeugt werden, hier allein konnte Russland Entschädigung für die Opfer des Türkenkrieges erhalten, ohne mit Oesterreich zu collidiren. Preussen und Russland schlossen einen Theilungsvertrag ab, Oesterreich, das auf andere Erwerbungen entweder an der Donau oder am liebsten in Schlesien speculirte, hielt sich zwar Anfangs zurück, trat aber schliesslich doch bei. Es hat sich dann bekanntlich mit seinen Forderungen nicht etwa bescheiden zurückgestellt, Russland erhielt das Dreifache, Oesterreich das Doppelte des preussischen Ländertheils.

In dem ganzen Berichte Friedrichs hierüber findet sich freilich keine Spur eines Versuches, den Theilungsact rechtlich rechtfertigen zu wollen; er betont einfach nur die unabweisliche politische Nothwendigkeit und die für sein Land daraus resultirenden grossen Vortheile. Er hat seine Thätigkeit in dieser Affaire einmal gleichsam zum Hohne aller politischen Ideologie und Sentimentalität mit recht schroffen Ausdrücken characterisirt: „Je saisis, heisst es im Avant-propos der Mémoires de 1763 jusqu'à 1775, par les cheveux l'occasion qui se présentait et à force de négocier et d'intriguer, je parvins à indemniser notre monarchie de ses pertes passées en incorporant la Prusse polonaise avec mes anciennes provinces“.*

* S. Oeuvres de Frédéric l. G. VI, 7

G. Waitz* hat dies eine erschreckende Offenheit genannt, mag sein; wir sehen darin nur die Erfüllung des ersten Gesetzes aller Geschichtsschreibung, der reinen, unbedingten Wahrheit allein die Ehre zu geben.

In jüngster Zeit hat sich die historische Forschung wieder mit Vorliebe auf die polnische Theilungsfrage geworfen und es ist merkwürdig genug, dass ihre Resultate die Richtigkeit der Darstellung Friedrichs durchweg bestätigen.** Auch in Einzelnheiten. So hat Friedrich das Verhältniss Preussens und Russlands bei ihrer polnischen Intervention, die sich auf zwei Hauptdesiderien, die Verfassungs- und die Dissidentenfrage stützte, völlig wahrheitsgetreu gezeichnet. Die erstere, die Verhinderung jeder Verfassungsreform, urgirte Friedrich allein, denn ihn bedrohte zunächst die höchste Gefahr, wenn Polen sich aus seiner Anarchie je erhob. Das hat auch die Untersuchung M. Dunckers erwiesen.*** Ebenso haben das energische, oft übertrieben schroffe Auftreten Russlands für die religiöse und staatsbürgerliche Gleichstellung der Dissidenten und die zur Mässigung mahnende, reservirtere Haltung Friedrichs Dunckers und Ssolowjoffs Arbeiten bestätigt.† Ferner die Angabe des Königs,†† Oesterreich habe seine

---

* G. Waitz in den Götting. Gelehrten Anzeigen 1850 S. 707 gelegentlich einer kurzen Recension der Academischen Ausgabe von Friedrichs Werken. Vergl. die Aufsätze von Waitz über die erste polnische Theilung in Sybels historischer Zeitschrift III, 1 ff. und VI, 1 ff

** In der jüngsten Untersuchung von A. Beer über diese vielverhandelte Frage Die erste Theilung Polens Wien 1873 erklärt derselbe mit vollem Recht Band I, S. VIII: „Die Einflussnahme einer jeden der drei Mächte auf die Theilung dürfte nun vollkommen sichergestellt sein und die Historiker hätten sich viel Mühe und Arbeit sparen können, wenn sie den Angaben Friedrichs mehr Glauben geschenkt hätten, denn diese werden durch die angestellten Untersuchungen in jeder Beziehung bestätigt".

*** M. Duncker Die Besitzergreifung von Westpreussen in der Zeitschrift für preussische Geschichte und Landeskunde Jahrgang 1872, S. 12 und 13.

† M. Duncker a. a. O. S. 11 ff. Vergl. Ssolowjoff Geschichte des Falles von Polen. Deutsche Uebersetzung 1866. S. 22 ff.

†† Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. VI, 36–38.

ersten vertraulichen Anerbietungen im April 1771 bezüglich einer Theilung Polens zurückgewiesen und die Besetzung der Starosteien keineswegs als definitiv hingestellt, er habe jedoch diese Ablehnung Russland nicht mitgetheilt, vielmehr eine günstige Aufnahme der Propositionen gemeldet, nur um mit Russland wenigstens schnell ein Uebereinkommen zu treffen, haben erst A. Beers umfangreiche Untersuchungen über die erste Theilung Polens in volles Licht gesetzt. Duncker hatte noch trotz Friedrichs bestimmter Erklärung, dass er somit der Wahrheit geschickt aus dem Wege gegangen sei, angenommen, Oesterreich habe seine Rechte auf die besetzten Starosteien unbedingt festgehalten und der König habe demnach keine Unwahrheit nach Petersburg gemeldet.* A. Beer hat zum Theil auf Grund der von ihm publicirten Correspondenz der kaiserlich österreichischen Majestäten mit König Stanislaus die Mittheilung Friedrichs durchaus bestätigt.** Der österreichische Gesandte in Berlin, van Swieten, hatte in der That Friedrich erklärt, Oesterreich sei keineswegs abgeneigt, die besetzten Gebiete zurückzustellen, wenn Polen bessere Beweise bringe. Aehnlich hatte sich Maria Theresia in einem Briefe vom 26. Januar 1771 an den König von Polen geäussert.*** In Wirklichkeit dachte Oesterreich bekanntlich gar nicht daran, es hatte die genannten Starosteien bereits förmlich incorporirt.† Friedrich hatte somit doch das Richtige getroffen. So kann man ihn bis in die kleinsten Details dieser ungemein verwickelten, diplomatischen Verhandlungen controliren und findet immer wieder die Richtigkeit seines historischen Berichts bestätigt. Nur soll und kann man freilich von ihm nicht volle, objective und ausführliche, erschöpfende Wahrheit verlangen, er theilt den Verlauf der Dinge so mit, wie er ihn ansieht, ohne Umschweif, ohne Rückhalt. Wenn hin und wieder ein nach unserer Meinung bedeutsamer Umstand, eine folgenreiche Begebenheit in seiner Darstellung nicht genügend, nicht scharf hervortritt, so liegt

* M. Duncker a. a. O. S. 77 ff.

** A. Beer Die erste Theilung Polens II, 66.

*** A. Beer a. a. O. III, 86.

† Vergl. Duncker a. a. O. S. 71 u. A. Beer a. a. O. II, 49.

dies allein in der gegentheiligen Ansicht Friedrichs, er hielt die Sache eben nicht für bedeutend und ignorirte sie desshalb. So hat er in jener polnischen Theilungsfrage die Wirksamkeit des Prinzen Heinrich speciell am Petersburger Hofe im Winter von 1770 auf 71, die einer besonderen Untersuchung wohl noch werth wäre, viel zu wenig berücksichtigt und dennoch scheint sie nach den von Duncker aus dem Geheimen Staatsarchiv mitgetheilten Briefen Heinrichs von grossem Umfang und Einfluss auch auf Friedrichs Entscheidungen gewesen zu sein.*

* Vergl. M. Duncker a. a. O. S. 46. 58 ff. 72. 76. A. Beer hat merkwürdiger Weise diese wichtigen Briefe übersehen. S. I p. VII Note

Erst nach Vollendung der vorliegenden Abhandlung erschien im März-Aprilheft der Zeitschrift für Preussische Geschichte und Landeskunde Jahrgang 1874 der Aufsatz von Fr. Preuss: Die erste Theilung Polens und die Memoiren Friedrichs des Grossen. Ich glaube nicht, dass aus einer derartig bis ins Kleinste getriebenen Prüfung der geschichtlichen Arbeiten Friedrichs, wie sie hier von Preuss zum Theil vorgenommen ist, ein besondrer Nutzen erspriesst. Preuss muss zugestehen, dass „im Ganzen Friedrichs politische Parteistellung dem Character seiner Erzählung keinen Eintrag gethan habe, ruhig und objectiv sei der ganze Verlauf des Ereignisses dargestellt“. S. 240. Die äusserst wenigen Fälle, in denen Preuss glaubt, Friedrich Einseitigkeit vorwerfen zu dürfen, sind selbst noch zu reduciren. So nimmt Preuss an (S. 139) dass Friedrich absichtlich das Datum für den Abschluss des Allianzvertrages zwischen Preussen und Russland im April 1764 nicht gegeben habe, sondern nur die unbestimmte Notiz „dans le courant du mois de mars“ um auf den Leser den Eindruck hervorzurufen, als hätte seine geschickte Politik allein die günstige Wendung herbeigeführt, als hätten sich nun die Verhandlungen viel schneller und glatter abgewickelt, als thatsächlich geschehen war. Diese Annahme ist nur Hypothese, durch Nichts erwiesen. Dass hier ein Flüchtigkeitsversehen vorliege, ist weit wahrscheinlicher und natürlicher.

Die Note 3 auf S. 139 ist unrichtig, in den Memoiren liegt kein handschriftlicher Fehler vor. Aus Häussers Excerpten (Forschungen zur deutschen Geschichte IX, S. 137—141) kann Preuss ersehen, dass im Februar 1764 in der That das russische Contreproject des Allianzvertrages mit preussischen Amendements versehen von Berlin nach Petersburg zurückgesendet wurde.

Dass überall in der historischen Erzählung Friedrichs die preussische Politik in den Vordergrund tritt, die russische und gar die österreichische weniger berücksichtigt werden, ist sehr natürlich und

Eine erschöpfende Characteristik der historischen Schriften Friedrichs würde, wie wir es hier mit der polnischen Theilungsfrage versucht haben, so den ganzen Verlauf seiner geschichtlichen Darstellung in ihrer Uebereinstimmung mit den feststehenden Resultaten jetziger historischer Forschung zu vergleichen haben. Da würde sich manche Nachlässigkeit, manche Lücke, manche verkehrte Ansicht vielleicht finden, aber gewiss nirgends eine absichtliche Verdrehung des Thatbestandes, nirgends eine Verheimlichung der Wahrheit, nirgends vor Allem eine Beschönigung des eignen Thuns.

Der Wahrheit gegenüber kannte Friedrich keine Rücksicht, auch kein Standesinteresse. Wenn er in unsren Vorreden verspricht, die Fürsten zu zeichnen wie sie sind, ohne Vorliebe für seine Freunde und ohne Vorurtheil gegen seine Feinde, so hat er dieses Wort wahr gehalten und mit aller Strenge durchgeführt. Ich will nicht daran erinnern, wie er seiner erbittertsten Feindin, der Kaiserin Maria Theresia, gerecht zu werden gesucht hat, wie er ihren hohen Sinn und ihre Energie bereitwillig anerkennt,* der treffendste Beleg bleibt die Characteristik, die er uns in den Brandenburgischen Memoiren von seinen drei Vorgängern auf dem preussischen Königsthrone gibt.

---

leicht erklärlich Friedrich ist daraus ein Vorwurf nicht zu machen, ebenso wenig z. B daraus, dass er den Allianzvertrag vom Jahre 1764 in den Memoiren nicht genau und ausführlich wiedergibt. Er bemerkt dabei noch ausdrücklich: „Pour ne pas être trop verbeux, je me contenterai d'en rapporter en peu de mots la substance". Nebensächliches, Einflussloses übersieht der König stets. Von den historisch wichtigen, d. h. in der Folge der Ereignisse massgebend gewordenen Artikeln des Vertrages fehlt keiner.

Von Werth sind Preuss Versuche, eine Benutzung officieller Actenstücke in den Memoiren nachzuweisen, wie u. A. beim polnischen Theilungsvertrag vom 17. Februar 1772, S. 221 ff. Leider hat Preuss dagegen S. 195 unterlassen den Nachweis zu führen, dass Friedrich bei der Schilderung der Friedensverhandlungen zwischen Russland und der Pforte ein an ihn gerichtetes Memoire Katharinas II. benutzt habe.

Preuss ist ebenfalls die bedeutsame Theilnahme des Prinzen Heinrich an den polnischen Theilungsverhandlungen entgangen.

* Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. II, p. XXIV; IV, 9.

Wenn er in dem Glanzgemälde, das er mit Recht von der Regierung des grossen Kurfürsten entwirft, auch den Schatten nicht spart, seinen Jähzorn und sein weiblichem Einfluss oft zu offen stehendes Herz nicht vergisst,* so ist das Bild seines Grossvaters Friedrich I. mit den düstersten Farben gemalt und ein Lichtblick darin sehr selten. Ebenso wenig wie dort falsches Pathos, beseelt ihn hier gekünstelter Widerwille, die volle Antipathie gegen einen missarteten Fürsten bricht durch. „Das erste Gefühl, das ein Herrscher besitzen muss, sagt Friedrich im Antimacchiavell, ist die Liebe zum Vaterlande und der einzige Wille, der ihm ziemt, ist der, etwas Nützliches und Grosses für das Wohl des Staates zu schaffen".** Die leere Grösse, der falsche Pomp, die zur Arbeit weder geschaffne noch geneigte Natur dieses Fürsten war das Gegenbild seines Herrscherideals. Es ist weniger die verkehrte äussere Politik Friedrichs I., die statt im Norden und Osten im Westen nur für Oesterreichs Vortheil operirte, als der unsagbare Jammer der inneren Verwaltung, der seinen Tadel reizt. Hier stand Friedrich im denkbar schärfsten Gegensatz und in schneidenden Worten drückt er ihn aus. Er reisst die falschen Flitter eitler Hofpracht herab und weist auf das von der Pest und dem Hunger verwüstete Ostpreussen, „dem Hülfe zu gewähren der grossmüthige Fürst nicht geruhte".*** Der überaus bittre Ton der ganzen Characteristik verräth das echte, tief beleidigte Gefühl Friedrichs. Er fasst sein Urtheil in den vernichtenden Worten zusammen: „enfin il était grand dans les petites choses et petit dans les grandes".† Eben auf dem Gebiete der inneren Verwaltung, das Friedrich I. total vernachlässigt hatte, entwickelte sein Sohn Friedrich Wilhelm I. seine gewaltige, in alle Details eindringende Arbeitskraft. Hier lernte, wenn auch zuerst noch widerwillig, Friedrich die wahre Grösse seines Vaters

* Vergl. Oeuvres de Frédéric I. G. I, 90. 95.
** S. Oeuvres de Frédéric I. G. VIII, 221
*** S Oeuvres de Frédéric I. G. I, 124
† S. Oeuvres de Frédéric I. G. I, 124.

begreifen.* Die volle, klare und reife Erkenntniss, was die Arbeit seines Vaters werth sei, was sie für den Staat bedeute, verräth erst die Characteristik desselben in den Brandenburgischen Memoiren. Da definirt er genau das Heroenthum Friedrich Wilhelms: „Il pensait, sagt er von ihm, que le courage d'esprit si nécessaire pour réformer des abus et pour introduire des nouveautés utiles dans un gouvernement, était préférable à cette valeur de tempérament, qui fait affronter les plus grands dangers".** Dass er erst die Finanz- und Wehrkraft Preussens geschaffen, wird Friedrich nicht müde hervorzuheben. Durchweg zeigt er auch ein psychologisch feines Verständniss dieses seltnen, ihm vielfach ganz entgegengesetzten Characters. Vor seiner kindlichen Pietät verloren die schroffen Eigenthümlichkeiten des Vaters ihre Bedeutung, er wusste auch hier das Wesentliche, den edlen und grossen Sinn, von dem Unwesentlichen, der rauhen, ungefügen Form des Aeussern, zu scheiden. So war es ihm möglich, über seinen eignen, furchtbaren Conflict mit dem Vater ein versöhnendes, hochherziges Wort zu sprechen, das nichts Gemachtes an sich trägt.*** Es ist das Urtheil der Gegenwart, das Friedrich im Wesentlichen mit dieser Characteristik bereits anticipirt hat. Das Zerrbild, das die Markgräfin von Baireuth von ihrem Vater gezeichnet, hat lange die historische Auffassung beeinflusst und beherrscht; das weit einsichts- und werthvollere Zeugniss Friedrichs machte eben seine schlichte Wahrheit verdächtig. Droysens Untersuchungen

* U. A. in einem Briefe datirt von einer ostpreussischen Inspectionsreise im Juli 1739 und an Voltaire gerichtet, weiss er nicht hoch genug des Vaters thätige Fürsorge für die Interessen des Landes zu schätzen. Er bemerkt darüber: „J'ai trouvé, je ne sais quoi de si héroique dans la manière généreuse et laborieuse dont le Roi s'y est pris pour rendre ce désert habité" etc. S. Oeuvres de Frédéric l. G. XXI, 304

** S. Oeuvres de Frédéric l. G I, 144.

*** „Nous avons de même passé sous silence les chagrins domestiques de ce grand prince: on doit avoir quelque indulgence pour la faute des enfants en faveur des vertus d'un tel père". S. Oeuvres de Frédéric l G. I, 174.

verdanken wir es vor Allem, dass es wieder zu Ehren gekommen.

Vergleicht man damit deutsche zeitgeschichtliche Arbeiten jener Epoche, etwa Fassmann, so ist es erstaunlich, wie weit sie Friedrich an Grösse der Gesichtspunkte, Frische und Geniessbarkeit der Darstellung, an historischer Treue und Glaubwürdigkeit überragt. Er hat darin zu dem günstigen Einfluss französischer Geistesbildung das Beste seines eignen Wesens und seines Volkes zu fügen gewusst. Leider trat eine wirkliche Assimilation nicht ein. Die fremden Bildungselemente bestanden selbständig fort, sie verschmolzen nicht in einer characteristischen nationalen Geistesanlage zu einem harmonischen Ganzen. Es gelang Friedrich nicht, wie z. B. Lessing oder Goethe, sie innerlich zu verarbeiten, sie nur als fördernde, hebende Kräfte für die Entwicklung der angebornen Anlagen zu verwerthen. Der nationale Geist wirkte als unbewusstes Element und vermochte desshalb nicht sie beherrschend zusammenzufassen. Die verkehrte Jugenderziehung Friedrichs trägt sicher daran wesentliche Schuld. Daher stammt das Abgerissene, Unvermittelte in Friedrichs Bildung und Schriftstellerei; seine unklare Mittelstellung zwischen der deutschen und französischen Litteratur ist für seine litterarische Wirkung und seinen Ruf verhängnissvoll geworden. Man kann sich nicht ungestraft litterarisch als Franzose und politisch als Deutscher fühlen.

Es bleibt uns noch übrig, Friedrichs Wahrheitsliebe in seinen historischen Schriften nach einer Seite hin zu prüfen, in seiner Strenge gegen sich selbst. Eben diesen Gesichtspunkt hebt er in dem anschliessenden Theile unsrer Vorreden noch bestimmt hervor, weniger klar in der ersten Redaction. Eine fast dramatische Belebtheit des Stils zeichnet dieselbe allerdings aus, doch ist der Gedankengang nicht so durchsichtig und vermittelt wie in der zweiten. Der Ausdruck ist gänzlich verändert, daher würde eine Gegenüberstellung des Wortlautes kaum von Interesse sein. In beiden Vorreden geht Friedrich davon aus, dass er seine Person nur wenn es absolut nothwendig sei, in der historischen Darstellung hervortreten lassen wolle und fügt in der zweiten noch hinzu,

dass er darin dem Beispiele Cäsars folgen und von sich selbst nur in der dritten Person sprechen wolle. Merkwürdig verschieden ist die Motivirung hierfür. In der ersten Redaction: kein Mensch, wer er auch sei, verdiene, dass sich die Aufmerksamkeit künftiger Zeiten auf ihn lenke. Man beachte, wie schief, wie phrasenhaft das herauskommt bei einem jungen König, der, wie aus seiner Correspondenz zumal mit Jordan hervorgeht,* von der Begierde, sich einen glänzenden Namen und dauernden Nachruhm zu erringen, bald verzehrt wurde. In der zweiten Redaction führt er eine äussere Rücksicht als erklärendes Motiv an, er will das Gehässige des Egoismus vermeiden. In den Avant-propos zur Histoire de la guerre de sept ans** und zu den Mémoires de 1763 jusqu'à 1775,*** wo er ebenfalls wieder das Beispiel Cäsars heranzieht, bemerkt er, ein fortwährendes Hervordrängen seiner Persönlichkeit wäre ihm unerträglich gewesen. Beide Erklärungen, jene mehr objectiver, diese mehr subjectiver Art sind der Sache wirklich angemessen. Das Ganze dürfte leicht einer oberflächlichen Betrachtung als nichtig erscheinen; es zeigt indess nicht blos den streng bescheidnen Sinn Friedrichs, diese Annahme der dritten Person, dieses Verwandeln des je in le Roi u. s. w. verwischte auch die persönlichen Beziehungen des Autors zu seinem Werke und verlieh der Erzählung, wie Ranke richtig bemerkt,† ein wesentlich verändertes Colorit.

In der ersten Vorrede weist alsdann Friedrich auf die gewöhnliche Differenz des Urtheils hin, das Mit- und Nachwelt über einen Fürsten fällen, jenes schmeichle, dieses sei in seiner Wahrheit oft zu streng. Darum beurtheile sich Jeder selbst schon in seinem Leben möglichst streng, der Fürst suche allein das wahre Wohl seines Volkes. Den ersten Gedanken hat die zweite Vorrede als überflüssig ganz hin-

* Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. XVII, 89. 91. 96. 258.

** „J'ai été si excédé du Je et du Moi que je me suis décidé à parler en troisième personne de ce qui me regarde. Il m'aurait été insupportable dans un aussi long ouvrage de parler toujours de moi en mon propre nom“ S. Oeuvres de Frédéric l. G. IV, p. XIX.

*** Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. VI, 8.

† Ranke Abhandlungen und Versuche S. 119

weggelassen, dem zweiten gibt sie einen Zusatz, den man dem ersten Anschein nach eher in der ersten Redaction vermuthen sollte. Das wahre Verdienst eines Fürsten, heisst es da, das Maass also, nachdem er sich selbst messen solle, bestehe nicht blos in aufrichtiger Hingabe an das Gemeinwohl, sondern auch in der Liebe zum Vaterlande und zum Ruhm. Friedrich fühlt selbst das Auffallende dieser letzten Bemerkung, er definirt sogleich die Ruhmliebe als den glücklichen Instinct, der den Menschen mit der Begierde nach einem guten Namen erfülle, der ihn aus der Unthätigkeit zum nützlichen und löblichen Handeln führe.* Es ist dies das klare Residuum seines dunklen, jugendlichen Dranges nach Ruhm und Unsterblichkeit. Eben auf dieser klaren Erkenntniss seiner selbst und seines Berufes basirt die Strenge gegen sich selbst, die sich bei Friedrich im practischen Leben in die starre Erfüllung seiner königlichen Pflichten umsetzte. In seinen historischen Schriften beweist er sie durch offne, unbemäntelte Darlegung aller Motive, die ihn zum Handeln bestimmten. Ich erinnere nur an das klare, von Voltaire später verleumdete** Exposé über die Eröffnung des Krieges gegen Oesterreich im Winter 1740. Da ist auch nicht der leiseste Versuch, irgend Etwas zu seinen Gunsten zu deuteln und zu drehen. Von seinen Rechten auf Schlesien ist wenig die Rede, er setzt ihre Existenz voraus. Nur aus der momentan günstigen politischen Situation erklärt er seinen folgenschweren Entschluss.***

---

* Genau denselben Gedanken finden wir im Discours sur les Satiriques, der mitten unter den Drangsalen des siebenjährigen Krieges von Friedrich verfasst wurde. „L'amour de la vraie gloire, bemerkt er dort, est le principe des actions héroïques et de tout ce qui s'est fait d'utile dans le monde“ Weiterhin: „Ce désir de s'immortaliser est le mobile de nos travaux et de toutes nos belles actions“. S. Oeuvres de Frédéric l. G. IX, 50.

** Vergl. Vie privée du Roi de Prusse ou Mémoires pour servir à la vie de Mr. de Voltaire écrits par lui-même. A Amsterdam 1785. p. 25.

*** Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G II, 50 ff. S. 55 heisst es: „Ajoutez à ces raisons une armée toute prête d'agir, des fonds tout trouvés, et peut-être l'envie de se faire un nom: tout cela fut cause de la guerre que le Roi déclara à Marie-Thérèse d'Autriche, reine de Hongrie et de Bohême“.

Auch die unnachsichtliche Kritik seiner Schwächen und Fehler vornehmlich in der Kriegsführung beweist Friedrichs Strenge gegen sich selbst. Die Geschichte seiner Feldzüge, vor Allem die Histoire de mon temps ist reich an Beispielen,* am bekanntesten ist wohl die Kritik seiner Campagne vom Jahre 1744, in der er den österreichischen General Traun rückhaltslos als seinen strategischen Lehrmeister bezeichnet.** Mit Recht hat A. Boretius bei dieser Gelegenheit gegen den stehenden Vergleich Friedrichs mit Cäsar polemisirt;*** bei Cäsar findet sich Nichts von dieser Selbstkritik, dieser bescheidnen Zurückhaltung, überhaupt nichts von einem Suchen und Streben nach reiner Wahrheit. Er rechnet in seinen Commentarien gar oft auf die Leichtgläubigkeit und Leichtfertigkeit seiner Leser. In Friedrichs historischen Schriften ist die Wahrheit Ziel und Gesetz. Darum hat er sie auch in unsern Vorreden am Schlusse seiner Erörterungen, wie er Geschichte schreiben wolle, besonders hervorgehoben. Damit schliesst auch die Reihe der von Friedrich selbst für eine Beurtheilung seiner geschichtlichen Arbeiten gegebenen Gesichtspunkte.

Die folgenden Partien unsrer Avant-propos sind für unsre Untersuchung nicht mehr von demselben unmittelbaren Werth wie die bisher behandelten und wir werden uns demnach über sie kürzer fassen können. Sie sind vorzugsweise von Wichtigkeit, will man Friedrichs politische Bildung und Gesinnung kennen lernen. Für unsern Zweck sind sie nach zwei Seiten hin nicht ohne Bedeutung. Sie fügen sich einerseits durchaus harmonisch in den Gesammtton beider Redactionen. Hier frische, flüssige Diction, nicht immer scharfe, präcise Fassung des Gedankens, hin und wieder ein unbegründetes, gewagtes Urtheil, dort klarer, gemessener Ausdruck, der den Gedanken zu erschöpfen sucht, jede Ansicht motivirt

* Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. II, 76 und 77. 124; III, 76 ff. 117. 140. 168 ff.

** „Le roi est convenu lui-même, qu'il regardait cette campagne comme son école de l'art de la guerre et M. de Traun comme son précepteur". S. Oeuvres de Frédéric l. G. III, 77.

*** A. Boretius Friedrich der Grosse in seinen Schriften S. 29.

und wohlerwogen, wenn irgend möglich durch historische Beispiele gestützt und erläutert. Hier setzt die andre Seite ein, nach der hin dieser Theil unsrer Vorreden für uns von Interesse ist. Der zweite Avant-propos besonders beweist uns, welchen Werth Friedrich dem Studium der Geschichte beimass und wie er es verstand, dasselbe für die grosse Praxis des staatlichen Lebens fruchtbringend zu verwerthen, zum sichern Unterbau seines politischen Denkens und Handelns zu schaffen. Gegenüber der ersten Vorrede fällt in der zweiten vor Allem der Reichthum an historischen Beispielen ins Auge; es ist unverkennbar, dass zwischen beiden Redactionen ein intensiv betriebenes Studium der Geschichte liegt.

Holen wir z. B. jetzt noch die früher übergangene Partie unsrer Vorreden nach, in der Friedrich die Wahl der Zeitgeschichte als seines historischen Stoffes motivirt. In der ersten Redaction wagt er noch rundweg die Behauptung, seit dem Sturze des römischen Reiches gebe es keine Epoche der Geschichte, die sich mit jener messen könne, welche vom Tode Karls VI. einsetze. Die historische Wichtigkeit dieses Zeitpunktes ist dadurch nicht blos übertrieben, sondern sie ist auch in ihrem Wesen nicht einmal richtig erkannt und gezeichnet. Sie beruhte, wie wir bereits hervorhoben, weniger in der Aenderung der österreichischen als der preussischen Machtstellung und mit mehr Recht dürfte man die Thronbesteigung Friedrichs als den Anfangspunkt der neuen Aera bezeichnen. Bei der zweiten Redaction sind Friedrich offenbar starke Bedenken über jenes leichte Urtheil gekommen, er häuft förmlich zum Ersatz dafür geschichtliche Beispiele. Nun sind der Fall des oströmischen Reiches, die Regierung eines Karls des Grossen und Karls V., der dreissigjährige und der spanische Erbfolgekrieg doch historische Epochen, die an Grösse und Bedeutung den Vergleich mit seiner ereignissvollen Zeit wohl aushalten. Durchaus am passenden Ort hat Friedrich in der zweiten Redaction dann auch die Wichtigkeit jenes historischen Moments vom Jahre 1740 näher präcisirt, nur dass er dabei auf die Krisis Oesterreichs zu ausschliesslich Gewicht legt. In seinen politischen Berechnungen spielte dieselbe allerdings von früh an eine entscheidende

Rolle, bereits in seinen Considérations sur l'état présent etc. bezeichnet er offen das Ableben Kaiser Karls als den zukünftigen Wendepunkt der europäischen Politik.*

In ähnlicher, aber noch entschiedenerer Weise, sowohl was äussere Form wie inneren Gehalt anbetrifft, weisen die Schlusspartien unsrer Vorreden den eminenten Fortschritt in Friedrichs geistiger Bildung nach. Trotzdem hier hin und wieder die Ausdrücke der ersten Redaction auch in der zweiten anklingen, so ist dennoch in der letzteren im Ganzen der Wortlaut so verschieden, der gleiche Gedankeninhalt um so viel klarer und ausführlicher verarbeitet, dass eine Gegenüberstellung beider Texte keinen wesentlichen Vortheil dafür bieten würde, Friedrichs stilistisches Arbeiten im Einzelnen anschaulich zu machen. Dasselbe ist auch, wie ich glaube, im Vorhergehenden hinlänglich illustrirt worden. Ich will nur auf Eins dabei aufmerksam machen. Die innere Klarheit des Ausdrucks und des Gedankens bedingt gewissermassen auch eine vornehmere, reservirtere Haltung des Stils. In der ersten Redaction steht Friedrich noch in directem Verkehr mit seinen Lesern, er apostrophirt sie: „Vous verrez, heisst es da, dans cet ouvrage des traités faits et rompus; et je dois vous dire, à ce sujet, que nous sommes subordonnés à nos moyens et à nos facultés". Man vergleiche damit den entsprechenden Satz des zweiten Avant-propos: „La postérité verra peut-être avec surprise dans ces Mémoires les récits de traités faits et rompus: quoique ces exemples soient communs dans l'histoire, cela ne justifierait point l'auteur de cet ouvrage, s'il n'avait d'autres raisons meilleures pour excuser sa conduite". Derselbe Unterschied des Tons zieht sich durch die gesammte Schlusspartie beider Avant-propos in sehr bemerkbarer Weise fort, hier noch eine gewisse unruhige Lebhaftigkeit, dort klare, gemessene Besonnenheit.

Der König erörtert hier einige grosse Fragen der Politik, die Zu- oder Unzulässigkeit zweier politischer Extreme, des Vertragsbruches und des Krieges. Unter all den Interessen, und Motiven, die er dabei in Betracht zieht, steht das der

* Vergl. Oeuvres de Frédéric I. G. VIII, 16 und 17

Menschlichkeit nicht hintenan. Man könnte die erste Redaction eine Bekenntnissschrift nach der Art des Antimacchiavell nennen, die zweite einen politischen Katechismus im grossen Stile. Er ist aus einer practischen Erfahrung ohne Gleichen geflossen und durch ein einsichtsvolles historisches Urtheil begründet und gestützt.

Von besonderem Interesse sind Friedrichs Auseinandersetzungen über den Vertragsbruch. In der ersten Vorrede findet er im Allgemeinen denselben zulässig, wenn der betreffende Vertrag Gefahr für die Wohlfahrt des Landes bringe. In der zweiten formulirt er bestimmt vier Fälle, die einen Vertragsbruch motiviren können und betont vor Allem dabei einen Punkt, der in der ersten Redaction gänzlich fehlt, die finanzielle Erschöpfung des Staates. In wie weit gute Finanzen eine unerlässliche Vorbedingung für jede politische Action seien, wusste Friedrich speciell zu schätzen; im siebenjährigen Kriege zumal hatte er erfahren. wie eng sie mit der Existenz des Staates überhaupt verknüpft sind. Er war nicht blos ein grosser politischer, sondern auch ein grosser finanzieller Rechenmeister nach dem Vorbilde seines Vaters geworden. Ebenso fehlen in der ersten Vorrede die geschichtlichen Beispiele. die Friedrich in der zweiten nicht ohne Glück verwandt hat. Ganz besonders frappant ist das aus der englischen Geschichte entnommene. Bei jener widernatürlichen Allianz der Stuarts mit Ludwig XIV. standen in der That alle englischen Interessen auf dem Spiele, der Bruch derselben war eine nationale That im vollsten Sinne des Worts. In beiden Vorreden entwickelt Friedrich auch den Unterschied zwischen dem Ehrenworte eines Fürsten und eines Privatmannes, nur in der zweiten ausführlicher und bestimmter; dagegen fehlt gewiss nicht ohne Grund der aus der Chirurgie entlehnte schiefe und ziemlich triviale Vergleich. In beiden Fällen schliesst Friedrich seine Betrachtungen damit, dass er feststellt, jeder Vertragsbruch wie überhaupt jede Handlung eines Fürsten sei nach den begleitenden Umständen zu beurtheilen, nicht schlechtweg zu verurtheilen, wie das grosse Publicum liebe. Alle diese Gedanken kehren in einem Briefe an Jordan

wieder,* aus dem Lager von Kuttenberg vom 15. Juni 1742 datirt und mit offenbarem Bezug auf den Frieden von Breslau geschrieben. Aehnliche Reflexionen stellt Friedrich bereits im Antimacchiavell an,** er statuirt dort bereits die Zulässigkeit des Vertragsbruches unter gewissen Umständen.

Man sieht auch hier wieder, wie Friedrich zu allen grossen Fragen, die die Menschheit und den Einzelnen bewegen, bereits bestimmte Stellung genommen hatte, als er den Thron bestieg, wie er mit seiner Bildung im Ganzen innerlich fertig und abgeschlossen die Erbschaft seines Vaters antrat. Die Grundanschauungen und Principien bleiben dieselben, interessant ist nur, wie er ihren Kreis im Einzelnen allmälig erweitert oder beschränkt und wie er zu immer sicherer Klarheit der Anschauung sich durchringt. Die letztere hat nothwendiger Weise dann auch die grössere Klarheit der Form und des Ausdrucks im Gefolge.

Ganz dieselbe Beobachtung ist auch im letzten Abschnitt unsrer Vorreden zu machen, in dem Friedrich gegen frivole Kriege eifert. Auch hier tritt in der zweiten Redaction wieder ein eminent practischer Gesichtspunkt in den Vordergrund. Die Erfolge eines Krieges sind viel zu gering, als

---

* S. Oeuvres de Frédéric l. G. XVII, 226. Es heisst hier u. A: „Je demande si, dans un cas où je prévois la ruine de mon armée, l'épuisement de mes trésors, la perte de mes conquêtes, le dépeuplement de l'État, le malheur de mes peuples et, en un mot, toutes les mauvaises fortunes auxquelles exposent le hasard des armes et la duplicité des politiques, je demande si dans un cas semblable, un souverain n'a pas raison de se garantir par une sage retraite d'un naufrage certain ou d'un péril évident — Je réponds — que après tout un particulier a de tout autres raisons pour être honnête homme qu'un souverain. Chez un particulier il ne s'agit que de l'avantage de son individu; il le doit constamment sacrifier au bien de la société. Ainsi l'observation rigide de la morale lui devient un devoir, la règle étant: Il vaut mieux, qu'un homme souffre que si tout le peuple périssait. Chez un souverain l'avantage d'une grande nation fait son objet; c'est son devoir de le procurer; pour y parvenir il doit se sacrifier lui-même, a plus forte raison ses engagements, lorsqu'ils commencent à devenir contraires au bien-être de ses peuples".

** Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. VIII, 249.



dass sie der colossalen Anstrengungen und Opfer lohnten. Man setze nicht Alles tollkühn aufs Spiel nur um zu gewinnen, sondern warte ruhig auf die günstige Gelegenheit, diese benutze man dann rasch und energisch. Das Ganze ist recht eigentlich die Signatur der preussischen Politik vom siebenjährigen Kriege bis zum Tode Friedrichs. In der ersten Redaction betont Friedrich mit besonderem Pathos das humanitäre Interesse; die Grundidee bleibt doch dieselbe, dass ein leichtfertig unternommener Krieg durchaus verwerflich sei. Er warnt die Fürsten eindringlich davor, indem er sie an den Wechsel alles menschlichen Glückes auch in der Völkergeschichte mahnt. Denselben Gedanken bis auf einzelne Wendungen genau enthält ein Brief an Algarotti,* der etwas früher als die erste Redaction im Mai 1742 geschrieben ist, vielleicht gerade in der Zeit, als der König am ersten Entwurfe seiner Histoire de mon temps arbeitete. Die unmittelbare Nähe des Krieges zwang ihn damals zu solchen ernsten Reflexionen.

Gerade hier, meint Friedrich, sei ein eifriges Geschichtsstudium ein vorzügliches Mittel, vor jeder Ueberhebung zu wahren, die practischen Erfahrungen eines Fürsten zu ergänzen und zu stützen und er legt daher am Schluss unsrer Vorreden dasselbe auch jedem Souverän dringend an das Herz. Die Moral der Geschichte ist es, die ihm als das werthvollste Resultat historischer Studien gilt. „Die Geschichte liefert Beispiele für Alles,** sagt er einmal, daher soll sie Jeder studiren“. Er hat diesen Gesichtspunkt zu verschiedenen Malen ausführlich betont und je nach den Umständen variirt,***

* S. Oeuvres de Frédéric I. G. XVIII, 45: „Quelles réflexions ne fournit pas la maison d'Autriche sur la destinée des grandes monarchies! Que si les malheurs des particuliers nous font entrer en nous-mêmes, combien plus l'infortune d'une famille et d'un État qui depuis quelques siècles, était en possession de donner des lois à la plus grande partie de l'Europe chrétienne etc.“

** S Oeuvres de Frédéric I. G IX, 79

*** Vergl. Oeuvres de Frédéric I G I, p. L; VII, 100. 108. 111—116 126; VIII, 18 und 19. 259; IX, 37. 49. 69 und 80 175 und 176; XXVI, 91.

er hat sogar einmal selbst ein Beispiel statuirt, wie ein Lehrer der Geschichte an seinen Vortrag die directe Nutzanwendung anschliessen und seine Schüler dadurch sittlich erziehen solle.* Man wird nicht verkennen dürfen, dass Friedrich hierüber oft zu trocken und nüchtern geurtheilt hat, wenn er allen historischen Unterricht immer nur nach dem unmittelbaren, practischen Erfolge misst, den derselbe für die Gesinnung und die Handlungen des Einzelnen hat. Es steht das in engster Beziehung zu seiner Ansicht, dass die Vergangenheit nicht etwa um ihrer selbst willen für den Historiker von Interesse sei, sondern allein nur in ihren Relationen und Wirkungen auf die Gegenwart. Eben daraus musste sich consequenter Weise wiederum sein Grundsatz entwickeln, dass Zeitgeschichte in erster Linie ein würdiger Stoff des Historiographen sei. Auf dem Boden stand der Geschichtsschreiber in allernächster Beziehung zu den Ansichten und Bedürfnissen der Völker und der Einzelnen und konnte eben darum am anschaulichsten schildern, am eingreifendsten wirken. Eben desshalb stellte Friedrich auch das didactische Element in seinen eigenen historischen Schriften in den Vordergrund. Einmal indess, in seinem Discours préliminaire zu den Brandenburgischen Memoiren ist Friedrich der ganzen Bedeutung des Studiums der Geschichte gerecht geworden und seine Worte sind so schön, dass sie wohl verdienten von jedem Historiker behalten zu werden: „Pénétrer dans les temps. heisst es da, qui nous ont précédés, embrasser le monde entier avec toute l'étendue de son esprit c'est faire réellement des conquêtes sur l'ignorance et sur l'erreur, c'est

* S Oeuvres de Frédéric l. G. IX, 79 ff. „Il ne suffit pas que le professeur enseigne l'histoire; il faut chaque jour, la leçon finie, qu'il y ajoute une demi-heure pour interroger les jeunes gens sur le point d'histoire qu'il a traité, par où il fera accoucher leur esprit de réflexions soit morales soit politiques soit philosophiques; ce qui sera plus utile pour eux que tout ce qu'ils auront appris". So soll das Beispiel des Decius im Herzen der Schüler die Vaterlandsliebe entflammen, die Kreuzzüge Abscheu gegen den Aberglauben, die Bartholomäusnacht gegen den Fanatismus erwecken u. s. w.



avoir vécu dans tous les siècles et devenir en effet citoyen de tous les lieux et de tous les pays".*

Es scheinen mir schliesslich noch zwei Punkte in dem letzten Theile unsrer Vorreden beachtenswerth. Sie betreffen indessen nur Einzelnheiten, die mit dem Gange unsrer Untersuchung nicht im directen Zusammenhang stehen, sie können daher auch nur nachträglich erörtert werden.

Ueber den ersten können wir uns sehr kurz fassen. Er betrifft einen eigenthümlichen Einklang der Ansichten Voltaires und Friedrichs. Friedrich hatte in unserm Avant-propos einige politische Betrachtungen allgemeiner Natur eingeschoben, die eine sonderliche Beachtung kaum verdienen und im ersten Capitel der Histoire de mon temps, in der Generalrevue der politischen Lage Europas besser am Platze gewesen wären. Sie werden zum Theil auch dort wiederholt. Gelegentlich des ewigen Conflicts zwischen England und Frankreich, der beide Länder endlich ruiniren müsse, wendet sich Friedrich dann, wie wir gesehen haben, gegen jeden nutzlosen oder frivolen Krieg überhaupt. Fast dieselben Bemerkungen macht Voltaire in einem Briefe an den König vom 5. Februar 1747.** Er hatte sich ebenfalls mit der Geschichte des Jahres 1741 speciell beschäftigt und den Gesichtspunkt, unter dem er sie in diesem Briefe auffasst, erinnert sehr stark an die Betrach-

* S. Oeuvres de Frédéric l. G. I, p. L.

** S. Oeuvres de Frédéric l. G. XXII, 162. Es heisst hier u. A.: „J'ai tâché de considérer cette folie humaine un peu en philosophe. J'ai représenté l'Espagne et l'Angleterre dépensant cent millions à se faire la guerre pour quatre-vingt-quinze livres portées en compte; les nations détruisant réciproquement le commerce pour lequel elles combattent; la guerre au sujet de la pragmatique devenue comme une maladie qui change trois ou quatre fois de caractère et qui de fièvre devient paralysie et de paralysie convulsion; Rome, qui donne la bénédiction et qui ouvre ses portes aux têtes de deux armées ennemies en un même jour" etc. Ganz dieselben Gedanken finden wir in beiden Vorreden: die Gegenüberstellung von England und Spanien, der wechselseitige Ruin des Handels, der politische Schwindel der pragmatischen Sanction. Ueber Rom und die Curie fast dieselben Worte: „La capitale du monde s'ouvre au premier venu et le Pape bénit ceux qui le font contribuer".

tungen, die Friedrich über dieselbe Zeit in unsern Vorreden anstellt. Ob derselbe nun auf sichrer Reminiscenz an Friedrichs Urtheil oder auf ganz selbständig gewonnener Ansicht beruht, wer möchte das sicher entscheiden? Das Erstere erscheint mir das Wahrscheinlichere, da selbst einzelne Ausdrücke eine unverkennbare Aehnlichkeit zeigen. Das Ganze ist nur ein kleiner Beleg mehr für die Congenialität beider Naturen.

Eine zweite Gedankenreihe knüpft an eine einzelne Bemerkung Friedrichs in unsren Vorreden an. Nachdem er entschieden verlangt hat, man solle die Thaten eines Fürsten stets nach den begleitenden Umständen beurtheilen — wie wir schon oben erwähnten — fährt er in der ersten Redaction so fort: „Aber nur Wenige urtheilen so, das menschliche Geschlecht ist schafsmässig dumm (moutonnière), es folgt seinem Führer blind; wenn ein Mann von Geist ein Wort sagt, so genügt das, dass es tausend Narren wiederholen". Dies schroffe Urtheil ist in der zweiten Redaction sehr gemildert, besonders sind alle verletzenden Ausdrücke weggelassen. Friedrich spricht hier nur von den „jugements téméraires" des zeitgenössischen Publicums, das man aus politischen Rücksichten sehr oft nicht aufklären dürfe. Es genüge dann sich vor den Augen einer unparteiischen Nachwelt zu rechtfertigen. Mag man nun immerhin unter diesen urbanen Formen eine gewisse Rücksichtnahme auf das Publicum suchen, der Zug tiefer Menschen- und Weltverachtung ist doch auch unter ihnen sichtbar und erscheint dem Eingeweihten nur um so schneidender. Er tritt in seinen historischen Schriften öfter hervor, zuweilen nur in ganz kurzen, nebensächlichen Bemerkungen. So sagt Friedrich einmal, als er von der Stimmung der französischen Nation während des siebenjährigen Krieges spricht: „Le peuple, cet animal à beaucoup de langues et à peu d'yeux, se pleignait de la guerre".* und an einer andern Stelle: „l'espèce humaine n'est pas aussi raisonnable qu'on voudrait les persuader".** Kleinere geschichtliche Abhandlungen, wie u. A. die über den Aberglauben

* S. Oeuvres de Frédéric I. G. V, 104.
** S. Oeuvres de Frédéric I. G. III, 20.

und die Religion* athmen durchweg diesen Geist. Wollten wir alle Factoren klarlegen, die auf die Bildung desselben wirkten, so würde das weit über die Grenzen unsrer Untersuchung hinausgreifen. Für das Verständniss der inneren Entwicklung des Königs überhaupt, speciell seiner letzten Regierungsperioden ist dies eine der intimsten Fragen, die noch keiner seiner Biographen berührt hat. Auch G. Freytag hat sie kaum mehr als gestreift.** Die Correspondenz des Königs bietet vor Allem reiches Material dafür. Wie mir scheint, sind die Zeitabschnitte in der inneren Entwicklung jenes Characterzuges zu markiren, er steigert sich allmälig von einem zum andern. Als Zeugnisse aus der ersten Periode, die bis 1745 reicht, sind vor Allem Briefe an Jordan und Duhan zu verwerthen,*** gerade sie beschäftigen sich mit derselben Frage wie unsre Vorreden: mit dem Urtheil des grossen Publicums über die Handlungen eines Fürsten, hier speciell über seine beiden ersten schlesischen Kriege. Die Neigung, auf den gewöhnlichen Menschentross herabzusehen, ist eine Eigenthümlichkeit sehr vieler bedeutender und originaler Geister, die die Geschichte hundertmal bestätigt hat. Dazu treten noch die eigenartigen Verhältnisse der französischen Aufklärungslitteratur, in denen Friedrich mitten inne stand. Sie arbeitete für die grosse Masse und war doch froh, sich innerlich ihr gegenüber unendlich erhaben fühlen zu können. An Voltaire ist dieser Zug genau zu beobachten. Dazu kommen schliesslich noch für Friedrich die trüben, bittern Erfahrungen seiner Jugend, deren Erinnerung sich nie völlig verwischte. Das herzfressende Unglück aber schafft kein Menschenvertrauen. Das Jahr 1745 bildet einen wesentlichen Abschnitt; mit ihm begann nach dem Tode seiner liebsten Freunde Jordan und Kayserlingk, seines vertrauten Lehrers Duhan die beklagenswerthe Verödung seines Gemüthslebens, die ihn endlich völlig isolirte. Vom Jahre 1746 datirt jenes harte Wort in unserer ersten Vorrede, vom Winter 1748—49 le

* Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. I, 196—212.
** G. Freytag Bilder aus der deutschen Vergangenheit IV, 234 ff.
*** Vergl Oeuvres de Frédéric l. G. XVII, 236. 288

Mémoire de la Superstition et de la Religion. Diese zweite Periode reicht bis zu den furchtbaren Drangsalen des siebenjährigen Krieges, die jede andere Menschenkraft gebrochen hätten. Die Briefe an d'Argens* eröffnen die dritte. In erschütternder Weise offenbart sich in ihnen die düsterste Weltanschauung, die tiefste Menschenverachtung, ebenso in der Correspondenz mit Voltaire aus jener Zeit.** Auch ein Brief an die Herzogin von Sachsen-Gotha gehört hierher.*** Ein unscheinbarer Zug erscheint mir doch recht characteristisch. Friedrich bemerkt in der Histoire de mon temps, wie sich bei einem Condé, einem Prinz Eugen, einem Malborough die geistige Kraft eher verloren habe als die körperliche und setzt in der zweiten Redaction den Ausruf hinzu, der in der ersten fehlt: „Pauvres humains, ensuite glorifiez-vous si vous l'osez".† Alle Consequenzen seiner pessimistischen Weltansicht hat Friedrich jedoch in seiner Geschichtsauffassung nicht gezogen, ebensowenig wie Voltaire. Er nimmt eine allmälige Weiterentwicklung und Vervollkommnung menschlicher Cultur und Sitte an, wenn auch die menschlichen Leidenschaften und ihre Wirkungen immer dieselben bleiben.

Die Verachtung des Volkes, der Masse hat übrigens noch einen bestimmten Einfluss auf seine historischen Anschauungen. Er kennt wie Voltaire keine Volkskräfte und Volksbedürfnisse; geschichtliche Bewegungen, die aus und mit diesen erwachsen, Personen, die von diesen getragen sind, liegen seinem Verständniss absolut fern: so die Reformation, so Luther. Alle verschiedenen Aeusserungen Friedrichs über Luther hat Preuss in einer Marginalnote der Academischen Ausgabe, ich weiss nicht recht warum, zusammengestellt.†† Dabei kommt freilich bei Friedrich wie bei Voltaire die Indifferenz in kirchlichen und dogmatischen Sachen mit in Betracht.

---

* Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. XIX, 54. 56. 61 ff. 126. 176 ff. 193. 226. 253.

** Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. besonders XXIII, 99. 106 ff.

*** Vergl. Oeuvres de Frédéric l. G. XVIII, 234.

† S. Oeuvres de Frédéric l. G. II, 4.

†† S. Oeuvres de Frédéric l. G. XXVI, 481. Note a

Wer die Bedeutung Friedrichs als historischen Schriftstellers erschöpfend darstellen wollte, würde den letzteren Punkt jedenfalls genauer untersuchen müssen. Es gäbe für ihn noch eine Reihe weiterer Fragen, bei deren Erörterung die Einflüsse der politischen Stellung und der französischen Geistesbildung auf Friedrichs Historiographie einzeln gesondert und umgrenzt werden müssten. Solche wären etwa: Wie weit ist das Urtheil Friedrichs über Ludwig XIV. und die französische Politik des 17. und 18. Jahrhunderts richtig und begründet und wie weit sind die Differenzen desselben von der historischen Wahrheit den Einwirkungen der französischen Litteratur, speciell Voltaires zuzuschreiben? Wie weit ist seine politische Stellung gegen Oesterreich auch in seiner historischen Auffassung und Darstellung bemerkbar? Auch Friedrichs geschichts-philosophische Begriffe, die F. Laurent unter dem Terminus „fatalisme du hasard“ zusammengefasst hat,* ferner sein Hervorheben der Individualität, des einzelnen Genies in der Geschichte wie sein Ignoriren aller allgemeinen Strömungen und Massenbewegungen würden hierher gehören. Die beschränkten Grenzen und die Einheitlichkeit unsrer Untersuchung verbieten uns auf alle diese Fragen einzugehen. Es genüge, sie hier schliesslich formulirt und auf ihre Bedeutung aufmerksam gemacht zu haben.

Hoffentlich darf es durch die Resultate unsrer Betrachtungen als erwiesen angesehen werden, wie fruchtbringend eine genauere Prüfung der litterarischen Arbeiten Friedrichs selbst bis auf ihre kleinsten Einzelnheiten hin werden kann und welchen Werth sie für eine intimere Kenntniss seiner Geschichte besitzt. Nach dieser Seite hin möchte die vorliegende Untersuchung anregen. Und wenn wir nur das Eine erreichten, zu unserm Theil einen kleinen Beitrag für das Verständniss des grossen Königs geliefert zu haben, so sind wir zufrieden.

* F. Laurent im XVIII. Band seiner Histoire du droit des gens et des relations internationales. Vergl. damit D. Strauss Voltaire. S. 207 und 212.

QUELLEN UND FORSCHUNGEN

ZUR

SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE

DER

GERMANISCHEN VÖLKER.

HERAUSGEGEBEN

VON

BERNHARD TEN BRINK UND WILHELM SCHERER.

VI.

STRASSBURGS BLÜTE UND DIE VOLKSWIRTHSCHAFTLICHE REVOLUTION IM XIII. JAHRHUNDERT.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1875.

STRASSBURGS BLÜTE

UND DIE

VOLKSWIRTHSCHAFTLICHE REVOLUTION

IM XIII. JAHRHUNDERT.

REDE

GEHALTEN BEI ÜBERNAHME DES RECTORATES DER UNIVERSITÄT STRASSBURG AM 31. OCTOBER 1874.

VON

GUSTAV SCHMOLLER.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1875.

Hochgeehrte Versammlung!

Indem ich das Rektorat aus der Hand meines geehrten Vorgängers übernehme, habe ich nach der Sitte deutscher Universitäten mich in dieses Amt durch eine akademische Rede über einen wissenschaftlichen Gegenstand feierlich einzuführen.

Man pflegt bei dieser Gelegenheit über den allgemeinen Stand derjenigen Wissenschaft, die man selbst vertritt, Bericht zu erstatten oder greift man in die Geschichte dieser Wissenschaft zurück, soweit sie speciell mit der Geschichte der eigenen Universität zusammenhängt. Wenn ich beides vermeide, so leitet mich dabei der Gesichtspunkt, dass eine Auseinandersetzung mit den politischen und socialen Parteien des Tages bei solchen Betrachtungen unvermeidlich wäre, und dass eine solche bei Gelegenheiten wie die heutige und speciell auf dem Boden, auf dem wir hier stehen, besser vermieden werde.

Und so möchte ich Sie bitten mir einen Moment in eine Epoche der Geschichte zu folgen, die jenseits alles Parteihaders des Tages liegt, auf einen Boden und auf einen Punkt, auf den der Elsässer und der Preusse, der Strassburger und der Schwabe, der Katholik und der Protestant mit gleicher Theilnahme, mit gleichem Hochgefühl blicken kann. Ich möchte Ihnen auseinandersetzen, welche politischen und wirthschaftlichen Ursachen die erste glänzende Blüte der Stadt Strassburg herbeiführten. Nicht neue Thatsachen kann ich

Ihnen freilich dabei vorführen, aber ich hoffe sie Ihnen auf Grund meiner wirthschaftsgeschichtlichen Studien in einem neuen Zusammenhang zu zeigen.

Die Zeit dieser ersten Blüte Strassburgs fällt ins 13. und den Anfang des 14. Jahrhunderts. Damals wurde Strassburg eine wirkliche Stadt mit Grosshandel und Industrie; sie hat dann lange in ihrer äusseren Entwicklung stillgestanden; erst das 16. Jahrhundert zeigt dem gegenüber wieder einen wesentlichen Fortschritt.

Dass man heute noch viel mehr von dieser zweiten Blütezeit redet, ist natürlich; wir wissen von dieser Zeit viel mehr: die Reform in Kirche und Schule, die sich damals vollzog, steht uns menschlich noch so nahe, sie berührt uns in ihren Consequenzen noch heute, ebenso wie die Blüte der hiesigen Buchdruckerei in jenen Tagen. Wir haben noch die bekannten Aussprüche von Erasmus und Bodinus, die die damalige politische Verfassung Strassburgs in überschwenglichen Worten als einzig in ihrer Art preisen; wir können uns von der breiten Wohlhabenheit der Renaissancezeit noch heute ein Bild machen, wenn wir uns die öffentlichen Gebäude, wie zahlreiche Privathäuser von aussen mit grossen Gemälden und mit Holzschnitzerei aller Art verziert denken, wir begreifen, dass die Touristen und Gesandten jener Tage die Stadt als die *urbem omnium pulcherrimam* bezeichnen.

Viel blasser ist das Bild, das wir uns von dem Strassburg des 12. und 13. Jahrhunderts machen können; — wie im Nebel nur steigen die Gestalten vor uns auf; — aber welch grossartige Gestalten sind es und was haben sie geschaffen! diese Stadt, dieses Münster, diese ganze unvergleichliche Werde- und Blütezeit der Staufer, der deutschen Poesie, der deutschen Städtegründung. Die Zeit, von der wir zu reden haben, ist diejenige, da das Oberrheinthal der Mittelpunkt und die Herzkammer des mächtigsten europäischen Staates war, da die rheinischen Bischofstädte und die staufischen Burgen die Sitze der höchsten Cultur germanischer Zunge waren, da von hier aus nicht blos Deutschland, sondern eine halbe Welt regiert wurde, da Jahr für Jahr fast die deutschen Kaiser im Elsass weilten, in diese Stadt ein-

kehrten, Tage und Wochenlang hier verweilten, die hohen kirchlichen Feste hier feierten; — es ist die Zeit, da Gottfried von Strassburg der erste jedenfalls der feinste und tiefste deutsche Dichter, da Erwin von Steinbach der erste deutsche Künstler und Baumeister war, da der grösste Denker des Mittelalters Albertus Magnus hier lehrte; es ist die Epoche, die damit abschliesst, dass nach den Zeiten der entsetzlichen Anarchie die deutschen Fürsten auf den Rath eines Hohenzollern Niemand Besseres auf den deutschen Königsthron glauben setzen zu können, als Strassburgs städtischen Bannerträger und Feldhauptmann, jenen Grafen von Habsburg, der freilich halb Demagog halb Landsknechtshauptmann, aber städtebeliebt und bürgerfreundlich wenigstens die äusserliche Ruhe für Handel und Verkehr wiederherstellte.

Lassen Sie mich, indem ich zur Sache komme, mit einem Wort über das Strassburg der Merowinger- und Karolinger-Zeit beginnen.

Das alte römische Argentoratus, welches etwa den Raum zwischen St. Stephan und dem Gutenbergsplatz, zwischen Ill und Brandgasse einnahm, war durch die Stürme der Völkerwanderung von Grund aus zerstört worden. Noch im Jahre 845, als St. Stephan gegründet wurde, wird diese Altstadt als jedenfalls theilweise unbewohnt bezeichnet; mitten unter Schutt und Trümmern wird das genannte Kloster gegründet. Ammianus Marcellinus bemerkt ausdrücklich, dass nach der Zerstörung Strassburgs und der anderen rheinischen Städte sich die Germanen nicht in denselben, sondern zerstreut auf dem umliegenden Lande angesiedelt hätten. Der Germane hasste die Städte, die städtischen Mauern erschienen ihm — so sagt derselbe eben erwähnte Schriftsteller — wie die Wände eines Grabes; der Germane war Jäger und Krieger, Landmann und Hirte und das blieb er in der Hauptsache noch Jahrhunderte lang, so gross sonst die technischen Fortschritte waren, die sich in Haus und Hof desselben in der Völkerwanderung vollzogen. Er lernte ackern und Häuser bauen, Ziegel brennen und Schiffe construiren, er lernte in Geld tauschen und nicht blos das: es ergriff ihn eine wahre Leidenschaft nach den edeln Metallen, seit er gesehen, was man mit ihnen erreichen, wie man sich mit

ihnen schmüken könne. Aber der Grundzug des germanischen Wirthschaftslebens blieb derselbe rein agrarische.*

Die ersten germanischen bäuerlichen Ansiedler Strassburgs haben wir uns so wahrscheinlich ausserhalb der römischen Stadt, wahrscheinlich in nächster Nähe derselben, ohne Zweifel der heutigen Langgasse entlang zu denken; es war ein allemanisches Dorf, aus dem die spätere sogenannte Neustadt im Gegensatz zur Altstadt — d. h. den Resten der Römerstadt sich entwickelte.** Dazu kam dann eine königliche Pfalz, ein Bischofsitz, einiger Handel, wie er der Wasserstrasse nach Nord und Süd, dem Landweg nach West und Ost entsprach; die Burg (d. h. Stadt) an der grossen Strasse wurde der Ort nun genannt; die *homines ecclesiae* erhielten unter Karl dem Grossen sogar Zollprivilegien; die

---

* Ich glaube, dass ich mich mit dieser Anschauung in Uebereinstimmung mit den meisten und angesehensten unserer Rechts- und Culturhistoriker befinde, mit Waitz, Löbell, Roth, Sybel, Sugenheim, Langethal etc. Auf wesentlich anderem Standpunkte steht nur Gfrörer mit seinen für die Wirthschaftsgeschichte des Mittelalters allerdings höchst bedeutsamen Werken: „Gregor VII. und sein Zeitalter“ und „Geschichte deutscher Volksrechte im Mittelalter“. Aber so viel ich bekenne aus Gfrörer gelernt zu haben, so vorsichtig, glaube ich, muss er benützt werden. Neben einer immensen Breite der Erudition neigt er zu den willkürlichsten Schlüssen und Hypothesen; vor allem aber haben seine Werke nur den einen Zweck, zu zeigen, wie reich und glücklich Deutschland vor dem Conflict mit Rom unter Gregor VII. gewesen, wie es seither zurückgegangen sei. Daher die Behauptung einer hohen städtischen und industriellen Blüthe in der Karolinger- und Ottonenzeit, die ich für absolut unmöglich halte. Wenn nur der zehnte Theil von dem, was Gfrörer behauptet, richtig wäre, so erschiene z. B. die unten näher zu erwähnende Kolmarer Beschreibung des Elsasses aus der Zeit von 1300, die erzählen will, was seit 100 Jahren im Elsass anders geworden, als rein unbegreiflich.

** Diese Annahme scheint mir mehr innere Wahrscheinlichkeit zu haben, als die von Hegel (Städtechroniken, Strassburg II, S. 925) vorgetragene, wonach die Altstadt auch in germanischer Zeit der zuerst bebaute Theil gewesen wäre; auch die Thatsache, dass der Markt und das Stadtgericht in der Neustadt lag, spricht für meine Auffassung: dass der Bischof sich dann in der früheren Römerstadt ansiedelte, dort die bischöfliche Kirche baute, ist viel begreiflicher, als dass die ersten allemannischen Bauern das thaten.

Stadt wird in einem lateinischen Gedicht jener Zeit als *populosa* geschildert; der Export von Wein, Getreide und Eichenholz, heisst es, sei das Mittel, womit sich die Einwohner prächtig gefärbte Gewänder verschaffen.

Aber wir müssen uns wohl hüten, daraus zu grosse Schlüsse zu ziehen. Wohl brachte eine königliche Pfalz und ein Bischofshof einiges Leben; aber die bischöfliche Kirche zählte damals nicht 66 Pfründen mit zahlreichen Stiftshöfen und einer solch grossartigen Naturalverwaltung wie später bei grösserem Reichthum. Und dann, was heisst damals eine *civitas populosa*? Wir müssen da alle heutigen Massstäbe bei Seite lassen. Der ländlichen Ortschaften gab es allerdings damals zahlreiche, in manchen bebauten Gegenden notorisch mehr als heute; aber sie waren sehr klein; die *villa* mochte ein paar, höchstens ein Dutzend Häuser, der *vicus* 100—200 Seelen umfassen. *Civitas* und *oppidum* bezeichnen einfach irgendwie geschlossene Orte mit etwas stärkerer Bevölkerung, aber nicht Städte im heutigen Sinne des Wortes. Man wird mir das ganz unzweifelhaft zugeben, wenn ich erwähne, dass noch im 12. Jahrhundert ein deutscher Schriftsteller die Stadt Stettin als *ingens civitas* bezeichnet, weil sie 900 Familien habe. Wir wissen ausserdem, dass Basel noch im elften Jahrhundert viel mehr einem Dorfe als einer Stadt glich, dass innerhalb der ältesten Strassburger Umwallung gegen 800 zahlreiche Felder und Gärten waren. Und so komme ich zu dem Schlusse, Strassburg habe in jenen Tagen wohl einigen Handel und Verkehr gehabt, es sei aber doch nach unsern heutigen Begriffen nur ein grosses Dorf oder eine Ackerstadt gewesen, d. h. ein Ort mit elenden einstöckigen Holzbaracken, mit fast lauter ländlichen oder bäuerlichen Wirthschaften, mit einer Bevölkerung von kaum mehr als 1000 oder 1500 Seelen.

Und bald nach dem Tode Karls des Grossen wird Strassburg, wie das ganze Frankenreich, wieder auf lange Zeit eher zurück als vorwärts gegangen sein. Die auch volkswirthschaftlich so thätige Verwaltung des grossen Frankenkönigs hatte kein dauerndes System begründet. Im 9. und zu Anfang des 10. Jahrhunderts stand im Gegentheil das germanische Wirthschaftsleben auf einer tiefern Stufe als je in der

Zeit nach der Völkerwanderung. Der Geldwerth erreichte jetzt den höchsten, die Geldcirculation den tiefsten Standpunkt.* Aller Handel hörte fast vollständig auf. So weit er noch existirte, vollzog er sich als roher Naturaltausch. Naturaldienste und Naturalsteuern erscheinen wieder mehr wie zuvor als die adäquate Form aller privat- und öffentlichrechtlichen Beziehungen. Die Entvölkeruug Mitteleuropas und Italiens war entsetzlich. Die Bürgerkriege, die Normanen- und Magyareneinfälle hatten womöglich noch schlimmer gewirkt wie die grossen Pestkrankheiten des 9. Jahrhunderts. Eine elsässer Chronik sagt von den Jahren 876—881 allein: das gantz Elsass starb also aus, dass man meint, der 10. Mensch lebt nimmer; viel stett und flecken standen leer.**

Kurz, Strassburg wird, wie andere Orte, Mühe gehabt haben, im 10. Jahrhundert unter den Ottonen nur den Standpunkt wieder zu erreichen, den es unter den Karolingern inne gehabt. Die grosse Thätigkeit der trefflichen königlichen Bischöfe, wie Archimbald, hatte vollauf zu thun die alten Wunden zu heilen, unter einem verwilderten Geschlechte wieder die ersten Bedingungen eines friedlichen Verkehrs

* Vergl. darüber Soetbeer in den Forschungen zur deutschen Geschichte (I, 205 ff. II, 293 ff. IV, 241 ff. VII, S. 1 ff.) Beiträge zur Geschichte des Geld- und Münzwesens und meine historische Entwicklung der Fleischpreise in der Tüb. Zeitschrift für Staatswiss. XXVII.

** Jeder Versuch, sich ein Bild von den volkswirthschaftlichen Zuständen älterer Zeiten zu machen, muss von einer gewissen Annahme der Bevölkerungsdichtigkeit, der Zunahme oder Abnahme der Bevölkerung ausgehen; ich habe in der eben erwähnten Abhandlung über die Geschichte der Fleischpreise einen Versuch gemacht, das mir zugängliche Material zu einem vorläufigen Gesammtresultat über die deutsche Bevölkerungsbewegung des Mittelalters zusammenzufassen; soweit ich seither meine Specialstudien weiter ausdehnte, habe ich in der Hauptsache meine dort ausgesprochenen Ansichten bestätigt gefunden. Für die allgemeine Begründung derselben verweise ich auf die dort citirten Quellen und Litteraturnachweise. — Die oben citirte Chronikstelle steht bei Strobel, Geschichte des Elsasses I, 172 nach Speklins mit der Bibliothek verbrannten Collectaneen. Es handelt sich allerdings wohl nur um eine Chronik des 15. Jahrhunderts, der Speklin die Stelle entnommen; ich führe die Stelle aber auch nicht als strengen Beweis, sondern als Illustration für eine an sich sichere Thatsache an.

zu schaffen. In den Klöstern und Klosterschulen machte man wohl Fortschritte mancherlei Art damals; aber die Masse der Bevölkerung wirthschaftete in alter Weise fort; das ganze Leben der Nation blieb auch im 10. Jahrhundert ein durchaus agrarisches; — das hat besonders Nitzsch* in seinen scharfsinnigen Untersuchungen über das wirthschaftliche Leben der oberrheinischen Tiefebene jener Zeit schlagend dargelegt; ich erinnere nur an den einen Beweis, den er anführt, dass nämlich ein Ort wie Tribur zwei und ein halbes Jahrhundert lang das Centrum, sofern man damals von einem solchen reden kann, der deutschen Reichsverwaltung sein konnte, ohne dass irgendwie der befestigte Frohnhof sich zu einer Stadt erweiterte, während schon für Barbarossa es dann sich von selbst verstand, dass neben seiner Kaiserburg Hagenau ein städtischer Markt, Handel und Gewerbe sich ansetzen müssten.*

* Preuss. Jahrbücher Bd. XXX. Der kundige Leser wird sofort erkennen, dass und in welchen Hauptpunkten ich den Ausführungen von Nitzsch, die er hier und in seinem Buche „Ministerialität und Bürgerthum“ niedergelegt hat, folge. Ich zweifle nicht, dass die künftige Geschichtschreibung diesen hervorragenden Gelehrten, der allein, soweit ich es kenne, sich ein klares Bild des ganzen wirthschaftlichen Entwicklungsprocesses des Mittelalters gemacht hat, noch mehr anerkennen wird, als es bisher geschehen. Heusler kommt ihm in seinem Buche über den Ursprung der Stadtverfassung weit entgegen. Auch Hegel nähert sich ihm z. B. in seiner Einleitung zu den Strassburger Chroniken. Meine eigene Ansicht über die Geschichte der städtischen Verfassungsentwicklung kann ich natürlich in einer Rede, wie die hier zum Abdruck gebrachte, nicht näher begründen. Ich kann hier nur aussprechen, dass sie zwischen der Nitzschschen und Heuslerschen mitten inne stehe. Heusler scheint mir in einigen Punkten Nitzsch gegenüber im Recht zu sein, z. B. in Bezug auf die Geschichte des Immunitätsbegriffs, in Beziehung auf die Thatsache, dass das bischöfliche Hofrecht nie das hätte leisten können, was es geleistet, wenn nicht mit den Grafenrechten die ganze öffentlich-rechtliche Gewalt mit allen ihren Traditionen auf den Bischof übergegangen wäre; in andern aber scheint er mir, und zwar in Folge einer zu formalen, zu wenig realistischen Auffassung der Dinge, in Folge einseitiger oder mangelnder Studien über die socialen und wirthschaftlichen Zustände ganz im Irrthum zu sein. Ich halte sein Urtheil über die Stellung und den Einfluss des städtischen Vogts in den Bischofsstädten für ganz falsch, noch für

Wenn die Thatsache aber richtig ist, dass bis tief ins 11. Jahrhundert das ganze Wirthschaftsleben in seiner alten starren Weise sich erhielt, so ist das auch für das politische Leben, für die Verfassungs- und Verwaltungszustände jener Zeit von durchschlagender Bedeutung. Ich möchte als die wichtigste Consequenz die hervorheben, dass die Kraft der Regierung wie die Stellung der Kirche von ihrem Domänenbesitz abhingen*, dass in der Domänenverwaltung der Kern der Staatsverwaltung lag, dass die Domänenverwaltung ihre Signatur aller Verwaltung, auch der der damaligen kleinen Ackerstädte anfdrückte.

Die grossen politischen Fragen der Zeit waren demgemäss folgende: 1) Wie stellt sich das enorme Kirchengut zum Reichsgut? Die Ottonen und theilweise auch die späteren Kaiser wussten das Kirchengut in breitester Weisse für den Reichsdienst nutzbar zu machen ohne zu den Säkularisationen der Karlinger zurückzukehren.** 2) Wie gross ist das Reichsgut und das mit ihm zusammenfallende Gut der fürstlichen Familie? Unter den Ottonen, wie den Saliern wächst das Reichsgut bis in die Mitte des elften Jahrhunderts; die

---

falscher seine Beurtheilung der bischöflichen Ministerialität, seine Annahme, die Städte seien vorwärts gekommen, weil Altfreie vom Lande in sie herein gekommen seien und nicht weil tüchtige staatsmännisch gebildete Beamte an der Spitze standen. Uebrigens ist der Streit zwischen beiden Lagern heute vielfach nur noch ein Streit um Worte. Heusler gibt Nitzsch zu, dass Strassburg in einer gewissen Zeit einer herrschaftlichen Domäne, einer Abtei zum Verwechseln ähnlich gesehen habe. Aber was Nitzsch Hofrecht mit öffentlich rechtlichen Elementen, das heisst Heusler Uebertragung der Grafenrechte auf den Bischof mit hofrechtlicher Färbung. Ueber die faktische Rolle, welche die tüchtige monarchische Stadtleitung der Bischöfe für eine gewisse Zeit gespielt, scheinen mir beide ziemlich einig zu sein.

* Darauf weisen Roth und Nitzsch hin; beide geben auch mancherlei Material, z B. Roth, Beneficialwesen S. 24 9 ff., Nitzsch Ministerialität und Bürgerthum S. 63. Manches bietet auch Gfrörer in dieser Beziehung, z. B. eine Berechnung der Naturaleinkünfte Ottos I. (siehe Gregor VII. Bd. I, S. 548).

** Vergl. hierzu hauptsächlich: Fiker, Ueber das Eigenthum des Reichs am Reichskirchengute, Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften, phil. hist. Klasse, Wien. Bd. LXXII, Heft 1, S 55.

Staufer wussten sich wenigstens bis auf Philipp von Schwaben einen wachsenden Besitz, besonders in Elsass und Schwaben zu verschaffen. 3) Wie werden die Domänen verwaltet und politischen Zwecken dienstbar gemacht? Sie dienen einerseits als Grundlage einer grossen eigenen Administration, die mit Hülfe einer mehr oder weniger unfreien Bevölkerung geführt wird. Die Mittelpunkte der Domänencomplexe, die grossen Frohnhöfe sind für Könige, Herzoge und Bischöfe das Ziel einer grossartigen Hofhaltung, die mit verschwenderischer Gastfreundschaft täglich hunderte von Personen, Beamte und Gefolgsleute, Gesandte und Hülfesuchende verpflegt, die von einem zum andern Frohnhof ziehend einen nach dem andern in kurzer Zeit erschöpft; von hier aus wird regiert, von hier aus werden die Feldzüge unternommen, die Schaaren der Caballarii und Scararii d. h. die berittenen Estaffeten und Gensdarmen, wie die Tausende von Ochsenwagen für den Armeetrain haben hier ihren Sitz und Ausgangspunkt.

Daneben aber wurde ein Theil der Domänen zu Lehen gegeben; die berittenen Gefolgschaften der Fürsten, die *milites* konnten nur durch einen enormen Domänenbesitz geschaffen werden, ebenso wie die Dotirung der älteren Beamten, der Grafen und Bischöfe durch das Lehenssystem erfolgte. Die immer mächtiger werdenden feudalen Herren konnten nur durch immer neue Belehnungen bei guter Stimmung erhalten werden. Und dabei wurde, was ursprünglich ein Amtsemolument gewesen, mehr und mehr als ein erbliches Privatrecht angesehen. Besonders unter den Saliern trat eine immer weiter greifende Vergebung des Domänenbesitzes an den niederen Adel ein; auch die *milites*, nicht blos die Mitglieder des Herrenstandes fingen an sich als Nutzniesser ihrer Lehen zu eigenem Rechte zu fühlen, sich selbst den mässigen Hof- und Heerfahrten zu entziehen oder besondere Entschädigung dafür zu verlangen. Nun musste die andere Methode der Domänenverwaltung, die Selbstadministration mit einem absetzbaren Beamtenpersonal immer mehr in Vordergrund treten; immer mehr übertrug man auch militärische und politische Funktionen diesen bisher unfreien Domänenbeamten, den Ministerialen. Die Mi-

nisterialität wurde so im elften und zwölften Jahrhundert etwas ganz anderes, als sie früher gewesen war. Der Truchsess, der Schenk, der Kämmerer, der Marschall, der Burggraf, der Meier, der Schultheiss, das wurden nun die einflussreichsten Beamten am Hofe; ritterliche Lebensart, grosse politische Auffassung, praktische Geschäftserfahrung verband sich mit der formell noch vorhandenen Unfreiheit und mit der Abhängigkeit des Beamten; es wurden nun die Begriffe *„ministeralis“* und *„consiliarius“* synonym gebraucht; jedenfalls zeigten die Ministerialen eine Treue, eine Hingebung, die der freie Herren- und Ritterstand bereits abgestreift hatte; sie wurden dadurch im Gegensatz zum feudalen Adel die zuverlässigen Offiziere und Generale, die geheimsten Räthe und Minister der Fürsten und Bischöfe. Sie sind gleichsam die Vorläufer des modernen Beamten- und Offizierstandes; sie sind das Verjüngungsmittel für den deutschen Staat des Mittelalters wenigstens auf einige Zeit gewesen. Die imponirende Macht der drei ersten Staufer beruhte auf der Thätigkeit, der Energie und dem Staatsgefühl ihrer Ministerialen und speciell ihrer elsässisch-schwäbischen Ministerialengeschlechter. Die Ursachen ihrer Leistungsfähigkeit sind in der Zeit ihrer Blüte dieselben, wie bei dem modernen Beamtenthum: hohe Bildung, hohe Intelligenz, ausgeprägtes Staatsgefühl ohne das Nebeninteresse einer Geld- oder Grundaristokratie, die in erster Linie für sich erwerben und geniessen will. Später wurde das rasch anders. Der Unterschied des Ministerialen vom modernen Beamten war der, dass er nicht auf Geldbesoldung gestellt war, dass er noch vollständig in das System der Naturalverwaltung hineingeflochten war, dass seine Stellung bald auch zu einer erblichen wurde. So kam es, dass die Ministerialen im 13. Jahrhundert mehr und mehr — besonders mit dem Verfall des Königthums, mit der Plünderung der Staatsgewalt durch alle die, welche Macht und Mittel dazu hatten, — in den Ritterstand übergingen, in ihm verschwanden; sie fingen an als Verwalter all der schönen Güter und Domänen selbst darnach zu trachten, sich ein Stück nach dem andern als Lehen geben zu lassen, sie fingen an Vermögen zu erwerben, wie die freien

milites; die Schwäche Philipps von Schwaben stattete hauptsächlich einen grossen Theil der staufischen Ministerialen mit Lehen aus. Die staufischen Ministerialen wurden damit so unbotmässig als die Herren und Ritter; der staufische Staatsbau war damit in seinem innersten Lebensprinzip getroffen. Von 1200 an beginnt diese Entartung der Ministerialität*: gegen 1300 ist das Wesen derselben fast bis auf den Namen verschwunden.

Wie hängen aber, werden Sie mich fragen, diese Dinge mit der Geschichte Strassburgs zusammen? sehr enge, wie ich Ihnen gleich zeigen werde. Die Ministerialität war es, unter deren Leitung Strassburg eine grosse Stadt wurde. Die bischöfliche und die Reichsministerialität hing aufs engste zusammen, so lange das Kirchengut wesentlich dem Reiche diente, die Bischöfe wesentlich oder theilweise königliche Beamte waren.

Die Bischöfe waren königliche Beamte geworden, hatten die Grafenrechte von den Kaisern erhalten, waren Stadtherrn geworden, weil die Ottonen in ihnen ein Gegengewicht gegen den erblichen feudalen Adel schaffen wollten. Die Bischöfe waren in den Städten so wie so die angesehensten, die gebildetsten und gelehrtesten Persönlichkeiten, sie waren die grössten Grundeigenthümer in der Stadt, sie hatten häufig die frühere kaiserliche Pfalz erworben. Die kirchlichen Feste die unter ihrer Leitung standen, hatten den ersten lokalen Verkehr geschaffen. Die Verkaufsbuden und Wirthshäuser standen meist auf dem Grund und Boden ihres Frohnhofes, rings um die bischöfliche Kirche. Das geistliche Gericht *de falsis mensuris et de omni eo, quod vulgiter meynkauf dicitur,* d. h. das geistliche Gericht über Fälschung im weitesten Sinne des Wortes, woraus nach meiner Ueberzeugung der grösste Theil des späteren Gewerbe- und Zunft-

* Eine gute Darstellung dieses späteren Auftretens der Ministerialität gibt Wohlbrück in seiner Geschichte der Altmark; auch er setzt die beginnende Auflösung der Ministerialität etwa ins Jahr 1200 und bringt sie in Zusammenhang mit dem definitiven Sieg des Lehnswesens und dem Uebergang zur Geldwirthschaft.

rechtes hervorging,* hatte sich als ein unentbehrliches Organ der Wirthschaftspolizei für diesen Localverkehr gezeigt. Die Bischöfe hatten die Blutrache, welche bis ins 11. Jahrhundert die städischen Gemeinwesen so sehr beunruhigt und gestört hatte, aus den Mauern der Stadt verbannt, hatten den Stadtfrieden geschaffen.

Kurz den Bischöfen und ihren Beamten, den Ministerialen, dankten die rheinischen und andere Städte, dass sie von Beginn des 11. Jahrhunderts an etwas zunahmen an Bevölkerung und Wohlstand, und so ist es begreiflich, dass bei dem agrarischen Anstrich des ganzen Wirthschaftslebens, bei dem noch überwiegenden Naturaltauschsystem der grosse bischöfliche Frohnhof, der in Strassburg an der Stelle sich befand, wo wir uns heute versammelt haben,** der politische und wirthschaftliche Mittelpunkt der Ackerstadt wurde, dass auch die früher Altfreien gewissen hofrechtlichen Diensten zu Gunsten des bischöflichen Hofes unterworfen wurden, dass die bischöfliche Ministerialität die Stadtverwaltung und bischöfliche Domänenverwaltung gleichmässig in Händen hatte.

Das sprechende Bild eines solchen Gemeinwesens gibt uns das bekannte älteste Strassburger Stadtrecht, das heisst jenes*** Weisthum, das die Rechte des Bischofs gegenüber der Stadt feststellt. Die frühere Forschung setzte es ins 10. Jahrhundert, die neuere übereinstimmend und überzeugend in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts.† Wir sehen da ein Gemeinwesen vor uns, das schon einen nicht unbedeutenden lokalen Markt- und Geldverkehr, Handel und Handwerksbetrieb hat, aber das doch nur wie ein erweiterter

* Ich hoffe hierüber bald eingehendere Untersuchungen, die sich auf die ganze Entstehung des Zunftwesens beziehen, publiciren zu können.

** An der Stelle des heutigen Schlosses (d. h. Universitätsgebäudes) stand das bischöfliche Palatium; es hiess in der älteren Zeit stets der Frohnhof.

*** Grandidier, histoire de l'eglise et des évêques de Strassbourg II. diss. VI. p. 42—93. Schilter, Ausgabe von der Königshofener Chronik S. 715—28.

† Hegel, Städtechroniken, Strassburg II. S. 924—27.

Frohnhof, wie eine riesige Domäne erscheint oder vielmehr das sich in dem Moment uns zeigt, wo aus der Domäne eine Stadt zu werden beginnt, wo das alte Gemeinwesen über seinen alten Rahmen hinauswächst, wo dadurch Streitigkeiten entstehen und so die erste Rechtsaufzeichnung nöthig wird. Die Handwerker sind nicht mehr blose unfreie Hofarbeiter, die in dem bischöflichen Frohnhof Arbeit und Unterhalt haben: neben das früher ausschliessliche *cottidie servire* ist das *foro rerum venalium studere* getreten; es sind ihrer zu viel geworden; man hat ihnen erlaubt nebenher für den Markt zu arbeiten; ihre Dienste für den bischöflichen Hof sind bereits fixirte feste Naturalleistungen. Aber wir treffen hauptsächlich die Handwerker, die für den Hof und Fremdenverkehr im bischöflichen Palatium wichtig sind: die Säkler, die Schmiede, die Schwertfeger, die Becherer, die Kürschner, die Schuster, die Gastwirthe. An der Spitze jeder Abtheilung dieser Handwerker steht ein bischöflicher Ministeriale, an der Spitze aller der Burggraf. Es ist eine Dienstverfassung, die in erster Linie die finanziellen Bedürfnisse des Frohnhofes, daneben aber auch polizeiliche und militärische Zwecke im Auge hat. Selbst die Kaufleute haben für den Bischof zu frohnen, sie haben Botendienste zu thun, wie die Müller und Schiffer den Bischof zu Schiff zu befördern haben. Alle übrigen Einwohner haben wenigstens fünf Tage im Jahr dem Bischof Herrendienste zu thun. Der Vogt ist der oberste Richter über Blut und Leben in der Stadt; er gehört dem Herrenstand an, erhält vom Kaiser den Blutbann, aber wird vom Bischof ernannt. Die sämmtlichen übrigen Beamten der Stadt sind bischöfliche Ministerialen, vom Bischof ernannt; so der Schultheiss, der eigentliche städtische Richter, der freilich zugleich noch rein landwirthschaftliche Verwaltungsfunktionen hat; der Burggraf ist Chef der Gewerbe- und Markt- und Mühlenpolizei, er hat daneben die städtischen Befestigungen unter sich; unter dem Zöllner stehen die wichtigsten Steuern, hauptsächlich die vom Schiffsverkehr, während den Marktzoll vom Detailverkehr der Burggraf als Chef der Marktpolizei erhebt; die Brücken der Stadt hat der Zöllner mit dem Burggraf zusammen zu unterhalten. Auch

der Münzmeister und die unter ihm stehenden Hausgenossen, die Geldwechsler, die ohne Zweifel hier wie anderwärts zugleich Goldschmiede sind, gehören dem Kreise der bischöflichen Ministerialität an, wie die Domänenbeamten, die nur theilweise und flüchtig erwähnt sind: der Hofmeister, der Mühlenmeister, der Weinleutmeister etc. Diese Ministerialen sind der erste bevorzugte Stand in der Stadt; es ist keine Aristokratie des Besitzes, sondern des öffentlichen Dienstes, die freilich mit dem einträglichen Dienst mehr und mehr auch Vermögen erwirbt.

Diese Verfassung Strassburgs, die ähnlich wohl in den meisten der älteren Bischofsstädte sich wiederholt, hatte zwei Voraussetzungen: eine wirthschaftliche und eine politische. Man trug die Naturalsteuern und Naturaldienste, so lange das alte rein agrarische Leben der Stadt in der Hauptsache sich erhielt; so lange die Arbeitstheilung, der Geldverkehr, der Handel nicht zunahm, war das alles nicht zu lästig. Auf dem platten Lande hat sich ja dieses Verwaltungssystem vielfach noch Jahrhunderte lang, theilweise bis zu unserer modernen Ablösungsgesetzgebung hin erhalten. Man trug zweitens diese Lasten so lange die Dienste zugleich Reichsdienste, die Bischöfe gut kaiserlich waren, so lange die Hof- und Heerfahrt für den Kaiser wirklich die Ursache der Belastung war, wie sie in dem Stadtrecht immer wieder als solche angegeben ist.

Diese beiden Voraussetzungen änderten sich nun aber in relativ kurzer Zeit. Und daher auch in relativ so kurzer Zeit in Strassburg dieser totale Umschwung der Verhältnisse. Fünfzig oder 60 Jahre nach dem ersten Stadtrecht hat Strassburg bereits seinen Stadtrath; etwas über 100 Jahre nach demselben wirft die Stadt in der blutigen Schlacht bei Hausbergen das bischöfliche Joch ganz ab; schon vorher war die Stadt mit an die Spitze jenes ersten grossartigen Städtebundes getreten, der die ganze öffentliche Gewalt des Reichs an sich zu nehmen schien. Und rasch eilte die Stadt nun unter dem Einfluss des unerhörten politischen und volkswirthschaftlichen Umschwungs jener Höhe der Bevölkerung und des Wohlstandes zu, die ich in die Zeit von 1250 bis 1332 setzen möchte und die

naturgemäss mit der Theilnahme der populären Elemente, der Handwerker am Stadtregiment abschliesst.

Lassen Sie mich zuerst ein Wort von dem volkswirthschaftlichen Umschwung sagen, der sich im 13. Jahrhundert vollzog.

Die wirthschaftliche Entwicklung der Völker ist, wie alles Leben, eine stetige niemals ruhende; aber Jahrhunderte lang sind die Umbildungen so langsame, sie beschränken sich so sehr auf einzelne Kreise und Gebiete, dass eine spätere Forschung diese Epochen als Stillstand bezeichnet. Plötzlich erscheint dann in kurzer Zeit alles verwandelt; mit fieberhafter Schnelligkeit stürzt sich ein neues Geschlecht in neue Bahnen. Auch jetzt freilich ist Einzelnes, was so sehr überrascht, von langer Zeit her vorbereitet; nur nach Aussen erscheint es jetzt erst, weil der innere Bau eine andere Form fordert, eine neue Schaale ansetzt.

So will ich auch nicht behaupten, die grosse volkswirthschaftliche Revolution, die Deutschland von 1150—1300 umgestaltete, habe nicht ihre Vorläufer gehabt. Längst war Manches anders geworden, seit die Germanen ein sesshaftes Ackerbauvolk geworden waren.* Römische Technik und römicher Geldverkehr waren nie wieder ganz verschwunden; successiv hatte sich eine steigende Zahl von Menschen ge-

* Wenn Waitz in dem eben erschienenen Bd. V, S. 350 (Verf. Gesch.) sagt: „Handel und Verkehr haben im 10. und 11. Jahrh. einen bedeutenden Aufschwung genommen. Grosse auch von Fremden besuchte Märkte sind in allen Theilen Deutschlands begründet und zur Blüte gelangt u. s w.“, so scheint er mir jedenfalls in Bezug auf das 10. Jahrhundert etwas zu viel zu sagen; aber ich gebe zu, dass an einzelnen Stellen, an einzelnen Städten die Entwicklung vor 1150 eintrat; was ich behaupte, ist nur, dass die wesentliche Veränderung für ganz Deutschland in der Zeit von 1150—1300 liege. Die Ausdrücke *institores ditissimi* ect. aus jener älteren Zeit beweisen mir nicht sehr viel, wenn ich daneben sehe, dass aller umfangreichere Handwerksbetrieb nach 1200 fällt: die 600 Cölner *mercatores opulentissimi* zur Zeit Heinrichs IV., welche Gfrörer gar zu 600 Millionären aufbläht, sind mir in ihrer Zahl so wenig sicher, als die 30,000 Webstühle, die im 14. Jahrhundert in Köln vor der Weberschlacht gewesen sein sollen, und die durch Ennens Untersuchung auf 600—1000 sich reducirt haben (siehe Ennen, Geschichte der Stadt Köln II, 681—82).

wöhnt, in den unheimlichen Mauern einer Stadt zu wohnen, Handel zu treiben und zu feilschen, wie der Jude und der hausirende Lombarde; weltliche und geistliche Wanderer hatten immerdar vereinzelt diese oder jene Kunst von Byzanz oder anderswoher nach Klöstern und Herrenhöfen gebracht. Aber im Grossen und Ganzen beginnt die Aenderung erst im 12. Jahrhundert und hat ihren Schwerpunkt im 13. Jahrhundert.

Die Bewegung beginnt am Rhein und durch die Rheinstrasse. Der Grosshandel erzeugt Wohlstand und Geldverkehr; daran knüpft sich die städtische Industrie, das Wachsthum der Städte, die Neugründung zahlloser neuer Märkte und städtischer Mittelpunkte für den lokalen Verkehr; die unerhörte Zunahme der Bevölkerung wird durch die neuen wirthschaftlichen Aussichten hervorgerufen, die Colonisation nach innen und aussen, die intensive Landwirthschaft ist eine weitere nothwendige Consequenz. Aus einem Bauernvolk wird ein Volk mit Städten, Grosshandel, Gewerbe und Colonien; aus der Naturalwirthschaft wächst die Geld- und Kreditwirthschaft heraus. Es ist eine wirthschaftliche Revolution, die ich fast für grösser halten möchte, als jede spätere, die das deutsche Volk seither erlebt hat. Die beiden grossen Zeiten wirthschaftlichen und technischen Fortschritts seither, die Renaissance mit Pulver, Kompass und Buchdruckerei, und das 19. Jahrhundert mit Dampfmaschinen und Eisenbahnen haben auch wunderbar tief gegriffen; von der letztern Epoche wissen wir noch gar nicht, wohin sie uns führt; wir sind noch mitten in der Umwälzung begriffen. Aber doch könnte man versucht sein zu behaupten, diese beiden wirthschaftlichen Fortschrittsepochen seien mehr nur sekundäre Fortsetzungen der Umwälzung des 13. Jahrhunderts. Man könnte nicht ohne mancherlei Grund den Satz vertheidigen, der Uebergang von einer Zeit, die gar keine eigentlichen Städte kannte, zu Städten mit 50.000 Einwohnern und technischen Leistungen, wie das hiesige Münster, sei grösser, als der Uebergang von dieser Zeit zu unsern heutigen Grossstädten und ihren Eisenbahnhallen, Museen und Theatern.

Von der Rückwirkung jener Revolution auf das geistige und sittliche Leben der Menschen können wir uns nur schwer

mehr ein richtiges Bild machen; aber die Gegensätze, die in rascher Folge aus einander sich entwickeln, sind jedenfalls mindestens so gross als die in unsern Tagen, noch grösser als die in der Reformationszeit. Denken wir an die seit lange stabilen Formen des alten Klosterlebens, an die Rohheit und Ungeschlachtheit der Krieger zur Karolinger- und Ottonenzeit, an die Einfachheit des Lebens, der Geräthe, der Zimmereinrichtung in jenen Tagen; und im Gegensatz hiezu dann an die rasche Folge neuer Orden mit ganz anderer geistiger Färbung, an die gelehrten Cluniacenser, die strengen Prämonstratenser, die praktischen Cisterzienser, endlich die armen volksbeliebten, oft antipäpstlichen Bettelorden; ferner an die rasche Blüte des Ritterwesens, der deutschen Poesie, des Minnedienstes, lauter Bildungen, die bereits gegen 1300 einem bürgerlich behaglichen materialistischen Lebensgenuss, einer wesentlich andern Gesittung Platz gemacht haben. Denken wir an den rasch erworbenen Wohlstand, an den rasch zu unerhörter Ueppigkeit ausartenden Luxus der deutschen Kaufherrn, an die rasche Entstehung des älteren Zunftwesens (1150—1300), an seine Umbildung in der Zeit der Zunftherrschaft (von 1300 an), an die Erweiterung des geistigen Horizonts durch den Handel, an die rasch wachsende Laienbildung, die im Moment der höchsten Höhe päpstlicher Macht schon die letzten Consequenzen moderner Freidenkerei vorwegnimmt. Welcher Wandel, als die gebildeten Laien anfingen zu lesen und zu schreiben, wie die Geistlichen, als sie anfingen von arabischen Gelehrten am Kaiserhofe zu Palermo, von muhammedanischen und byzantinischen Kaufleuten in Palästina, in Venedig, in Constantinopel sich allerhand Neues und Wunderbares erzählen zu lassen. Welches Chaos von Anschauungen, von Sitten, von Trachten und Gebräuchen in kurzer Zeit; welches Auf- und Niederwallen gesellschaftlicher Klassen, welche Steigerung der Leidenschaften, welche Jagd nach Besitz und Gut, nach Ehre und Genuss, wie es immer in solch tiefbewegter Zeit sich entwickelt, welch roher Uebermuth, welch schnöde Klassenherrschaft neben aller Höhe idealer kirchlicher und welt-

licher Bildung! — Doch nicht hievon, von dem rein volkswirthschaftlichen Umschwung wollten wir reden.

Am Oberrhein und am Niederrhein setzte die Bewegung zugleich ein, hier eher noch früher. Köln wurde der Mittelpunkt für den Handel mit flämischem Tuch, wie für westfälische und belgische Eisenwaaren; es lässt sich noch heute verfolgen, wie im ganzen Welthandel bis tief in den Orient das hauptsächlich aus Köln bezogene deutsche Schwert die Damascener Klinge verdrängte. Auch am Niederrhein begann jene Lust zu Rodungen und neuen Dorfanlagen, die von da über die Elbe und Weser bis zur Colonisation des Slavenlandes sich fortsetzte. Hauptsächlich aber in der oberrheinischen Tiefebene ist der Bodenreichthum des Landes der Ausgangspunkt. Die Speiskammer, der Weinkeller, die Kornscheuer der umliegenden Lande, der fruchtvolle Paradiesgarten des oberen Deutschlands, das sind die Ausdrücke, die im Volksmund wohl schon damals circulirten. Im 11. Jahrhundert hatten die salischen Kaiser Ruhe im Lande gehalten wie nie zuvor; im 12. folgte die ausgezeichnete Verwaltung des Landes durch die Stanfer, zuerst durch Friedrich den Einäugigen, von dem das Sprichwort sagte, dass er am Schweife seines Rosses stets eine Burg schleife, d. h. der so viel Burgen und feste Verwaltungsstätten für seine Beamten im Lande neu gebaut, dass dadurch die Ordnung wie nie zuvor garantirt war. Die Bevölkerung konnte jetzt wachsen, wie sonst nicht in Jahrhunderten.

Dabei nun der Einfluss der Kreuzzüge, der staufischen Heerfahrten nach Italien. Neues Unbekanntes sahen und hörten die Menschen plötzlich in Menge. Solchen Glanz hatten die Uferbewohner des Rheins noch nie gesehen, wie er an den grossen Hoffesten Barbarossas sich entfaltete, wie er sich zeigte, als Friedrich II. mit der ganzen Pracht orientalischen Fürstenglanzes von Sicilien her erschien. Neue Wege des Handels schienen sich plötzlich zu öffnen. Der nordeuropäisch-arabische Handel, der bisher den Norden mit den Gütern einer südlichen Cultur versehen, versiegte mit dem Verfall der arabischen Reiche; der byzantische Handel, der den Landweg herauf nach Regensburg gegangen war, erlag

durch die lateinische Eroberung; der direkte Handel über die Alpen und nach Süd-Frankreich nahm einen colossalen Aufschwung. Die grosse Blüte Venedigs, der Alpenpässe, der Rheinstrasse und Kölns begann nun. Neben dem Lokalhandel erwuchs der Gewinn bringende Grosshandel, schnell eine neue Klasse der Bevölkerung neben den Beamtenadel in den Städten setzend, mit sehr viel grösserem Reichthum und sehr viel geringerer Bildung als jene. Strassburg, das 1200 nach der Kolmarer Dominikaner-Chronik erst wenige Kaufleute hatte, zählte 1266 allein 80 Hausgenossen oder Geldwechsler. Der Geldverkehr nahm rasch zu; überall begann man Dienste und Naturalabgaben in Geld zu verwandeln.* Nach edeln und unedlen Metallen fing man an im Schwarzwald und den Vogesen zu graben.** Die fremden Produkte wurden im Lande nachgeahmt, neues da und dort entdeckt und erfunden. Die schon erwähnte Kolmarer Chronik, sowie die Beschreibung des Elsasses aus dem Jahre 1300*** verzeichnen eine Menge anschaulicher Züge in dieser Beziehung; man sieht aus denselben, wie lebendig die Menschen jener Tage den Umschwung empfanden. Sie erzählen, wie dürftig Mauern und Kirchen noch 1200 in Strassburg gewesen, wie klein und ärmlich die meisten Häuser, wie licht- und fensterarm die wenigen bessern Gebäude gewesen, wie man nun aber in all dem weiter gekommen, das Bauen mit Gyps gelernt, den man zuerst in Dürkheim 1290 gefunden habe; sie erzählen mit Verwunderung von der steigenden

* Specieller habe ich diese Frage nur auf Grund einiger norddeutschen Urkundenbücher verfolgt und bin hiedurch zu diesem Resultat gekommen. Roscher, Nationalök. des Ackerbaus § 117, Anm. 2. spricht nur davon, dass es in Italien vorgekommen.

** Vergleiche darüber, speciell z. B. über den Bergbau im Münsterthal und die Thatsache, dass besonders die Städte es sind, die gegen 1300 mit ihrem Kapital den Bergbau in die Hand nahmen: Trenkle, Geschichte der Schwarzwälder Industrie (1874). Auch die *Annales Basilienses* haben hierüber Notizen: *Scriptores* XVII. S. 201.

*** Beide stehen bekanntlich von Jaffé herausgegeben in dem Bd. XVII. der *Scriptores, Mon. Germ.*

Kleiderpracht der Fürsten und Edeln, von einem Hute, der mehrere Mark, von einem Gürtel, der 40 Mark Silber gekostet, von dem Tage, da man zuerst am Rhein griechischen und cyprischen Wein gekostet, von den grossen Wachskerzen und dem steigenden Glanz des Cultus. Sie erzählen von der früheren Unwissenheit der Minoriten, von dem, was sie jetzt in Paris gelernt, und wie sie nunmehr den Bauern ganz andern Rath ertheilen könnten; sie erzählen, wie es früher an Aerzten und Wundärzten gemangelt, wie gering die Zahl der Juden gewesen, die nun mit ihren Geldgeschäften mächtig gewachsen. Sie erzählen, wie unfruchtbar das Land noch 1200 durch den grossen Umfang der Wälder gewesen, wie diese seither abgenommen, wie man besser zu wirthschaften z. B. zu mergeln gelernt, wie man zahllose neue Geflügel-, neue Obst-, neue Gemüse- und Rebenarten ins Land gebracht.* Sie erzählen von neuen Geräthen und Hauseinrichtungen, von neuen Netzen, mit denen man viel mehr Fische gefangen,** von der Erfindung des 1283 verstorbenen Schlettstadter Töpfers die Thongefässe zu glaciren, von der zunehmenden Zahl der Wagen und Karren, die früher fast noch ganz gefehlt, die man später wie in Schwaben mit Eisen beschlagen habe, sie erzählen, dass die Bürger der Stadt Strassburg 1287 2000 Pferde gehabt hätten,*** dass man in Strassburg 1292 durch verschiedene Strassen Wasserkanäle geleitet. Später verglich man die Stadt ja desswegen mit Venedig. Meister im Handwerk — heisst es weiter — gab es 1200 noch wenige, die Kunst

* *Solum genus parvarum gallinarum habebatur; postea vero galline barbate, cristate, sine caudis, magne croceis pedibus per peregrinos de remotis partibus portabantur. Solum genus columbarum et palumbarum videbatur; columbe vero Grece, que habebant pennas in pedibus, et alia plura genera postea sunt in Alsatiam deportati. Vasianas quidem clericus de transmarinis partibus apportabat. Ursi albi, sperioli albi, lepores albi, ericii marini cameli, leones et diversa genera arborum et diverso genera herbarum et olerum et vinearum, cucumerum et olerum specierum, vestium, peplorum, instrumenta diversarum artium postea in Alsatiam deportata fuerunt.*

** Diese Notiz steht in den *Annales Basilienses.*

*** *Consules Argentinenses cives suos equos habere duo milia precepere.* Die Zahl ist sicher weit übertrieben.

der Handwerker war gering, aber später kamen sie viel weiter. Das Wesentlichste vielleicht war, dass damals alle höhere Kunst und Technik von den Klöstern auf die Laien überging. Damals erstand der weltliche Steinmetz und Glockengiesser, der weltliche Bildschnitzer und Maler. Die Arbeitstheilung machte Fortschritte aller Art; der städtische Handwerker konnte nun erst ganz von seinem Handwerk leben, und bereits trennte sich weiter der Schuster vom Gerber, der Grob- vom Waffenschmied; die Gärtnerei wurde ein städtisches Gewerbe. In einzelnen Branchen erreichte die Technik gegen 1300 eine Virtuosität, die seither nie wieder übertroffen wurde. Man denke nur wieder an den Münsterbau. Die Bauthätigkeit Strassburgs muss im ganzen 13. und in der ersten Zeit des 14. Jahrhunderts eine enorme gewesen sein; die zahlreichen neuen Stadtmauern, die zahlreichen Klöster und Kirchen, die Pfalz oder das Rathhaus bei St. Martin, der Pfennigthurm und Anderes fallen in diese Epoche.

Und damit komme ich zum letzten und klarsten Ausdruck jener volkswirthschaftlichen Revolution; zur Bevölkerungszunahme jener Tage. Die Zeit, die soviel Menschenleben für die Kreuz- und Römerzüge, für die Fehden und die Colonisation des deutschen Ostens verbrauchte, konnte noch so viel neue Dörfer auf den Höhen, so viel neue Städte im Thale gründen und gross ziehen, sie konnte daneben die bestehenden Städte noch so vergrössern. Nirgends drängten sich die Städte dichter, als im Elsass; immer neue wurden gegründet und blühten rasch empor; ich erinnere nur an Hagenau, Schlettstadt, Kolmar; Herr Albin Wölflin, Friedrichs II. reichbegabter Vogt, ist ein wahrer Städtegründer für das Elsass geworden, wie man überhaupt sagen kann, dass im 13. Jahrhundert die Fürsten allerwärts einen Haupttheil ihrer Energie und ihrer Mittel zur Städtegründung verwendeten; reichlich lohnten es die wachsenden Geldsteuern; kein ländliches Gebiet wollte des nahen Marktes mehr entbehren; verführerisch wirkte das Beispiel der grösseren Städte; in Kolmar wurden in einem Jahre 40 neue Häuser gebaut, und 100 restaurirt, in einem andern das Holz zu 600 neuen angewiesen;

wie blühte vollends Strassburg auf! Es war wie eine Völkerwanderung vom platten Lande nach den Städten; dort winkte die persönliche Freiheit, die neue Art der Lebensgenüsse, tausend Möglichkeiten des Erwerbs und Gewinns, die auf dem Lande fehlten. Es begann die eigene Sitte, dass die Landleute selbst von weither in der Stadt wohnen wollten, nur zur Ernte und Bestellung aufs Land gingen. Wurde man dadurch, dass man nach Strassburg zog, doch gegenüber allen anderen Landesherrschaften steuerfrei. Die Frage der Ausbürger ist von 1300 ab eine der brennendsten für Strassburg.* Aber nicht blos der einfache Landmann handelte so, auch der Adel und die Klöster kauften sich gerne in der Stadt an, um ihre Produkte besser abzusetzen und an dem neuen Reize des städtischen Lebens theilzunehmen.

Die Alt- und Neustadt Strasburg umfasste gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts einen Raum, der verglichen mit der heute darauf sitzenden Bevölkerung von etwa 30,000 Seelen damals gewiss nicht über 4—5000 Seelen fasste. Man darf nämlich dabei nicht vergessen, dass die meisten damaligen Häuser einstöckige Holzgebäude waren, dass fast jedes Haus mit Stall und Scheune versehen war, dass der bischöfliche Frohnhof, die Klöster und Stiftshöfe alle auf eine grosse Naturalverwaltung eingerichtet waren. Nun begann aber die grosse Aenderung. Man fing an, ebensosehr in die Höhe als in die Breite zu bauen. Das erstere lässt sich nicht mehr verfolgen, wohl aber das leztere. Gegen 1200 erfolgt die Erweiterung nach Norden vom Weinmarkt, der Meissengasse und dem Broglieplatz bis an den heutigen Kanal; ich möchte für 1200 mindestens schon eine Bevölkerung von 10,000 Seelen oder noch mehr annehmen. Im Jahre 1228 beginnt die Hereinziehung der südlichen und südöstlichen Vorstädte in die Stadt bis zum Elisabeth-Spital und Metzgerthor. In den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts beginnen die

* Es ist das eine der wichtigsten und eigenthümlichsten Fragen in Bezug auf das mittelalterliche Städtewesen; für Strassburgs Geschichte sind die Abhandlungen Wenckers über Pfahlburger, Ausbürger etc. (collectanea juris publici, Argent. 1702) ja eines der wichtigsten Quellenwerke geworden.

Bauten im Norden und Nordwesten über dem heutigen Kanal, im Osten in der Krutenau. In die Stadtmauer hereingezogen wurden diese Theile erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts; es ist dabei aber überliefert, dass besonders im Nordwesten viel mehr Gartenland als bebaute Fläche ummauert wurde.* Es ist also in der Hauptsache nicht unrichtig, wenn wir sagen, die mit Wohnhäusern bebaute Fläche Strassburgs habe seit Anfang des 14. Jahrhunderts bis ins 19. nicht sehr wesentlich zugenommen.

Strassburg, das gegen 1150 noch eine kleine Ackerstadt von einigen tausend Seelen gewesen war, zählte nun in den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts unter den ersten Städten im Reich. Wahrscheinlich war nur Köln grösser. Wir können die Bevölkerung in ihrem Höhepunkt auf etwa 50,000 Seelen** schätzen. Und diese Zunahme war erfolgt trotz zahlreicher verheerender Brände, trotz mancher Krankheiten und Hungersnöthe, die auch damals nicht fehlten,

* Für diese Fragen ist wohl auch heute noch Silbermann, Lokalgeschichte der Stadt Strassburg (1775, fol.) der beste Anhalt.

** Arnold noch schätzt in seiner Geschichte der Freistädte Strassburg wie Mainz zu 90,000 Seelen, Köln zu 120,000, Worms und Speier zu 60,000, Basel zu 50,000 im Moment der höchsten Blüte. Den Zeitpunkt derselben setzt er für Worms auf 1270, für Speier und Köln auf 1300, für Mainz, Basel und Strassburg etwas später. Seit aber Heusler nachgewiesen, dass Basel zur Zeit seiner höchsten Blüthe nie über 25,000, Ennen bewiesen, dass Köln im 16. Jahrhundert bei 7279 Häusern höchstens 60,000 Seelen, im 13. Jahrhundert aber nur 6000 Häuser hatte; seit Kirchhoff den Beweis geliefert, dass Erfurts mittelalterliche Einwohner sich auf höchstens 32,000 reduciren; seit Hegel gezeigt, dass Nürnberg 1448 nur etwas über 20,000 Seelen hatte u. s. w. — ist es gewiss gerechtfertigt, wenn ich bei obiger Annahme stehen bleibe. Fabeln wie die, dass Köln sogar mehrere hunderttausend Einwohner im 13. Jahrhundert gehabt, sollte man doch heute nicht mehr wiederholen. Dass auch meine Zahlen nichts anderes sind als Schätzungen, für die ich einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit beanspruche, wiederhole ich hier nochmals ausdrücklich, obwohl ich es bereits durch die Form, in der ich sie angeführt, angedeutet. Ich halte solche Schätzungen aber nicht nur für berechtigt, sondern für nothwendig, um zu irgend welchen Schlüssen in Fragen der Cultur, des Rechts, der Volkswirthschaft zu kommen, wie ich schon oben einmal erwähnt.

war erfolgt in anderthalb Jahrhunderten, während das 15. und 16. Jahrhundert kaum eine wesentliche Vergrösserung der Stadt brachte, das 17. aber Strassburg mit 22,121 Menschen an Frankreich übergab (1681).*

Diese rasche Zunahme der Stadt wäre nun auch unbegreiflich, wenn nicht zu den wirthschaftlichen politische Ursachen gekommen wären, die in gleicher Richtung thätig waren. Worin bestehen sie?

Man pflegt die politische Veränderung, die sich damals in den Bischofsstädten vollzog, mit dem allgemeinen politischen Satze zu erklären, dass jede wohlhabend und mündig gewordene Klasse der Gesellschaft ihren Antheil am Regiment fordere, die Bevormundung von oben abwerfe; so komme es, dass Patricier und Kaufleute erst den Bischof und dann die Handwerker diese wiederum verdrängt hätten. An dieser Theorie ist etwas Wahres; aber sie ist viel zu allgemein, um die concrete Art richtig wiederzugeben, wie der historische Process sich gerade damals, gerade in den Bischofsstädten, speciell in Strassburg, vollzog.

Der erste Gegensatz, der sich in Strassburg, wie in den anderen Bischofsstädten zeigte, war nicht der zwischen dem Bischof und den Kaufleuten und Grundbesitzern, sondern der zwischen ihm und dem Theil seiner Ministerialen, die die Stadt verwalteten. Der Bischof sah in der Stadt eine seiner Domänen; er wollte hier so wenig wie auf dem Lande von dem alten Verwaltungssystem, von den Naturalsteuern und Diensten lassen; er sah in dem Kampf der Einwohner-

* Diese Zahl, über welche mir von Kennern der Strassburger Geschichte Zweifel geäussert sind, findet sich bei Heitz das Zunftwesen in Strassburg (1856) S. 80 angegeben. Hermann sagt in den notices hist. sur la ville de Strasbourg (II, 87), die Stadt habe 1681 jedenfalls weniger als 35,000 Seelen gezählt, einige hundert Familien seien ausgewandert; 1691 habe man 3295 Bürger und 1184 Schirmer (d. h. wohl Schutzbefohlene) gezählt ohne das Militär und die Beamten der Intendanz; das gibt wieder etwa 20,000 Seelen, die Familie zu 4—5 Personen gerechnet. Im Jahre 1709 zählte man freilich wieder 32,510 wahrscheinlich inclusive des Militärs. Im Jahre 1789 zählte man bekanntlich 49,948 Seelen.

schaft hiegegen eine Auflehnung gegen sein gutes Recht und gegen seine finanzielle Leistungsfähigkeit. Anders die städtischen Ministerialen, die mit den Interessen der Stadt verwachsen, hier angesessen, mit der wohlhabenden Bürgerschaft verschwägert waren, die mit den Geschäften der Stadtverwaltung ganz anders vertraut waren. Sie lernten die neue Zeit und ihre Bedürfnisse verstehen, sie sahen ein, dass das alte Verwaltungssystem unhaltbar sei, dass die Lasten des Hofrechts, die ganze Naturaldienstverfassung beseitigt, ein Geldsteuersytem* in der Hauptsache an die Stelle gesetzt werden müsse.

Sie vermittelten also zwischen Bischof und Einwohnerschaft; sie nahmen sich dieser und jener Frage an, suchten zweckentsprechende neue Einrichtungen zu treffen, natürlich zunächst ausseramtlich: ihre alten Amtsaufträge waren ja nur für eine Ackerstadt mit Localverkehr zugeschnitten; um so nahe liegender war es, angesehenere Bürger zuzuziehen und um Rath zu fragen. Fünfzig und mehr Jahre mag man sich so halb formlos, halb durch die Autorität von Schultheiss und Burggraf gedeckt geholfen haben; zuletzt wurde aus einem Organe der geduldeten Selbsthülfe ein Amtsorgan, der collegialische Stadtrath, der gegen 1200 in Strassburg bereits

---

* Nitzsch führt (Preuss. Jahrb. XXX. S. 356), wie mir scheint, in sehr schlagender Weise aus, dass auch für das Reich die Zeit der Geldwirthschaft und der Geldsteuern gekommen war, dass schon unter den drei ersten Staufern nur in Folge besonders glücklicher Umstände die alte Naturalwirthschaft, die alte Verbindung von Reichsgut und Kirchengut sich nochmals nach schweren inneren Kämpfen hatte halten lassen, dass aber nach 1200 mit dem Wachsthum der Städte, der Unbotmässigkeit der Bischöfe, mit der Verschleuderung des staufischen Hausbesitzes durch Philipp von Schwaben, mit der zunehmenden Renitenz der Ministerialen in feudaler Weise nur noch ein allgemeines Geldsteuersystem der Reichsregierung neue Kraft geben konnte; er zeigt, wie dieser Gedanke unter Otto IV angeregt, vom Erzbischof von Mainz als zündender Funke und Haupthebel der Opposition gegen diesen König ausgebeutet und wie Friedrich II. desshalb in die Unmöglichkeit versetzt wurde, diesen einzig rettenden Reformgedanken, der ihm nach der Organisation seines sicilischen Reichs so nahe liegen musste, zu adoptiren.

vorhanden ist, 1214 bereits von Friedrich II. unter der Bedingung anerkannt wird, dass der Bischof zustimme.

Nicht um nothwendige Aenderungen im Gerichtswesen der Stadt handelte es sich also zunächst und zuerst, wie neuerdings auch Heusler* so richtig betont hat, sondern um neue Verwaltungseinrichtungen, um die Befriedigung der Bedürfnisse, die mit der Stadterweiterung, den neuen Zweigen des Grosshandels, der Industrie sich ergaben, um die Einrichtung neuer Steuern für die Stadt, um die wichtige Frage, wie die vor den Thoren liegende Gemeinweide sich gegenüber der Stadterweiterung und den noch immer ländlichen Wirthschaften der wachsenden Bevölkerung zu verhalten habe. Das alte Gerichtswesen blieb zunächst und reichte auch zur Noth aus — das Vogt-, das Schultheissen- und Burggrafengericht: aber das an die Domänenverwaltung angelehnte städtische Verwaltungssystem war unerträglich geworden, wie man auch daran sieht, dass bei der Neugründung von Städten gegen Ende des 12. Jahrhunderts entweder gar keine fürstliche Domänenverwaltung mehr in den Umkreis der Stadt hineingelegt wurde, wie bei Freiburg i. B. oder dass Stadt und Domänenverwaltung local strenge getrennt wurden wie in Hagenau.

Deutlich zeigt sich die grosse Verwaltungsthätigkeit des Stadtraths im zweiten Strassburger Stadtrecht,** das wenig über Verfassung und Privatrecht, manches über Strafrecht und Process, alles mögliche aber in Bezug auf städtisch-gewerbliche Einrichtungen und Anordnungen enthält. Es ist in die Jahre 1214—19 zu setzen. Da wird vor Allem der Weinhandel, das Marktwesen, der Vieh- und Fleischhandel, die Tuchweberei, der Schifffahrtsverkehr geordnet, da werden Bestimmungen über Natural- und Geldlöhnung, über Geschenke für die Gesellen, über Schweinehaltung in der Stadt

* Ursprung der Stadt-Verf. S. 220

** Dasselbe ist neu gedruckt bei Grandidier, in seinen nachgelassenen Werken II, S. 187—215 (1865) mit einer deutschen Redaction v. 1270 und einer modernen französ. Uebersetzung Ueber die Zeitbestimmung siehe Hegel a. a. O. II. 928.

gegeben. Eine der wichtigsten privatrechtlichen Bestimmungen, nämlich Art. 26, der in bestimmten Fällen eine Haftbarkeit der Ehefrauen für die Schulden ihrer Männer anordnet, zeigt ebenfalls deutlich, wie sehr die wirthschaftliche Entwicklung der Stadt vorwärts ging, wie der Credit sich entwickelte; denn nur ein relativ entwickeltes Creditwesen fordert eine solche Haftbarkeit der Ehefrauen.

Auch später bildeten den Mittelpunkt der Streitigkeiten mit dem Bischof die neuen vom Rath eingeführten Geldsteuern und die Verfügung über die Gemeinweide, kurz die neue Verwaltungsorganisation innerhalb der Stadt, die dem Bischof gleichgültig oder gar verhasst war, die er nicht geschaffen hatte.

Freilich standen ihm die, welche sie in erster Linie geschaffen, in der alten Zeit noch nahe genug. Es waren seine Ministerialen, seine Hausgenossen, die den Kern der städtischen Nobilität gegen 1200 bildeten; es lässt sich das gerade in Strassburg unzweifelhaft nachweisen. Regelmässig sind der Schultheiss, der Burggraf, der Oberzoller in der älteren Zeit unter den 12 consules; ja der Schultheiss ist oft geradezu zugleich Vorsitzender der consules, wie sich umgekehrt einzelne Ministerialen in bischöflichen Urkunden mit Vorliebe als Bürgermeister „*magistri civium*“ bezeichnen.* Unte-

* Hegel, Städtechroniken Strassburg I. S. 24–27. Ich führe hier noch die charakteristischen Worte von Nitzsch an: „In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts bildeten die Dienstmannen, bischöfliche, wie königliche immer noch die wichtigste, jedenfalls die massgebendste Schicht der oberrheinischen städtischen Bevölkerung. Die städtischen Aemter des Zöllners, Schultheissen, Münz- und Zunftmeisters stehen an ritterlichen Ehren den Hofämtern des Truchsess oder Schenken noch vollständig gleich. Alle bildeten immer noch für die Anschauung und Rechtsauffassung der Zeit die Gesammtheit der Aemter, nach denen des Kaisers und der Fürsten Dienst organisirt war. — Während der Kaufmann sich um den Schöffenstuhl am liebsten herumdrückte, bewegten sich diese grundbesitzenden Geschlechter auch ohne Eigen, in dem Gefühl ihrer Pflichten und Rechte mit der ganzen Sicherheit einer ererbten Amtstradition und dem Behagen, die unverkennbare Zunahme ihrer Zoll-, Münz- und Marktgefälle für ihre eigene Bedeutung verwerthen zu können.“

der Ministerialität allein befanden sich Leute, die einerseits so viel Ortskenntniss andererseits so viel weltmännische, politische und militärische Bildung hatten, um das aufstrebende Gemeinwesen so mustergiltig zu leiten. Unter ihnen waren grosse staatsmännische Traditionen; es waren wenn nicht dieselben Leute so doch dieselben Familien, die in Syrien und Sicilien gefochten, die im Rathe der Staufer gesessen, es waren die Leute, die einen Stadtschreiber wie den Dichter Gottfried haben konnten, die Leute, die in dem ritterlichen Tristan ihr Vorbild und Ideal sahen; es waren Leute, die ganz und nach allen Seiten auf der geistigen Höhe ihrer Zeit standen, ächte Zeitgenossen des grandiosesten der deutschen Könige Friedrichs II.

Ihre Doppelstellung als städtische Consules und bischöfliche Ministerialen erklärt es, warum die Bischöfe, besonders friedliche, wie Heinrich von Veringen und Heinrich von Stahleck, zeitweise in der zunehmenden Macht des Stadtraths nichts gefährliches sahen, sich ihrer wachsenden Zolleinnahmen und damit des Wachsthums der Stadt überhaupt freuten. Sie sahen im Stadtrath ihr Organ; sie bemerkten nicht, wie mit jedem Tag diese Ministerialen mehr städtisch als bischöflich gesinnt wurden, wie sie mit den wohlhabenden Bürgern in ein Corpus verschmolzen, wie Stadt und Episcopat täglich weiter auseinander gingen.

Jeder Conflict freilich, vor allem die Versuche des Raths, jede Einmischung des Bischofs in seine Zusammensetzung und Ergänzung zu entfernen, musste die Bischöfe daran erinnern, dass die alte Zeit vorbei sei; streitlustige gewaltige Naturen, wie Walther von Geroldseck, nahmen dann den Kampf auf und geschärft wurde er seit langer Zeit dadurch, dass bei den kirchlich-politischen Kämpfen der Bischof in der Regel auf päpstlicher, die Bürgerschaft auf kaiserlicher Seite stand.

In solchen Tagen waren günstige kaiserliche Privilegien, die hofrechtliche Lasten beseitigten, dem Stadtrath weitere Rechte einräumten, unschwer zu erlangen. Das erste kaiserliche Privilegium für die Bürger Strassburgs ist das von Hein-

rich V.*, das die bischöfliche Naturalweinsteuer, die während der Dauer mehrerer Monate jährlich von jedem Karren Wein ein Ohm für die grossen Bedürfnisse des bischöflichen Frohnhofs forderte, auf 6 Wochen beschränkte. Der Weinhandel durchbrach zuerst in Strassburg die alte Fessel des Naturalsteuersystems. Nachdem der Weinhandel befreit war, trug man für einige Zeit in Strassburg die übrigen Lasten des bischöflichen Frohnhofes wieder leichter. Denn *„Vineta et navigia“* galten damals wie durchs ganze 13. Jahrhundert als die Säulen städtischen Wohlstandes. Der grösste Zweig des kölnischen Handels war der mit Elsässer Wein. Nicht umsonst preist bereits der lateinische Dichter des 9. Jahrhunderts die Strassburger, dass sie nicht allen heimischen Wein selbst trinken müssten; sonst, meint er, sähe es schlimm in der Stadt aus:

gens animosa armis vinoque sepulta jaceret,
vix in tam magna urbe maneret homo.

Diesem Privilegium folgten später andere. Die Kaiser mochten zugleich fühlen, dass die Bischöfe in den Städten ein veraltetes Verwaltungsysstem aufrecht erhalten, die städtischen Räthe dagegen ein gesundes neues System schaffen wollten; sie hofften zugleich die Städte direct an sich mit Umgehung des Bischofs zu knüpfen, Geldsteuern und andere Hülfe von ihnen zu erhalten. Fast in jedem der kaiserlichen Privilegien für Strassburg wird als Grund derselben angegeben, dass der Kaiser die Stadt mit allem ihrem Zubehör *ad speciale obsequium imperii*** reservire. Freilich hinderte das nicht, dass die Stadt später das Recht in Anspruch nahm, nicht einmal die gewöhnlichen Steuern der kaiserlichen Reichsstädte zu zahlen.

Vorübergehend war allerdings die kaiserliche Politik gegenüber den Städten eine andere. Wenn die Kaiser die Hülfe der Bischöfe brauchten und sich mit ihnen versöhnt hatten,

* Die Urkunde ist von 1119 bei Schöpflin, Alsatia diplom. I., 193 Nr. 245 abgedruckt.

** Vergl. z. B. das Privilegium Rudolfs von Habsburg vom 8. Dez. 1275. Alsat. diplom. II., 10 Nr. 701.

so mussten sie ihnen zu Willen sein, so konnte ihnen auch der Gesichtspunkt für den Erlass raths- und städtefeindlicher Gesetze vorgestellt und dadurch derartige Massregeln plausibel gemacht werden, dass die alte Kraft der Reichsregierung auf dem Dienst der Bischöfe, dieser selbst aber mit auf der alten hofrechtlichen Verfassung der Städte ruhe. Friedrich II. stellte sich bekanntlich im Anfang seiner Regierung auf diesen Standpunkt, während er später um so eifriger die Selbständigkeit der städtischen Räthe gegenüber den Bischöfen beförderte, wie das auch Strassburg erfahren hat. Er erkennt schon 1219 den Strassburger Stadtrath unbedingt an.

Und von nun an hat dieser seine Stellung als Herr der Stadt, als Nachfolger des Bischofs immer sicherer befestigt. Das zweite Stadtrecht aus eben dieser Zeit, von Bischof, Vogt und den angesehensten Bürgern erlassen, überträgt dem Rath bereits eine mit den bischöflichen Gerichten concurrirende Jurisdiction. Im dritten Stadtrecht* aus den Jahren 1244—60, das eine bessere Justiz gegen die Ausschreitungen des städtischen Patriciats herbeiführen will, sind der Bischof, das Domcapitel und die Ministerialen noch neben dem Stadtrath und den weisesten und besten der Bürger als gesetzgebende Factoren genannt. Nach dem dreijährigen Kampfe mit Walther von Geroldseck 1260—63 aber wird das Recht Einungen und Satzungen um der Stadt Noth willen zu machen ganz den Bürgern übertragen; die Gemeinweide wird vom Bischof ganz an den Rath abgetreten, die Weinnaturalsteuer war schon früher ganz beseitigt worden; die alten bischöflichen Stadtämter muss der Bischof theilweise versprechen an Bürger, nicht an Ministerialen zu vergeben. Man fürchtete dabei offenbar die Einschiebung von bischöflichen Beamten vom Lande, von solchen, die im Gegensatz zur städtischen Nobilität standen. Die Ministerialen als solche treten so wie so nun rasch in den Hintergrund. Bald nach 1300 war auch die Münze

* Aus Grandidiers Nachlass von Mayer herausgegeben in Mones Anzeiger für die Kunde deutscher Vorzeit Bd. VI, S. 23—28; ausserdem bei Gaupp, Stadtrechte I., 80—89.

im Besitz der Stadt. Wesentliche Rechte übte der Bischof nicht mehr in derselben aus.

Die Stadt ist nun eine freie kaiserliche Reichsstadt, sie hat die staatlichen Hoheitsrechte erworben; selbst den deutschen Königen steht sie als eine ebenbürtige Macht zur Seite; Niemand steuert sie als dem Kaiser, wenn er nach Rom fährt; ja die zahlreichen Besitzungen ihrer Büger und Ausbürger dürfen, wo sie liegen, nirgends von irgend einer anderen Herrschaft besteuert werden. Alle wirthschaftliche Kraft kann sich nach Innen wenden und der volkswirthschaftliche Aufschwung bis zur Zunftrevolution ist theilweise gewiss Folge dieser selten privilegirten wirthschaftlichen Stellung, wie das ausserordentlich gesteigerte Selbstgefühl der Bürgerschaft seit dem Siege über den Bischof die rasche wirthschaftliche Blüte unzweifelhaft gefördert hat. —

Ich bin am Ende meiner Betrachtungen angelangt. Mein Zweck war Ihnen zu zeigen, dass die Rheinstrasse und die Lage im Centrum der reichen oberrheinischen Tiefebene die erste Voraussetzung, die volkswirthschaftliche Revolution des 13. Jahrhunderts die zweite für das Aufblühen Strassburgs war, dass aber ebenso sehr zwei andere politische Ursachen mitspielten: die Thatsache, dass in der Hohenstaufenzeit diese oberrheinische Tiefebene der Mittelpunkt des deutschen Reichs war, und dass der Uebergang von der Land- und Ackerstadt zur Grosstadt, von der bischöflichen zur freien Reichsstadt sich vollzog unter der Leitung eines Beamtenadels, der mit der grossen Schule des öffentlichen Dienstes unter den grössten deutschen Kaisern zusammenhing: das deutsche Reich mit seinen besten Institutionen hat Pathe gestanden bei dem Eintritte Strassburgs in die Reihe der Grossstädte.

Noch Jahrhunderte lang behielt man hievon in Strassburg eine lebendige Erinnerung. Man war noch lange gut kaiserlich, gut deutsch in Strassburg gesinnt; aber der factische Zusammenhang zwischen Stadt- und Reichsregierung, zwischen städtischem und Reichsbeamtenthum hatte sich schon im 13. Jahrhundert gelöst. Die Stadt war, — wie andere locale Herrlichkeiten — ein selbständiges Territorium geworden,

das dem Reiche autonom gegenüberstand, d. h. das eine Anzahl souveräner Rechte besass, die eigentlich dem Reiche gebührten. In der grossen sturmbewegten Zeit des 13. Jahrhunderts, in dem unerhörten Wechsel aller volkswirthschaftlichen Verhältnisse, in dem Uebergang von der Natural- zur Geldwirthschaft war es dem deutschen Reiche nicht beschieden, den Mann zu finden, der alle die kleinen autonomen Kreise, die Territorien und die Städte wieder zu einer einheitlichen Staatsorganisation verknüpfte. Aller Jammer Deutschlands in fünf langen Jahrhunderten ist hieraus entsprungen.

Hier aber möchte ich nur noch daran erinnern, dass man von einem allgemeinen Standpunkt aus die Erkämpfung der Autonomie und Reichsfreiheit, wenn sie auch zunächst äusserlich die Blüte der Stadt förderte, nicht unbedingt preisen darf. Die Selbstherrlichheit der Reichsstädte war dem Reiche so schädlich als die Selbstherrlichkeit der Fürsten. Sie hat auch innerhalb der Städte, auch innerhalb Strassburgs auf die Dauer nicht günstig gewirkt.

Schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts beginnt die regierende Stadtaristokratie etwas ganz anderes zu werden als vorher; das 3. Stadtrecht* und der Brief des Bischofs an die Zünfte von 1261** zeigen deutlich, wie die Missbräuche,

* Das Motiv der Erlassung gibt die Einleitung mit den Worten: *quod temporibus Venerabilis domini Heinrici de stahlecke episcopi Argentinensis ortae fuerunt tante indiscipline et injurie et oppressiones mulierum et pauperum in civitate argentinensi, quod idem dominus episcopus imputavit consulibus et ceteris civibus majoribus excessus suos in hoc et negligentiam judicis.*

** Es ist bei Strobel, Geschichte des Elsasses II. S. 9—12 (2. Ausgabe) abgedruckt. Es wird da den Adeligen vorgeworfen, dass die Almende den Armen entzogen und unter die Reichen getheilt werde, dass sie ungestraft Nothzucht, Todtschlag und Hausfriedensbruch gegenüber den Armen sich erlaubten. Er der Bischof habe arm und reich gleichmässig geschworen, er wisse, dass die Handwerksmeister Friede und Gnade gerne sehen, dass ihnen der Unfug leid sei. Auch gegen die Steuern sei der Bischof nur, wenn er sehe, dass damit ausschliesslich der gemeine Bürger gearmert, und die Gewaltigen gereichert würden. Zweifelsohne war dieser bischöfliche Brief eine demagogische Denunciationsschrift, die übertrieb; aber deutlich zeigt sie die Anfänge der Missbildung, die zur Zunftrevolution führte.

die dann 1332 zur Zunftrevolution und 1419* zum Auszug des grösseren Theils des Strassburger Adels führten, schon damals begonnen hatten. Aus einem Beamtenadel, der Fühlung mit Kaiser und Reich hatte, der mit wirklicher Geschäftserfahrung ein lebendiges Bewusstsein seiner Pflichten verband, wurde im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts ein Stadtjunkerthum, das halb an die ländliche Ritterschaft angelehnt das Rauf- und Turnierwesen als Lebensaufgabe betrachtete, halb aus den schnell reich gewordenen Geldwechslern und Grosshändlern sich ergänzend** nur die Interessen eines kurzsichtigen Geldadels kannte; es war eine Nobilität, die viel Rechte und viel Genuss forderte bei wenig Pflichten, die den Handwerker prügelte, wenn er Geld forderte, die Scharwächter, wenn sie nächtliche Ruhe und Ordnung geboten; die durch die immer wieder verbotene Muntmannschaft die unteren Klassen der Stadt in eine neue Leibeigenschaft zurückführen wollte, die der Stadt Gut in ihren Nutzen verwendete und in der Leitung der äusseren Stadtpolitik viel Geschicklichkeit und Klugheit im Einzelnen, aber doch nicht den grossen Sinn des weitblickenden Staatsmannes im Ganzen zeigte. Nicht umsonst wird schon im 13. Jahrhundert über die Abnahme der Bildung, den Rückgang der Dichtkunst und feineren Lebensart geklagt.*** Die damalige volkswirthschaftliche Revolution erzeugte, wie immer wenn in solcher Zeit nicht ein lebendiges Staatsgefühl und andere ideale Potenzen entgegenwirken, eine materialistische Genusssucht, eine Neigung zu Uebermuth und Frivolität, zu Druck und wirthschaftlicher

* Merkwürdige Streiflichter auf die sozialen Zustände jener Tage wirft die Aufzählung der von dem Adel 1406—19 in Strassburg begangenen Gewaltthätigkeiten, die Schilter in seiner Ausgabe der Königshofener Chronik S. 817 ff. abgedruckt hat.

** Wie zahlreiche neue Elemente in das Strassburger Patriciat in der zweiten Hälfte des 13 Jahrhunderts eintraten, sieht man aus mehrfachen Notizen. So heisst es in der Colmarer Chronik: 1281 *multi ignobiles facti milites in Argentina;* 1298 *Venerabilis Dominus de Lichtenberg, Argentinensis episcopus fecerat hoc anno ante festum sancti Michaelis milites, quos omnes vestivit etc.*

*** Vergl. Koberstein, Grundriss der Geschichte der deutschen Nationallitteratur (4. Aufl.) Bd. I., S. 113.

Ausnutzung der aristokratischen Vorrechte. Das Missbehagen der mittleren und unteren Stände, die bei dem Umschwung nicht so viel oder gar nichts gewonnen, wurde dadurch zeitweise bis zu jener Leidenschaft gesteigert, die wir in den Zunftrevolutionen, den Massenhinrichtungen oder Austreibungen bald der Patricier, bald der Zünftler, endlich in den grässlichen Judenermordungen und Beraubungen mit elementarer Gewalt zu Tage treten sehen. Jeder Unparteiische wird noch heute auf der Seite der gegen unerträgliche Missbräuche sich erhebenden Zünfte stehen, besonders wenn sie sich so massvoll benehmen wie 1332 in Strassburg. Aber er wird sich auch nicht verhehlen, dass die Zünfte, weil sie mit Gewalt ins Regiment drangen, weil sie die Fähigkeit zu regieren überhaupt nur in geringem Grade besassen, von Anfang an oder bald nachher selbst wieder in Ausschreitungen und Missbräuche verfielen. Der Unparteiische wird nur sagen: da die regierende Aristokratie sich so sehr in eine missbräuchliche Klassenherrschaft verwandelt hatte, da keine Staatsgewalt existirte, die von oben herab hier Hülfe und Reform bringen konnte, war zunächst die Zunftrevolution unvermeidlich: sie hat, wo sie relativ Maas hielt, wie in Strassburg, zunächst gut gewirkt; die spätere gemischte Verfassung Strassburgs war in ihrer Art ja ein Meisterstück. Eines aber konnte sie nicht ersetzen, eine lebendige gesetzlich geregelte Wechselwirkung mit einem grossen Ganzen, die Einfügung der Stadt in den Zusammenhang eines ganzen Landes oder Reiches. Die Isolirung war es, die die Stadt verknöchern und verkümmern liess, bis sie französisch wurde.

Ich hoffe mit diesem Urtheil selbst denen nicht zu nahe zu treten, die noch heute die Verknüpfung der Geschicke dieses Landes mit dem deutschen Reiche bedauern; denn ihre Sympathie ruht ja auf der Empfindung, dass diese Stadt und dieses Land der Verknüpfung mit einem grösseren Ganzen bedurft habe und durch den Anschluss an den bis vor kurzer Zeit leitenden Staat Europas ausserordentlich gewonnen habe.

Hoffen wir, dass in nicht allzu langer Zeit diese ganze Stadt und dieses ganze Land wieder von dem Gefühle be-

lebt werde, das einen kleinen Kreis Gebildeter und einen Theil der untern nicht französisch redenden Klassen nie ganz verlassen hat. dass für Deutsche der Anschluss und die Einfügung in das deutsche Reich mit Bewahrung der Selbständigkeit, die im modernen Staat für die Landschaft. für die einzelnen Kreise und Communen möglich ist. das richtige sei. Hoffen wir, dass der spätere Historiker in die Annalen der Geschichte dieses Landes die Bemerkung wird eintragen dürfen: die deutsche Universität mit ihrem aus alten und neuen Elsässern zusammengesetzten Lehrkörper hat ihre Aufgabe begriffen; sie hat an ihrem Theil redlich mitgewirkt zur Versöhnung der Parteien; sie hat Verständniss gezeigt für die Eigenart des Landes. sie hat aber vor Allem dadurch sich ihrer Aufgabe gewachsen gezeigt. dass sie gekämpft hat im Dienste der Wahrheit und der Erkenntniss. die über der Scheidewand der Parteien, über der Scheidewand der Nationen und Confessionen steht.

Lassen Sie uns mit dieser Hoffnung, meine Herren Collegen. an die Arbeit des neuen Semesters gehen. mit dieser Hoffnung der Studentenschaft entgegentreten. die zahlreicher als je sich in diesem Semester eingefunden hat, — der ich als antretender Rector zum Schlusse ein freudiges Willkommen zurufe.

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt.



QUELLEN UND FORSCHUNGEN

ZUR

SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE

DER

GERMANISCHEN VÖLKER.

HERAUSGEGEBEN

VON

BERNHARD TEN BRINK UND WILHELM SCHERER.

VII.

GEISTLICHE POETEN DER DEUTSCHEN KAISERZEIT.

ZWEITES HEFT.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1875.

GEISTLICHE POETEN

DER

DEUTSCHEN KAISERZEIT.

STUDIEN

VON

WILHELM SCHERER.

ZWEITES HEFT.

DREI SAMMLUNGEN GEISTLICHER GEDICHTE.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1875.

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt.

INHALT.

DREI SAMMLUNGEN GEISTLICHER GEDICHTE.

DIE MILLSTÄTTER HANDSCHRIFT.

Ueber das Kloster Millstatt ist mir nur das Wenige bekannt, was aus den allgemeinen Publicationen über kärntnische Geschichte entnommen werden kann. Das Necrologium Millstadense, das Potthast nachweist, war mir nie zugänglich.

Die Handschrift, von der hier geredet werden soll, ist natürlich die von Karajan und Diemer herausgegebene. Sie hat zunächst eine Sammelhandschrift in sich aufgenommen, welche I — III umfasste. Das Princip der Anordnung im Ganzen kehrt in der Vorauer Hs. wieder, s. diese. Die Millstätter enthält (vergl. Diemer Genesis und Exodus Bd. 1, S. II. III):

I. Bl. 1a—84a Genesis.

Diemer 1, VII hat nur dürftige Bemerkungen über das Verhältniss dieser Bearbeitung zum Original. Dass es sich vor Allem um die Herstellung genauerer Reime handelt, ist leicht zu sehen: specielle Darstellung dessen, was dem Bearbeiter anstössig ist, und welchen Grad von Genauigkeit er anstrebt, wäre lehrreich. Dass er auch die Metrik verbessern will, ist mir bis jetzt nicht klar geworden.

Dass die Sprache sich auf einem jüngeren Standpuncte befindet, lehrt gleich die Construction von *ruochen* mit nachfolgendem *ze* Millst. 1, 2. Fdgr. 10, 5 *diu zala* ist Millst. 1, 4 in *mîn sprechen* geändert. Auf das veraltende *sliume* wurde schon im ersten Heft S. 6 hingewiesen. Die Dative Fdgr. 12, 39. 13, 7 sind weggeschafft. Das formelhafte *ich weiz* ist entweder ausgelassen oder seiner Formelhaftigkeit entkleidet, vergl. Fdgr. 12, 19. 22, 32 mit Millst. 2, 34. 19, 27.

Auch die Parenthese 12, 37 *die gnâde wâren sîn* hat keine Gnade vor dem Bearbeiter gefunden 3, 14.

Seine eigene Sprache wird durch Reime wie 6, 11 *leit (:breit)* für *lît;* 6, 30 *schreiten (:leichen)* für *schrîten* hinlänglich charakterisirt. Er fügt auch schon unechtes *e* hinzu, wo es ihm passt: *dîne (:mîden)* für *dîn* 13, 15; *wuohse* für *wuohs* 9, 10. 12. 15; *schalche* für *schalch* 64, 18 u. dgl.

Der Bearbeiter ist weit entfernt von der Naivetät der Verfasser. Sein pfäffischer Geist nimmt daran Anstoss, er sucht das Gedicht zu reinigen auf die Gefahr hin, albern zu werden. Oder ist die Bemerkung nicht albern, womit er den zweiten Theil eröffnet (21, 4):

Adâm sîn wîp erchande
sô noch sit ist in dem lande:
ich mein ez ân die minne
der man noch phliget grimme.

Der ursprüngliche Text (23, 19) bot: *er hete mit ir minne, sô man noh spulget hinnen unt ennen.* Auch den unschuldigen Witz über die Summe Geldes, welche Joseph dem Benjamin schenkt (oben 1, 52), tilgt die Ernsthaftigkeit des Bearbeiters, Fdgr. 71, 6; Millst. 100, 5. Nebenbei ist er Pedant und haftet an dem Buchstaben der Schrift, in dem Verhältniss Josephs zur Sklaverei merkt er den Widerspruch (oben 1, 65) und corrigirt seine Vorlage 104, 15, indem er nachher in der Auslassung zu weit geht. Diemer freilich beurtheilt diese Dinge anders, Bd. 2, S. 45. 48 f.

Nach 7, 17 ist ein Dutzend Verse wohl nur durch Zufall weggeblieben. Ob die Zeilen, die den Bildern hinzugefügt sind, von dem Bearbeiter herrühren, bleibt zu untersuchen.

Dass Diemers Zeitbestimmung nicht zutreffend sei, wurde schon oben 1, 61 hervorgehoben.

II. Bl. 84b—101a Physiologus.

Die ältere Prosa in Reime gebracht (vergl. 1, 4), vorangestellt eine Vorrede von acht guten Versen mit der Wendung an das Publicum: *ist ez nu iuwer wille, sô swîget vil stille.* Dann erst folgt die Reimwerdung des Titels. Es ist keine gloriose Arbeit. Ich habe den Begriff der Reimprosa überall

zu verdrängen gesucht, wo er nicht hingehört: aber hier wird man ihm kaum entgehen können. (Ueber lateinische Reimprosa vergl. jetzt insbesondere Ficker in den Wiener Sitzungsberichten Bd. 73, S. 200 ff.) Es ist ein jämmerliches ausgeflicktes Machwerk. Nicht dass nicht auch hier die vier Hebungen durchbrächen. Aber der Reimist sucht so klärlich nach dem Reim und nur nach dem Reim um jeden Preis, dass sein metrisches Gefühl unmöglich stark entwickelt gewesen sein kann. Von poetischem Styl keine Ahnung. Immer brav umgestellt, das günstigste Wort ans Ende und dann ein Reimklang eingeklebt.

Nur zwei Beispiele, eins vom Anfang, eins vom Schluss. Die wichtigeren zugesetzten Worte sind cursiv gedruckt: das höchste an poetischer Leistung ist ein Epitheton ornans des Waldes.

Prosa: *Daz êrist ist, sô er gêt in den gebirgen oder in deme walde, sô in die jagere jagint, ob ime danne der stanch chumet ze dere nasun, sô vertiliget er diu spor mit deme zagile, daz man in gevâhen nemege.*

Gereimt:

Daz êrst ist, so er in dem gebirge gêt
odo in dem *tieffin* walde *stêt,*
sô in die jägere danne jagent,
ob im zeder nasen der stanch chumet,
sô vertiliget er daz spor mit dem zagele
daz man in iht vâhe *an dem gejagede.*

Die Hs. hat *geiaide* Karaj. 74, 14. Es ist vom Löwen die Rede. Wir wenden uns zum Sägefisch, um zu notiren, dass am Schluss des ihm gewidmeten Kapitels das poetische *zuo der himilisken vaterheime* der Prosa Fdgr. 28, 24 in das viel unpoetischere *ze der himelischen Jerusalêm* Karaj. 8., 15 übergeht. Geschicht dies schon mit Rücksicht auf das in der Millstätter und Vorauer Handschrift enthaltene Gedicht vom himmlischen Jerusalem?

In dem Kapitel der Ameise werden ruhig alle Ketzer aufgezählt 97, 2, welche die Prosa 32, 37 darbot: gehen doch ihre Namen sämmtlich auf *us* oder *es* aus, der Verfasser hat seinen Reim. Karaj. 103, 17 steht auf sehr komische Weise *ôheim* statt *chonin* Fdgr. 35, 35.

Das letzte Kapitel beginnt in der Prosa: *Ein vogil heizit fênix, des pilide habet unser trehtin, wante er chût in dem euangeliô ‚Ich habe gewalt mînen lîp ze lâzine unte ave ze nemine: ander niemen nemag mir in genemen‘. umbe disiu wort wâren ime die juden erbolgen.*

Gereimt:

Fênix ein vogil heizzet
got selbe sich dem *gelîchet,*
wan er sprichet *sô*
in dem êvangelîô
‚Ich hân gewalt mînen lîp ze lâzzene
unde widir ze nemenne:
andir nieman *hât ubir mich gewalt.*‘
die juden wâren im erbolgen umbe disiu wort.

Die Feinheit dieser Poesie, Metrik, Reimkunst bedarf keiner Erörterung. Im Folgenden hat sich der Bearbeiter noch besonders ausgezeichnet: *unte fullit sîne fedrach beidiu der bîmentône, die in dem walde sint:* daraus macht er

unde fullet sîne fedrach beidiu
mit der bimentoniu
diu in dem walde ist (: nest).

Er hat mit dieser *bimentoniu* ein Ungeheuer zu Tage gefördert, das vollkommen unmöglich ist. —

Ueber die Quelle des Physiologus wurde 1, 3 ein Wort gesagt. Ob der reimende Bearbeiter mit dem der Genesis identisch ist, weiss ich nicht. Er könnte sich gegenüber dieser total anderen Aufgabe auch andere Principien gebildet haben. Die Reimerei an sich entspricht der Wuth, alles zu reimen, für welche das Werk des Priesters Arnold einen so abschreckenden Beleg liefert.

III. Bl. 101^b—135_a Exodus.

Kommt nur als zweite Handschrift neben der Wiener in Betracht. Den kritischen Werth mag ein künftiger kritischer Herausgeber untersuchen. Er wird entscheiden, ob der Reim *Madian : sibene* Fdgr. 89, 23 dem Verfasser zuzutrauen ist; Millst. 123, 36 hat *Madian : gewan.* Dass das Bestreben, einen Reim genauer zu machen, wenn es in der

Millstätter Handschrift vorhanden, jedenfalls nur vereinzelt und wie zufällig auftritt und nicht auf einem durchgehenden Princip beruht, das steht ausser Zweifel. Der Reim *chom: enphangen* z. B. (Fdgr. 90, 1), den wir wahrscheinlich in *chom : enphangan* ändern werden, ist in Millst. 124, 21 unverändert beibehalten. Aber gegenüber Fdgr. 91, 6 *sâ : wîle,* lies vermuthlich *wîla*, macht das *wîle dâ* der Millstätter Hs. 125, 32 nicht den Eindruck der Echtheit.

IV. Bl. 135b—142a ‚vom Rechte'.

Vielleicht sollten wir das Gedicht eher ‚die Pflicht' nennen oder ‚die Tugend', denn so kann man das Wort *reht* meist übersetzen; oft aber heisst es auch anderes; manchmal nur die Natur der Dinge, der nothwendige Lauf der Welt, wie in Liutwins Adam und Eva 46a *wan dô si sîn* (Eva des Kindes) *genesen solte, als got unt daz reht wolte.*

Nichts ist so erhaben wie die Pflicht — beginnt der Dichter — denn Gott ist ein gerechter Richter und niemand kommt zu ihm in sein Reich, als wer seine Pflicht thut. In drei Pflichten sind alle übrigen beschlossen: in der Treue; in der Gerechtigkeit, die den anderen gibt, was sie für sich selbst will; in der Wahrhaftigkeit. Aber diese Pflichten werden nicht erfüllt. Jeder thut, was er will. Daher dreierlei Verletzungen jener drei Pflichten.

Erstens. Jeder will so viel Recht haben, als ihm Gewalt zusteht; er will alles für sich und nichts dem andern gewähren. Darum kann der Arme kein Recht finden, seine Rede wird verachtet. Aber wenn derjenige, der die Gewalt hat, Unrecht thut oder Unrecht geschehen lässt, so verwirkt er damit das ewige Leben. Niemand ist so reich und mächtig, dass ihn nicht Gott seiner Macht entkleiden könnte, ob ihm nun sein Besitz verbrennt oder im Wasser versinkt, ob er beraubt oder sonst von Unheil oder von dem Tode betroffen wird. Wenn ihm Gott seine Sachen nicht mehr beschützt, so muss er sie fahren lassen, dann glaubt er erst seinem Knechte (dem Armen) und hört auf dessen Rede. Gott nimmt und lässt uns, wie er es vermag, wenig und viel, das thut er so oft er will, bis es so weit ist, dass der Mann

nichts mehr hat. Dann sind Meister und Knecht in derselben Lage, sie haben *bêde samt ein reht.* Die Reichen gehen hin und roden mit den Armen. (1.) Das könnte uns wohl erbarmen, dass der reiche Mann so erniedrigt wird. Das kommt daher, dass der grosse Besitz ihn übermüthig macht. Er fürchtet nicht den Tod, er erbarmt sich über niemands Noth. Der Uebermuth verlässt ihn nicht bis auf den Tag, wo ‚der Gottes Schlag' (vergl. Diemer 17, 22 von der Zerstörung Sodomas) hereinbricht. Da ist keine Burg so fest, keine so kunstvoll gebaut, keine Mauer so hoch; sie wird zerstört, nichts vermag zu widerstehen. (2.) *Dâ (l. Sâ) chêren avir an daz reht dâ der meistir unde der chneht bêde samt hin gânt unde die routîn bestânt.* Die kleinen Stöcke nehmen sie leicht heraus, aber wenn sie an die grossen kommen, da gibts harte Arbeit, da müssen sie *die dremele* (Schmeller 1², 662) *drin stôzzen,* die Hebestangen einsetzen und den harten Schweiss lassen. Gerade so steht es mit dem harten, ungerechten Manne, wer ihn bekehren und ihm das Rechte lehren will, der muss ihn *starche dwingen,* er muss ihm hart zusetzen, wie der Rodende dem grossen Baumstocke. Liesse er ihn stehen, so wäre das Roden ungethan, er könnte das Erdeisen niemals darüber hinführen, das Eisen bliebe stecken. es zerbräche den Pflug. So steht es mit dem Reichen der Unrecht thut, niemand kann ihn bekehren, wenn es nicht Gott thut mit irgend einer Noth, die er über ihn sendet, oder indem er ihn aus der ‚Christenheit' nimmt, damit die Christenheit bestehe und nicht vergehe. (3.) *Sâ chêren abir an daz reht, dâ der meistir unde der chneht bêde samt hin gânt unde die routîn bestânt.* Wenn es so weit ist, dass die Rodung Erträgniss liefert, so führen sie es zusammen nach Hause, theilen es in zwei Theile und sorgen, dass keiner mehr bekommt als der andere, denn sie ernten es beide mühsam, sie haben es mit ihrem Schweisse gewonnen, keiner kann es dem andern missgönnen. Solches Leben sollten wir alle führen. Herr und Knecht sollen sich gegenseitig schützen vor aller Noth. — So viel von der Gerechtigkeit.

Zweitens. Die Treue wird eingeschärft für Herren und Knechte, für Frauen und Mägde, angeknüpft an Lucifers

Uebermut und Fall. Keine Frau soll der Magd den Vortritt lassen, *swie schône ir varwe sî getân.* Lieben beide ihre Pflicht, so werden sie dereinst gleichmässig erhöht. *ebenhêre.* Ein Herr, der Unrecht thut, sei er noch so hochgeboren, *er hât daz reht der chnehte,* und ebenso die Frau: d. h. sie werden zurückgesetzt. Und umgekehrt:

die schalche unt die diuwe,
minnent si die triuwe,
ir armuot sint nie sô grôz,
die werdent der hêristen genôz.

Drittens, beginnend mit den Eingangsversen des Gedichtes: gegen Lüge und üble Nachrede. Angeknüpft an die Feuerprobe, die der Wahrhafte siegreich besteht. während seinen lügnerischen Gegner das Eisen verbrennt: *hei wie ez dem glüejet, der in unschuldigen müejet, der in des bedwinget, an daz reht bringet!* Darum sind die Lügner Gott verhasst. Wenn die Lüge im Dorf umgeht und an das Haus des Frommen kommt, der die Tugend (seine Pflicht, *daz reht)* liebt, so legt er seinem Weibe, seinen Kindern, seinem Knechte und allen. die unter ihm sind. Schweigen auf. damit sie sich nicht weiter verbreitet. Ist auch das Ueble, das gesagt wird, wahr; es gereicht jedem zur Ehre, der es nicht weiter sagt. Er soll auf das sehen, was er selbst gethan hat, und daher einen andern verschonen.

Noch einmal wird eingeschärft, nur die ihre Pflicht thun, sind Gottes Kinder (10, 5; vergl. 3, 6. 20. 4, 17 und 15, 21). und noch einmal wird — zum Zeichen, wo des Dichters Hauptinteresse ruht — auf den kargen Reichen zurückgegriffen. Wenn er stirbt,

sô riwet in sîn rîchtuom,
er nehât den lôn noch den ruom.
sô stât er in der helle,
ez (*l.* êst) wundir waz der gotes sun
  sîn zuo der christenheit welle.
liez in einen heiden wesen,
er mohte alsam wol genesen.
wan unmæzzige erge
ist grundveste aller ubele. —

Hiermit schliesst das zu Anfang aufgestellte Programm. der erste Theil des Gedichtes, die drei Hauptpflichten des Menschen. Wieder treten die Eingangszeilen auf (10, 16) und dem *meister,* dem Herren, wird seine Pflicht vorgehalten, Wegweiser des Knechtes, Führer der Menge zu sein, die Führerschaft zur Pflicht und Tugend wäre etwa das Thema des zweiten Theils.

(1. a) Noch einmal die Eingangsverse (11, 6) und Berufung auf Matth. 18, 20: Gott will der dritte sein, so zwei sich zur Tugend vereinigen. Darum sollen Mann und Weib ein Leib sein, jedes soll des andern Seelenkämmerer sein, dann wird Gott in ihrem Bette der dritte unter der Decke sein. (Vergl. Hoheslied ed. J. Haupt 74, 18 *swâ ein man wâre der guot wâre unde ein guot wîp in sîneme hûs, ist got mit in dar inne wirt, sô ist daz hûs wol girihtet.)* Weitere Ausführungen über die Ehe bis 12. 25. Beiläufig der Mensch besteht aus drei Theilen: die Gestalt (*bilede* 11. 24), wenn ich sie mit Recht hinzurechne; Fleisch und Gebein; *diu sêle ist daz dritte reht.* Das Weib ist aus der Rippe des Mannes geschaffen, daher die Anziehungskraft, die sie auf ihn ausübt, und sein Drang sie zu bezwingen, das soll er aber nur *mit rehtir gemähelen.* Neben Mann und Frau ist das Kind das dritte ‚Recht‘. *Daz ist ein vil altiu gewone:* vergl. den Anfang des zweiten Theils der Genesis?

Ez ist reht daz der leie
eine chonen aige
unde er ir rehte mite vare
unde ein andir verbere.
ez ist reht daz daz junge wîp
vil wol ziere den ir lîp.
diu sol einen man haben
dem si ir vriunde wellen geben
unt sol dem rehte mite varn
und sol einn andern verbern.

(1. b) *Wer ist der zweier meister?* fragt der Dichter 12, 25 und führt damit das Priesterthum ein. Der Priester soll der Lehrer der Eheleute sein, er soll ihnen gutes Beispiel geben: vergl. oben 10, 16 ff. Er soll Unrecht vermeiden, damit der *tumbe leige* nicht darauf hinweise. Nur durch

tadellosen Wandel kann er seine Heerde behüten. Wenn der Meister sich auf die unrechte Seite wendet, so missleitet er auch die Schüler. Er soll auf die rechte Weise voran gehen, wie die guten Nachbaren, die zu Acker fahren wollen. Sie sollen sich gegenseitig mit einem Rinde und mit einem Knechte zu Hilfe kommen: so kommt ihnen weder Hagel noch Schauer (Schmeller 2^2, 449) zu nahe — es wird also an rechtzeitige Einbringung der Ernte gedacht.

(2. a) *Swaz der man wil begân* (so zu lesen 13, 17. 18), *dâ sol er reht zuo hân.* Wie heimlich er es auch thut, immer ist die Tugend das Beste. Denn Gott weiss alles; ehe wir den Mund aufmachen, kennt er unsere Gesinnung:

wan dô got piledeu began
den allêrsten man,
nu sehet welich ein wundir dâ gescach.
daz er dem jungisten undir d'ougen sach —

eine Ansicht, welche Berthold von Regensburg (Kling S. 298. 325) als ketzerisch bezeichnet. — Wenn wir ein Gefäss im Hause haben und es verschliessen, wie könnte uns das abgeleugnet werden, was wir hineingelegt haben? So steht es um das Leben, das uns Gott gegeben hat. Da er es hineingelegt hat, so ist ihm nichts abzuleugnen, so ist ihm nichts zu verbergen. Alle diejenigen zusammengenommen, die je geboren wurden, sie könnten Gott nicht bewegen, dabei zu sein, wo Unrecht geschieht. Wie einsam ein Mensch sei, wo er Recht thut, da braucht er es niemand sehen zu lassen, Gott selbst ist dabei, er hört es, er sieht es, er stimmt ihm allezeit bei, er stärkt ihn dazu. Daher sollen wir uns — der Dichter hat es schon 14, 10 fast mit denselben Worten gesagt — *von diu sô schulen wir uns bewarn, daz wir vil rehte gevarn* (14, 21).

(2. b) Und wieder fragt der Verfasser wie 12, 25: *Wer ist des rehtes meister?* Und wieder antwortet er: *Daz sol sîn der briestir.* Der ist unser Leuchter, er trägt uns den rechten Spiegel vor, er soll uns lehren, wie wir unser Gewand reinigen, innen von den Sünden, aussen von der Schande. Er soll drei Tugenden haben: Güte, Demuth, Liebe. Und darin soll ihm der Laie nachahmen. So mögen sie

beide vor den Himmelkönig treten: Gott ist ihr Herr und Meister.

Schluss. Der allgemeine menschliche Lebenslauf hat auch dreierlei ‚Recht‘: geboren werden, sterben, auferstehen. Den, der die Tugend übt, nennt Gott sein Kind, er kommt ins Himmelreich, dessen Seligkeiten ihm offen stehen: damit läuft die Rede in ein bekanntes Predigtthema aus.

Auf die Bedeutung der Dreizahl in dem Gedichte brauche ich nicht erst aufmerksam zu machen. Der Gang und Fortschritt wird deutlich geworden sein: die beiden Haupttheile, jeder mit seiner eigenthümlichen Gliederung, Trichotomie in der ersten, Dichotomie in der zweiten Hälfte. Die Arbeit stellt sich in dem Auszuge vielleicht besser dar, als sie ist. Der Verfasser scheint noch ein ganz ungeübter, besonders im Anfang ungeschickter Schriftsteller: gegen Ende macht er Fortschritte. Vers und Reim werden ihm entweder sehr schwer, oder er nimmt es zu leicht damit. Die Composition ist gut gedacht, aber schwach ausgeführt. Die Uebergänge, zum Theil mit Absicht, wie zufällig, so dass die Grundlinien lange nicht so scharf hervortreten, wie ich sie eben hinstellte. An Wiederholungen ist kein Mangel: einige beruhen auf Ungeschick, andere wörtliche dienen der Gliederung, immer aber auch zugleich der Bequemlichkeit. Der Dichter ist wie jemand, der eine fremde Sprache mit Unsicherheit redet, er hält sich in einem kleinen Vocabel- und Reimkreise, den er vorsichtig nicht verlässt: das einmal bewährte und brauchbar befundene kehrt immer wieder. Manchmal erscheint er entsetzlich unlogisch. Aber die Unklarheit liegt nicht am Gedanken, sondern am Ausdruck. Und der Gedanke wird erregt durch eine originelle Phantasie, welche ihrerseits in der umgebenden Wirklichkeit des Tageslebens Anregung findet.

Der Dichter entwirft das Bild vordringender Cultur im Waldgebiete. Dass heruntergekommene Adelige mit den Bauern gleiche Arbeit thun und sich mit ihnen in die Erträgnisse der Rodung theilen, das muss aus dem Leben gegriffen sein. Andere Scenen und Lebensbilder sind weniger ausgeführt: die Burg, welche der Gottes Schlag vernichtet (der Blitz wird nicht genannt und ist nur mit eingeschlossen



in den allgemeinen Begriff) und die anderen Arten des Vermögensverlustes — die Feuerprobe — der Fromme, der die Verleumdung in seinem Hause unterdrückt. Am ausführlichsten noch die Markgenossen, die sich auf dem Acker helfen. Dazu andere Bilder: der Meister als Wegweiser des Knechtes, der Priester in gleicher Eigenschaft; Gott unter der Decke der Eheleute; der Mensch als das verschlossene Gefäss, worein Gott das Leben gelegt.

Solche Anknüpfung allgemeiner Lehren an einzelne bestimmt geschaute Situationen ist dieselbe Methode, nach der Heinrich von Melk arbeitet. Aber seltsam, dass hier der Gedanke an die Ewigkeit nicht die von Heinrich durchgeführte Wendung nimmt, dass gar nicht die Vergänglichkeit des Irdischen, die Aufhebung der endlichen Unterschiede herbeigezogen wird, etwa nach Hiob 3, 13 ff. (vergl. nur Karajan 8. 5): im Grabe sind Klein und Gross dasselbe, und der Knecht ist frei von seinem Herren.

Dass der Verfasser kein Zelot ist, zeigt er auch 12, 18 ff. Er hat weder gegen die Ehe noch gegen den Frauenschmuck etwas einzuwenden. Er redet wohl für das Dorf (9, 17), da sich seine Phantasie aus bäuerlichen Verhältnissen am meisten befruchtet. Ist er, wie Heinrich von Melk, Laienbruder? Er redet von dummen Laien (13, 7) wie der Priester Arnold. Sonst *der leie* 12, 19. 15, 8. Von der Gemeinde *wir* 15, 2; *uns* 14, 24. 25. 15, 2; *unsir* 14, 23 im Gegensatz zum Priester. Aber ich halte für möglich, dass er als Schriftsteller nicht blos sein Publicum in dem *wir* mit einschliesst, sondern sogar dieses *wir* seinem persönlichen Stande entgegensetzt. Man beachte den Excurs über die üble Nachrede auf Anlass der Wahrhaftigkeit. Der Verfasser will doch wohl die Autorität des Priesters wahren, er will nicht, auch wenn Grund dazu wäre (9, 14), dass die dummen Laien mit Fingern auf ihn weisen (13, 8). Der Gegensatz zwischen Meister und Knecht wird auch auf Priester und Laien ausgedehnt (13, 4) und ausdrücklich gleich Lehrer und Schüler gesetzt (13, 10. 11). Des Priesters und des Laien Meister aber ist Gott 15, 12 und alle Guten sind seine Knechte (3, 3. 7. 4, 17 f.).

In Summa: der Priester führt zur Tugend und zu Gott. Die priesterliche Macht in der Dorfgemeinde soll verstärkt werden durch Polemik gegen den reichen, übermüthigen, das Volk bedrückenden Adel.

V. Bl. 142a—154b die Hochzeit.

Diese Parabel hat starke Interpolationen erfahren. Ich umgrenze im folgenden die ursprüngliche Gestalt, so weit ich sie zu erkennen glaube: ein blosser Versuch, der zu weiterer Prüfung auffordern will.

19, 1 Nu mugent ir hôren zellen
von einem hêren spelle
umbe einen chunich rîchen
umbe (*l.* unde?) manich schône zeichen,
dâ michil sin ane stât:
[gesach in got der ez begât]
22, 13 [Dâ] vernemet rehte wie ez gât.
in dem mæren meregarten stât,
daz in daz apgrunde gât,
ein vil hôch gebirge;
deist ein michil sorge.

Diese letzten Verse sind vielleicht so herzustellen: *Dâ in dem meregarten stât (dazz in daz apgrunde gât, deist ein michil sorge) ein vil hôch gebirge.* — (22, 20.) Dahin zog sich vor alten Zeiten ein Herr mit seinen Leuten, *der habete vil chnehte, er lêch in allen den rât des er vil guot stat hât.* Einige seiner vornehmsten Vassallen *(chnehte)* handelten unrecht.

die rieten an sîn êre,
23, 1 des enkulten si vil sêre,
23, 14 daz si ir herre verswief
in daz appgrunde tief.
starche rach er sînen zorn,
dâ habete er si alle verlorn.
Dô was er dô *bî den zîten*
mit anderen liuten
die er haben *solde*
unt stifte al daz er wolde.

Da war da ein schönes Thal, aller Lieblichkeit voll. Da wurde ein schönes Mädchen geboren aus einem edlen Ge-

schlechte, sie hatte alle Wonne und Ehre, sie war gütig und demüthig, ihre Farbe war so leuchtend, herrlicheres hat es nie gegeben. Von ihr erfuhr der Herr auf dem fernen Gebirge. Er dachte, sie passe zu ihm, und er wollte sie freien, damit er einen Erben hinterliesse, den niemand aus seiner Herrschaft vertriebe, der ein König sein möchte ohne Furcht, über die Thäler und über die Berge. Er sandte einen Boten *(Einen boten habete er al gar, ze stete sande er in dar)* und begehrte sie zum Weibe:

dô ir diu botschaft wart gesaget,
dô gelobte ez diu maget.
ir vriunt guote
gerieten ez sô drâte.
do bevestente si der guote chneht,
sô was gewonlîch unde reht:
er gap ir sîn vingerlîn.
daz was rehte gemabelîn.

Bis er sie heim holte, hüteten sie ihre Verwandten: die Hut war leicht, *sine wolde doch niht missevaren* (24, 17). *Einen boten habte er al gar, ze stete sande er in dar* (24, 23) *mit sîner manunge fur die brout junge:* sie sollte für ihr Gewand sorgen, damit sie als Braut angemessen aufträte. Und als er nun die Brautfahrt unternahm, *dô gewan er vil liute, rittere gemeite, vil wol bereite:* er wählte die besten und sandte sie nach der Braut. Als dem *wirte* (offenbar dem Vater der Braut) die Botschaft gesagt wurde, da schmückte er die Braut. Sie wird gebadet, in weisse Gewänder gekleidet, mit Borten behangen und goldenen Spangen. Leuchtend und herrlich tritt sie hervor, ohne Makel steht sie vor der Versammlung. Der Bräutigam bietet ihr die Hand und reitet mit ihr an der Spitze der Schaar. Sie überstrahlt sie alle wie der helle Morgenstern. Mit ihr reiten *chindische liute, rîter gemeite, hêrlîch gereite: hoy wie si dô sungen, dô si sie heim brungen!* Zu Hause erwartet man sie schon mit reichen Zurüstungen.

Dô chômen mit der broute
hermüede liute,
die trunchen des lîdes
und ergazzeten sich alles leides.

Eine grosse Menge von Leuten war beisammen und das Gastmahl *(wirtschaft)* war das beste, das je ein Mensch bei seiner Hochzeit feierte.

Nun folgt die Deutung. Die grosse Wirthschaft bezeichnet die Macht Gottes, der im Himmel und auf Erden alles nach Belieben ordnet. Der Bräutigam ist der heilige Geist,

der in daz mennisch chumet
dâ ez mit *min*nen ende genimet.
dâ mit wirt ez gelebente in got
[swenne er von im scheidet]:
sô lît ez . . . . . . tôt.

Zu ergänzen ist ‚auf der Erde‘ oder etwas ähnliches. Die Braut, das Mädchen des Thales, ist also die Seele, nach der in der Mystik später so weit ausgebildeten Anschauung (vergl. zu Denkm. XXXIV, 27). Unmittelbar schliesst sich 27, 2 an:

[die michelen êre
die bezeichent noch mêre
diu hêrlîchen dinch
diu treffent an daz wênige chint
daz diu muotir dâ gebirt,
unde ez got gemahelet wirt.]
so bezeichent daz vingerlîn
[den westerhuot sîn
den daz chint ouffe hât
als ez ze jungist erstât
unde ouch] diu (*l.* daz diu) gotes gemahelîn
immer êwich schulen (*l.* schule) sîn.

Der Bote, den er so oft sandte, das ist der Priester, der uns mit Gottes Wort ermahnt und uns von dem Reichthum des Bräutigams erzählt. Die Verwandten im Rathe der Braut das sind die heiligen Sacramente, welche dazu helfen, uns zum Christenthum zu bringen. Die Brautfahrt, die Versammlung der Leute und die erwählten Besten, die er nach der Braut sandte,

die bezeichen*ent den tach*
den uns sande der wol mach

ubir *daz himilr*iche
vil harte chreftichlichen,
dâ *allez mennisch* zuo dinget
daz disiu werlt bringet.
d*ar an er*schînet ubil unt guot,
daz tuot er allez âne nôt.

Ich bin der Ergänzungen nicht sicher, Karajan hat 27, 22 ff. zum Theil andere. — (29, 24 ff.) Wie alle die Leute der Braut entgegeneilten, so sollten wir zu dem Himmelreiche eilen. (32, 19 ff.) Das Bad der Braut das bedeutet unsere Reinigung von den Sünden. Jeder Mann soll sich einen erwählen *der obenân sî beschoren, der vil geistlîchen vare*, den er zu seinem Gewissensrathe macht.

34, 21 Daz golt vil ziere
daz *bezeichen*t die luhte (*l.* bîhte) alsô hêre,
diu wiere dar in*ne*
*diu beze*ichent die wâren minne
die daz *mennis*ch ze gote hât
so ez an rehten riwen *stât*
vor sînem ende
ubir alle sîne sunde.
36, 18 Daz wîzze *gewæte*
daz diu brout an ir hæte,
daz bezeichent *daz wir ê*
muozzen werden wîzzer danne der snê,
ê wir in daz gotes rîch mugen chomen:
daz hân *wir dich*e wol vernomen.
37, 9 Daz si sô wol sungen,
dô si sie heim brungen,
daz bezeichent daz der gotes man
niht in gemaiton sol stân:
der sol ie singen,
daz lop ze got bringen.

Die ‚heimwarten' Leute bedeuten die fünf Weltalter, welche in der Hölle waren, bis Gott selbst sie daraus erlöste. Der mächtige Herr, der seine Mannen in den Abgrund stürzte . . . . die Deutung auf Gott und Lucifer entgeht uns, sie ist vom Interpolator hinweggerissen. — (43, 7) Die heermüden Leute, die mit der Braut ankamen, das sind die zwölf Apostel und die Märtyrer, die werden obenan gesetzt und für ihr Leiden entschädigt.

43, 13 Nu wirt ouch nimmir mêre
deheiu broutlouft sô hêre,
wan disiu nimmir zergât
unde immir êwich stât. —

Die Apostel werden *die zwelf salutę, mînes trohtînes trûte* genannt. Offenbar: *salliute*. Das ist ein hübscher Ausdruck. Sie sind die Salmänner, die Vermittler (Rechtsalterthümer 555) durch welche die Vergabung des Himmelreiches an den Menschen geschieht. Das unverstandene Wort bewahrt mit seinem *û* für *iu*, wofür der Schreiber sonst *ou* setzt, einen Rest der ursprünglichen Orthographie des Gedichtes.

So weit, wenn ich nicht irre, geht das echte Gedicht. Es ist in guten viermal gehobenen Versen abgefasst, doch so, dass wahrscheinlich, wie in der Exodus, drei auf vier Hebungen klingend reimen dürfen. In der Exodus schwerlich nachweisbar sind Verse, wie sie hier mehrmals begegnen, worin z. B. *daz bezeichent* für Auftact und erste Hebung steht: ob starke Kürzung anzunehmen oder überladener erster Fuss mit dreisilbigem Auftact, das lasse ich dahin g stellt. Es darf vielleicht die Frage aufgeworfen werden, ob nicht Lachmanns ‚überladener erster Fuss' überhaupt darauf zurückzuführen sei, dass es einige Dichter mit der Einsilbigkeit der Senkung nach der ersten Hebung weniger genau genommen haben.

Die Interpolationen zeigen öfters überlange Verse, obgleich sie im ganzen auch das Schema der vier Hebungen festhalten.

Einige kleinere Interpolationen habe ich bereits durch eckige Klammern bezeichnet. Die übrigen sind 19, 4—22. 13. 22, 17—20. 23, 2—14. 24. 17—22. 28, 1—29. 24. 30, 1—32, 19. 33, 3—34, 21. 35, 1—36, 18. 36, 22—37. 9. 37, 18?—43, 7. 43. 15—44. 8. Sie übertreffen an Umfang den ursprünglichen Text. Ob sie alle von einer Hand herrühren, untersuche ich nicht. Wenigstens 30, 14—31. 22 möchte ich für neue Einschaltung innerhalb einer Interpolation halten.

Im Ganzen erkennt man leicht die beliebten Themata der Predigt: Himmel und Hölle in starken Contrasten, ersterer hier ziemlich eingehend beschrieben; Kampf mit dem Teufel,

dem Weigand, dem alten Feind; Lucifers Fall, des Menschen Sündenfall, die Höllenfahrt, die Erlösung, das jüngste Gericht; starke Hervorhebung der Beichte. Dazu Benutzung des Physiologus. Ausserdem selbständige Gleichnisse, die wenigstens versucht werden, so zu Anfang 19, 5 ff., dann der Mann, der Unrecht thut, gleich dem tobenden Hund 21, 17 ff. Die Hölle stinkt wie ein faulender Hund 31, 5 ff. Die biblischen Pfunde, die dem Menschen anvertraut sind, werden 30, 17 ff. auf die fünf Sinne gedeutet. Seltsam spielt Volksaberglaube herein: ein tiefer Kerker unter dem Gebirge, den *entrische liute* vergessen haben und worin Schlangen hausen 23, 2 ff.; der Westerhut des Kindes 27, 6; die Bedeutung von Osten und Westen 28, 11 ff. Kupfer, Silber und Gold werden 33, 3 ff. als Abstufungen verwendet wie im Märchen. Vom ‚Recht', von Reich und Arm und gegen die Reichen wird hier geredet wie in dem ersten Gedichte der Millstätter Handschrift. Dieses kann wohl die Anregung dazu gegeben haben. Mehr möchte ich nicht sagen: Wilhelm Grimm hat für Recht, Hochzeit und die darauffolgende Sündenklage einen Verfasser vermuthet (Geschichte des Reims S. 36 f.): aber im Recht wird *priester,* hier *êwart* gesagt, und die Sündenklage mischt — was die andern beiden nie thun — lateinische Wörter ein. Manchmal ist mir, als ob auch die volksthümliche Gnomik anklänge, der anonyme Dichter des zweiten Spervogeltones erzählt gerne Fabeln von Hunden, und die Schilderung der göttlichen Allmacht 29, 22 erinnert an eine seiner schönsten und bekanntesten geistlichen Strophen.

In die Schule der Volkspoesie ist auch der ursprüngliche Verfasser jedenfalls gegangen. Brautwerbungen sind das beliebteste Thema der Spielmannsdichtung.

VI. Bl. 154b—164b Millstätter Sündenklage.

Das Gedicht hat bekanntlich sehr gelitten. Doch war die Vergleichung der Handschrift nicht ganz ohne Ergebniss: ich werde das Gewonnene an einem andern Orte verwerthen. Der Gang der Darstellung und dass das Gedicht in regelmässigen Versen abgefasst war, lässt sich auch jetzt erkennen.

Ergänzungen gaben Bartsch Germ. 7, 278; (Haupt Zs. 15, 264) Diemer Beitr. 5, 116: letztere nicht richtig.

Der Verfasser beginnt mit Anrufung und Preis des dreieinigen Gottes, er bittet um Gnade: *wan du selb wol weist daz mich nu ze stunde riwent mîne sunde.* Er habe den verlorenen Sohn in seinem Leben nachgebildet: bei dessen Geschichte verweilt er und schöpft daraus Hoffnung auf Gnade. Er fürchte sich so sehr: Gottes Worte seien wie Pfeile, wie Wurfsteine; nirgend könne sich der Mensch vor ihm verbergen. Gott hat alles geschaffen und hält es auf seiner Hand bis zum jüngsten Gericht: dieses wird beschrieben, ebenso Hölle und Himmel, bis 53, 18.

Neue Wendung an die Trinität: er kommt zu Vater und Sohn und zu dem heiligen Geiste, damit er ihm rathe, wie er die göttliche Gnade erlangen möge: ‚denn ich armer Mensch habe leider viel versäumt, *wie sêre mich daz riuwet*‘. Er nennt sich einen entlaufenen Sklaven, der reuig zurückkehre. Und daran schliesst sich erst die eigentliche Sündenklage. Seine Vergehen will er aufzählen, damit nicht Lucifer es thue beim jüngsten Gericht.

Dann werden die einzelnen Glieder durchgenommen mit den Sünden, die sie verübt: Füsse, Kniee, Arme und Hände, Zunge (57, 11 ff.), Mund, Ohren, Augen. Meist wird ein Moment aus Jesu Leben eingemischt, um dessen willen der Sünder auf Verzeihung hofft: um Jesu Mutter willen, um seiner Marter willen, um der Nägel willen, die ihm durch Hände und Füsse geschlagen wurden u. s. w. Zusammenfassung 61, 20.

Hierauf allgemeine Bitten um Gnade, wieder mit Berufungen auf die Wunderthaten Christi durchwebt: Gott möge als guter Hirte dem verlorenen Schafe nachlaufen und es zurückbringen. Er möge den Sünder erlösen wie die drei Knaben aus dem Feuerofen, wie Daniel aus der Löwengrube, wie die Ehebrecherin, der Jesus die Sünden vergab. Um dieser aller willen bittet der Sünder, Gott möge ihn in Abrahams Schoss kommen lassen.

Den Berufungen, zum Theil auch den Beispielen steht ähnliches in der Vorauer Sündenklage zur Seite. Die Ueber-

einstimmungen mit dem Rheinauer Paulus sind im allgemeinen bekannt: eine Sündenklage wird dem Apostel Paulus in den Mund gelegt bei seiner Bekehrung, die Erzählung, die mit Z. 129 einsetzt (Zs. 3, 522) zeigt schlechtere Verse. Das Verhältniss zwischen dieser Rheinauer und der vorliegenden Millstätter Sündenklage ist aber nicht ganz einfach und bedarf besonderer Erörterung. Auf eine Berührung mit Hartmanns Credo hat Diemer a. a. O. aufmerksam gemacht. Die Häufung von Gegensätzen S. 48 ist wie in Heinrichs Litanei. Die Specialisirung der Orte, wo der Mensch sich nicht vor Gott verbergen kann S. 49. 50, als weitere Ausführung von Psalm 138, klingt zum Theil wörtlich an den Hymnus in Priester Arnolds Gedicht an, Diem. 355, 21.

VII. Bl 164b—167b Paternoster.

Auslegung des Paternoster, in einer Innsbrucker Handschrift unverstümmelt überliefert, kritisch bearbeitet Denkmäler XLIII. Das in der Innsbrucker Fassung genau dazu gehörige Gedicht von der Siebenzahl Denkm. XLIV fehlt hier noch. Insofern gibt die Millstätter Hs. die Arbeit in älterer Gestalt. Da auch Tyrol sonst im zwölften Jahrhundert noch unbetheiligt scheint, so rechne ich die Gedichte der kärntnischen Litteratur zu.

VIII. Bl. 167b das himmlische Jerusalem.

Nur der Anfang: das Ganze in der Vorauer Handschrift Nr. XXI. Diem. 361.

KARAJANS FRAGMENTE.

Zwei Pergamentblätter vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts. ‚Ich besitze die beiden Streifen schon seit Jahren, habe aber damals nicht ermitteln können, welcher Sammlung der Band angehörte, aus dem ich sie löste.‘ Karajan Sprachdenkmäler S. IX. Ebendort S. 109—112 sind die Blätter abgedruckt als ‚S. Paulus‘. Aber Müllenhoff hat bemerkt, dass sie zwei verschiedenen Gedichten angehören.

I. Bl. 1. S. Paulus.

Karajan S. 109. 110. (110, 16 l. *geniezen.)* Ein Engel führt den heiligen Paulus durch das Himmelreich. Er sieht Gewässer, an denen alle gelabt und getröstet werden, die sich zu Gott bekehren und ihm *mit herzen* dienen. Vor der Stadt sind grosse Bäume, belaubt, aber ohne Frucht, unter denen sitzen Weiber und Männer in grosser Furcht:

si vorchten in vil starche.
die boume wageten [vil] harte,
daz si wênen wolden
daz si iezû vallen solden
an der stunde
in daz vreislîche abgrunde.

Sie konnten in die Stadt hineinschauen und so oft sie jemand darin gehen sehen, vergiessen sie heisse Thränen. Das sind Leute — erklärt der Engel — welche die Welt verliessen und sich Gott ergaben, dann nicht die Kraft hatten, auszuharren, schliesslich aber reuig starben. Es bleibt ihnen

die Hoffnung, am jüngsten Tage noch in die Burg eingelassen zu werden.

Der Engel führt ihn weiter, *uber den schônen bach den er dâ honingis vliezen sach,* er leitet ihn zu dem herrlichsten Wege, den je ein Mensch betreten hat . . .

So weit das Fragment. Die Quelle, wenn auch nicht die unmittelbare, liegt vor in der griechischen Apocalypsis Pauli, welche Tischendorf in den Apocalypses apocryphae (Lipsiae 1866) herausgegeben hat. S. 52 befinden sich Paulus und der Engel an den vier Strömen, welche die himmlische Stadt umgeben und von Honig und Milch und Oel und Wein fliessen. Paulus erzählt selbst: *καὶ εἶπον τῷ ἀγγέλῳ· κύριε, τίνες οἱ ποταμοὶ οὗτοι· καὶ εἶπέν μοι· οὗτοι οἱ δίκαιοι ἐν τῷ κόσμῳ ὄντες οὐκ ἐχρήσαντο τούτοις, ἀλλ' ἐταπείνωσαν ἑαυτοὺς διὰ τὸν θεόν· ἐνταῦθα δὲ μυριοπλάσιον ἀντιλαμβάνουσιν. Ἐγὼ δὲ εἰσερχόμενος εἰς τὴν πόλιν εἶδον δένδρον λίαν ὑψηλὸν πρὸ τῶν θυρῶν τῆς πόλεως μὴ ἔχοντα καρπόν, καὶ ὀλίγους ἄνδρας ὑποκάτω αὐτοῦ, καὶ ἔκλαιον σφόδρα, καὶ συνέκυπτον αὐτοῖς τὰ δένδρα.* Und so weiter. — Angespielt wird auf die Sage z. B. Servatius 1293 (Zs. 5. 116).

Der Reim *gesehen* (l. *gesên*): *gên* 109, 19 f. 110, 9 f. das Wort *hoffenunge* (s. Reissenberger Hartmanns Credo S. 31 f.) die Partikel *sân* (Pfeiffer Germ. 6, 242) — allerdings neben *sâ*, das ohne Zweifel 109, 11 im Reim auf *dâ* aus dem überlieferten *sô* herzustellen ist — scheinen mitteldeutsche Heimat zu verrathen.

II. Bl. 2. Von der Zukunft nach dem Tode.

Karajan S. 111. 112. — Das Ueberlieferte zerfällt in zwei Theile. Der erste, bis 112, 8, beschäftigt sich mit dem Tode der Bösen. Daran schliesst sich der Tod der Guten. Dort wird die Hölle beschrieben, hier musste es natürlich zu einer Schilderung des Himmelreiches kommen. Ob dieser leicht erkennbare Plan sich einem grösseren Ganzen einfügte oder ob er in sich beschlossen war, können wir nicht wissen. In dem zweiten Falle war das Stück nur von geringem Umfange. Es ist recht hübsch. (Mit einer dem Thema nach

verwandten Partie der Apocalypsis Pauli wüsste ich es nicht zu vereinbaren.)

Zu Anfang des Bruchstückes wird die Seele vom Satanas empfangen. Er heisst sie willkommen: ‚Schon lange warte ich dein'. Da sieht sich die arme um, ob niemand Erbarmen mit ihr habe. Aber keine Hilfe kommt.

Das folgende ist sehr verderbt, ich theile einen Herstellungsversuch mit, der den Sinn wohl ungefähr treffen wird:

der helfe enwirdet siu innen.
ein fiur daz heize sihet si brinnen,
wær ein berc îsîn,
der in wurfe dar în,
er wære alse heiz
schiere worden, goteweiz.
Sô sihet siu hin für baz,
zewâre sagen ich iu daz,
wîze alsô manicvalt,
einen brunnen alsô kalt,
wære ein berc fiurîn,
der in wurfe dar în,
er zergienge alse ein snê.
sô sprichet diu sêle ‚owê'.
Dâ kumt der tiuvel schar,
der ist ein grôziu gare,
si füerent si in ein tal,
daz ist gewürmes sô vol,
swebeles unde beches
maneges ungemaches:
sô sihet siu in einem blicke
eine vinster alsô dicke,
daz man si mohte grîfen.
so beginnet siu lûte ruofen,
vil lûte ruofet siu ‚owê,
quantae sunt tenebrae.
sô wê mir daz ich ie besaz
dih vil unreine vaz.
nû hâstû mich verrâten,
joch was ich gotes âtem.
des himelischen küneges:
vil lützel geniuze ich nû des.'
Des hât der tiuvel sînen spot
‚waz hilfet dich nû dîn got

dem dû ie wære undertân?
mit uns soltû hie bestân . . .

Die Seele macht ihrem Körper Vorwürfe nach einem bekannten, im Mittelalter mehrfach behandelten Motive. Nach der Zwischenrede des Teufels (ist dieselbe interpolirt, wie Z. 17. 18 zwei Verse, in denen der Teufel genannt wird?) fährt sie darin fort:

sô wê den dînen handen,
si roubeten unde branden,
si blûwen die armen,
si enwolten sich niht erbarmen.
nû hâstû mich beswichen,
dû bist mir vil entwichen.
wir gesamenen unsich noch mit sêre
unt sîn dan iemer mêre
mit dem tiuvele in der helle.
daz was der dîn wille.'
Der tiuvel enlât die sêle
zuo dem grabe niht mêre.
er füeret si wider in die nôt.
solîch ist der sunder tôt,
von den stât gescriben dâ
,mors peccatorum pessima.'

Die bekannte Bibelstelle (Psalm 33, 22) wird auch im Rolandslied 263, 20 citirt, dort reimt darauf *von den haiden stêt gescriben dâ.*

Die Beschreibung der Hölle ist aus Honor. August. Elucidarium 3, 4 (Migne p. 1159 f.) genommen, wo die neun Höllenstrafen aufgezählt werden: *Prima ignis, qui sic semel accensus est, ut si totum mare influeret, non extinగueretur... secunda poena est intolerabile frigus, de quo dicitur: si igneus mons immitteretur, in glaciem verteretur . . . tertia, vermes immortales vel serpentes et dracones visu et sibilo horribiles, qui ut pisces in aqua, ita vivunt in flamma . . . sexta, tenebræ palpabiles, ut dicitur: Terra tenebrarum, ubi nullus ordo, sed sempiternus horror inhabitat* (Hiob 10, 22).

An die oben ausgezogenen Verse schliesst sich nun das Gegenbild an. Die erste Zeile ist der Anfang der Millstätter Sündenklage:

O wol dû heiliger Crist,
wie tiure der tôt ist
der guoten unt der rehten
in dîner beschouwede, trehtîn!
Sô ir ende wesen sol,
sô ist berc unt tal vol
der engele vone himele,
unt singent dâ ze samene
. . . .
. . . .
der engel durch sîn güete
der si sol behüeten.
sô ist der engel sô der man
der im eine liebe gemahelen gwan.
er samenet sich vil wîten
durch willen sîner briute
mit vriunden joch mit mâgen.
er enlât sichs niht betrâgen,
mit menegen kumet er vür daz hûs.
die vrowen ladet er dar ûz,
er halset unde cust sîn trût.
dannen vüeret er die brût.
die mit ime rîtent,
niht langer si enbîtent,
si vrowent sich unt singent,
unz si si heim bringent.
die hîwen beitent ir dâ vore
under deme burctore.
sô sprechent alliu diu kint
diu in der burc sint
,wol . . . .

Es ist wohl unzweifelhaft, dass hier die Idee der Millstätter ‚Hochzeit' nachgewirkt hat. Auch dürfte es kaum nöthig sein, die Entstehung in eine andere Gegend zu verlegen. Die mitteldeutsche Schreibung der Handschrift ist nicht die des Gedichtes, wie wenigstens der Reim *des : küneges* zeigt, wofür 111, 21 *kunigis* überliefert ist. Doch muss sich der Text schon länger in mitteldeutschen Fassungen fortgepflanzt haben, wenn ich 111, 12 *quid* mit Recht für *quimid* genommen habe. Das *h*-ähnliche *z* der Vorlage erkennt man ebensowohl in *diz* für *dih* 111, 19 wie in *nich* für *hiez* Schreibfehler für *heiz* 111, 7: auch in 111, 5 *ein fur daz*

heiz[e sih]et si brinnen glitt das Auge des Schreibers vom *z* zum *h* über. —

Wie schade, dass uns von dieser Handschrift nicht mehr erhalten. Beide Gedichte, in die uns Einblick vergönnt blieb, beschäftigen sich mit dem Jenseits.

DIE VORAUER HANDSCHRIFT.

Die Vorauer Hs. XI besteht aus zwei Haupttheilen, wovon der erste Bl. 1a—135d deutsche Gedichte, der zweite das Leben Kaiser Friedrichs I. von Otto von Freising (gewissermassen die Fortsetzung der Kaiserchronik, womit die Hs. anhebt) enthält. Von dem ersten gebe ich hier eine rasche Uebersicht, mehr das Programm einer späteren Untersuchung, als diese Untersuchung selbst.

Vorerst ein Wort über die Anordnung, über den Plan, wonach die deutschen Gedichte eingetragen wurden.

Man darf dabei nicht vergessen, dass Sammelhandschriften vorhanden waren, welche als solche in die grössere Sammlung aufgenommen wurden. Der Platz, welchen sie einnehmen, wird durch den Hauptinhalt bestimmt, das übrige aber mit eingeschleppt. Als solche frühere Sammelhandschriften sind zu erkennen: 1) die nachfolgenden Nummern II—VII, nicht ohne Einfluss mitteldeutscher Lautgebung in den übrigens österreichischen Denkmälern; 2) VIII—XI mitteldeutsch nach Orthographie und Ursprung (Denkm. ² 414); 3) XIV—XVII; 4) XX. XXI?

Abgesehen von der Kaiserchronik, die — wohl als das umfangreichste Stück — voraus geschickt wurde, ist im Ganzen die Ordnung der Bibel eingehalten. Mit der Genesis wird begonnen, mit der Apocalypse geschlossen. Im einzelnen bleiben Schwierigkeiten.

Innerhalb der ersten Sammelhandschrift sind Genesis, Exodus und was den sonstigen Büchern Mosis zu entsprechen scheint, die Hauptsache. Die zweite Sammelhandschrift scheint

wieder mit Schöpfung und Sündenfall zu beginnen, aber eigentlich characteristisch ist wohl Salomo, drei Jünglinge im Feuerofen und Judith: lauter Alttestamentliches, das über die Bücher Mosis hinausliegt.

An die Judith schliesst sich XII ein anderes Gedicht. das denselben Gegenstand behandelt, und daran als gewissermassen alttestamentlich das Alexanderlied mit der Berufung auf das Buch der Makkabäer im Eingang (XIII).

Hiermit endigt das Alte Testament, und das Neue setzt mit dem Leben Jesu ein, das den Evangelien entspricht, aber sich bis in die Apostelgeschichte hinein erstreckt. Daran müsste sich eigentlich die Kaiserchronik schliessen. Die letzten Dinge sind aus der Sammelhandschrift beibehalten, worin sie nach demselben Princip eingetragen waren, wie im Friedberger Christ und Antichrist, im Kleinen schon für sich dem Neuen Testament entsprechend vom Evangelium bis zur Apocalypse.

XVIII und XIX, Sündenklage und Ezzo, mochten sich als Anhang zum Leben Jesu einfinden, XVIII beginnt mit einer Anrufung der Mutter Jesu, XIX hat Jesum selbst zum Gegenstande. In XX — XXII waren die apocalyptischen Elemente für den Sammler das wesentliche, daneben der heilige Geist, der in XX eine grosse, im Eingang von XXII eine kleine Rolle spielt. —

Noch weiter und zum Theil auf etwas abweichende Gesichtspuncte führt die Vergleichung mit der Anordnung der Millstätter Handschrift. Auch dort im Grossen derselbe Gang. Eine Sammelhandschrift mit Genesis und Exodus im Anfang, Apocalypse am Schluss. Die beiderseitigen Anfangsgedichte verwandt und, was die Partie über Joseph in Aegypten anlangt, sogar identisch. Desgleichen identisch beiderseits der Schluss: das himmlische Jerusalem.

Dem zuletzt genannten Gedichte gehen in beiden Sammlungen Arbeiten vorher, die sich mit der Siebenzahl (auch ein apocalyptisches Thema) beschäftigen: hier Priester Arnold, dort das Paternoster (womit speciell zu vergleichen innerhalb des Arnoldischen Werkes Diem. 339, 12—25 die sieben Bitten des Paternosters).

Weiterhin geht voraus, wenn von Ezzo abgesehen wird, eine Sündenklage hier wie dort.

Die fernere Vergleichung ergibt nur unsichere Resultate. Das ‚Recht' könnte der ‚Wahrheit' an die Seite gestellt werden. Die ‚Hochzeit' mit ihrem mystischen Grundgedanken würde der Summa theologiae entsprechen. Und die Interpolationen machen daraus eine Art ‚Erlösung', parallel dem Leben Jesu der Vorauer Handschrift.

Anzufangen wüsste ich aber nichts mit diesen Vergleichungen. Allenfalls mag man noch die Frage daran knüpfen, ob die Millstätter Handschrift oder eine ähnliche das Vorbild abgab für die Vorauer Sammlung; und die Bemerkung, dass das Millstätter Manuscript von neuem seinen abgeschlossenen landschaftlichen Charakter zu bewähren scheint: hätte dem Sammler ein Leben Jesu zu Gebote gestanden, er würde nicht versäumt haben, es an seinem Orte einzuschalten.

Wie an den analogen Verlauf in den biblischen Schriften, so mag auch noch an ein Denkmal gleich dem alten Bamberger Stücke erinnert werden: Glaube, Beichte, Himmel und Hölle. Glaube, das heisst: Gott Vater der Schöpfer; Gott Sohn der Erlöser. Also: Genesis, Leben Jesu, Sündenklage, himmlisches Jerusalem.

Mit anderen Worten: auf die Predigt, auf den populären deutschgeübten Gottesdienst des elften Jahrhunderts geht Alles zurück, er enthält im Keime die ganze geistliche Poesie des zwölften Jahrhunderts.

I. Bl. 1a—73d Kaiserchronik.

Ed. Massmann I. II (1849) III (1854). Ed. Diemer I (1849). Bemerkenswerth die Mainzer Bruchstücke, jetzt zu Freiburg, welche Lexer in der Zs. 14, 503—525 herausgegeben hat. Sie bieten consequent, für Constantinus, für Karl den Grossen, den Titel *chunic* gegenüber dem Schwanken der anderen Handschriften; 455, 21 wird *chunige (: widere)* durch den Reim gesichert und bleibt in der Heidelberger wie in der Vorauer Hs. unangetastet. Es steht dies in Uebereinstimmung mit der gleichfalls durch den Reim gesicherten Titel-

angabe 1, 19: so dass etwa ‚Königsbuch‘ eine angemessenere Bezeichnung wäre als das übliche ‚Kaiserchronik‘. — Die Lesart *Witegen chint* 455, 17 für *Witekint,* welche sich auch in einer Wiener Hs. findet *(witgenkint)* und vielleicht durch das *Witwen kint* der Bearbeitung von 1250 (Massmann Z. 14876) vorausgesetzt wird, liefert ein Zeugniss zur Heldensage. Aus der Lesart *diu* für *der* 454, 6 möchte man auf ein ursprüngliches masc. *die* schliessen.

Ueber historische Quellen und Datirung der Kaiserchronik vergl. Giesebrecht Deutsche Kaiserzeit 4, 399 f. Welzhofer Untersuchungen über die deutsche Kaiserchronik des zwölften Jahrhunderts (München 1874). Dazu Zeitschrift 18, 298 ff.

Ueber die Composition oder Compilation mit Benutzung älterer deutscher Gedichte vergl. u. a. Müllenhoff Denkm.[2] 458; Deutsche Studien 1, 61 (343) über Lucretia.

Lachmann hatte (Wolfram S. XXVIII; vgl. auch über Singen und Sagen S. 5) von der fünfmal gehobenen Verszeile bemerkt, dass sie, besonders mit einer klingenden Schlusssilbe, im zwölften Jahrhundert sehr häufig gebraucht ward um Abschnitte zu beschliessen, ‚am häufigsten wohl in der Crescentia, dem regelmässigsten der in die sogenannte Kaiserchronik aufgenommenen Gedichte.‘ Schade (Crescentia, Berlin 1853) S. 25 nimmt an, dass auch das ‚Lied vom Herzog Adelger‘ (Diem. 203—218, Massm. Z. 6641—7154) in die Kaiserchronik eingeschaltet sei. Für das Stück von Julianus (Diem. 326—341, Massmann Z. 10653—11144) finde ich die gleiche Annahme nicht ausgesprochen. Alle drei, Crescentia (Text S. 69 ff.) Adelger (S. 26—40) und Julianus (S. 40—42), sollen in der sechszeiligen Strophe abgefasst sein.

Was die Crescentia anlangt (Diem. 347, 33—392, 24; Massm. Z. 11367—12824), so ziehe ich es vor, bei der einfachen Lachmannschen Annahme zu bleiben, mit der man ohne Gewaltsamkeit auskommt. Schades Strophen haben trotz der Gewaltsamkeit, mit der sie zurechtgeschnitten wurden, das sonderbare, dass sie zuweilen keine Strophen sind: dreimal (Str. 106. 122. 142) findet Uebergang der Construction in die nächste Strophe statt; von Fällen wie Str. 22. 77. 126. 176

würde man gerne absehen. Ich vermuthe ein Gedicht in ungleichen Strophen von der Art der Judith. Die Absätze sind meist durch grosse Buchstaben der Ueberlieferung angedeutet, besonders wenn man mehrere Hss. (oder wenigstens Massmanns Ausgabe) zu Rathe zieht, und einigemal helfen die verlängerten Zeilen am Schluss die Strophe erkennen.

Die Resultate einer Untersuchung, die ich vor Jahren darüber führte, möchte ich jetzt nicht ohne neue Prüfung mittheilen. Nur eine Partie sei beispielsweise ausgehoben, innerhalb deren die Absätze symmetrisch geordnet zu sein scheinen: Diemer S. 370, 25—374, 22. Der grosse Buchstabe in 370, 25 (wie in 370, 17) findet sich schon bei Massmann Z. 12113, ebenso 371. 28 (12149) 372, 27 (12181) 373, 11 (12197) 374, 9 (12227) 374, 17 (12235). Ob hierin Massmann strenge den Hss. folgt, weiss ich allerdings nicht; aber jedenfalls ist er der metrischen Frage gegenüber ganz unbefangen. Wenn man ausserdem nur noch 371, 5 (12127) grossen Anfangsbuchstaben setzen will, wo eine sehr stark verlängerte Schlusszeile vorher geht, so erhält man folgende Zeilenzahlen der Absätze: 6. 8. 10. 12. 8. 10. 8. 6. 8. 10. 8. 12. 10. 8. 6. Die Strophen sind ganz streng um die mittlere sechszeilige gruppirt. Die Gruppe ist dem Inhalte nach einheitlich: Crescentia weist den *vizzetuom* ab und wird von ihm beleidigt.

Wie weit ähnliche metrische Formen noch in anderen Partien der Kaiserchronik gefunden werden können, darnach frage ich jetzt nicht.

Müllenhoff hat Zs. 18, 157—159 eine Entdeckung von Hrn. Max Rödiger mitgetheilt: ein Lied in sechszeiligen Strophen mit Daktylen in jeder fünften und sechsten Zeile, das an zwei Stellen der Kaiserchronik benutzt wurde. Auffallend beidemal die Anrede an die Juden: und gerade diese Stelle beidemal wörtlich übereinstimmend. Beidemal aber bringt das der Zusammenhang mit sich, und die Umsetzung aus der dritten Person in die zweite konnte nicht auf andere Weise geschehen. Den Juden wird nicht geschmeichelt in jener Disputation des ‚Silvester‘, wir dürfen daher das sehr gut bezeugte *salbe* in 3, 5 unbedenklich beibehalten, es steht für *salwe,* und die Zeile müsste lauten *do ne twálte iwer sálbe*

sâm in Israél oder mit Umsetzung in die dritte Person: *do ne twâlte der sálbe sâm* (wenn nicht das Original vielmehr *der juden sâm* darbot). Daran darf man die fünfte Strophe (Müllenhoff S. 159) anschliessen, welche Rückübertragung in die dritte Person und in das Tempus der Erzählung ganz wohl verträgt. Die Daktylen in 2, 5. 4, 5 sind nicht schön; den zweiten wenigstens möchte ich verbessern und lesen: *swelhe án dem gelóuben dénne volstênt.* Vergl. noch unten zu den Schade-Barackschen Fragmenten.

Nächst der Crescentia haben der Faustinianus (38, 1—125) und der Silvester (239—326) das erste Recht auf genauere Untersuchung.

Ueber den Schluss des Silvester, der besonders deutlich auf alte Selbständigkeit hinweist, vergl. Zs. 18, 299. Schon die Untersuchung der Reime würde ohne Zweifel einige Anhaltspuncte gewähren, um die ehemalige Sonderexistenz dieser Gedichte wahrscheinlich zu machen. Ich habe nur die Reime des Faustinianus vollständig gesammelt: doch geben schon diese wenigstens die Möglichkeit der Vergleichung.

Der Faustinianus zählt bei Massmann (Z. 1239 bis 4101) 2863 Zeilen, 1431 Reime, da sich 45, 4—6 (Z. 1447—49) am Schlusse des Abschnittes ein Dreireim findet. Die folgenden Specialzahlen stimmen nicht genau zu der Gesammtzahl, sie sind daher nur ungefähr richtig, es mögen beim Ordnen oder Zählen Irrthümer vorgekommen oder einige Reime übersehen sein. Ein paar Inconsequenzen in der Vertheilung wird man entschuldigen.

Rein sind etwa 718 Reime, ungefähr die Hälfte. Davon 457 einsilbig, wozu ich auch die Reime auf *-rn* für *-ren;* die Bindung *sun: triuwen (l. triuwun)* 51, 16; die Reime *frô* 80, 17. 81, 1. 87, 32. 110, 19. 123, 30. *sô* 47, 6. 54, 8. 68, 3. *dominô* 91. 17. *Plátô* 96, 3. *Faustinîânô* 121, 4. *apostolô* 121, 14 auf *duo* (trotz *fruo: duo* z. B. 49, 23) gerechnet habe. — Zweisilbig verschleifbar 44. — Zweisilbig unverschleifbar (klingend) 192. worunter 105, 32 *verrâte: ubeltæte,* aber auch 106, 10 *hêre: gelîhsnâre.* — Einer dreisilbig 53, 5 *fromede* (l. *fremede*): *hemede.* — Elf Reime sind rührend mit vollem Vocal: *wârheit: bôsheit* 55, 4. *kinthait: frumchait* 103, 14;

wunderlîch: gelîch 74, 15. *bewegilîch: tôtlîch* 75, 4. *êwegelich: tôtlîch* 100, 27. *gelîch: êweclîch* 105, 24; *zewâre: wære* 119, 32. 121, 32; *vur wâr hân: gesaget hân* 90, 25; *ist: ist* 91, 5; *man: man* 122, 28. (Die Vorsilbe *ge-* reimt 66, 26. 84, 16. 101, 15. 105, 28. 113, 24. 123, 2. *be-* 102, 8. 106, 12.) Dreizehnmal reimt die Flexions- oder Ableitungssilbe und der ihr vorangehende Consonant: *meister: Pêter* 59, 31. 60, 28. 64, 12. 69, 15. 75, 20. 87, 28. 90, 17. 21. *tohter: muoter* 71, 5. *pruoder: ander* 71, 1. *rihten: chreften* 120. 9; *berieten: sageten* 44, 34. *geredeten: wolten* 122, 4.

Die etwa 700 unreinen Reime vertheilen sich in folgender Weise. Viermal begegnet zweisilbig verschleifbar rein gereimte Wurzelsilbe mit unreinem Schluss der Flexions- oder Ableitungssilbe: *neren: mere* 53, 21. *verboten: gote* 83, 13. *erbiten: mite* 50, 2. *betet: stete* 95, 21. Sechsundsiebzigmal derselbe Fall bei langer Wurzelsilbe: *lange: bevangen, laide: baider, bedwungen: hunger, gesceiden: eidem, gehôrent: zestôret, handen: andern* und dergl., ich rechne hierher auch *unmære: wâren* 92, 7. Einmal dreisilbig *wagete: verzageten* 44, 22.

Vocal rein, Consonant unrein: 552 Mal. Einsilbig 118 Fälle, wozu *man: varn* stets gerechnet ist, gleichviel ob *varn* oder *varen* überliefert; ebenso *varen: hân, Symon: verlorn: geborn*. Der Reim *doln: wol* 65, 34 könnte als *dolen: wole* ebenso gut zur vorigen Kategorie gerechnet werden. In drei Fällen von jenen 118 reimt schwaches *e*: 42, 4 *Clêmens*: *bâbes; Clêmens: urloubes* 112, 30 und *Pêter* (l. *Pêtrê?*): *ê* 76, 11. — Zweisilbig verschleifbar, wobei mehrfach das stumme *e* hinter *r* nicht ausfallen darf (*geboren: rezogen, beren: leben, gere: gebe*) 118 Mal: dabei in der Regel die Silbe mit stummem *e* rein, ausgenommen nur *clage: haben* 48, 32. *ane: sagen* 61, 6. 78, 25? *rede*: *wegen* 73, 27. *wege*: *gesehen* 95. 5. *legen: rede* 97, 17. — Eine Silbe reimt auf zwei verschleifbare 51 Mal: wobei allerdings die Schreibung der Vorauer Hs. als massgebend genommen wurde. Man könnte emendiren *hân* (für das überlieferte *haben*): *man* 91, 21. 99, 19. 118, 13; umgekehrt *haben* (für *hân*) im Reim auf *sagen* 61, 24. 83, 27. 95, 17. 114, 34, auf *begraben* 83, 9. Aber schon dies wäre zum Theil



bedenklich, noch mehr etwa *gesên, jên, geschên* (für *gesehen, jehen, geschehen*) im Reim auf *stên* und seine Composita 55, 28. 73, 31. 79, 4. 107, 28: denn eine Reihe von Fällen sind ganz sicher: *man: sagen* (*gesagen*) 57, 17. 23. 58, 3. 33. 64, 20. 76, 27. 84, 24. 96, 11. 101, 18. 106, 30. 108, 4. 116, 13. 117, 15. 119, 14. *verelagen: man* 49, 1. *man: tragen* 78, 17. 110, 15. *man: namen* 118, 17; *gân: gesagen* 109, 6. *hân: gesagen* 114. 34; *getragen: nam* 46, 3; *betrogen: kom* 122, 8; *vernunst: tugent* 75, 18. *stunt: jugent* 92, 27; *begraben: stân* 58, 7. *behaben: bestân* 106. 12. *gên: geben* 69. 31. *Symôn: komen* 64, 6. 67, 11. 70. 10. 73, 5. 77, 17. 79, 8. *Symôn: vernomen* 69. 13. 73, 23; *sunen: tuon* 118, 33; *frides: ist* 67, 15. *ist: liset* 67, 29. *gihest: ist* 110, 21. *gihist: sîst* 78, 11. Unter den Consonanten, welche die verschleifbaren und hier zu verschleifenden Silben trennen, fehlen *r* und *l*, weil die betreffenden Fälle unter die einsilbigen gerechnet wurden. Es fehlen gänzlich *t* und *v*. Die Reime auf *ist* und *sîst* bilden eine Gruppe für sich, nur in ihr bietet die Wurzelsilbe den Vocal *i* dar, nur in ihr und nur je einmal trennt *s* und *d* die beiden Silben. In den übrigen Fällen enthält der Ausgang beider Reimworte einen Resonanten, fast durchweg *-n*, aber zweimal (46, 3. 122, 8) *-m*, dazu *-nt, -nst* in Fällen mit *u* in der Wurzelsilbe (75, 18. 92, 27); und das zweisilbige Wort zeigt in der Wurzelsilbe *a, o, u, e* mehr *b, g, h, m, n,* mehr *-en* oder *-ent;* genauer gesagt, die Formeln *aben, eben* (einmal), *agen, ogen, ugent, ehen, omen, unen.* Wenn man sich die schon erwähnten Contractionen *hân* für *haben, -ên* für *-ehen,* die Schreibungen *jungt, tungt* für *jugent, tugent* und die nahe Verwandtschaft des *m* und *n* vergegenwärtigt, welche letztere die Lautgruppen *men* und *nen* mit einem stummen *e* in der Mitte für das Ohr zu einer fast ununterscheidbaren resonantischen Einheit machen muss: so wird man gerne zugeben, dass die specielle Natur der betheiligten Laute bei dieser Reimfigur nicht gleichgiltig ist. Für das stumme *e* aber wären Abstufungen der Stummheit zu statuiren, für welche nicht blos der vorhergehende Consonant, sondern auch der nachfolgende und der Wurzelvocal in Betracht kommt. Andererseits sieht man, dass die verschleiften Formen von

einem Dichter herbeigezogen wurden, der Reimwörter auf *man, Symôn* und, um dies hinzuzufügen, auf *ist* suchte. — Zweisilbig unverschleifbar 244 Fälle: die zweite Silbe enthält tonloses *e* und reimt entweder rein oder unrein; ich sondere nicht genauer, auch Bindungen wie *wîle*:*zwîveln* 51, 6. *engele*:*erkennen* 74, 33, ebenso andererseits *witewen*:*bitten* 49, 27, *venje*:*menige* 62, 23. 81, 11, ja sogar *werlt ist*:*wellist* 101, 28 habe ich hier mitgezählt. — Dreisilbig, die beiden ersten verschleifbar, 20 Mal. Die dritte Silbe reimt immer genau: *sagete*:*habete* 41, 1. 53, 29. 89, 25. *habeten*:*sageten* 57, 15. 92. 33. *ladeten*:*habeten* 123, 24. *clagende*:*habende* 90, 5. 117, 27. 123, 10; *himele*:*pilede* 62, 27. 124, 23; *himele*:*nidere* 65, 6. 110, 1; *kunige*:*ubele* 107, 6. 124, 5 (das *i* vor *g* gerne bewahrt); *engegene*:*menige* 63, 19. 107, 10. *menige*:*zwelere* 79, 18. *manige*:*sagene* 113, 8; *widere*:*gesidele* 123, 16. — Dreisilbig, die beiden ersten unverschleifbar, einmal *riuwege*:*bliuwende* 117, 25.

Vocal unrein, Consonant rein: im Ganzen nur 43 Fälle. Zweisilbig verschleift kommt nicht vor. Einsilbig nur *sun*:*tuon* 70, 19. 71, 3. 98, 22. 113, 4. 119, 16. *verstuont*:*gesunt* 86, 29. *gestuont*:*kunt* 119, 24. *Zachêum*:*bistuom* 80. 13. *Sisinnius*:*Eliosdros* 86, 7. *pist*:*underwindest* 75, 12. *ist*:*vrâgest* 77, 19 (vergl. 101, 28). Es ist klar, dass man hier durchweg zweifeln darf, ob überhaupt unreiner Reim zu statuiren sei. Auch in *geborn*:*revarn* 45, 18 ist ein mundartlich reiner Reim möglich. Mithin bleiben, abgesehen von einem dreisilbigen Beispiel *tugende*:*megende (mugende?)* 101, 23, nur die zweisilbigen unverschleifbaren Fälle, 30 an der Zahl. Die Reinheit oder Unreinheit der tonlosen Silbe schlage ich wieder nicht an und ordne nach dem Vocal der Wurzelsilbe *(a:e) geslehtes*:*mahte* 39, 22. *manne*:*denne* 44, 4. *handen*:*wenden* 50, 6. *gevalle*:*helle* 65, 4. *verscertet*:*harte* 82, 14. *(a:o) gescaffen*:*geoffen* 101, 15. *(e:i) -screche*:*diche* 59, 1. *willen*:*geselle* 60, 2. *scrifte*:*krefte* 72, 29. *(e:u) prusten*:*vesten* 47, 32. *lufte*:*krefte* 77, 1. *hende*:*sunde* 81. 31. *(i:u) winde*:*grunde* 44, 24. *nuzze*:*wizze* 95, 11. *sitzen*:*antluzze* 122, 2. *(o:u) dulte*:*scolte* 118, 23. Die vier *â*:*æ* sind anderwärts erwähnt. *(â:ei) antheize*:*zelâzen* 64, 22. *(â:ie) hiezze*:

verlâzen 104, 24. *(â : uo) guote : râte* 41, 13. *(ê : ie) prophêta : hiete* 93, 8? *Pêtern : hiete* 93, 12? *(ê : ô) nôten : hêten* 119, 30. *(ê : û) sûlen : sêle* 65, 12. *(ie : uo) Chriechen : buochen* 72, 31. *(iu : ou) frouwe : triuwe* 38, 33. *: triuwen* 50, 12. *: riuwen* 48, 28. (*iu* : *û*) *triuwe : bûwen* 51, 30. (*ou* : *û*) *frouwen : getrûwen* 114, 18. (*ô* : *uo*) *guote : nôte* 81, 15. Da in den beiden fraglichen Fällen *hêta* oder *hête* gelesen werden kann, da ferner noch 7 hinweggeschafft werden könnten, wie man leicht sieht, so bleiben im Ganzen nur 21 sichere vocalisch ungenaue Reime.

Vocal und Consonant unrein: 16 Mal. Einsilbig einmal *evangelium : tuon* 56, 18. Zweisilbig verschleifbar einmal *habe : rede* 55, 8. Einsilbig auf zweisilbig verschleift einmal *sune : rîchtuom* 118, 1, wenn nicht *sun* zu lesen, wie ein andermal überliefert. Zweisilbig unverschleifbar 7 Mal, worunter inconsequenter Weise *frâgen : wæren* 96, 7 und *swære : frâgen* 113, 2 gezählt sind; sonst *Clêmentem : anderen* 62, 29. *etewenne : bezzerunge* 61. 16. *wellest : kunnest* 68, 29. *lieben : flêgen* 62, 15 und (Naturlänge auf Positionslänge) *genuoge : wurde* 84, 28. Dreisilbig 6 Mal: *ze samene : engegene* 68, 27. *engegene : ubele* 105, 26. *ubele : widere* 103, 24. *himele : menige* 78, 15. *: venie* 90, 29. 93, 24.

Bei Seite gelassen sind im Vorstehenden einige zweifelhafte Fälle, in denen stumpf auf klingend zu reimen scheint: *tier : fieren* 59, 5 (Massm. 1914); *guot : muote* 60, 30 (1972); *Rachêl* (l. *Rachêle*) *: sêle* 63, 1 (2044) vergl. 65, 20 (2130) 77, 23 (2516); *frîen : sî* (l. *sîe*) 98, 29 (3222); *in ein : steinen* 80, 9 (2608); *erde : gere* 70, 32 (2306); *sunes : geistes* (l. *âtumes?*) 78, 19 (2554). In dem letzteren Beispiele ist aber auch andere Versabtheilung möglich, welche den Reim *vateres : geistes* ergibt. Massmann sucht überall zu bessern, man sieht nicht recht, wie weit mit den Handschriften. S. 41, 3 (1314) *drôte : vlêgete* darf man wohl *vlêgôte* lesen. S. 45, 13 sind die Reimwörter zweifelhaft; 45, 20 lies *was dâ;* s. Massmann Z. 1458. 1462. Einige sonstige Emendationen des Vorauer Textes, welche bei den obigen Betrachtungen vorausgesetzt werden, ergeben sich von selbst, z. B. *Crist* für *got* 56, 28; die Motionsendung *-în* statt *inne; gesin : durftigîn* 82, 8 (2672) u. s. w.

Es kommt auf alle diese Einzelheiten hier nicht an, nur auf die grossen Verhältnisse.

Die Crescentia ist fast nur halb so gross, als der Faustinianus, 1458 Verse, etwa 749 Reime. Davon sind 85 vocalisch ungenau, consonantisch genau, zweisilbig unverschleifbar: eben die Reimmethode, von welcher der Faustinianus kaum 30 Fälle aufweist. Dies allein genügt, um zu beweisen, dass wir zwei verschiedene Gedichte vor uns haben. Den 244 Beispielen des entgegengesetzten Falles (vocalisch genau, consonantisch ungenau, zweisilbig unverschleifbar) im Faustinianus stehen hier nur 21 gegenüber. Die Bindung von Zweisilbig verschleifbar auf Einsilbig kommt gar nicht vor. . Und so weiter.

Der Silvester, von 239, 1 an gerechnet (bei Massmann Z. 7805 bis 10638), ist ungefähr so lang wie der Faustinianus, er zählt 2834 Zeilen, etwa 1417 Reime. Was die unverschleifbaren zweisilbigen Reime betrifft, so scheinen wieder die consonantisch ungenauen zu überwiegen. Die Form zweisilbig verschleifbar auf einsilbig stellt sich wieder ein; es begegnen 56 Fälle, um wenige mehr als dort (51); sie vertheilen sich auf folgende Weise: *man:sagen (gesagen, wîssagen)* 265, 23. 266, 1. 271, 27. 272, 1. 280, 25. 282, 27. 283, 18. 289, 3. 13. 20. 293, 5. 295, 30. 298, 13. 306, 1. *man:tragen* 266, 5. 272, 7. 275, 16. 276, 3. 13. 278, 32. 304. 26. 324. 9. *man : erhaben* 280, 7. 288, 15. 297, 30. 32. *man : begraben* 314. 5. *man : namen* 258, 27. 289, 23. *began: erhaben* 288, 13. *Aunan (Aunân?):getragen* 280, 11. *Aunan: wîssagen* 281. 1. *cappelân:tragen* 242, 17. *getân:sagen* 251, 4. *getân:slahen* 240, 9. *namen:getân* 248, 16. *sagen (wîssagen): hân* 273. 4. 280. 9. 304. 3. *stân:wîssagen* 276, 7. *haben:gân* 263, 12. *haben : gestân* 263. 28. *Balaam : wîsagen* 294, 20. *namen : gehôrsam* 318, 11. *stên:geschen* 297, 2. *chom : unvernomen* 265, 19. *vernomen:Abyrôn* 268, 1. *chomen:Graton* 268. 21. *Grathon:chomen* 280, 15. *gescriben : bin* 280, 27. *bist:liset* 265, 27. Dies alles im Einklang mit der obigen Regel. Dagegen widersprechen ihr *gesaget : arzet* (l. *arzât*, vergl. 240, 29) 242, 2. *arzât:saget* 243. 7. *tage:sâ* 246, 19. *tage: hân* 256, 5: die Stellen stehen alle ziemlich im Anfange des

Gedichtes, nur einmal später *maget:sat* 281, 19; der Poet kommt, wie es scheint, in die rechte Art zu reimen erst nach und nach hinein. Es ist also aus diesen Reimen nichts zu folgern, und erst eine vollständige Zusammenstellung, wie ich sie oben für den Faustinianus gegeben, würde die etwaigen Verschiedenheiten aufdecken.

Auf demselben Wege müsste man wohl zunächst die Eigenthümlichkeiten des ursprünglichen Königsbuches zu erfassen suchen. —

Ich erlaube mir hier noch einige Bemerkungen über die Schade-Barackischen Fragmente (Schade Fragmenta carminis theodisci veteris, Regimonti Pr. 1866; Barack Germania 12, 90—96). Schade behauptet zwar, sie seien mit der Kaiserchronik gar nicht verwandt. Aber einige Anklänge in der Geschichte von Cosdras und Eraclius sind jedenfalls nicht so kurzerhand zu beseitigen. Schon die Reimfolge *was:Kosdras, vâlant:lant* Kchron. 341, 15—18; *was:Cosdras, lant:hant* Schade 317—320 ist bedeutsam. Ferner Schade 317 *in Perside thô geweldig was*, Kchron. 341, 30 *wie gewaltig er under den haiden was;* Schade 336 *alse her ein got wêre,* Kchron. 341, 20 *vil gerne wolt er got sîn;* in der Beschreibung des Zuges nach Jerusalem Schade 323 *zevôrde,* Kchron. 342, 4 *zevuoren; the cristenheit her cestôrde,* Kchron. 341, 31 *den cristen tet er michel herzelait;* in der Beschreibung des wunderbaren Thurmes *gestaine : claine* Schade 331 f. Kchron. 341, 25. Dann *Êraclîus ein godes thrût* Schade 339, *Hêraclîus hete ze gote michel minne* Kchron. 342, 18. Der Zweikampf: *ein einwîg the hêrren selvon gelovodon (:havodon)* Schade 349, *ain ainwîch wart dô gelobet (:voget)* Kchron. 345, 9. Nächster Reim dort *fuhton : knehten,* hier *vehten : gerehte.* Beide Feldherren gebieten ihren Mannen, sich des Kampfes zu enthalten bei Strafe, *ther sîn svert thâr ûf gehûve, thaz min imo hande ande vôze ava slôge* Schade 355 f. *swer dehainen strît erhuobe, daz man im an der stet daz houbet ab sluoge* Kchron. 345, 19. Den Zweikampf selbst erzählt das alte Gedicht eigenthümlich schön bei aller Kürze:

thô se vile lango havodon gevohton,
tho gehôrde the cristenen unse drehton.

Cosdrê iz nieman ne sagodo
that sîn sun then leven verloren havodo.

In der Kaiserchronik 346, 6 ausdrücklich: *vil sciere sluoc er im ab den hals sîn, des half im selbe mîn trehtîn.* Wieder ist das Wort, woran sich in beiden Darstellungen ein verwandter Gedanke knüpft, *trehtîn,* in beiden Reimwort. Dieser Abschnitt der Kaiserchronik über Heraclius ist sehr beachtenswerth, man fühlt sich an das Ludwigslied erinnert. Und recht anschaulich liesse sich nachweisen, nach welcher Methode der Dichter arbeitet, wie er auf gewisse farbige Partien grösseren Glanz wirft, wie er manche Thatsachen verhüllt und einige dramatische Momente hinzu thut, sie zugleich mit biblischen Elementen und mit den Ideen des Religionsgegensatzes erfüllt.

Es ist schwer zu entscheiden, ob die Fragmente einer Sammlung verschiedener Gedichte angehörten oder ob derselbe Verfasser diese manigfaltigen Gegenstände der Kirchengeschichte behandelt.

Schades erstes Blatt beginnt mit Veronilla. Tiberius wird durch das Schweisstuch gesund. Da liess er Pilatus das Leben nehmen, wie der Dichter früher erzählt hat *(alse wir gesaget haven* 33). Schade hält die Legende *de Veronilla* einer Stuttgarter Hs. für das Original und verweist auf Massmann Kaiserchronik 3, 579, wo Auszüge geliefert sind. Aber er hätte auch 3, 605 f. herbeiziehen müssen: Tiberius lässt dort den Pilatus nicht tödten, sondern er tödtet sich selbst.

Es folgt (Schade 35—238) die Petrussage, Simon Petrus und Simon Magus, dann Petri und Pauli Martertod. Das könnte ein ganz selbständiges Gedicht sein, der Anfang wie in der Kaiserchronik so oft mit Bezeichnung des betreffenden römischen Regenten, hier Nero der Christenverfolger. Schluss, nach dem Tode des Petrus: ‚Einige sagen, dass Paulus erst ein Jahr danach getödtet sei, *thaz neweiz ich wie thaz gescâ.*‘

Hierauf Z. 239 (bis 296 bei Schade) wieder scheinbar ein ganz neues Gedicht, das mit dem Tode der Maria beginnt und sich dabei auf die dem Miletus (vielmehr Melito) zugeschriebene Apokryphe (Transitus Mariae B. bei Tischendorf Apocal. apocr. S. 124) beruft. Hier tritt 291 ff. Neigung zu

Reflexionen hervor, über den Teufel, der beim Ende eines jeden Menschen sich einfindet (angeknüpft an die Quelle 2, 2), dem der heilige Martinus absagte (vergl. Sulpicius Severus) . . . hier bricht Schades viertes Blatt ab, und wir erhalten nur bei Barack den Schluss der Schilderung des Begräbnisses Mariae (lies 2 *umbewollen,* 4 *her,* 6 *thâr*). Danach Anrufung Mariens um ihre Fürbitte (lies 14 *gethenkist*).

Unmittelbar darauf wird von den Aposteln gehandelt; deren Leiden unter den Juden (lies 18 *under then iuden*) sollen schon früher erzählt sein. Setzt hier ein Sammler ein, der geistliche Gedichte verbindet? Verweist er auf ein Stück, das der Erzählung von Pilatus und Veronica vorausging? Das Martyrium von Petrus und Paulus wird hier abermals erwähnt, ohne Beziehung auf die frühere Stelle und mit der bestimmten Behauptung, dass Paulus ein Jahr später als Petrus getödtet sei. (Lies 27 *thâr se,* 32 *sô der ....r saget?* 34 *thize tete Nêre.*) Berufung auf frühere Darstellung kehrt wieder beim Tode des Jacobus und Johannes (46. 66). Auch der Tod des Johannes Baptista wird erwähnt (lies 68 *under then juden,* 70 f. *sagete thaz her sie mit unrehte habete).* Diese Partie von den Aposteln ist sehr schlecht.

Was nach der Lücke folgt (Schade Bl. 6 Z. 361 ff. von Z. 375 an zu Barack Bl. 2 stimmend, aber mit der starken Abweichung Präsens bei Schade, Präteritum bei Barack: dieses ist ursprünglich, vergl. Z. 382), Betrachtungen über das Märtyrer- und Heiligenwesen (worunter wieder Martinus hervorgehoben), konnte sich sehr wohl an den Bericht über Johannes des Täufers und der Apostel Märtyrertod schliessen.

Auf Laurentius wird etwas verweilt, der *wart als ein visg gebrâden* (vergl. Kchron. 193, 30 *dâ bin ich gar sam ain fisc*). Es dulden aber — fährt der Dichter fort — auf der Erde auch übelthätige Leute grosse Noth, ohne dass sie damit etwas gewinnen. So Pilatus, so die Juden. Sie verloren ihr Land, wie ihnen unser Herr vorher sagte *thô her weinende sprag* (vergl. Kchron. 28. 10 *daz wort er wainde sprach*): folgt die Rede, ohne Aehnlichkeit mit der betreffenden Partie der Kaiserchronik (sind die Daktylen, die man

unwillkürlich bei Schade und Barack öfters liest, Zufall?)... Schades sechstes Blatt bricht mitten in der Rede ab, doch Barack liefert 2, 46 die Fortsetzung, sie endigt:

thaz thíner nehéin stein sâment ne belíbet
únde man thín volc zersléht und verdríbet

Dann Erzählung der Belagerung und Einnahme von Jerusalem. Anfangs recht schlecht, *alsô ich sagete* (:*habete*) 2, 59 bezieht sich auf 2, 54. Lies 3, 18 *gienc in fremdiu lant?* (vergl. Kchron. 35, 6) 3, 25 *habet*.

Mit einem wol verderbten Anfang kommt nun die Findung des Kreuzes durch Helena. Baracks Fragment bricht ab, es bleibt eine Lücke, Schades fünftes Blatt (297 ff.) erzählt den Schluss. Helena bringt einen Theil des Kreuzes nach Constantinopel, Cosdras raubt den andern, Heraclius gewinnt ihn wieder . . . . die Geschichte ist uns nur bis zu der oben ausgehobenen Stelle über den Zweikampf zwischen Heraclius und dem Sohne des Cosdras erhalten.

Etwas ähnliches wie die Kaiserchronik war diese alte poetische Kirchengeschichte doch. Und der Uebergang von ihr zu den weltlicheren Interessen des ‚Königsbuches' hat seine Analogien anderwärts in der geistlichen Poesie. Der Geschmack der Laien drängt sich den clericalen Dichtern immer mehr auf das zwölfte Jahrhundert hindurch.

II. 74a—78b Vorauer Genesis.

Diemer Deutsche Gedichte S. 3—31. Denkmäler [2] S. 446n. Die Vorlage der Wiener Genesis ist unverkennbar, obgleich sie nur an wenigen Stellen bestimmt durchschlägt, in verschiedenen Partien auf verschiedene Weise und in verschiedenem Masse. Ich finde auch hier nicht einheitliche Arbeit, bin aber der Begrenzung der Theile keineswegs sicher.

Den ersten Theil vermuthe ich bis 10, 25. Die Bemerkung über die Jungfräulichkeit der Erde, welche folgt, ist ziemlich ungeschickt angefügt und soll überleiten zu Abels Mord. Ein Einschnitt ist auch 6. 10: es wird recapitulirt auf ähnliche Weise, wie mitten in dem ersten Theil der Wiener Genesis. Aber auch hier zweifle ich nicht, dass derselbe Verfasser fortfährt. Die Ankündigung des Themas im

Eingang scheint allerdings nur auf die Schöpfung des Himmelreiches zu gehen; aber unmöglich kann man das Gedicht danach begrenzen.

Die Tendenzen und Interessen des Verfassers stehen in nahem Zusammenhange mit dem ersten Gedicht der Frau Ava. Eine Combination wird gesucht zwischen den drei Bestandtheilen der menschlichen Seele und den himmlischen Mächten, die Trinität erscheint unter der Abälardschen Formel. Der oberste Chor der Engel, die Throni, wird auf das Gedächtniss; der zweite, die Cherubim, auf die Vernunft; der dritte, Seraphim, auf die Liebe (nicht auf den Willen, wie man erwartet) bezogen (3, 10 ff.). Und weiter nimmt der Verfasser ein besonderes Verhältniss an zwischen dem ersten Chor und Gott Vater, der Gewalt, zwischen dem zweiten und dem Sohn, der Weisheit, zwischen dem dritten und dem heiligen Geist, der Güte (3, 17 ff.). Die Empörung Lucifers wird von Gottes Weisheit gesehen, seiner Güte thut es sehr leid und die Gewalt vollzieht die Strafe (4, 24. 25). Bei der Schöpfung erhält der Mensch Vernunft, Gedächtniss, Willen (8, 21). Die Folgen des Sündenfalles erstrecken sich auf Vernunft, Gedächtniss, Wille (8, 6—8). Gott spricht zu Adam: ich gab dir gewaltiglich das Paradies, lehrte dich weislich, liebte dich in meiner Güte (8, 16 –18).

Die Anfangszeilen sind zunächst zu vergleichen mit denen der Exodus. — Benutzung von Ezzos Lied, und zwar schon in der interpolirten Gestalt, möchte ich bestimmt behaupten: zu 6, 8 ff. vergl. Ezzo 2, 25; ferner 6, 19 ff. *er gap ime rehten sin, er blies im sînen geist în, daz er virnunste wielte, sîne gehuht ime behielte:* vergl. Ezzo 2, 7 *dû bliese im dînen geist în;* 1, 29 ff. *er verlêch im sînen âtem, daz wir im den behielten, unte sînen gesin.* Ausserdem 7, 14 *ich wil dich wîsen in daz paradîse;* Ezzo 2, 15 *duo hiez er si wîsen zuo dem vrônem paradîse.* — An die Summa theologiae erinnert die Schöpfung der Engel zum Lobe Gottes 3, 9. 4, 5; vergl. Denkm. XXXIV, 4. 12. 6, 12; und das *ingesigele* 4, 14. 15 (Denkm. a. a. O. 5, 3). Aber wirkliche Benutzung scheint das ‚zieren‘ aus den vier Elementen zu beweisen 6, 17 (dort 10, 2, vergl. Anm. S. 405). — Auch die Schöpfungsgeschichte

im Annolied Str. 3 zeigt bestimmte Verwandtschaft mit 5, 8 ff., besonders wenn man 5, 14 (wie man muss) *wolken* statt *vogelen* liest. — Die Wiener Genesis klingt z. B. an, wenn Eingangs 3, 6 der Ausdruck *stirbim* gebraucht wird wie dort 13 *bestirbe*, oder in der Beschreibung des Paradieses 5, 28 ff. vergl. Genesis 475 ff. 514 ff.

Der zweite Theil scheint 10, 29 mit den Worten *Cáin unde Âbel* zu beginnen, und erstreckt sich vielleicht bis 18, 29. Die Geburt Kains war vorher mit keiner Silbe erwähnt. Vortrefflich ist die Sündflut erzählt, der Zustand in der Arche, wie die sonst feindlichen Thiere sich vertragen, wie die Wasser steigen, wie dann nach der Rettung Noe weinend sitzt und von Gott getröstet wird. Die Stiftung der Stände, die Sprachverwirrung (wobei die Technik des Steinbaues mit besonderem Interesse hervorgehoben wird), der Besuch der Trinität bei Abraham und die Zerstörung Sodoms sind im weiteren die Hauptgegenstände. Die Frauen sind ein Ziel der Polemik für den Dichter, so Lots Weib, an deren Versteinerung ziemlich unpassend Verse aus dem Joseph geknüpft werden (17, 30 ff. vergl. oben 1, 57) und Abrahams ungläubige Sara. Die Bemerkung *Dô pi den ziten, dô was schame under den wiben* (18, 22) richtet sich in nicht eben schmeichelhafter Weise gegen die Frauen der Gegenwart. Der Verfasser gibt sich 16, 8 ausdrücklich als Geistlichen kund, der, wie Melchisedech, Brod und Wein zu opfern hat. Das formelhafte *ligentez unde lebentez* 12, 14 f. braucht wohl nicht auf Benutzung von Ezzo 1, 40 zu beruhen. Ebensowenig setzt 17, 14 *dô sprah den gotes guote* (vergl. 17, 8 *mit gewalte*) die Abälardsche Trinitätsformel voraus: vielmehr fällt es auf, dass diese trotz ausdrücklicher Nennung der *sancta trinitas* 16, 24 hier gerade nicht verwendet wird. Bei Abrahams Bewirthung kann ich nicht umhin, auf die Semmeln 16, 26 gegenüber den Fochenzen der Wiener Genesis (oben 1, 29) aufmerksam zu machen. — Der Dichter schliesst mit einem Dreireim.

Der dritte Theil beginnt 18, 30 *Ysaac unde Ismahêl*, und wieder ist Isaac vorher mit keiner Silbe erwähnt. Ob dieser Theil von einem andern Verfasser, wie der vorher-

gehende, weiss ich noch nicht zu sagen. Bemerkenswerth für dessen selbständige Thätigkeit ist 29, 20 ff. wie ein Stück aus einer Predigt. Bei dem Grab der Rachel wird wieder der Kalk hervorgehoben 31, 25, vergl. 15, 15. Den Joseph hebt der Dichter zweimal bedeutungsvoll hervor 26, 19. 28, 29; wohl als den künftigen Träger der Erzählung.

Wahrscheinlich wird schon die Metrik schärfere Unterscheidungen an die Hand geben. Der erste Theil scheint durchweg genaue Verse (aber gelegentlich vier Hebungen klingend und verlängerte Schlusszeilen der Abschnitte) zu besitzen: was sich vom zweiten und dritten wol nicht behaupten lässt, hier bleibt das Princip der mehrfach eintretenden Verlängerungen noch zu untersuchen. Auch die Einmischung lateinischer Wörter ist nicht allen in gleichem Masse eigen. Dagegen theilen sie das Bestreben, möglichst zu kürzen, das manchmal zur Unverständlichkeit führt, statt der Facta oft blosse Anspielungen giebt und kein Behagen am Zuständlichen aufkommen lässt: was übrigens die Vermehrung des Stoffes durch selbständige Benutzung der Bibel (Adam gemeinschaftlicher Name der ersten Menschen, Melchisedech, Sodoma u. dgl.) nicht ausschliesst. Gemeinschaftlich ist ihnen auch die persönliche Willkür, mit der sie dem Stoffe gegenüber stehen: das Paradies und der Sündenfall sind ziemlich frei ausgestaltet; Lots Weib wird Sara genannt; Rebecca empfängt den Mahelschatz am Brunnen, schämt sich und verbirgt sich unter das Stroh; die Chronologie muss sich mehrfache Veränderungen gefallen lassen u. s. w. Jene Kürze, diese Willkür verräth eine Schule, die wir etwa mit den drei Jünglingen im Feuerofen und mit der älteren Judith vergleichen können.

III. Bl. 78b—87d Joseph in Aegypten.

Diemer Beiträge zur älteren deutschen Sprache und Litteratur, Theil 5 (Wiener Sitzungsberichte 47, 636). Es ist der letzte Theil der Wiener Genesis von Z. 3454 an. Vergl. oben Heft 1, 4. 41 ff. 57. Der zweite Theil der Vorauer Genesis setzt an der benutzten Stelle des Joseph die Lesart der Vorauer, nicht der Wiener Hs. voraus (vergl.

Diemer Genesis und Exodus 2, 52 f.). Diese Vorauer Gestalt des Joseph ist also älter als der zweite Theil der Vorauer Genesis.

IV. Bl. 87d—93c Moses.

Diemer Deutsche Gedichte 32, 1 — 69, 6. Fragment einer zweiten Handschrift, wahrscheinlich aus dem oberösterreichischen Kloster Garsten, Mones Anzeiger 8, 431; Germania 7, 230 ff.; Diemer Beiträge 6, xx; Zs. für die österr. Gymn. 1868 S. 738.

‚Moses' nenne ich das Gedicht. obgleich die Bezeichnung nicht streng richtig ist, denn einmal hat es dieser Fortsetzer auf ein grosses Ganze abgesehen, dem auch alles vorangehende angehört; und dann greift er auch selbst über die Bücher Moses hinaus. Nach dem Tode des Helden 67, 15 ist durchaus kein Abschnitt. Am Schlusse aber bricht das Gedicht offenbar unvollendet ab. Was war der eigentliche Plan? Hat ihn der Verfasser ausgeführt, oder ist uns alles fertig gewordene erhalten? Wollte er die Geschichte der Israheliten bis zur vollständigen Eroberung des Landes Kanaan fortführen? Das hätte guten Sinn, und an der Deutung auf das Himmelreich, in das wir nach Besiegung aller feindlichen Gewalten gelangen sollen (vergl. Honor. Augustod. 1124 C Migne), würde er es gewiss nicht haben fehlen lassen.

Hier ist jeder Anklang an populäre Poesie verschwunden, man müsste denn auf die *recken* 63, 7; *gotes degen* 54, 15 oder *wîgant* 67, 24 oder auf Stellen wie 54, 27 ff. besonderes Gewicht legen. Wenn auch gewisse Elemente des Amüsanten nicht verschmäht werden, so überwiegt doch im allgemeinen das theologische Interesse. Man erkennt die Wirkung des auch in der That benutzten (vergl. oben 1, 57) Joseph oder vielmehr des Segens Jacob. Nun soll die Citrone ganz ausgepresst werden und kein Punct mehr übrig bleiben in der Erzählung, woran sich nicht Deutung und Lehrhaftigkeit hinge. Der deutsche Dichter wird zum Sklaven der mittelalterlichen theologischen Modeexegese. Von einer Wirkung auf das Volk konnte kaum mehr die Rede sein. In den clericalen Kreisen wird er um so grösseren Beifall ge-

funden haben: in derselben Luft ist Honorius Augustodunensis gediehen. Die Präponderenz der Kirchensprache treibt hier zu dem Excess der Einschaltung lateinischer Prosa 66, 27 ff. Wozu der Verfasser freilich guten Grund haben mochte, denn sehr verständlich ist das Stück nicht: *suer ez wil irrecchen, der muoz alle sîne sinne wecchen.* Die Quelle dafür hat Diemer gefunden, aber nicht genannt: ich werde sie ein andermal näher bezeichnen.

Die Thatsachen erscheinen nicht immer rein biblisch, vergl. Müllenhoff Denkm. [2] 438, der die Quellenstellen anführt. Das Kind Moses als Spassmacher *(spileman* 33, 12) an Pharaos Hofe, eine Geschichte aus Flavius Josephus, ist dafür am meisten charakteristisch. Moses verbrennt sich den Mund bei der Gelegenheit, und damit wird später 36, 10 motivirt, dass er nicht wohl zu reden wisse.

Die Quellen für die Deutungen sind noch nicht hinlänglich nachgewiesen. Selbst die ersten Wunder des Moses entgehen der allegorischen Verflüchtigung nicht: sein Stab ist das Kreuz (35, 12), seine aussätzige Hand sind die umherschweifenden Geistlichen, die Vaganten und Goliarden (35, 24). Die ägyptischen Plagen verwandeln sich in menschliche Sünden und Laster (38, 6 ff.): darunter auch, aber ohne besonderen Nachdruck, die üble Behandlung der Armen. Wie auch später noch einmal (53, 14) diejenigen, welche eine Herrschaft ausüben *(die decheiner meisterscefte phlegen)* zur Milde und Gnade vermahnt werden. Das Lamm, das die Juden vor dem Auszug verzehren, ist natürlich wieder ein höchst dankbares Thema 41, 19 — 42, 27. Aber auch die drei ersten Tagemärsche auf ihrer Wanderung gehen nicht leer aus 43, 19 — 44, 26: sie bedeuten die Abwendung von der Welt, die Hinwendung zu Gott. Pharao ist der Teufel:

dâ âzze wir mit willen
den sûren zvifullen
unde gesotenez rintfleisc,
vil zâch ist iz, got weiz:
wande die werltlîche wunne
mach niemen gehaben nâch sînem willen.

Pharao wird versenkt im Meere, wie die Sünden in der

Reue. Das Manna ist Gottes Leib, den wir mit Demuth empfangen sollen. Das Wasser aus dem Steine, das sind die Thränen, welche der Beichtvater einem verstockten Herzen zu entlocken weiss. (49, 3 — 50, 30.) Das Holz, wodurch das Wasser trinkbar wird, ist das Kreuz, welches die Härte des alten Gesetzes milderte 51, 15 — 52, 3. Die Stiftshütte beherbergt natürlich massenhaft verborgenen Sinn 55, 26. 56, 1. 57, 1. 58, 7 — 62, 2. Die Schlange, welche Moses aufrichtet, bedeutet Christus 62, 10.

Interpolirt scheint 44, 27 — 45, 22; und 48, 16 — 49, 2? Notiren will ich die Wiederholung thatsächlicher Vorgänge in der Botschaft 52, 25 ff. vergl. 53, 27 ff.

Auf das Verhältniss zum Joseph und zur übrigen Wiener Genesis ist schon 1, 57 hingewiesen. Nichts beweist Rücksicht auf die Vorauer Genesis; diese wird, so viel ich sehe, nirgends vorausgesetzt. Kannte der Verfasser die Exodus? Es zu beweisen ist schwer. Jedenfalls verhält er sich bei gemeinschaftlichen Gegenständen dazu wie die Vorauer Genesis zur Wiener: er vermeidet möglichst daran zu erinnern und kürzt sehr stark, während er in anderen Partien, wie Moses als Spielmann, oder die Kundschafter bei Raab (S. 63), oder die Befestigungen Kanaans (64, 12), gar nicht so wortkarg ist. Für die Kenntniss des älteren Werkes möchte man geltend machen: 37, 29 *als er von gote vernomen habete* (*:sagete*) an derselben Stelle wie Exodus 96, 22; den Satz mit dem Reim *vande : lande* 43, 10 verglichen mit den 1, 76 angeführten Phrasen, die denselben Reim darbieten; die Formel *des phligen ich mich* 41, 19 vergl. ebenfalls 1, 76.

Der Ausdruck 35, 1. 2 *daz holz niwen ne bran, den louch sach man obenân* ist sichtlich dem Melker Marienlied 2, 3. 4 genähert, vergl. 1, 76 unten.

Ausserdem ist, wie bekannt, Benutzung des Ezzo nachweisbar: 41, 1—6 findet sich in Ezzos Lied 21, 4—10 wieder. s. Müllenhoff Denkm. 379.

Die beiden Schlussverse finden sich wörtlich so, wol von hier entlehnt, in dem Gedicht von der Siebenzahl Denkm. XLIV 4, 3. 4.

V. Bl. 93c—94a Marien Lob.

Diemer Deutsche Gedichte 69, 6 — 72, 8. Denkmäler XL. Ein Gedicht in fünf Strophen zu 24 Zeilen. Nach den von Müllenhoff angeführten Parallelstellen möchte man es am liebsten der kärntnischen Litteratur beiordnen. Doch werden schon lateinische Worte eingemischt. Die Prophezeiung des Jesajas und ihre Deutung bildet den Mittelpunct, die sieben Gaben des heiligen Geistes kommen darin vor mit einzelnen freilich recht unsicheren Anklängen an Frau Avas Gedicht unten Nr. XV.

VI. Bl. 94a—96a Balaam.

Diemer Deutsche Gedichte 72, 8 — 85, 3. Die Geschichte Balaams oder Bileams nach Num. 22—24. Die Erzählung gelangt aber nur bis zum Anfang des Segnens 23, 10 *Moriatur anima mea morte iustorum et fiant novissima mea horum similia;* Diem. 84, 28 f. *jungestiu zît mîniu wirde* (l. *werde*) *gelîch disen herren* (der Reim ist *werde* : *herren*). Der Schluss entgeht uns. Die Scene zwischen dem Propheten und der Eselin hat dem Verfasser sichtliches Vergnügen gemacht, er hält sich nicht ganz streng an den Text, und die Prügelei ist behaglich ausgeführt. Mit falscher Beziehung auf das zweite Buch Moses (75, 26 *in exodo*) wird auf die in Num. 25 erzählten Ereignisse und die Rache des Phinees angespielt und dem Bileam fälschlich eine berathende Rolle dabei zugetheilt. Sobald Bileam mit dem Könige auf dem Berge steht und das israelitische Heer überblickt, da wird eine nähere Beschreibung dieses Heeres eingeschaltet. Die zwölf Stämme werden aufgezählt, angeblich nach dem Alter der Söhne Jacobs, in Wahrheit aber ganz falsch: Judas soll der älteste sein, Manasse wird auch zu einem Sohne Jacobs, Joseph steht gleichfalls in der Reihe, Dan fehlt gänzlich. Hier hat der Dichter sich auf sein Gedächtniss verlassen: gleich darauf nennt er Aufstellung und Führer der Stämme ganz richtig nach Num. 2, 3—33. Er hat nur 77, 6 bei *Eliab filius Helon* lieber den Vater als den Sohn an die Spitze des Stammes Zabulon gestellt, weil jener besser in den Reim passte. Wie weit die Entstellung der Namen,

z. B. Samiel 77, 17 für Salamiel, dem Verfasser selbst zur Last fällt, ist nicht überall zu ersehen. Der deutsch anklingende *Elisa-mâr* für *Elisama* fällt wohl dem Schreiber zur Last, denn er reimt auf *dâ*. Diemer 78, 6 ist natürlich zu lesen *Norden an der sîten, Dan lach dâ wîten*.

In der Mitte aller übrigen (davon steht Num. 2, 63 nichts) sind die Leviten gelagert, welche nach Num. 1, 50 für die Bundeslade zu sorgen haben. In der Bundeslade befindet sich (Hebr. 9, 4; vergl. Moses Diem. 58, 1) Manna, Aarons Gerte und die Tafeln mit den zehn Geboten, *daz was diu alte lêre* (l. *êwe*). Ueber das Manna wird näheres mitgetheilt nach Exodus 16 und die Deutung auf Christus, der von dem süssen, lauteren, weissen Leibe seiner Mutter Fleisch und Blut angenommen hat, hinzugefügt. Die Geschichte von Aarons Gerte nach Num. 17, 5. 8 erscheint nun gleichfalls mit der bekannten Deutung, beidemal bricht Marienverehrung lebhafter durch. Endlich die Gesetzestafeln als drittes *heiltuom, danne hiez diu arche propiciatorium* — weniger nach Exod. 25, 17. 31, 7. 39, 34 als nach Moses Diem. 58, 5 *daz wâren diu vier heilictuom* (so viel sind es dort) *von diu hiez deu arche propiciatorium*.

Darüber war ein Gezelt gespannt, *churrun* (l. *purprûn?* vergl. Moses 56, 6 von derselben Sache *der purprûne phellel;* auch Jerus. Diem. 370, 12 *purprûner varue;* Umdeutschung durch Anklang an *brûn) daz rôte daz was getân ze huote*. Ferner die *sûele dar inne, di lûhten same diu gimme* (8:, 9). Die Säulen worin? Die beiden Verse sind wörtlich wiederholt aus Moses 56, 16. Vergl. für die übrige Beschaffenheit der Säulen Exod. 36, 36.

Die Beschreibung des Leuchters, welche nun folgt, ist nicht genau nach Exod. 25, 31 ff. 37, 17 ff. gemacht, sondern mit Rücksicht auf die sich anschliessende Deutung 82, 8—84, 20. Die Trinität (der heilige Geist als die Liebe zwischen Vater und Sohn), die drei Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe, die sieben Gaben des heiligen Geistes und anderes wird darin gefunden. Einige Anregung für 83, 13 ff. (84, 15 lies mit Diemer *lêrâre)* hat er wohl aus Moses 59, 24 ff. vergl. Denkmäler S. 589 (510) empfangen.

Nach langer Abschweifung lenkt der Verfasser wieder in die Erzählung ein, die gleich danach abbricht. Das Gedicht ‚Moses' hat er offenbar gekannt (vergl. noch 79, 23 *Môyses was ein wîse man* = 62, 7), er wollte eine dort übergangene Episode für sich behandeln. Er thut es in demselben Geiste, Amüsantes und Theologisches findet sich zusammen, er steuert sogar denselben Gegenständen zu, bei Bundeslade und Stiftshütte fügt er Deutungen hinzu, wo sie dort fehlten, er lässt sie weg, wo sie dort gegeben waren, und er zieht neue Gegenstände herbei, wie den Leuchter, welcher dort mit keiner Silbe erwähnt war. Wenn die Deutungen im ‚Moses' aber grossentheils der Moraltheologie angehören, so dominirt hier die Dogmatik.

Die Verse scheinen unregelmässig. An dem Schluss eines Abschnittes gelangen wir einmal bis zu zehn Hebungen (76, 1—3). — Auf das Reimwort *aver sâ* 78, 10 f. (vergl. 1, 76 und unten zu XX, A) und die Formel *zewâre des phlige ich mich* 81, 22 f. (vergl. eben S. 48 und 1, 76) will ich nicht unterlassen hinzuweisen.

VII. Bl. 96a—96d die Wahrheit.

Diem. 85, 4 — 90, 10. Vergl. 89, 13 *Daz liet heizet diu wârheit.*

Zweierlei steht uns am Ende unseres Lebens bevor: entweder der Himmel, das Paradies, oder die Hölle. Vor der letzteren bewahrt euch, meine viel Lieben: so redet der Dichter seine Zuhörer an. Himmel und Erde haben sich vermählt und ein Kind gewonnen, dessen alle diese Länder sind, der löste uns von der Hölle mit seinen fünf Wunden, er gab uns ‚Liebes und Leides', Uebles und Gutes, je nach unserer Wahl. Aber fallen wir wieder dem Tode anheim, so lässt er sich nicht zum zweiten Male für uns martern.

Der Dichter spielt geistreich-antithetisch mit den Begriffen *liep* und *leit,* indem er annimmt, dass die natürlichen Neigungen der Menschen sie auf die Seite des Teufels führen. Er will seinen Zuhörern Gott loben, den Teufel verleiden. Jener ist ein Lügner, sagt er, wendet ihr euch ihm zu, so bringt er euch in die Hölle. Nehmet den Wald zum Bei-

spiel: wie schön und breit er auch sei, er verliert zuletzt seine Dolden, wird ohne Wurzeln und Saft: so wird es euch ergehen, also denkt daran, so lange ihr Kraft habt; ich möchte nicht, dass ihr zur Hölle fahrt, aber freilich:

swer dumben herfet, der flûset sîn arebeit;
swer sô winchet dem plinten,
der verliuset sîne stunde.

Wartet nicht zu lange. Wenn der Tod schon über euch kommt, dann ist es zu spät. Aber was kann ich noch mehr reden? Wollt ihr euch nicht bekehren, so geschieht es gar leicht, dass ihr plötzlich sterbt und an eurer armen Seele verloren seid.

Denken wir doch an Christus. Aus der Hölle holte er uns, er that für uns, was nie ein Kind für seinen Vater, nie ein Vater für sein Kind gethan hat, er liess sich martern. Es kommt ein Tag, wo uns gelohnt wird, haben wir ihm gedient.

Wir haben furchtbare Wunden, sollen zum Priester, ihm beichten, er findet den Pfeil, von dem wir getroffen sind: bleibt er darin, so können wir niemals wieder geheilt werden und werden immer kränker. Darum wenden wir uns an die Aerzte, die Priester, und bitten sie, in den heiligen Büchern zu suchen die Arzeneien und die Verbände. Dann heilt uns Gott und wir können noch selig werden und das ewige Leben erlangen. Wie dies beschaffen sei 88, 18—27. Kein Schuldiger, wie schwer auch seine Sünde sei, soll sich schämen, sie zu beichten, er findet gewiss einen Arzt, der ihn heilt. Niemandes Sünde ist so schwer, dass nicht Gott dem reuigen gnädig wäre und ihm das ewige Leben verliehe.

Dieses Lied ist dem Teufel leid, wie alle sonstige Rede von Gott (man sieht, die geistliche Poesie ist nicht beliebt bei dem Publicum). Wir aber sollten daran denken, dass Gott uns geschaffen, um uns Wohlthaten zu erweisen wie der Vater seinem Kinde — mit Wetter und mit Winde; all unserer Noth hilft er ab, gibt uns das tägliche Brot, alles dient uns, Sonne und Mond scheinen für uns und der Mensch freut sich darüber (89, 28 lies *daz er iz getuot)*. Aber seit Adam fiel, ist es freilich immer so gewesen, dass Weib

und Mann gegen Gott handelten an ihrem Leibe, dafür sollen sie Noth leiden an ihrem Gewand und Haar und Aussehen*. Doch ich will endlich mit meinem Rathe aufhören, aber grosser Jammer ergreift mich

dâz alsô maneger muoter barn
in die helle sol varn. —

Dass er am Schlusse noch einen besonderen Hieb gegen die Putzsucht führt, ist kleinlich und ungeschickt, nachdem vorher von den Lastern der Welt überhaupt die Rede war. Eine gewisse leidenschaftliche Beredsamkeit lässt sich dem Dichter nicht absprechen, dabei Originalität im Ausdruck und in den Anschauungen.

Er schliesst sich in das *wir* des Publicums bald mit ein, bald stellt er sich seinen Zuhörern gegenüber. Ersteres haben wir schon in dem Gedicht vom ‚Recht' gefunden und wollen uns auch hier nicht abhalten lassen, dem Dichter geistlichen Stand zuzuschreiben, obgleich er 88, 3 von *unserem erwart* (l. *êwarte)* spricht. Die Stelle hat specielle Aehnlichkeit mit der Hochzeit Karaj. 32, 24 und mit dem Priester Arnold Diem. 348, 20: überall wird der Beichtgang zum Priester als Eilen, *gâhen,* bezeichnet; *harte gâhen* hier und bei Arnold, und *harte* muss man auch wohl in der Hochzeit ergänzen, denn der Vers ist zu kurz.

Der Schluss erinnert an den des Priesters Arnold. Entscheidend dafür ist insbesondere *weter unde zît* als einzige Specialisirung dessen *daz uns got gît* bei Arnold 356, 22: wie hier 89, 19 *mit weter joch mit winde.* Der Tag als besondere Wohlthat Gottes 89, 26 wie in der Hochzeit 27, 22. Auch die Beziehungen auf das Paternoster wie im Schluss der Hochzeit. Der Teufel als Feind des Liedes 89, 14 wie im Gedicht von der Siebenzahl als Feind dieser heiligen Zahl Denkm. XLIV, 2, 6 ff.

Dieselbe Schule wie in Recht und Hochzeit und deren Interpolationen möchte man auch darum hier erblicken, weil selbständig erfundene und ausgeführte Bilder die schaffende

* *geschůde*, lies *geschoude*, *geschowede*, fehlt im Mhd. Wb. und bei Lexer. Das heutige bairisch-österreichische *gschau* Schmeller 2², 350 heisst, so viel ich weiss, immer Blick.

Phantasie bewegen. Dazu stimmt der Mangel an lateinischen Worten, denn *daz paradisus* 85, 16 ist durch Artikel und Reim *(: gewîset)* verdächtigt genug.

Wenn wir danach auf kärntnische Heimat rathen möchten, so verdient um so mehr Beachtung was darüber hinaus weist. Dass ich aus der Formel *ligendez unde lebendez* 89, 24 nicht gleich auf Ezzo 1, 10 schliessen möchte, hatte ich schon oben S. 44 Gelegenheit zu bemerken. Aber Ezzo ist doch benutzt (vergl. Müllenhoff Denkm. S. 385): 86, 1. 2 *ein kint des alliu disiu lant sint* wörtlich aus Ezzo 8, 1. 2. Und daneben 85, 26 gleich ein Ezzonischer Gedanke *iz gehîte* (dies Wort Ergänzung Diemers) *alsô werde der himel zuo der erde* — aber bei Ezzo steht 9, 2 *der himel was ze der erde gehît*: die hier vorliegende Ausprägung des Gedankens ist fast wörtlich die des Melker Marienliedes 7, 1. 2. Vergl. Müllenhoff zu Denkm. XXXI, 8, 1. 2. Aber ferner wahrscheinlich aus Ezzo 27, 11 hier 85, 14 *daz himelrîch ist unser heimôt.*

89, 25 *diu mænîn joch der sunne, di livcten* (l. *liuhtent) uns mit wunnen* stimmt zu Anno 3, 5 *den mânen unten sunnen, die gebin ire lîht mit wunnen.* Es stimmt nicht zur Wiener und Vorauer Genesis Fdgr. 12, 33 (Massmann Z. 153) Diem. 5, 22, wo das Leuchten *mit minnen* geschieht oder die Gestirne *ze minne* geschaffen werden. Aber auf Benutzung des Annoliedes möchte ich daraus nicht schliessen. Ebenso wird sich der Grad von Kenntniss schwer bestimmen lassen, der dem Dichter gegenüber Ezzo und Melker Marienlied zuzutrauen ist, wie weit diese Gedichte selbst ihm zu Gebote standen oder ihm nur einzelne Phrasen daraus zugeflogen waren.

Auch aus den Reimen *sin : chundin* 85, 7 und 89, 24 *ist : lebendez* (l. *lebendiz?)* möchte ich nichts folgern.

VIII. Bl. 97a—98c Summa theologiae.

Diemer Deutsche Gedichte 93, 1 — 103, 20 ‚die Schöpfung'. Denkmäler XXXIV. Ich habe mich Denkm. S. 417 zu zeigen bemüht, dass und in wiefern dieses Gedicht auf einen bescheidenen Platz in der Geschichte der Mystik Anspruch erheben dürfe, wie schon Gervinus angenommen hatte.

Preger Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter, Bd. I (Leipzig 1874), erwähnt es, so viel ich bis jetzt sehen konnte, nicht. Irre ich mich, dass auch eine vollständige Geschichte jener Anschauung, welche die Seele als Braut Gottes bezeichnet, für die Entwickelung der Mystik wichtig wäre? Demgemäss vor allem die Commentare des Hohenliedes, welche diese Anschauung enthalten.

Einzelne Anklänge an Anselms Meditationen, welche die Summa theologiae enthält, sind in den Anmerkungen hervorgehoben. Sie lassen sich vielleicht vermehren, ohne dass die Uebereinstimmung freilich schlagend wäre. Am Schlusse des ersten Kapitels der ersten Meditation die Gottähnlichkeit des Menschen, Vergleichung der göttlichen und menschlichen Dreieinigkeit, aber bei Anselm Gedächtniss, Vernunft, Liebe, hier (2, 4) als drittes Glied Wille. Das zweite Kapitel führt aus, Gott habe uns zu seinem Lobe geschaffen, vergl. 3, 9. 10. Im sechsten tritt die Seele als Braut Christi (27, 1) nicht sehr deutlich hervor, und der Gedanke, dass wir Christi Glieder sind (24, 2), steht in anderem Zusammenhange. Der Hinweis auf die Beispiele göttlicher Gnade und Vergebung in der sechsten Meditation zeigt keine specielle Verwandtschaft mit Str. 26. Am meisten und allein entscheidendes bietet die vierzehnte Meditation (auch ‚Enchiridion sive manuale ad excitandum dei amorem‘ genannt): Gott ist der Allgegenwärtige, der ohne Arbeit und unermüdlich das Geschöpf regiert (1, 10). Der Geist sehnt sich nach der himmlischen Herrlichkeit: *et ibi super mensam refectionis civium supernorum pascatur de oculis tuis in loco pascuae iuxta fluenta plenissima* (vergl. 30, 9. 10). Er betet: *repauset in te cor meum* (vergl. 30, 9 *râwa).* Er wünscht: *dominetur carni anima* (vergl. 27, 6). Die neunzehnte Meditation hebt dann gelegentlich Gottes Güte und Allmacht hervor *(tibi semper bonitas et omnipotentia fuit* und so noch öfter): vergl. 3, 2, aber noch mehr 20, 1. Alle Creatur, wie verschieden sie auch ist, lobt ihren Schöpfer (vergl. 20, 4). Die anderen Geschöpfe sind um des Menschen willen geschaffen *(humana natura, propter quam aliam creaturam fecisti,* vergl. 8, 1). Was endlich über die zwei Naturen im Menschen, eine auf-

wärts strebende, eine abwärts strebende, und ihre Vermittelung durch den Willen, was über die helfende göttliche Gnade und die Entscheidung der menschlichen Freiheit gesagt wird, das erinnert an Str. 20, 5 ff. und Str. 21. Aber überall hat man das Gefühl, dass sich die Summa theologiae zwar in derselben Richtung bewege wie Anselmus, dass sie auf seinen Empfindungs- und Gedankenkreis zurückgehe, dass aber für die specielle Ausprägung der Gedanken noch ein Glied dazwischen liegen müsse, ein Werk und ein Geist, der sich einerseits aus Anselmus, andererseits aus populären Religionsanschauungen nährte.

IX. Bl. 98c—99c Lob Salomos.

Diemer Deutsche Gedichte 107, 1 — 114, 15. Denkmäler XXXV. Darin die Interpolation von Salomo und dem Drachen. — Die zehnte Strophe weiss von einem Tisch zu erzählen, der auf silbernen Füssen steht und auf welchem Salomo zu essen pflegt. Im Hohenliede ist eine Tragbahre gemeint, aber sowohl *ferculum* wie *mensa* wird ahd. durch *tisc* glossirt (Graff 5, 461), daher das Missverständniss. Nimmt man nicht am natürlichsten an, dass es durch einen deutschen Text befördert wurde, also durch Williram? An Williram zu denken, liegt um so näher, als der Dichter eine Deutung der vier Stollen im Sinne hat, welche bei Williram wirklich begegnet.

X. Bl. 99c—100a die drei Jünglinge im Feuerofen.

Diemer Deutsche Gedichte 117, 1 — 119, 22. Denkmäler XXXVI.

XI. Bl. 100a—100c Judith.

Diemer Deutsche Gedichte 119, 22 — 123, 15. Denkmäler XXXVII. Dies und das vorstehende Gedicht in der Hs. als eins überliefert und von Diemer als ältere Judith bezeichnet.

XII. Bl. 100c—108d die jüngere Judith.

Diemer Deutsche Gedichte 127, 1 — 180, 29. Ein breit ausgeführtes Gedicht streng nach dem biblischen Buch

Judith: als ob der Verfasser sein schriftstellerisches Princip hätte aussprechen wollen mit dem Satze *daz ne wirt iuch niuht verdaget, iz ne werde iu allez gesaget.* Es wird uns in der That nichts erspart und hinzu kommt nur Wortschwall und reimdienende Phrase. Ein selbständiger Zug ist es nicht einmal, wenn Jud. 10, 14 *orans dominum* gegeben wird durch: *diu bat got mit vlîze, daz er ir ein engel gæbe, der ir geleite wêre* (Diem. 162, 15): denn das ist aus Jud. 13, 20 entnommen, wo es der Dichter dann fortlässt. Selbständig ist nur die Freilassung der Magd Abra am Schluss (180, 22):

duo lie si ir Abram vrîe
daz habete si wol verdienet umb sie.

Deutsches Kostüm wird nicht verwundern, wenn es gelegentlich auftritt: 133, 5 *dâ sprach er sînen hof dû, dâ lat* (für *ladete) er die vursten zû, herzogen unde grâven, alle die di imme rîche wâren unde ander manige helde* (Jud. 2, 2 *vocavitque omnes maiores natu omnesque duces et bellatores suos);* 175, 25 *herzogen unde grâven;* 143, 17 *er late dar sînes herren man di der hieten vursten namen* (Jud. 5, 2 *vocavitque omnes principes Moab et duces Ammon).* Nur einmal werden *holden* genannt 146, 13; nur zweimal *rîter* 153, 9. 163, 27. Ein Befehl des Bischofs kommt *von hove* 141, 22. Die Umgebung des Holofernes ist *ce hove* 175, 16. Dass die Bezeichnung *hers chunich* 134, 10 für Holofernes durch die ältere Judith veranlasst sei, wo Holofernes als König gilt (Denkm. S. 427), glaube ich nicht: sie entsprang aus Jud. 2, 4 *principem militiae,* vergl. 5, 3 *rex militiae* (wofür Diem. 143, 26 nur König, *iuht chuniges*).

Kriegerische Ausdrücke sind nicht selten, aber ohne grosse Manigfaltigkeit: *helde* 133, 8. 147, 15. *manigen helt balt* 130, 14. *helde vil balt* 174, 23. *ein helt vil frumich* 134, 9. *ein helt êrlîch* 134, 12. *manigen chuonen man* 134, 26. *vil guoter chnehte* 130, 16. 135, 9. *wande du hâst sô chnehtlîchen getân* 178, 23 (*quia fecisti viriliter* Jud. 15, 11). *daz degenlîche gemuote* 174, 18. *vil manich herr man* (l. *herman*, vergl. *herre* für *here* 145, 17) 138, 18. *des michel* (für *micheln* durch Assimilation) *hers chraft* 135, 25. *des hers schal* 135, 12. *der herschal* 133, 24. *der herbrant* 138, 8. *widerwinnen* 151, 5.

daz volchwîch 131, 9. 137, 26. *walbluot* 130, 19. (*ge- und erslagen* 146, 7 sei nebenbei notirt.) *wîchgeserwe, wîchgeseruwe* 151, 22. 175, 8. 179, 27. *wîchgeziuge* 135, 5. *wîchgewêfne* 174, 6. 19.

Die kurze Schlachtbeschreibung 130, 17 ist keine: man muss Anno 25—27 damit vergleichen. Der Dichter gibt kein anschauliches Detail. So hat er auch S. 135 versäumt, die Waffengattungen ordentlich zu unterscheiden, wie es die Quelle verlangte (später 148, 19 *schuzen unde slingâre;* Jud. 6, 8 *fundibularii*). Dagegen hat der Proviant 135, 13 ff. noch Wildbret und anderes hinzugewonnen. Und so ist es auch ganz interessant, die Toilette der Judith bei ihm und in der Quelle zu vergleichen, Diem. 161, 5 ff. Jud. 10, 2. Sie zieht ihr Brautgewand an (das ist der höchste Schmuck) und die Mitra, die sie aufsetzt, verwandelt sich in eine seidene Haube. Ihr Anblick wirkt sofort auf Holofernes 163, 26 *duo begunde er sâ brinnen nâch ir edelen minnen;* 169, 22 *er begunde harte brinnen von ir edelen minnen;* vergl. Genesis 3204 *daz er fore minnen aller begunde prinnen.*

Der Grundgedanke des Dichters, den er schon in der Quelle vorfand, steht an der Spitze 128, 8 ff. und kehrt mehrmals wieder. ‚Nur Gott verleiht den Sieg': so könnte man ihn etwa ausdrücken. Und der Dichter verfehlt nicht, auch die Ueberwindung des Teufels herein zu bringen 142, 16. Aber eigentlich kommt es ihm wohl darauf an, einem kriegerischen Geschlechte die Gottesverehrung nahe zu legen. Und die Einleitungsworte gegen die Neider und Spötter verrathen, dass dieses Geschlecht solcher geistlichen Poesie durchaus kein williges Ohr lieh.

Der Verfasser nennt 128, 18 sein kurzes Vorwort eine *rede* und gleich darauf das Gedicht selbst *daz liet.* Allein 127, 3 verwischt er die Unterscheidung selbst, indem er das ganze als *eine rede vile wunnesame* bezeichnet. Diese Rede oder dieses Lied gehört zu dem ärgsten, was das zwölfte Jahrhundert an verwilderter Metrik geleistet hat. Der Prosa der Auffassung und Darstellung, dem pedantischen Aufzählen von leeren Namen, dem unbelebten Styl (nur einmal *hei wie* 134, 23) entspricht die schlechte metrische Form. Wir dür-

fen das Machwerk unmittelbar neben den Physiologus der Millstätter Handschrift stellen.

An die Millstätter Handschrift fühlen wir uns auch sonst erinnert: durch die Schreibung *ou* für *uo;* das *a* für *o* vor *r,* z. B. *warden* 170, 7; *hiete* Präteritum von *haben,* einmal *heite* 164, 18 vergl. Karaj. 39, 23 *heite:seite* (doch kann jenes Beispiel auf blosser Buchstabenversetzung beruhen); die Construction von *phlegen* 127, 8. 12. *beginnen* 131, 16. 143, 15. 145, 10. 166, 14. 171, 15. 175, 14. *geruochen* 158, 6. 179, 16. 20. (*gereit* 133, 21) mit *ze* und dem Infinitiv. Die Form *older* für *oder* 152, 29. 153, 1. 162, 23 führt wenigstens nicht weit ab: sie findet sich als *olde* in der S. Lambrechter Handschrift von Heinrichs Litanei 220, 2. 227, 14. 228, 12. 232, 33. 41 wieder. Der Vocaleinschub wie in *phelegen* 127, 8. 12. *chenehte* 159, 20 ist sehr häufig im himmlischen Jerusalem, doch gerade für diese beiden Worte auch sonst, z. B. unten XIV—XVII, nachweisbar.

Die Mundart der Handschrift ist die Mundart des Gedichtes. Dafür darf man vielleicht schon *wart* (für *wort*): *hât* 157, 11. *:gwalt* 164, 28 geltend machen. Noch mehr aber 146, 3 *siu* (*eos*)*:iu;* 146. 25 *siu* (*eos*)*:diu.* Die Handschrift unterscheidet nämlich ganz streng zwischen *si* (*ii, ea*) *siu* oder seltener *se* (*eos*) und *sie* oder *sîe* (*eam*). Letzteres 167, 25. 168, 16. 172, 14. 16. 180, 24; im Reim *sîe:vrîe* 180, 23 vergl. Gottfrieds Tristan 306, 15 *sîe* (*eam*) *: arzâtîe.* Nur einmal fälschlich *sie* (*ea*) 168, 19. Ueber jenes *siu* vergl. Denkm. S. 584; Heinzel zu H. v. Melk 1, 657.

Der Wortgebrauch, so viel ich sehe, dient nicht zu näherer Bestimmung. Das im Rolandslied so häufige *botich* für Rumpf (Rol. 108, 13. 138, 31. 244, 28. 173, 16. 161, 7. 143, 7. 29. 149, 11. 150, 3), das hier einmal (176, 10) begegnet, scheint dem ganzen bajuvarischen Gebiet anzugehören. Das Femininum *wende* in der Bedeutung ‚Schande‘ 133, 12. 176, 18, davon abgeleitet *wentlîchen* 131, 24. 134, 19 (gleich *mit schanden* 132, 25) ist ausserhalb unseres Gedichtes noch nicht nachgewiesen, s. Mhd. Wb. 3, 687[b].

XIII. Bl. 109a—115c Lambrechts Alexander.

Diemer Deutsche Gedichte 183, 1 — 226, 21. Einen zweiten Text aus der Strassburg-Molsheimischen Handschrift hat Massmann Denkmäler (1828) S. 16 und Deutsche Gedichte des zwölften Jahrhunderts (1837) S. 64—144, später Weismann (1850) herausgegeben. Ein dritter jüngster ist in die Basler Weltchronik des fünfzehnten Jahrhunderts aufgenommen und von Wackernagel Altd. Hss. der Basler Universitätsbibliothek S. 31—33 besprochen. Er hält diesen Text für eine freie Bearbeitung des Werkes von Lambrecht und möchte ihn dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts zuschreiben.

Was die beiden ersten anlangt, so hat Dr. Harczyk in der Zs. für deutsche Philologie IV. 1 ff. festgestellt, dass der Vorauer der ältere ist und dem französischen Originale näher steht. In dem Strassburger glaubt er Einwirkung von Veldekes Aeneis zu erblicken. Aber diese erschien zwischen 1184 und 1188, und die Strassburger Hs., welche doch nur Abschrift einer Bearbeitung ist, wurde 1187 geschrieben. Die eine beigebrachte Parallelstelle wi d also eher den umgekehrten Weg gegangen sein. Und Verwandtschaft der Manier, wenn sie sich bei näherer Untersuchung ergibt, wäre auf Eilhard von Oberge zurückzuführen.

Ob der Vorauer Schreiber noch die vollständige Arbeit Lambrechts vor sich hatte, oder nicht, wird schwer zu entscheiden sein. Nur so viel ist sicher, in der Gesellschaft, in der das Gedicht hier auftritt, bildet es eine ganz vereinzelte Erscheinung. Ein Heide ist der Held und christliche Interessen werden nirgends ausdrücklich gefördert. Die unvollständige Ueberlieferung wird auf Mangel an Geschmack und Liebe für den Gegenstand beruhen.

Die Vorauer Handschrift überliefert die Orthographie ihrer Vorlagen im allgemeinen sehr genau. Hier hat vermuthlich schon die Vorlage dem Gedichte den oberdeutschen Charakter aufgedrückt. Harczyk hätte es nicht mit Wackernagel oberdeutsch nennen sollen, und Weinhold hätte nicht *geit* 183, 18 als eine baie. ische Form aufführen sollen (Bair. Gramm. S. 284). Den kölnischen Charakter der Sprache hat

Pfeiffer Germania 3, 494. 495 kurz, aber entscheidend nachgewiesen. Eine vollständige eingehende Untersuchung wäre sehr dankenswerth und lehrreich.

Dass hiermit die Heimat des Dichters nachgewiesen ist, bezweifle ich nicht. Aus dieser Heimat stammt vielleicht der 200, 6 erwähnte heilige Pantaleon: die Namen Kalabre und Nicomedias, an welches letztere seine Erwähnung sich knüpft, sind an die Stelle von Lycaonien getreten: *Lycaoniam cui nunc recens aetas Lucaniae nomen dedit*, sagt Julius Valerius 1, 29. Irrt das Gedicht von Lucanien nach Kalabrien ab, während zugleich aus richtiger geographischer Anschauung die Einfügung der kleinasiatischen Stadt geschieht? Aber wie war das gleichzeitig möglich? Harczyk in der Zs. für deutsche Philologie 4, 154 beschäftigt sich nicht mit der Frage. Es sind da noch andere Schwierigkeiten, die ich nicht im Vorbeigehen aufzulösen weiss: 201, 11—14 rührt wohl jedenfalls erst von Lambrecht her und wahrscheinlich auch die Botschaft an die Karthager (wenn nicht ein anderer Name dahinter steckt) 201, 14 ff., nachdem sich Karthago 201, 9 schon unterworfen hat. Zu den Städten, die mit Alexandrien verglichen werden (Pseudo-Kallisthenes nennt Antiochia Karthago Babylon Rom), kommt hier Troja, wohl von demselben Dichter angebracht, der 221, 2 ff. trojanische Kämpfe zum Vergleiche herbeizieht: ferner Cappadocien, welche Leistung ich dem Lambrecht zutraue; und — *pede* 202, 7, worin Theben stecken könnte. von demselben classisch Gebildeten hergesetzt, der Troja erwähnte. Der biblisch Gebildete oder doch biblisch Gesinnte dagegen benutzt den Zug Alexanders nach Syrien (dies steckt in *zityam* 202, 17, womit derjenige, der es so hinschrieb, allerdings *Scythiam* meinte, vergl. Diem. 366, 13). das er vielleicht für eine Stadt hält, um den aussätzigen Naaman einzuführen, der aus den Judeneiden so bekannt war (Denkm. S. 626 ff.) und um noch verschiedene biblische Localitäten, zum Theil zweifelhafter Natur, herbeizubringen. Darunter auch ‚Pitania‘, wo Judith den Holofernes erschlug, derselbe Irrthum für Bethulia wie in der älteren Judith und vielleicht durch diese veranlasst.

Auch 201, 13 setzt Lambrecht *Bethaniam*, meint aber vielleicht Bithynien, denn dort ist es ein Land.

Doch ich wollte von der Heimat des Dichters reden. Wir wissen gar nicht, ob er sein Werk in der Heimat verfasst hat. Die Frage ist keineswegs müssig. Wir sind gezwungen, sie hier aufzuwerfen. Es gibt Gründe, welche für Baiern zu sprechen scheinen, keiner davon durchschlagend, aber alle erwägenswerth, und vielleicht finden sich bessere hinzu.

Man muss bedenken, auf welchen Wegen die Anonymität verlassen wird. Halten wir die Unzahl anonymer geistlicher Gedichte des elften und zwölften Jahrhunderts gegen die wenigen mit benannten Autoren. Ezzo hat sich nicht selbst genannt. Frau Ava hat sich nicht selbst genannt. Hartmann und die beiden Heinriche nennen ihre Namen ohne irgendwelchen Zusatz, d. h. ohne irgendwelche Bestimmtheit, ohne die Hoffnung und den Anspruch persönlicher Fortdauer im Andenken der Menschen. Dagegen Priester Adelbrecht: wie viel bestimmter klingt die beigefügte Lebensstellung. Und Priester Arnold nennt seinen Namen in denselben Wendungen, wie sein Landsmann Priester Adelbrecht. Die beiden ‚Priester‘ gehören eng zusammen. Ebenso eng gehören die beiden ‚Pfaffen‘ zusammen, der Pfaff Lambrecht und der Pfaff Konrad, der bekanntlich in Baiern am Hofe Heinrichs des Stolzen dichtete. Lambrecht nennt sich kurz am Anfang, schliesst mit einer geistlichen Mahnrede an das Publicum. Hartmann verlangt am Schluss, dass seine Leser für ihn beten. Auch Konrad verlegt die Namensnennung an den Schluss und wünscht, dass man sein gedenke. Ebenso thut der Priester Albero zu Regensburg, der Verfasser des Tundalus.

Solche Namennennung beruht auf dem Selbstgefühle des Dichters. Das Selbstgefühl aber verleiht dem Dichter sein Publicum, der Grad von Beifall, den er findet, das Mass persönlicher Ehre, das ihm seine poetische Thätigkeit einträgt. Das Publicum Lambrechts, wenn er n i c h t in Baiern lebte und wirkte, hätte dieses Selbstgefühl keinem anderen Dichter verliehen. Am Rhein stünde er vereinzelt. Wo

wirklich ein kunstsinniges Publicum ist, da wird es Mittelpunct für manigfaltige Thätigkeit. Nur Baiern ist ein solches Centrum für die poetische Richtung, welcher Lambrecht angehört. Vergl. über den Werth des Publicums die Bemerkungen von Herman Grimm Theodorich zu Aachen S. 86.

Pfaff Konrad benutzt bekanntlich das Lob Salomonis. Man kann nicht dasselbe von Lambrecht behaupten. Aber Salomo als Typus von Herrscherwürde ist ihm geläufig, ihn und die *regina austri* setzt er seiner wälschen Vorlage hinzu (184, 26 — 185, 6). Ich notire die Verwandtschaft des Gesichtskreises ohne irgend Gewicht darauf zu legen.

Bedeutungsvoller ist, dass beide die deutsche Heldensage vergleichsweise herbeiziehen und beide die Sage von Hilde. Eben diejenige, welche Müllenhoff Zs. 12, 313 ff. in Oberbaiern in der Gegend von Tegernsee nachweisen konnte, wohin sie in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts gelangt war. G. L. Klee Zur Hildensage (Leipzig 1873) S. 57 hat Uebereinstimmungen zwischen der Kudrun und dem König Rother namhaft gemacht, der auch in Baiern und auch von einem fränkischen Spielmann gedichtet ist. Ein fränkischer Spielmann muss die Hilde - Kudrun nach Baiern gebracht haben. Vielleicht war sein Gedicht aufgeschrieben, wie der König Rother, und dadurch hoffähig geworden bei den gelehrten Pfaffen. Die Beziehungen der Kudrun zu anderen Gedichten stellt Martin Einleitung S. 48. 49 zusammen. Der Biterolf kennt nur die verwandte Sage von Herbort und Hildeburg, und wenn die Goldrun der Klage, Tochter König Liudegers von Frankreich, wirklich die Kudrun ist (Müllenhoff Zs. 12, 316), so zeigt das erst recht die Verdunkelung der Sage in jenen südöstlichen Gegenden. Wenn die Kudrun und Rabenschlacht bairisch sind (die Rabenschlacht natürlich nur der schönen Grundlage nach, nicht in Heinrichs des Voglers ungeniessbarer Aufschwellung), so vollzieht sich die ganze Geschichte der betreffenden Strophenform (Deutsche Studien 1, 284. 285) in Baiern: die zwei Liedchen der Carmina Burana, Anonymus-Spervogel, Spervogel, Rabenschlacht, das Gedicht von dem Bauer der des Edelmanns faule Tochter und träges Pferd meisterte, Kudrun, Wolfram, dazu die in

Baiern dichtenden Albrecht von Scharfenberg und Hadamar von Laber. Die Interpolation der Kudrun im Nibelungenmetrum wäre eine österreichische Mode, die der Alphart nach Baiern einführte. Auf die Verwandtschaft von Kudrun und Rabenschlacht macht Martin aufmerksam, Heldenbuch 2, 54 (Einleitung), und ebendort darauf, dass die Partie der Rabenschlacht, die am meisten Sagengehalt hat (959), mit Wolframs Willehalm (59, 1) zusammentrifft. Die erste Anspielung auf die Sage ist ‚Horand vor Königin Hilde‘ (vergleichsweise von Wolfram gesagt) in dem baierischen Theile des Wartburgkrieges. Und erst durch den starken Boppe von Basel wird in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts Horands süsser Gesang in weiteren Kreisen bekannt (W. Grimm Heldensage S. 331; Haupt Zs. 12, 423). Von dem tirolischen Ortsnamen *Cautrawn* (Zingerle Germ. 10, 476; übrigens auch erst aus dem J. 1285) dürfen wir wohl absehen . . . Dies alles aber meinerseits nur eine bescheidene Anfrage, ein Vorschlag zur Güte. Jedenfalls lohnt es, einmal genauere und umfassendere Beobachtungen über die landschaftliche Gebundenheit von Sagen und Strophenformen anzustellen.

Auch der Herzog Ernst ist ein lange auf Baiern eingeschränkter und nur dort behandelter Stoff. Durch die orientalische Wunderpracht, die sich in ihm aufthut, stellt er sich zunächst neben die Alexandreis.

Ein anderes Beispiel langdauernder localer Beschränkung und stärkster localer Nachwirkung gewährt die Thiersage. Das Werk des Glichezare tritt eigentlich wie zufällig aus der Reihe und hat weiter keine besonderen Folgen.

XIV. Bl. 115c—122c Leben Jesu.

Diemer Deutsche Gedichte 229, 1—276, 4. Die jüngere Görlitzer Handschrift, die aber aus Oesterreich stammt, Hoffmanns Fundgruben Bd. 1, S. 130, 1 — 190, 28.

Was man als ‚Leben Jesu‘ zu bezeichnen pflegt, zerfällt in drei Gedichte.

(I.) Das erste Gedicht steht nur in der Görlitzer Handschrift 130, 1—140, 10 und behandelt *wie diu zît ane viench daz diu alte ê zergiench.* Johannes der Täufer steht daher

im Mittelpunct. Aber auch die Geburt Christi war nicht zu umgehen: Gabriel heisst *der wîgant* 132, 14 und die königliche ja kaiserliche Abkunft der Maria wird stark hervorgehoben. Und der Gottessohn regt Johannes zur Predigt an 135, 9 ff. Er sagt ihm ferner, er möge Acht geben, auf wen bei der Taufe die Taube herab komme: das sei der grösste der da tauft im heiligen Geist. Die Taufe Christi selbst aber wird nicht beschrieben, dagegen auf seine beginnende Lehre und Wunder nach der Bibel hingewiesen 137, 16 ff.

Die Behandlung ist in der Exposition nicht sonderlich geschickt. Der Dichter will doch nur im allgemeinen sein Publicum mit Zacharias und Elisabeth bekannt machen, lässt aber bei jenem gleich Erzählung mit einfliessen und setzt diese nach einer Unterbrechung über Elisabeth und nach einem Hinweis auf Johannes ruhig dort fort, wo er sie verlassen. Nachher aber kommt er recht in Fluss, erzählt rasch und kurz, die Zeilen von der Erziehung des Unglücksmädchens 136, 29—36 und die Festbeschreibung mit Tanz 138, 21—40 sind auszuzeichnen. Wiederholungen, die etwas formelhaftes in die Sache bringen, scheut der Verfasser gar nicht. Z. B. das Reimpaar *Man liset* (oder *Wir lesen) von Jôhanne dem heiligem manne* kehrt dreimal gleich hinter einander wieder: 134, 45. 135, 9. 21. Wiederholung eines Auftrages in bekannter Weise mit geringen Variationen 139, 7—12 = 139, 15—22.

Im Ganzen wird man das Gedicht wohl am richtigsten neben die drei Jünglinge im Feuerofen (Denkmäler XXXVI) stellen. Auch lateinische Phrasen sind hier eingemischt, mit wirkungsvoller Häufung in der Botschaft Gabriels; thöricht 138, 23 *der wuotrich tyrannus.* Aber Ezzos Lied hat keinen Einfluss geübt, Ezzos Strophe 6 ist nicht benutzt, nicht einmal der Vergleich mit dem Morgensterne wird angestellt.

Das Gedicht seinerseits hat natürlich auf den Fortsetzer gewirkt, wie sich gleich zeigen wird, und ausserdem meine ich seine Spur in Heinrichs Litanei zu finden. Es heisst 131, 6 vom Johannes

> Er was ein herhorn des himeles
> und ein vanen (*l.* vaner) des êwigen chuniges.



Heinrich aber sagt in dem Abschnitte der Litanei, in dem er den Johannes anredet, Fundgr. 2, 226, 30:

ich aller laster herhorn
ich hân dich gotis väner irchorn. —

Die Stelle über die zwei Könige 136, 21—24 enthält wohl keine zu einer näheren Zeitbestimmung verwendbare Anspielung auf die Gegenwart. — Rührende Reime *sint:sint* 137, 45. *ist:ist* 134, 11. *wart:wart* 140, 1. *dir:dir* 131, 21. Ausserdem *tugenthaft:unberhaft* 130, 29. *Jerusalêmære:mære* 135, 29. *sîn* (Verbum):*sîn* (Pronomen) 131, 29.

(II.) Dem zweiten Gedichte gehört Diem. 229, 1—238, 27 an. Der Schluss stand auf einem jetzt herausgerissenen und verlorenen Blatte. Fundgr. geben 140, 11—152, 6 das Ganze mit deutlichem Schluss: *dâ mite sî diu rede verendet.* Es behandelt Christi Geburt und sein Leben bis zur Taufe und Versuchung. Es zerfällt in zwei Hälften, die zweite beginnt Diem. 235, 19; Fundgr. 146, 15 mit einer Recapitulation des Schlusses der ersten. Wir haben ähnliches in der Wiener und in der Vorauer Genesis gefunden.

Gleich bei der Verkündigung vermeidet der Verfasser offenbar das zu wiederholen, was im ersten Gedicht ausführlich steht, Rede und Gegenrede des Engels und der Jungfrau fallen weg. Dass auch der Besuch bei Elisabeth dort erzählt ist, darauf nimmt er 231, 5 mit den Worten *daz ist uns ouch ê gesaget* ausdrücklich Bezug. Aber die kurze Erwähnung an jener Stelle hindert hier nicht eingehende Mittheilung. Johannes selbst tritt erst nach Simeon und Anna auf, die vier Verse, in welche seine Lehre in der Wüste gefasst ist, Fundgr. 148, 15—18 (Diem. 237, 20) sind wörtlich entlehnt aus dem ersten Gedicht 135, 25—28. Auch der Reim *Jôhanne:dem heiligen manne* kehrt wieder 150, 5 und die Bezeichnung *herhorn* 150, 29.

Aber auch Ezzo und Melker Marienlied waren dem Verfasser bekannt. Diem. 231, 2 ff. *do gehîte der himel zuo der erde; 232, 2 do entwêch der esel unde daz rint, si êrten ie sâ daz frône chint.* Vergl. Melker Marienlied 7, 1—4 *Do gehît ime sô werde der himel zuo der erde, dâ der esil unt daz rint irchanten daz vrône chint.* Maria wird schwanger

âne man: dâ ne was hîrât noch manlîch rât Diem. 230, 10. 11, wie sie bei Ezzo 8, 9 Mutter wird *âne mannes rât.* Im folgenden Diem. 233, 7 *dô sanch daz her himelisk ‚Gloria in excelsis'* wörtlich aus Ezzo 9, 5. 6. Johannes ist der Stern der vor der Sonne aufgeht Diem. 237, 17 wie bei Ezzo 6, 3. 7, 7. Christus wäscht durch die Taufe, der er sich unterzieht, unsere Sünden ab Fundgr. 150, 23 wie bei Ezzo 11, 11. Lateinische Phrasen sind eingemischt wie bei Ezzo. Und der Geist des Ganzen ist verwandt.

Die Göttlichkeit Christi und die Geschichte ihrer ersten Erscheinung, die Anerkennung, die sie findet, die Zeugnisse, die für sie abgelegt werden: so ungefähr könnte man das Thema umgrenzen. In der ersten Hälfte zeichnet sich die Partie von den heiligen drei Königen aus. Ihre Gaben werden in bekannter Deutung auf die verschiedenen Seiten von Christi Wesen bezogen: und damit schliesst die erste Hälfte. Die zweite Hälfte beginnt mit einer Einleitung 235, 19 — 236, 10, worin die Rückkehr der drei Könige mit unserer eigenen Heimfahrt ins Paradies, worin der drohende Herodes mit dem Teufel verglichen wird. Dieser Widersacher tritt am Schluss der zweiten Hälfte hervor, wie Herodes am Schluss der ersten, die drei Versuchungen werden ziemlich breit ausgeführt, und ohne dass es gesagt wird, erscheint Christi Verhalten als ein Vorbild für menschlichen Widerstand gegen den Teufel.

Diese innere Lehrhaftigkeit macht die Verwandtschaft mit Ezzo aus. Der Dichter steht seinem Stoffe nicht mit epischem Behagen gegenüber. Wie kurz wird z. B. der Kindermord abgefertigt, den doch z. B. Otfried ausführlich und schön mit grossem inneren Antheil schildert. Wie farblos die ganze Kindheit. Die apokryphen Quellen standen ihm so gut wie späteren zu Gebote: aber nur weniges Thatsächliche wird daraus entnommen, entfernt nicht die Fülle der Poesie.

Was aus solchen oder anderen Quellen eigenthümlich auftritt, darüber hier nichts näheres. Die Bemerkung über die Wunder in Rom Diem. 233, 16. 25 halte ich von zweifelhafter Echtheit. Sie unterbricht und ist herzlich schlecht.

Aus Honor. Elucid. 1, 19 (Opera p. 1124 Migne) sieht man, was er sagen will. Der Ring um die Sonne: *quia sol iustitiae auro suae divinitatis ecclesiam illustrare et purpura suae passionis coronare venit .... daz bezeichenôt daz daz er ein wârez lieht was,* sagt die deutsche Stelle: wie dumm! als ob es dazu des Ringes um die Sonne bedurft hätte! Der aufsprudelnde Oelquell — *significat misericordiam .... quia fons misericordiae de Virgine emanavit.* Der Deutsche fährt fort: *und diu obereste gnâde ân angenge unde ân ende zewâre.* Dass hier zwei Deutungen vorliegen, dass sich die eine auf das erste, die andere auf das zweite Wunder bezieht, ersieht man gar nicht.

Der Verfasser des zweiten Gedichtes redet sein Publicum in der Einleitung der zweiten Hälfte Diem. 236, 6 *lieben mîne herren* an. Er hat Laien von Adel oder hohe Kirchenfürsten im Auge.

Die Berufungsformel *wir lesen* oder *man liset,* im ersten Gedicht so häufig, wird hier nicht angewendet. Von rührenden Reimen hebe ich hervor *geborn wart: gesehen wart* Diem. 233, 25. *mir: mir* Fundgr. 149, 23. *dâ: dâ* Diem. 231, 21 und zweimal *-lîch.* Niemals wird der Verfasser undeutlich in seiner Erzählung, wie sein Nachfolger, der Autor des dritten Gedichts. Niemals gebraucht er die Formel *alse ich vernomen habe* wie eben dieser. Und der Nachfolger bietet uns vierzehn Fälle des rührenden Reims mit Pronomen oder Hilfsverbum, aber kein *dâ,* kein *wart, -lîch* nur einmal, dagegen zweimal *-lîchen.* Doch lasse ich hier fernerer Untersuchung zu Bestätigung oder Widerlegung grossen Raum.

(III.) Das dritte Gedicht mit deutlich neuem Beginn (vergl. z. B. Germ. 4, 463) ist doch Fortsetzung und weist mit den Worten *nâch der toufe* Fundgr. 152, 10 auf das vorhergehende. Das Thema ist nach der eigenen Angabe des Dichters die Stiftung der neuen Kirche *(ein ander christenhait)* durch Christus. Wenn man einen besonderen Titel will, so kann er nur ‚die Kirche‘ sein. Ganz folgerecht bildet Petrus zu Rom den Schluss, der freilich seltsam abbricht.

Die Auswahl der Begebenheiten geschieht unter diesem Gesichtspuncte. Der Opfertod Christi als der eigentliche Stif-

tungsact steht im Centrum. Alles andere wird nur kurz abgethan, Erzählung möglichst gespart, die eigentliche Lehre, die Parabeln und Gleichnissreden gar nicht mit hereingenommen. Ebensowenig die Wunder, die nur obenhin erwähnt. Wie kurz ist die Erweckung des Lazarus abgethan, die unumgänglich war.

Dagegen sehen wir, wie die Gemeinde sich allmälich sammelt. Die zwölf Apostel bilden den Kern, sie treten bei der Hochzeit zu Kana auf und Maria gesellt sich ihnen als Gläubige bei. Die Verklärung auf dem Berge vor den drei Erwählten, unter denen Petrus der erste. Dann die Prophezeiung des Leidens und Sterbens, welche, so an den Anfang gestellt, dem Ganzen Einheit gibt. Der Blinde vor Jericho. Die Samariterin und die Bekehrung der Stadt Samaria. Das heidnische Weib bei Tyrus und Sidon. Die Einsetzung Petri: *Pêtrus, der was ein praelatus* 242, 16. Dann die Sünderin, welche Gottes Füsse wäscht, ausführlich.

Hierauf der eine kurze Abschnitt über Christi Wirken und Wunderthun; die Kinder als Erben der himmlischen Gnaden; Maria und Martha in Bethanien; und, wieder recht ausführlich, die Geschichte von dem Blindgeborenen, Joh. 9, die Schlussscene, wie sich Jesus zu erkennen gibt, etwas abweichend, aber sehr hübsch, die poetische menschliche Wirkung vortrefflich herausgearbeitet. Auf die Frage Christi, ob er seinen Retter sehen und sein Jünger werden möchte, bricht er vor Freude in Thränen aus. Er ist der Typus des standhaften Gläubigen.

Die Erweckung des Lazarus nimmt nur vier Zeilen ein und steht da lediglich zur Motivirung des Anschlages der Juden wider den Heiland, woran Pilatus theilnimmt. Judas; Maria ölsalbend; Einzug in Jerusalem; Reinigung des Tempels; die ‚hamletartige' Scene (Bezeichnung Gottfried Kellers) mit der Ehebrecherin, der ihre Sünden vergeben werden. Hierauf Fusswaschung und Abendmahl nach Johannes c. 13 ff. Die Stiftung des Abendmahles aus Matthäus eingeschaltet wie in der Evangelienharmonie des Tatian, aber nicht an derselben Stelle.

Es folgt die Passion. Persönlicher Antheil des Dichters

tritt immer schöner und wärmer hervor. Die Seelenqual Jesu auf dem Oelberge wird 255, 19 eingehend geschildert, die Scene am Feuer im Hofe des Bischofs eigenthümlich ausgeführt 257, 8 ff. Zur Einleitung der Marter fällt die Bemerkung 258, 14—23: ‚Die guten Menschen vor Christus nützten uns nichts. Er war mit Geduld umgürtet. Alle Sünden, die seit der ersten Zeit begangen, wurden auf ihn versammelt'. Und wiederholt wird nachher bei der Kreuzigung hervorgehoben, dass dies alles um unserer Sünden willen geschah 260, 26. 261, 7. 9. 262, 21:

durch unsich leid er die nôt:
nu sehet wi ir im sîn lônôt.

Anspielung auf die Sage vom heiligen Kreuze: das Holz liegt in einem Weiher 260, 24. Wie der Baum des Paradieses mit dem Holz des Kreuzes (260, 26), so wird das Blut Abels mit dem Blute Christi in Parallele gesetzt 261, 23: jenes hörte nicht auf, um Rache zu schreien, bis der neue Adam seines Vaters Huld für uns gewann, indem er sein Blut niederfliessen liess, das um Gnade rief.

In dieser Schilderung der Kreuzigung hebt sich der Dichter am höchsten. Er ist eine innerlich glühende und begeisterte Natur gewesen, aber ohne Talent für die Erzählung. Der Aufschwung seiner Gesinnung bricht nur hier voll heraus in rührender Naivetät. Der Gipfel seines Fühlens und Könnens sind die vier Apostrophen an Maria Magdalena, an die Jungfrau Maria, an Joseph von Arimathäa und an Nicodemus 262, 22 — 263, 12:

Ôwî Marîâ Magdalênâ,
wie gestuonte dû ie dâ,
dâ dû dînen hêrren guoten
sâhe hangen unde bluoten
und du sâhe an sînem lîbe
die gestochen sîten.
wie mohtest dû vertragen
die laitlîchen chlage
sîner trûtmuoter
sancte Marîen der guoten.
Wie manegen zaher si gâben
ze dem selben mâle,

dîniu chûsken ougen,
mîn vil liebiu frouwe,
dô dû sus sâhe handelôn
dînen unschuldigen sun,
dô man marterôte alsô sêre
daz fleisk daz er von dir genomen hête.
Ôwî Jôsêp der guote,
dô dû mînen herren (*l.* in?) ab dem crûce huobe,
hête ich dô gelebet,
ich hete dir vaste zuo gechlebet
ze der pîvilde hêre
mînes vil lieben hêrren.
Ôwî Nichodêmus
wane moht ich dir *alsus* (?)
etewaz liebes erbieten
ze lône und ze mieten,
daz dû in abe huobe
unde in sô scône begruobe.

Das Begräbniss hierauf ganz kurz mit einer eigenthümlichen Reflexion über die Heiligung der Erde zum Besten der Begrabenen 263, 15 ff. Zum Theil hat er sich über die Erzählung schon durch die beiden letzten Apostrophen hinweggeholfen.

Es folgt die Höllenfahrt nach dem Evang. Nicodemi; eine Apostrophe Christi, wobei die Abälardsche Trinitätsformel angebracht 264, 24 — 265, 1; die Auferstehung und die Verbreitung der Kunde davon. Sehr sympathisch wird Maria Magdalena behandelt, besonders 266, 21 nach Joh. 20, 1 ff. mit selbständiger Anordnung der Begebenheiten, mit wirksamer Steigerung und manchem lebendigen Zug. Die Verse 265, 19 — 266, 22 muss ich für interpolirt halten.

265, 12 An der juden sampztage
die frouwen sâzzen pî dem grabe.
Mariâ Magdalênâ
diu bette unze nône.
duo daz ôsterzît fure wart,
duo gie si an den marchât.
si choufte bigmenten,
si wolte ir hêrren salben:
mit heizen trähen tet si daz,
vil chûme gelebete si die naht.

266, 22 daz ne lie si durch freise
noch durch die nahtegese,
si chôme ein luzel vor tage
hine widere zuo dem grabe.
mit michelen ruochen
begunde si in suochen.
vil sêre clagete si daz
daz si ne wesse wâ er was.
Dô stuont si alters eine,
si begunde harte weinen,
daz houbet neichte si in daz grap
dâ ir herre inne lach.
die trahene dar in runnen,
von ir herze spranch der brunne . . .

Es zeigt sich hierin, in der folgenden Erscheinung Christi, in dem Wettlauf des Petrus und Johannes zum Grabe eine lebhafte Anschauung der Situation, die der Dichter auch sonst im kleinen bewährt, z. B. wenn bei ihm 240, 17 die Samariterin, nach der Stadt laufend, das Geschirr zurücklässt.

Dann bei der Erscheinung vor den Jüngern erspart er sich wieder Erzählung und gebraucht lieber die rhetorische Frage, um Facta einfliessen zu lassen 268, 17. Ebenso bei der Himmelfahrt 272, 4. Die Ankunft im Himmel wird nach Jesajas 63, 1—6 geschildert. Die elf Apostel sehen ihm nach bis in die obersten Chöre. Dann ziehen sie sich in ein verschlossenes Haus zurück:

273, 2 duo sâzen die guoten
sie huoben ir gemuote
mit âmer unt mit sêre
nâch unserme hêrren.
alle ir sinne
wârn gechêrt in sîne minne.
swîgente si sâzen,
vil tiefe si dâhten
waz ir hêrre der guote
mit in geredet hête.

Vergl. Genesis (Joseph) Z. 5398 ff. 5420 f. — Es erfolgt die Ausgiessung des heiligen Geistes, die Predigt und die Bekehrung der drei Tausend, die Erwählung des Matthias. Petrus ertheilt ihnen den Auftrag, das Leben unseres Herrn zu beschreiben, vier werden dazu erwählt, diese Evan-

gelisten vom Dichter kurz charakterisirt mit ihren Thieren. Die Apostel trennen sich, um allenthalben unter den Heiden zu predigen und diejenigen aufzunehmen, *di an die riwe giengen.* Petrus wird Bischof in Antiochien:

vil wol er dâ lêrte
vil manege er bechêrte.
sît wart er dâr in Rôme
ein gewalteger patrône.

Hiermit schliesst das Gedicht. — Es gehört jedenfalls derselben Schule an wie das zweite. Lateinische Wörter und Sätze werden auch hier gerne angebracht. Ezzo wird auch hier benutzt, bei den Wundern Christi 245, 3 (Ezzo 13, 11) und bei der Parallele zwischen dem Kreuzesholze und dem Paradiesesbaum 260, 27 (Ezzo 15, 10) s. Müllenhoff Denkm. S. 377. Ausserdem der Kärntner Joseph, vergl. die eben angeführte Stelle und die 1, 57 erwähnte bei der Höllenfahrt. Auf die Abälardsche Trinitätsformel, die hier erscheint, aber nicht im zweiten Gedicht, z. B. nicht bei der Taufe Christi, wurde bereits hingewiesen.

XV. Bl. 122c—123a Frau Ava von den Gaben des heiligen Geistes.

Diem. 276, 4—279, 29. Fundgr. Bd. 1 S. 190, 29—193, 40.

Die Dichterin will betrachten, auf welche Weise der Geist, der uns verliehen wird, sich mit unserer Natur verbindet, so wie sie dem Leibe und der Seele nach beschaffen ist. Die sieben Gaben und die Tugenden, die aus ihnen fliessen, verbinden sich mit den sieben Theilen des Menschen, mit den vier Elementen, den Bestandtheilen des Leibes, und mit den drei Seelenkräften, Gedächtniss, Vernunft, Wille. Diese letzteren combiniren sich wieder mit den drei göttlichen Personen, Gewalt, Weisheit, Güte, nach Abälards Auffassung.

So beschreibt auch das Hohenburger Hohelied die Vereinigung der Seele mit Gott: *dâ wirt si allein mit gote: dâ ist diu heilige güete mit unsereme willen, dâ ist der hôheste wîstuom mit unserre virnunste, dâ ist der forhtlîke gewalt mit unserre gehukte* (Joseph Haupt S. 18, 26). — Auf die

verwandten Anschauungen im ersten Theile der Vorauer Genesis habe ich schon S. 43 aufmerksam gemacht. Ich weiss nicht, ob ich mich täusche, aber ich kann die Vermuthung nicht abwehren, dass Frau Ava hier aus der Vorauer Genesis schöpft. Gott verlieh dem Menschen seinen *âtem*, nach Ezzo, *daz wir im den behielten*. Die Vorauer Genesis schränkt dies auf das Gedächtniss ein: Gott blies dem Menschen seinen Geist ein, *daz er . . . sîne gehuht ime behielte* (vergl. oben S. 43). Und Frau Ava sagt, ohne das Einblasen des Geistes zu erwähnen: *sô hât uns diu hucht behalten ein teil von sînem gewalte* 278, 26. Benutzung des Ezzo ist überdies bei ihr sonst nicht nachweisbar*.

Trifft diese Meinung zu, so hängen daran schärfere Zeitbestimmungen. Ava starb 1127. Früher also muss sie gedichtet haben, und doch nicht erst in ihren letzten Lebensjahren, wie sich unten zu XVII ergeben wird. Andererseits kann sich die Abälardsche Trinitätsformel nicht gut vor 1110 nach Deutschland verbreitet haben, so dass wir für beide

* Ich lasse diese keineswegs erschöpfende Auseinandersetzung stehen, um weitere Untersuchung anzuregen. Ich bin über die Verwandtschaft zwischen dem Hohenburger Hohenlied, der Vorauer Genesis und Ava bis jetzt nicht ins reine gekommen. Es findet sich im Hohenlied nemlich noch die weitere Combination mit den obersten Chören der Engel, wie in der Vorauer Genesis, zum Theil wörtlich übereinstimmend und dabei doch richtiger S. 13, 14 ff. Gleich danach S. 13, 19 f. wieder die klarste Uebereinstimmung mit Frau Ava Diem. 279, 15 ff. Und in der ganzen Hereinziehung der Tugenden S. 12 13 wird man gleichfalls die Aehnlichkeit mit der letzteren nicht verkennen, nur sind noch Glaube, Hoffnung und Liebe in dem Hohenliede zu der besonderen Combination mit der Trinität und den drei Seelenkräften auserlesen; und die Hereinziehung des Sündenfalles erinnert wieder an die Vorauer Genesis 8, 6 ff. Vergl. dazu auch die Einleitung des Hohenliedes. Ich kann mir nicht denken, dass eines der drei verglichenen Denkmäler die Quelle für die beiden anderen wäre. Das Hohelied verarbeitet offenbar verschiedenartiges, wie denn drei Deutungen durcheinandergehen. Sollte ein viertes zu Grunde liegen, ein Tractat oder Gedicht, lateinisch oder deutsch? Es würde alle systematischen Elemente der drei Stücke in sich befasst haben und wahrscheinlich nicht die Brautwerbung, die im Hohenlied dazu kommt und wovon die beiden anderen nichts wissen. Dann wäre durch dieses vorauszusetzende Denkmal die Abälardsche Trinitätsformel in Deutschland bekannt geworden.

Werke auf ziemlich enge, durch ihr gegenseitiges Verhältniss noch mehr eingeengte Grenzen verwiesen werden. Um Zahlen zu nennen, könnten wir den ersten Theil der Vorauer Genesis um 1115. die sieben Gaben des heiligen Geistes von Frau Ava um 1120 ansetzen.

XVI. Bl. 123a—123c Ava vom Antichrist.

Diemer Deutsche Gedichte 280, 1 — 282, 26. Fundgr. 193, 41—196, 22. — Um die einreissende Untreue und die allgemeine Feindschaft jener letzten Zeiten zu schildern, beginnt sie mit Frau und Magd, lässt Mann und Weib folgen und schliesst erst mit dem Herren und seinem Mann 281, 9 ff. Für einen dichtenden Mann wäre diese Anordnung unmöglich. — Auf die Benutzung des Kärntner Joseph wurde schon 1, 57 hingewiesen.

XVII. Bl. 123c—125a Ava vom jüngsten Gericht.

Diemer Deutsche Gedichte 283, 1 — 292, 12. Fundgr. 196, 23 — 204, 46. — Am Schlusse zeigt sich deutliche Benutzung des Bamberger Gedichtes Himmel und Hölle (s. Denkm. S. 368). Diem. 291, 10 *dâ ist diu veste winescapht, diu miltest trûtscapht, diu chunechlîch êre, die haben wir iemer mêre, daz unsagelîche lôn habent die gotes erben.* Denkm. XXX, 99 *Dâ ist diu veste wineskaft*, 101 *diu miltiste drûtscaft, die 'kuninglîchen êra, daz unerrahlîche lôn, daz gotes ebenerbe.* Das ist die entscheidende Stelle, dazu andere Anklänge wie *diu gotes tougen* Diem. 291, 27 (Denkm. 73); *frôsanch* 290, 18 (Denkm. 60) u. dgl.

An das Gedicht schliesst sich die bekannte Notiz Diem. 292, 13—23: ‚Dieses Buch dichtete die Mutter zweier Söhne, die lieferten ihr den Stoff *(sageten ir disen sin).* Sie hatten sich untereinander sehr lieb. Der eine der Söhne schied aus der Welt, ich bitte alle Leser, dass sie seiner Seele Gnade wünschen. Und was den andern anlangt, der noch lebt, da er in der Noth (des Daseins) ringt, so wünscht ihm (künftige) Gnade und ihrer Mutter, das ist Ava.'

Die Notiz fehlt in der Görlitzer Handschrift. In deren Vorlage hat sie vermuthlich nicht gestanden. Doch weiss

ich nicht, ob ich meinem Gefühle trauen darf, dass sie zu schlecht für die Dichterin selbst sei. Ich möchte sie am liebsten dem noch lebenden Sohne zuschreiben. Zwischen der Abfassung des Buches und der Abfassung der Notiz scheint der Tod der andern zu liegen. Die Mutter aber lebt noch, das geht aus dem Präsens *ist* hervor und daraus, dass klärlich die beiden, Mutter und Sohn, dem Verstorbenen entgegengesetzt werden. Wenn sich nicht zufällig die Ereignisse drängten, so rückt dadurch die Entstehung des ‚Buches' etwas weiter ab von dem Tode der Mutter.

Die Söhne waren wohl Geistliche, da sie geistlichen Stoff lieferten. Dass sie selbst gedichtet, erhellt nirgends, und ihre Namen zu errathen, ist unmöglich. Was Diemer zuletzt noch (Beitr. 5, 117) beibrachte, reducirt sich eigentlich auf den Reim *zesewen : genesenen,* den Frau Ava beim jüngsten Gericht zuerst angewandt haben mag, da Hartmann, der Verfasser des Credo, schwerlich älter ist.

Die Annales Mellicenses (Mon. Scriptores 9, 502) geben zum Jahr 1127 die Nachricht: *Ava inclusa obiit.* Und eine Handschriftenclasse dieser Annalen fügt dazu das Datum *8. Idus Februarii,* was durch das Necrologium von Melk mit den Worten *7. Idus Febr. Ava inclusa obiit* bestätigt wird.

Dieses Sachverhältniss lässt Diemer S. XIV. XV nicht erkennen. Er bringt sogar noch andere Notizen aus Necrologien mit anderen Daten: aber nicht jede beliebige Ava können wir brauchen, nur die Klausnerin.

Die Lambacher und Kremsmünsterer Hs. der Ann. Mellic. haben die Nachricht weggelassen, wohl als zu local. In der Nähe von Melk haben wir die Klausnerin vielleicht zu suchen.

Die Melker Annalen sind nun keineswegs freigebig mit rein localen Notizen oder mit der Anführung von Sterbefällen. Nur ganz hervorragende Persönlichkeiten werden erwähnt. Das muss auch jene Ava gewesen sein, und wenn wir in derselben Gegend eine Ava finden, die sich als deutsche Dichterin auszeichnet, so wird die Identificirung dieser beiden Persönlichkeiten — zwar nicht für sicher, aber doch für sehr wahrscheinlich gelten müssen. Und man darf dann weiter fragen: ob die Frau schon Klausnerin war, als sie mit ihren

Kindern zusammenlebte, so dass gesagt werden konnte: *michel mandunge was under in?*

Wie gross war das Buch, das Frau Ava dichtete? Das jüngste Gericht ist ihr jedenfalls sicher. Dass das Leben Jesu nicht von ihr herrühren könne, hat schon Wilhelm Grimm (Gesch. des Reims S. 38) aus den rührenden Reimen geschlossen. ‚Dass sie auch den vorangehenden Antichrist verfasst habe — fährt er fort — kann man vermuthen (die Reime sind nicht dagegen). doch bei dem geringen Umfang des Antichrists zu keiner Ueberzeugung gelangen.‘ Dasselbe muss ich, was die Reime anlangt, für XV bemerken. Aber wenn schon fürs jüngste Gericht Wilhelm Grimm die Spuren weiblicher Gesinnung hervorhob, so konnte dasselbe oben für den Antichrist geschehen, und die Seligpreisung der Jungfräulichkeit 289, 4 ff., die nur als weibliche Keuschheit genommen wird, empfängt besonderes Gewicht in dem Munde einer Frau, welche ihrerseits Kinder hatte und sich später aus der Welt in absolute Einsamkeit zurückzog.

Entscheidend für die Identität der Verfasserin in allen drei Stücken ist der Styl, insbesondere die Anknüpfung der Sätze mit einem allzu häufig wiederkehrenden *sô*. — In dem ersten Gedicht ist etwa die Hälfte der Reime unrein, im Antichrist verhalten sich die unreinen zur Gesammtzahl ungefähr wie 6:10, im jüngsten Gericht wie 7:12.

Diese drei Gedichte zusammen sind das *buoch*, wovon die Schlussnotiz redet. Die Zusammengehörigkeit zeigt sich auch darin, dass das Ganze dem Leben Jesu angefügt wurde. Seine Wiederkunft beim letzten Gericht wollte man dabei haben, und der Antichrist als Gegenbild begreift sich, aber keineswegs die sieben Gaben des heiligen Geistes. Merkwürdig, dass in dem Exemplare, das die Vorauer Hs. benutzte, der erste Theil des Lebens Jesu fehlte.

XVIII. Bl. 125a—128b Vorauer Sündenklage.

Diemer Deutsche Gedichte 295, 1 — 316, 7. ‚Loblied auf die Jungfrau Maria.‘ — ‚Auf dem letzten aufgeklebten Blatte‘ in der Zwettler Handschrift Nr. LXXIII. fol. steht der Anfang bis zu dem Worte *harte* Diem. 295, 11 und ist

danach mitgetheilt von Hoffmann Fundgruben 1, 260: ein jüngerer Text.

Die Anrufung Marias, die aber nirgend ein Loblied ist, sondern nur ein Flehen um Fürbitte, beginnt 295, 7 und geht bis 302, 12. Alles übrige ist Anrufung Gottes und Christi. Der Verfasser blickt reuig auf sein Weltleben zurück 304, 14:

disiu werlt hât mir rezeiget daz
wî ir lôn ist getân.
daz ich ir sô vil gedienet hân,
daz muoze got erbarmen.

Die Sünden der Unkeuschheit nehmen breiten Raum ein 307, 10—20. An kriegerischen Vorstellungen erwärmt sich noch sein Herz: nur ist es jetzt ein Kampf mit dem Teufel, den er kämpfen will. Er wünscht ein *brustslôz* gegen dessen fürchterliche Geschosse, gegen seine scharfen Pfeile

diu brustwere darf aber niht sîn
weder horn noch bein
noch stâl noch stein:
dâ wurde ich under irslagen.

Sondern die christlichen Tugenden, das sind die richtigen *gewêffene* gegen den verfluchten Hund. Dieses Kampfgewand kann aber nur Gott verleihen (313, 18 ff.). —

Gleich Eingangs fällt *gestade* auf, und anlautend inlautend *d* für hochdeutsch *t* begegnet dann häufig *drehtîn gedrûwe drûtfrouwe gedruo'et druoc geduot (:guot* 308, 4) *geburde hiude breiden vrumedest vogedinne sande* (für *sancte) brêhdest* 297, 7 u. dgl., nie auslautend. Zweimal scheint sogar *t* für hochdeutsch *z* vorzukommen: 305, 16 *ein teil hân ich irite* (hochd. *ir ze) harte gehenget;* 312, 13 *wande sit* (für *si it*, hochd. *si iz) alle tâten.* Danach könnte man für den Reim *niht:gihiez* 308, 11. 311, 14 *niet:gehiet* vermuthen; auch *hête:lieze* 311, 13 erscheint dann fragwürdig; doch müsste man erst über den Grad der Ungenauigkeit des Reimes unterrichtet sein, den das Denkmal zulässt. Anderes kommt weniger in Betracht, verdient aber immer Aufmerksamkeit: *helve* 296, 16. 299, 15. 302, 26. 311, 3. *helven* 303, 2 f. *helvest* 296, 11. *hulve* 297, 14. *verworvener* 310, 25. *bulver* 304, 27 (überall ist *u* geschrieben, vergl. das an sich ganz unauffällige

auer 307, 17. 308, 8. 24. 309, 25. 313, 1. 21; *weruen* 304. 19. *wiruet* 309, 23. *irworuen* 296, 28); *vreislîc* 313, 18; *chnet* für *chneht* 303, 14. 310, 22; *hêre* für *hêrre* 311, 10. Abfall des *n* im Infinitiv 297, 23 *chome.* 304. 12 *werde;* im Partic. Perf. 302, 28 *gebunde;* in der III. Plur. Praet. 315. 3 *bestieze*: s. Denkm. S. 402. An Vocalen verzeichne ich *hiligen* 296, 10. *irscin* (aber im Reim auf *heim)* 296, 24. *demuot* 313. 28. *geheize* für *gehieze* 310, 16. *daz eruihte* für *daz er ruihte,* hochd. *ruohte,* vergl. z. B. Heinzel Niederfr. S. 293. 284. Gar nicht in Betracht kommen natürlich *ê* für den Umlaut von *â, î* für *ie, û* für *uo.* Die nähere Erforschung der Mundart überlasse ich anderen. es wird sich dann zeigen, ob man nicht schon dem Verfasser eine Mischung oder Ausgleichung verschiedener Dialekte zutrauen muss. Das vorstehende wird zu dem Beweise genügen. dass wir es nicht mit einem österreichischen Originalproduct zu thun haben, denn die Sprache zeigt niederdeutsche Elemente.

Lehrreich ist die Metrik. Doch muss man, vor eingehender kritischer Behandlung, von den beiden letzten Seiten ganz absehen, in denen mehrfach Verse zu fehlen scheinen. Der viermal gehobene Vers ist durchweg Regel, nur selten bedarf es einer kleinen kritischen Nachhilfe, die zweisilbigen Auftacte sind gar nicht übermässig häufig. doch zeigen sich wieder die Zeilen mit vier Hebungen klingend, ich weiss nicht sicher, ob auch 3:4 Heb. kl. Begonnen und geschlossen wird mit einer längeren lateinischen Zeile.

Auffallend kurz erscheinen die Verse 298, 10 *vroude irhôret* (l. *vrouwede* wie 298, 22?) 299, 24 *unde gêren* (ist *úndè geêren* möglich?) 300, 9 *diz vinster lant.* 303, 18 *buozen welle.* 306, 16 *leider vil fruo.* 310, 7 *ir sêle gnist* (l. *genist).* Jedermann sieht, dass zwar *vinstere* gelesen werden kann, wie 301, 11 f. geschrieben steht, dass aber die zwei analogen Fälle Anerkennung verlangen und in dem, was wir aus der Exodus (oben I. 73) gelernt haben, ihre Rechtfertigung finden. Dazu kommt, wenn 3:4 Heb. kl. hier nicht erlaubt sein sollte. 311, 23 f. *sô getânèr dinge.* Fälle, in denen einsilbige Wörter wie die Formen des Artikels eine Hebung ohne nachfolgende

Senkung tragen, führe ich natürlich nicht an: zur Widerlegung der neuesten metrischen Theorien wären sie ja dienlich.

Sehr merkwürdig stellen sich die überlangen Verse dar. Es sind, wenn ich von leichten Fällen absehe, die jeder im Lesen emendirt, folgende:

1) 298, 14 diu under mennisken unt under gote was
2) 299, 16 [des bite ich dich] durch willen der urstende
3) 300, 20 unde (*l.* unt) durch willen des wazeres
daz von sîner sîten flôz
4) 300, 23 unde hilf mir daz ich
von dem tiuvele werde enbunden
5) 302, 4 der daz herze dînes sunes
an dem crûce hête
6) 302, 7 und durch willen aller (*l.* all der werche
dâ er dich ie mite froute
7) 302, 11 er sprach nîne wolde tôt der sundâre
8) 309, 14 dem wurde sîn gehalten ze vile
9) 310, 21 daz du enphâhest dînen armen choufchnet
10) 311, 3 an (*l.* âne) dîne helve
ne mohte niemen niht getûn
11) 311, 5 Mariâ diu ne wære
nie sô manich jâr
12) 312, 16 f. die vil lange wâren hungerige gelegen
13) 313, 2 daz (*l.* des?) sol aver ich
ein kampf mit ime vehten
14) 313, 5 daz er mit mir
ne hête nechein geverte
15) 313, 13 mir wære lieber daz er zime (*l.* erz ime) hête.

Die Fälle 7, 9 und 15 sind Schlusszeilen der Abschnitte, so dass man bei 7 nicht etwa die Annahme braucht, *er sprach* stünde ausserhalb des Verses (vergl. 1, 72 f.).

Einem besonderen Gesetze unterliegen acht der angeführten Fälle. Sie sind einander paarweise eng benachbart; wenn ich die verlängerten Zeilen mit griechischen Buchstaben bezeichne, in folgender Weise:

3. 4) aαbbγg
5. 6) aαbβ
10. 11) aαbβ
13. 14) αabbγg.

So viel scheint mir sicher, dass man Gefahr laufen würde, eine Eigenthümlichkeit zu verwischen, wenn man emendiren wollte. Ganz abgesehen davon, dass glaubhafte Emendationen sich nicht so leicht finden dürften. Die eine verlängerte Zeile schützt die andere benachbarte. Ein Dichter, der sich solcher metrischer Form bedient, gestattet sich offenbar Verlängerung der Zeile, wenn sie symmetrisch eintritt. Die Möglichkeit dazu erwächst aus dem Princip: Absatz = Strophe, Strophe nach Analogie der Sequenz frei gestaltet. Ob die Verlängerung jedesmal Verdoppelung des Masses sei, lasse ich unentschieden. Ich habe die Fälle oben so dargestellt, um die Consequenzen klar zu machen, zweifelhaft ist insbesondere 14, vielleicht wäre *ne hête* zur ersten Hälfte zu ziehen und die Betonung *néchein* anzunehmen.

Es bleiben noch unsymmetrisch innerhalb der Abschnitte: 1. 2. 8. 12. Die mögliche Emendation von 2 habe ich durch Klammern angedeutet. Für die drei andern bietet sich verschiedenes dar, sie können für unseren Zweck einstweilen ruhig dahingestellt bleiben. —

Wenn nicht ganz durchgeführt, so ist doch spurweise in dem Gedichte vorhanden die Regel, den Gedanken mit dem ersten Verse eines Reimpaares schliessen zu lassen. — Was die Syntax anlangt, so bieten sich schöne Beispiele von Attractionen und von relativ gebrauchtem Personalpronomen dar.

XIX. Bl. 128b—129d Ezzos Gesang von den Wundern Christi.

Diemer Deutsche Gedichte 319, 1 — 330, 5 ‚Die vier Evangelien'. Müllenhoff Denkm. XXXI. Diemer Beiträge 6. Theil. Zeitschrift für die österr. Gymn. 1868 S. 735—743.

XX. Bl. 129d—133d Priester Arnolds Gedicht.

Diemer Deutsche Gedichte 333, 1 — 357, 17. Müllenhoff Denkm.[2] S. 457. 458. Müllenhoff nennt das Gedicht ‚von der Siebenzahl zum Lobe des heiligen Geistes'. Und so bemerkt der Verfasser von sich selbst: *von siben allermeiste sagete er von dem geiste.*

Es ist eines der schrecklichsten Gedichte unserer ganzen Litteratur. Eine sichere Beurtheilung wäre erst möglich, wenn der Text kritisch bearbeitet vorläge, denn er ist zum Theil sehr verderbt. Bis jetzt ist nur dem eingeschalteten Hymnus eine methodische Behandlung zu Theil geworden durch Müllenhoff Denkmäler XLV: und auch darüber steigen mir noch Zweifel auf, indem ich ihn wieder ansehe. Die erste Strophe scheint zum Zwecke der Einschaltung in den grösseren Zusammenhang etwas verändert zu sein. Ueberall sonst wird Gott angeredet, und die Hervorhebung des heiligen Geistes hat innerhalb des Gedichtes selbst keinen Sinn, dagegen vermisst man den Sohn, der in Str. 5 Z. 6 dem Vater gesellt wird. Also etwa (vergl. den Ambrosianischen Lobgesang *Te Deum laudamus)*:

Nû lobe wir dich, trehtîn,
jouh den . . . sun dîn.

Es ist ferner überall imperativische Wendung festgehalten, wo nicht *laudamus* ausgedrückt werden soll. Also 1, 6 *lobe* (vergl. 4, 4) wie auch nachher 1, 8 *scul wir*. Ebenso 6, 4—6 lies *loben, ruofen, choden,* wie gleich nachher die Himmlischen aufgefordert werden: die Aufforderung hätte keinen Sinn, wenn die Engel ohnedies Gott loben.

1, 9 wird wieder von Gott in der dritten Person geredet, unmöglich richtig. Und soll in der ersten Strophe allein der regelmässige lateinische Psalmschluss fehlen? Nach der sonst festgehaltenen Abwechselung muss diese Zeile lauten: *laudate dominum in excelsis*. In der vorletzten hat man dann *ist* oder *pist* als Reimwort zu erwarten: etwa wie 3, 9 *allez daz ûf der erde ist*. Oder vielleicht speciell die Menschen angeredet, wer kann das wissen.

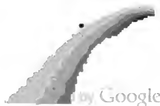
Der Anfang der zweiten Strophe scheint wieder bedenklich. Ueberall sonst ist festgehalten *Nû lobe* oder *Nû loben*. Diesen typischen Beginn verlangt man auch hier, und dass in der Hs. etwas entstellt wurde, geht aus dem Widerstreit zwischen dem überlieferten Präsens *gepuet* d. i. *gepiut* für *gepiutet* und dem Präteritum *machote* hervor. Dieses ‚machen' der Tageszeiten ist nicht vertrauenerweckend, und die Parallelstelle des Rolandsliedes, s. Müllenhoffs Anmerkung

(*minnet siben tagezît; daz rætet der kuninc Dâvîd* u. s. w.), entscheidet mit ihrem *rætet* für das Präsens. Ferner, wenn der Schluss der ersten Strophe richtig hergestellt wurde, so müsste sich der Befehl Davids auf die lateinische Phrase beziehen. Das wäre sachlich nicht unrichtig, aber es ginge die Uebereinstimmung mit der Stelle des Rolandsliedes verloren, und die Unterbrechung der Sätze über die Tageszeiten, welche durch den Schluss der ersten Strophe herbeigeführt war, würde nicht aufgehoben, wie man verlangen muss, sondern gerade fortgesetzt. Ich denke, die zweite Zeile lautete *daz gepiut uns Dâvîd* und das zugehörige Reimwort der ersten war *tagecît*. Es bleibt wohl nur: *Nû lobe wir al die tagecît*: ich meine, *loben* steht ohne Object wie in Z. 4, das Object bringt Z. 6 nach, das Rolandslied aber nahm die Zeitbestimmung als Object. Z. 6 wird nämlich für das überlieferte *diche* eher *dich* als *dicke* zu setzen sein: denn nicht ‚oft‘ ist der hier angemessene Gedanke, sondern ‚immer‘.

In den folgenden Strophen scheint zweimal die nach *Nû* nothwendige Wortstellung auch auf andere Sätze übertragen. Wir würden uns darin einer guten Ueberlieferung vielleicht fügen, aber hier sind wir wol nicht gehindert, in zwei Reimpaaren die Zeilen zu vertauschen und zu schreiben: 4, 7. 8 *alle die gescefte loben dich dîner chrefte;* 5, 3. 4 *omnia sidera celi loben dich, hêrro, dâ pî.*

Endlich ist 5, 8 die Anrede *gotes trût* an Gott selbst unmöglich. Man kann *uber lût* dafür setzen.

Die meisten dieser Bemerkungen sind freilich sehr wohlfeil. Aber ich unterdrücke sie nicht, denn wir haben es hier überall zunächst nur mit dem Priester Arnold zu thun, und ihm gegenüber sind die nächst liegenden Bemerkungen stets am meisten berechtigt. Ich glaube nicht, dass s e i n e Arbeit interpolirt ist; was wir haben, entspricht der vagen Angabe des Themas bei ihm selbst; er hat also vermuthlich diese verschiedenartigen Bestandtheile zusammengeflickt. Und die Untersuchung muss darauf gerichtet sein, die wohlerhaltenen Fragmente der Gedichte, welche er benutzte, aufzufinden und den Umfang seiner Interpolationen und Verbindungsstücke zu bestimmen. Aber wie er in einer dieser Interpolationen 335,



5—18 die Summa theologiae benutzt (s. zu Denkm. XXXIV, 1, 10. 27, 8), so sind auch die andern voll von Reminiscenzen zum Theil gewiss aus denselben Gedichten, von denen er sonst Bruchstücke mittheilt.

Ich habe die Untersuchung über die Zusammensetzung des Werkchens seit zwölf Jahren dreimal geführt, möchte aber mit meinen schliesslichen Resultaten noch nicht hervortreten, sondern einstweilen nur die Hauptergebnisse mittheilen.

Gleich der Anfang liefert zwei verschiedene Gedichteingänge. Der eine, ich will ihn A nennen, 333, 1—334, 1 (zu lesen ist Z. 7 *gelouben* mit Haupt, ebenso S. 15. 16 *gesagen* für *zesagen*, wie unten 334, 25 *gehîwen*; 334, 27 *gesceiden*) enthält eine Anrufung Gottes um Beistand bei dem Liede: der Dichter will *vure bringen, gesagen oder gesingen des von dir* (von Gott) *gescriben ist, sô manecfalt sô dû bist.* Der Dichter des zweiten (B) 334, 2—12 (daran schliessen sich sechs Zeilen arnoldischer Interpolation) will den heiligen Geist besingen und bittet ihn, sein Herz zu reinigen, damit das Unternehmen gelinge. Werden wir Spuren der Gedichte A und B noch sonst finden?

Die Angabe des Themas von A ist leider sehr unbestimmt. Aber Arnold hat e i n Gedicht hauptsächlich benutzt, worin, wie in Denkm. XLIV, verschiedene Siebenzahlen an einander gereiht waren, und ich glaube, dieses Gedicht kann nur A gewesen sein. Der einheitliche Charakter und Styl desselben lässt sich noch ganz wohl erkennen. An jene Einleitung könnte sich etwa gleich angeschlossen haben (345, 9—12):

Du (l. Tu es) septiformis,
sebenpilde dû pist,
hêrro in dîner gotheit,
dîn gewalt ist michel unte breit.

Und als Titel könnte man etwa *Deus septiformis* wählen. Das Gedicht holte sich seine Siebenzahlen nicht blos aus der Bibel, sondern auch aus Natur und Geschichte, woran sich freilich, wenn es irgend ging, allegorische geistliche Deutung heftete. Der Versbau beruhte auf den vier Hebungen, und der Dichter hat an hervorragenden Stellen Gefühl dafür, aber

wo es ihm passt, geht er darüber hinaus, und die Schlusszeilen der Abschnitte sind meist sehr lang. Ueberall waren lateinische Wörter und Phrasen eingemischt, welche dann eigenthümlicherweise öfters noch einmal deutsch wiederholt werden. Flickwörter im Reim wie *aver sâ* und *dâ pî* werden nicht selten gebraucht. Der oben besprochene Hymnus hat vermuthlich den Schluss des Ganzen ausgemacht. Das Gedicht ist etwa in die zwanziger Jahre des zwölften Jahrhunderts zu setzen. Denn es war jünger als das Leben Jesu, dessen letzter Theil Diem. 273, 14 f. im Eingang benutzt ist, und es war älter als das Rolandslied und die Kaiserchronik: ersteres schöpft aus dem Hymnus (auch die Wendung *si ne vorhten viur noch daz suert* Diem. 336, 22 kehrt Rol. 7, 28 wieder), letztere aus der Partie von den Wundern bei der Geburt Christi, wie Müllenhoff a. a. O. nachwies. Die Phrase *wære mir daz haupt êrîn, stâlîn diu zunge* 333, 13. 14 stammt aus dem Tobiassegen Denkm. XLVII, 4, 47 oder Münchener Ausfahrtssegen ibid. 3, 23 und ist in der Anwendung auf die Zunge, die sie hier erhalten hat, auf Wernhers Marienlieder übergegangen, wie schon Diemer zu der Stelle nachwies. Roland, Kaiserchronik, Wernher: danach dürfen wir die Heimat unseres Gedichtes wohl in Baiern suchen.

Besprochen war darin, so viel wir sehen, die Taufe, bei welcher der Mensch sieben Bräute bekommen soll, ferner die sieben Gaben des heiligen Geistes, die sieben Bitten des Paternosters, die sieben Siegel als Erlösungsacte (340, 19 — 341, 2), die Siebenzahl in der Astronomie und im Wachsthum des Menschen, die sieben Lebensalter (wovon wohl nur die Schilderung der sieben Kindheitsjahre 347, 26 — 348, 7 unverletzt erhalten), die sieben freien Künste (347, 10—26), die sieben Arten der Sündenvergebung, die sieben Zeichen bei der Geburt Christi. Ausserdem vielleicht noch, was aber nur in Arnolds Interpolationen vorkommt, die sieben Kirchen des Johannes und die Erschaffung des Menschen aus sieben Theilen (345, 23 ff.), *septem generationes* und *septem aetates mundi* (352, 3 ff.). Das wären wohl alle Siebenzahlen des Arnoldischen Werkes, mit Ausnahme der *herzeleit sibene*

(352, 10—24), welche aus dem angegebenen Charakter des Gedichtes A herauszufallen scheinen.

Das zweite Gedicht, B, ist wie gesagt durch den Eingang 334, 2—12 eingeleitet und handelte vom heiligen Geist. Ich wüsste nur noch ein Stück dazuzurechnen: 338, 18 — 339, 10. Gott bläst den heiligen Geist in die Jünger, ertheilt ihnen die Macht, Sünden zu vergeben; und der heilige Geist kommt über sie im Feuer. Wie 334, 4 so findet sich hier 339, 9 *eine* als Reimflickwort. Z. 338, 27 kann es nicht *pruoderlichen,* sondern nur etwa *lûterlîchen* heissen. Die folgenden Verse bis an den Schluss des Absatzes, also 338, 28—339, 3, sind arnoldisches Fabricat, die brüderliche Liebe 338, 29 bringt er auch 337, 21 in einem Zusatze an. Das Gedicht hatte regelmässigen Versbau, nur oftmals 4 Hebungen klingend. Die Orthographie der Hs. zerstört den Reim 338, 25 *siu* (*eos*): *verlie.*

C. Einem dritten Gedichte möchte ich die Fragmente moralischen Inhalts zuweisen, man könnte sie als Bruchstücke einer poetischen Predigt bezeichnen. Guter Versbau, die Abschnitte schlossen mit einer verlängerten Zeile und lateinischen Worten. Dazu 338, 11—18: Gott gab uns das Gebot, dass wir *minnen unseren nâhisten* (das vorangehende ganz unsicher und auch die Liebe Gottes vielleicht nur durch Arnold hereingebracht). Wenn wir den einen lieben und den andern hassen, so sind beide Liebesverpflichtungen todt (auch die erste wird uns nicht als Verdienst angerechnet)

sô stêt iz an der gotes ê
wir ne pirn perfecti in caritate.

Ferner 348, 16 — 19. 348, 28 — 349, 4. Wer seinen Mitmenschen tödtet, hat sich selbst erschlagen. Wenn der Mensch ficht und seine Waffe erhebt, so wendet der Todtschläger oder Mörder die eine Schneide seines Schwertes über sein eigenes Haupt, damit wird seine Seele getroffen. Der Schluss des Absatzes fehlt. In diesen Zusammenhang mag auch gehören was 338, 2—8 über die Behütung des Menschen durch die Engel gesagt wird. Die sehr unmotivirten Meineide und die brüderliche Liebe in Arnolds Interpolation 337, 18—22 mögen aus demselben Gedichte stammen.

Sicherer darf dazu gerechnet werden 353, 25—354, 7: der Mensch soll sich einen unverlierbaren Schatz im Himmel sammeln. Das wird ausgeführt und dabei in Predigtweise das Publicum angeredet (vergl. Hartmanns Credo 2600 ff.):

denchet an den chumftegen tôt
der iu alle tage nâhôt
mit micheleme zorne:
sô pegegenet iu dâ vorne
got mit sînme lône
in aeterna mansione.

D. Allein hinstellen, als Fragment eines vierten Gedichtes, muss ich vorläufig das Stück Apocalypse 339, 25 — 340, 5. Es hat guten, glatten Versbau (Z. 340, 4 ist *iz* zu streichen) und eine lateinische Schlusszeile, aber das Lateinische ist nicht, wie es in C der Fall scheint, auf diese Schlusszeile beschränkt. Und überdies was sollen diese Verse in dem Zusammenhange von C? Aber auch zu A kann man sie nicht rechnen, schon der Metrik halber, aber auch wegen des sicherlich zu A gehörigen Stückes 340, 19—341, 2. Hier will Gott die Siegel erst eröffnen, dort hat er sie durch sein Erlösungswerk bereits eröffnet. Auch in dem Arnoldischen Mittelstück 340, 5—19 werden Elemente aus A sich befinden, die mit D parallel laufen, so dass für beide Auffassungen jedenfalls kein Platz ist.

E. Arnolds Schlussrede enthält eine seltsame Polemik gegen die dummen Laien, welche die Passionszeit anfechten und behaupten, dass der Mittwoch in der Osterwoche *crump si*. Was heisst das? Pflügt Arnold auch hier noch mit fremdem Kalbe? Schöpft er aus einem Gedichte, worin den Laien das Verständniss eröffnet wurde für die Bedeutung der einzelnen Tage in der Osterzeit? Vergl. Honor. Augustod. p. 662. 769. Auch Honorius erläutert das *Venite benedicti* in solchem grösseren Zusammenhange (vergl. Diem. 288, 27. 28). Da kämen wir also auf ein Gedicht liturgischen Inhalts. Und in der That finden sich auch anderwärts noch in Arnolds Werkchen Stellen die man für zugehörig halten darf. So der Abschnitt über Chrisma und Oel 345, 12—23: vergl. Honor. p. 663. 664. Auch was Arnold in mehreren Interpolationen

(348, 7—16. 19—29. 349, 4—6) über das Fasten beibringt, stammt ohne Zweifel ebendaher. Auf die Verwandtschaft mit der ‚Wahrheit' und mit der ‚Hochzeit' wurde schon oben S. 53 hingewiesen. Schade dass gerade von diesem Gedichte nicht mehreres wohl erhalten ist. Vielleicht würden wir dann erkennen, dass das ‚von der Gefangenschaft der Juden' überschriebene Fragment bei Mone Anz. 8, 55 ff. dazu gehörte. Dort wird nämlich über die Bedeutung der Septuagesima im Kirchenjahr gehandelt: entsprechende Erörterungen findet man bei Honorius p. 652 (vergl. 650), worin auch die siebzig Jahre der babylonischen Gefangenschaft herbeigezogen und Nabuchodonosor mit dem Teufel verglichen wird.

F. Sechstens 353, 5–21. Ismael und Isaak, von jenem stammen die Heiden und die (heidenchristliche) Kirche. Die Erzählung des Thatsächlichen schliesst

also zelt uns daz liet.

Das darauf folgende ist ganz zerrüttet und nicht mit Sicherheit herzustellen, dem Sinne nach etwa (vergl. 353, 10. 11):

von dem chebessune chumpt diu heidenisce diet,
von dem adelsune die ebrêiscen lûte
die gote wâren trûte.

Welches ist das Lied? Ich glaube, die Vorauer Genesis, weil dort die Bezeichnung *edel sun* Diem. 18, 14. 15 vorkommt. Ganz albern ist Arnolds Zusatz *unte der vrauen Sâran, hei wie manege werlt si sint gebâren*. Also die Hebräer waren der Frau Sara besonders lieb! Und der Schlusssatz soll nur das Wort *werlt* anbringen, um auf die beiden vorangegangenen Interpolationen 352, 7 und 353, 2 zurückzuweisen.

G. Siebentens 355, 27—356, 16. Ein beredtes Lob Gottes des Schöpfers und seiner Wohlthaten gegen uns mit rhetorischer Häufung wie in Heinrichs Litanei. Am Schlusse ist wieder der heilige Geist interpolirt. Ursprünglich etwa: *sô lobe wir dich, trehtîn hêrre.*

Dazu käme noch achtens H 352, 10–24 von den sieben Herzeleiden, eigentlich vom Tode und der ewigen Heimat.

Ich bin weder überzeugt, dass diese letzten Fragmente jedes einem besonderen Gedichte angehören, noch weiss ich sie mit Wahrscheinlichkeit einem sonst erkennbaren Zusammenhange einzuordnen.

Der Priester Arnold selbst ist noch weiter zu verfolgen. Er hat vielleicht nicht blos die Summa theologiae, sondern das ganze mitteldeutsche Buch der Vorauer Handschrift (Nr. VIII—XI) gekannt, denn wie bei ihm alles Reminiscenz ist, so können die sehr unmotivirten Abgötter 340, 16 aus den drei Jünglingen stammen. Der schiefe Ausdruck *daz wir niene werden gesceiden, dâ got sunderet die lieben von den leiden* 339, 2 stammt wohl aus der Millstätter Sündenklage Karaj. 51, 9, vergl. Diemer zu der Stelle. Die Uebereinstimmung der Wendung, worin Arnold seinen Namen nennt, mit der gleichen Wendung bei Adelbrecht hat Gervinus 1[4], 115 bemerkt. Ich setze danach unseren Priester Arnold mit Diemer S. XLIX nach Steiermark oder Kärnten. Er steht in scharfem Gegensatze gegen die ‚dummen Laien' 348, 27. 357, 4.

XXI. Bl. 333d—335c das himmlische Jerusalem.

Diemer Deutsche Gedichte 361, 1—372, 27: vergl. oben Millstätter Hs. VIII. Der Dichter fürchtet, dass etliche sein Lied schelten 361, 14: denn *von den himelen rede wir selten*. Und am Schlusse klagt er wieder, dass eine solche *guote rede* dem *tumben* unangenehm sei, der verlange noch einen Gesang *von werltlîchen dingen und von der degenhaite* 372, 10.

Das Metrum scheint sich in der Regel nicht weit von dem viermal gehobenen Verse zu entfernen. Die Schlusszeilen der Absätze sind gewöhnlich verlängert. Die Orthographie stimmt trotz individuellen Eigenheiten im Ganzen doch sehr nahe zu dem Werke des Priesters Arnold. Beide haben, wie Ezzo, noch auf althochdeutsche Weise *unte sunten funten wente ente wante* u. dgl. Beide unorganisch *th* für *t*, besonders im Auslaut. Beide *au* und *ai* (ersteres bei Arnold, letzteres im Jerus. häufiger), sogar *haus* 365, 13 und ein paarmal *ei* für *î*. Beide auch unorganisch *h* im Anlaut statt Spiritus lenis. Dem *gepuet* für *gepiutet* bei Arnold 354, 14 (oben S. 82) vergleicht sich *fluet* 365, 26 für *fliuhet*. Das

charakteristische euphonische *e* in Verbindungen mit der Liquida (s. Diemer zu 362. 8) ist bei Arnold lange nicht so häufig. aber s. z. B. 341, 21 *cherup* für *chrump* oder 334, 3 f. *chesiene*, wo durch Conjectur *cheleine* herzustellen ist. Entfernter verwandt ist die jüngere Judith: die Participialform *waltunte* 369, 25 f. kommt dort öfters vor: 171, 5 *primmundez*; 174, 20 *vlichunde*.

Auch ein Interpolator der Hochzeit Karaj. S. 29 entwirft ein Bild der himmlischen Stadt, etwas märchenhaft freilich. Dieser Dichter hier hält sich an das 21. Kapitel der Apocalypse und erklärt die Bedeutung der Steine nach Marbodius, wie Diemer gesehen hat, Anm. S. 89 ff.

XXII. Bl. 135c—135d Gebet einer Frau.

Diemer Deutsche Gedichte 375, 1 — 378, 8. Bricht am Ende des Bl. 135 ab, der Schluss ist uns verloren.

Sie bittet, Gott möge ihr den heiligen Geist als Tröster senden. Sie beruft sich darauf, dass er durch ihn auch die Unschuld der Susanna erwies. Gott möge sie, die arme Sünderin, nicht verlassen und sie eher sterben lassen, als dass sich an ihr der Wille eines ihrer Feinde erfülle. Sie beruft sich auf den Kreuzestod, auf die Auferstehung, auf den Schutz, mit welchem der Engel Gabriel den jungen Tobias vor dem Teufel behütete *dâ er lac bî sînem wîbe*, u. s. w. Wir haben solche Berufungen in der Vorauer und Millstätter Sündenklage kennen gelernt. Diese Dame aber redet nicht viel von ihren Sünden. blos: Gott möge sie ihre Sünden nicht so sehr entgelten lassen, dass er ihr nicht aus der Noth hülfe: er möge sie nicht den ewigen Tod sterben lassen. Aber sie betet auch um friedfertige Gesinnung, welche die Rache Gott anheimstellt. Sie fleht um Schutz der Engel. Sie bittet noch einmal um Hilfe gegen ihre Feinde.

Wir blicken offenbar in eine ganz bestimmte Situation: eine bedrängte Frau, vielleicht verleumdet wie Susanna, von Feinden geängstigt, sucht Beistand bei höheren Mächten.

Für die Orthographie ist charakteristisch das *o* mit übergesetztem *r*, theils für *uo*, theils für *ou*, theils für *ô*. Zu letzterem vergl. zu Denkm. LXXXIV, 2.